

HEYNE <

Das Kino-Event im Verleih der Twentieth Century Fox

**ROBERT M. EDSSEL**

mit **BRET WITTER**

# **MONUMENTS MEN**

Es war der größte  
Kunstraub der Geschichte

Das Buch zum  
**KINOFILM**



# HEYNE <

## Unglaubliche Helden

Es ist ein Wettlauf gegen die Zeit. Die Nazis organisieren den größten Kunstraub der Geschichte und lassen aus den besetzten Gebieten Europas mehr als fünf Millionen Objekte für das »Führermuseum« ins Reich schaffen. Eine Spezialeinheit der Alliierten bekommt den Auftrag, die Kulturgüter zurückzuerobern: die Monuments Men!

Anhand von persönlichen Briefen, Tagebüchern und historischen Fotos erzählt Robert M. Edsel ihre atemberaubende Schatzsuche – jetzt verfilmt mit George Clooney, Matt Damon, Bill Murray, John Goodman, Jean Dujardin, Bob Balaban, Hugh Bonville, Dimitri Leonidas und Cate Blanchett.

Motion Picture Photography © 2013 Twentieth Century Fox Film Corporation and Columbia Pictures Industries, Inc. All rights reserved.

Motion Picture Artwork © 2013 Twentieth Century Fox Film Corporation. All rights reserved.

Direkt zum Kinotrailer:



ISBN: 978-3-453-43764-7 € 9,99 [D]

€ 10,30 [A]

02



FSC

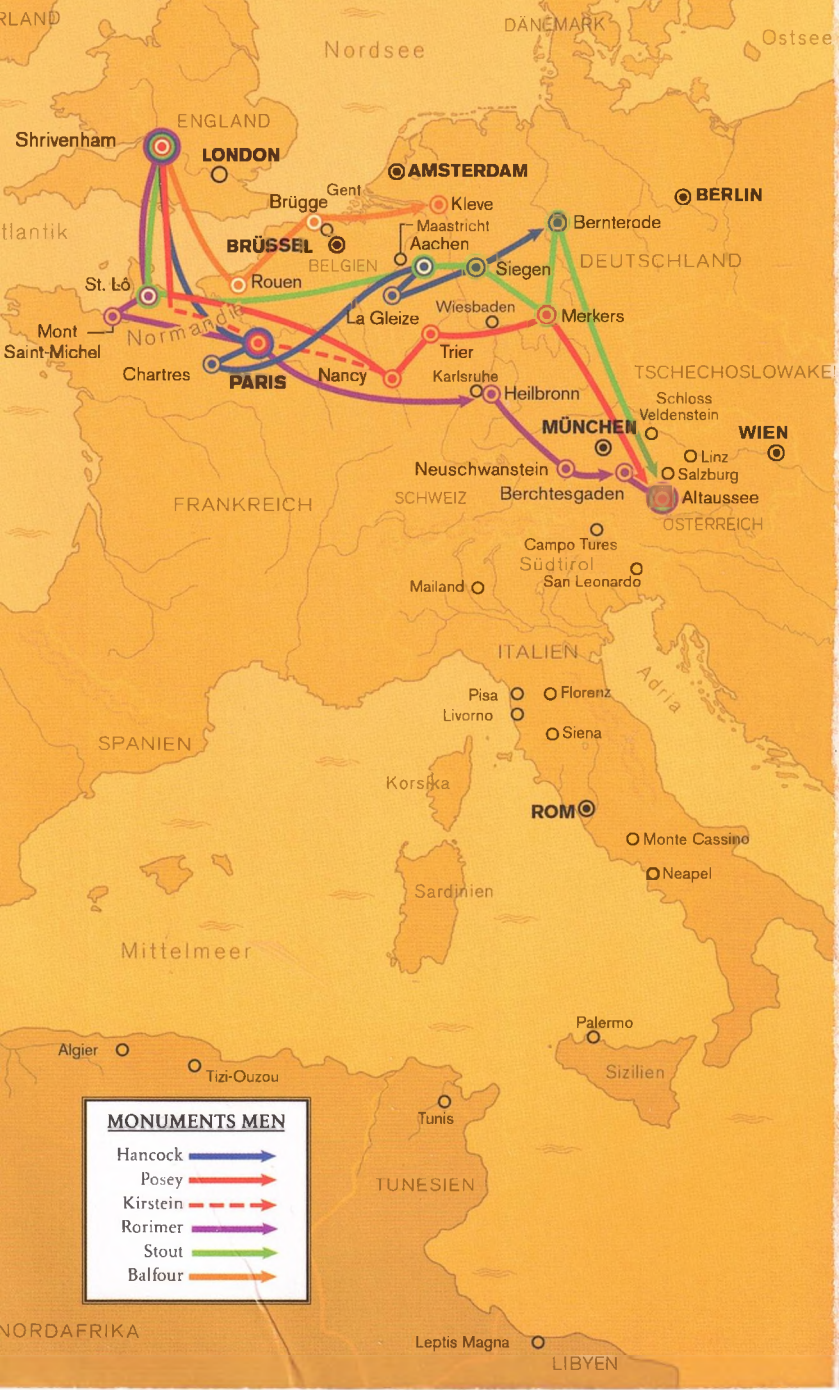


9 783453 437647

FOX 2000 PICTURES und COLUMBIA PICTURES PRÄSENTIEREN  
EINE SMOKEHOUSE PRODUKTION GEORGE CLOONEY, MATT DAMON: THE MONUMENTS MEN  
BILL MURRAY, JOHN GOODMAN, JEAN DUJARDIN, BOB BALABAN, HUGH BONVILLE und CATE BLANCHETT  
MUSIK ALEXANDRE DESPLAT REGIE HENNING MOLFENTER CHARLIE WIDEBECKEN CHRISTOPH FISSER  
KOSTÜME LOUISE FROGLEY SCHNITT STEPHEN MIRRIONE, A.C.E. PRODUKTIONSDESIGNER JIM BISSELL  
KAMERA PHÉRON PAPA-MICHAËL ASS. KAMERALEITER BARBARA A. HALL  
CASHIERER AMI ROBERT M. EDELSON MIT BRETT WITTEK REGIEBUCH GEORGE CLOONEY & GRANT HESLOV  
NEU BEWERTET VON  
PRODUZENTIN GRANT HESLOV GEORGE CLOONEY REGIE GEORGE CLOONEY

COLUMBIA PICTURES SMOKEHOUSE

WWW.HEYNE.DE



**MONUMENTS MEN**

- Hancock →
- Posey →
- Kirstein - - - →
- Rorimer →
- Stout →
- Balfour →

Map labels include: ENGLAND (Shrivenham, LONDON), BRÜSSEL (Belgien), PARIS (Normandie), FRANCE (FRANKREICH), GERMANY (DEUTSCHLAND), AUSTRIA (ÖSTERREICH), ITALY (ITALIEN), ROM, SPAIN (SPANIEN), SWITZERLAND (SCHWEIZ), CZECH REPUBLIC (TSCHECHOSLOWAKEI), DENMARK (DÄNEMARK), and LIBYEN. Cities marked include Amsterdam, Berlin, Brüssel, Paris, München, Wien, and many others. Bodies of water like Nordsee, Ostsee, and Mittelmeer are also labeled.





ROBERT M. EDESEL

© Jimmy Bruch

## Das Buch

Dieses Buch erzählt ein bislang unbekanntes Kapitel des Zweiten Weltkrieges: die Geschichte der Monuments Men, einer Gruppe von Soldaten, die von 1943 bis 1951 in den Streitkräften der westlichen Alliierten dienten, jedoch keine Maschinengewehre mit sich führten und keine Panzer fuhren. Ihr einzigartiger Auftrag bestand darin, die bedeutendsten europäischen Kunstwerke – Gemälde von Leonardo da Vinci, Vermeer und Rembrandt, Skulpturen von Michelangelo – vor der Plünderungsmaschine der Nationalsozialisten in Sicherheit zu bringen.

2013 wurde das Buch von und mit George Clooney für das Kino verfilmt. In den weiteren Hauptrollen sind Cate Blanchett, Matt Damon, Jean Dujardin, John Goodman und Bill Murray zu sehen.

## Die Autoren

Robert M. Edsel ist Autor der Bestseller *Rescuing Da Vinci*, *Monuments Men* und *Saving Italy*. Er war Co-Produzent des preisgekrönten Dokumentarfilms *The Rape of Europa* und gründete die «Monuments of Men Foundation for the Preservation of Arts», die 2007 mit der National Humanities Medal ausgezeichnet wurde. Edsel wurde mit der Texas Medal of Arts, dem President's Call to Service Award und dem Hope for Humanity Award des Dallas Holocaust Museum ausgezeichnet. Er arbeitet ausserdem als Kurator am National World War II Museum in New Orleans.

Bret Witter ist Co-Autor von sechs *New York Times*-Bestsellern. Seine Bücher wurden in mehr als dreissig Sprachen übersetzt und erreichten eine weltweite Auflage von zwei Millionen Exemplaren. Er lebt in Decatur, Georgia.

[www.bretwitter.com](http://www.bretwitter.com)

Robert M. Edsel  
mit Bret Witter

# MONUMENTS MEN

**Die Jagd nach Hitlers Raubkunst**

Aus dem amerikanischen Englisch  
übersetzt von Hans Freundl

WILHELM HEYNE VERLAG  
MÜNCHEN

Die Originalausgabe

THE MONUMENTS MEN. ALLIED HEROES, NAZI THIEVES, AND THE  
GREATEST TREASURE HUNT IN HISTORY erschien 2010 bei Center  
Street, New York.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

Das für dieses Buch verwendete Fsc®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*  
liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

2. Auflage

Vollständige Taschenbuchausgabe 01/2014

Copyright © 2009 by Robert M. Edsel

Copyright © 2013 der deutschsprachigen Ausgabe by Residenz Verlag, St. Pöl-  
ten, im Niederösterreichischen Pressehaus Druck- und Verlagsgesellschaft mbH

Copyright © 2013 dieser Ausgabe by Wilhelm Heyne Verlag, München, in der  
Verlagsgruppe Random House GmbH

Printed in Germany 2013

Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design, München

Umschlagmotiv: © Twentieth Century Fox Film Corporation.

All Rights Reserved.

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pössneck

ISBN 978-3-453-43764-7

Eingelesen mit ABBYY Fine Reader

[www.heyne.de](http://www.heyne.de)

# INHALT

<b>Vorbemerkung</b>	13
<b>Die Hauptpersonen</b>	19

## TEIL I

### **Die Mission**

1	Flucht aus Deutschland	29
2	Hitlers Traum	37
3	Der Ruf zu den Waffen	43
4	Eine öde und leere Welt	53
5	Leptis Magna	61
6	Der erste Feldzug	66
7	Monte Cassino	74
8	«Monuments, Fine Arts and Archives»	80
9	Die Aufgabe	95

## TEIL II

### **Nordwesteuropa**

10	Die Landung am D-Day	102
11	Eine Begegnung im Feld	118
12	Die Madonna von Michelangelo	134
13	Die Kathedrale und das Meisterwerk	140
14	Van Eycks Gotteslamm	153
15	James Rorimer besucht den Louvre	161



16	Vorstoss nach Deutschland	183
17	Ein Ausflug an die Front	191
18	Der Teppich von Bayeux	201
19	Weihnachtsgrüsse	212
20	Die Madonna von La Gleize	222
21	Der Zug	225
22	Die deutsche Ardennenoffensive	239
23	Champagner	242

### TEIL III

#### Deutschland

24	Ein deutscher Jude in der US-Armee	261
25	Überleben in einem zerstörten Dorf	266
26	Der neue Monuments Man	272
27	George Stout und seine Landkarten	283
28	Kunst in Bewegung	293
29	Zwei Wendepunkte	296
30	Hitlers Nero-Befehl	304
31	Die 1. US-Armee überschreitet den Rhein	307
32	Schatzkarte	314
33	Enttäuschung	327
34	Im Berg	338
35	Gefallen	343
36	Eine denkwürdige Woche	346

## TEIL IV

### Die Leere

37	Salz	365
38	Schrecken und Entsetzen	373
39	Der Gauleiter	379
40	Die ramponierte Saline	382
41	Der letzte Geburtstag	388
42	Pläne	393
43	Hitlers Testament	398
44	Entdeckungen	406
45	Die Schlinge zieht sich zu	411
46	Der Wettlauf	415
47	Die letzten Tage	421
48	Der Übersetzer	428
49	Musik erklingt	431
50	Am Ende des Weges	437

## TEIL V

### Die Nachwirkungen

51	Was wirklich in Altaussee geschah	443
52	Die Bergung	454
53	Auf dem Weg nach Hause	464
54	Helden der Zivilisation	474

Die handelnden Personen	507
Bibliografie	512
Danksagung	523
Anmerkungen	527
Register	542

*Für meine Mutter, Tante Marilyn und meinen Sohn Diego*

*Zur Erinnerung an meinen Vater und meinen Onkel, A.J. Edsel, und  
Ron B. Wright, beide Kriegsveteranen*

*Und für die Monuments Men, durch deren heldenhafte Anstrengungen  
so vieles von der Schönheit erhalten werden konnte, derer wir uns heute  
erfreuen*

*Was immer diese Gemälde den Menschen bedeutet haben mögen, die sie vor Generationen betrachteten ..., heute sind sie mehr als Kunstwerke. Heute sind sie die Symbole des menschlichen Geistes und der Welt, die die Freiheit des menschlichen Geistes hervorgebracht hat ... Wenn wir diese Arbeit heute würdigen, bekräftigen wir auch die Entschlossenheit des amerikanischen Volkes, dass die Freiheit des menschlichen Geistes und des menschlichen Verstandes, welche die grossen Kunstwerke der Welt und alle ihre Wissenschaften hervorgebracht haben, niemals gänzlich zerstört werden kann.*

Präsident Franklin D. Roosevelt, Festakt  
zur Eröffnung der National Gallery of Art, 17. März 1941<sup>1</sup>

*Früher schien mir die Sache doch verhältnismässig einfacher zu sein. Da nannte man das plündern. Das stand dem Betreffenden zu, das wegzunehmen, was man eroberte. Nun, die Formen sind humaner geworden. Ich gedenke trotzdem zu plündern, und zwar ausgiebig.*

Reichsmarschall Hermann Göring, in einer Rede vor  
den Reichskommissaren

für die besetzten Gebiete, 6. August 1942<sup>2</sup>

## VORBEMERKUNG

Den meisten Menschen ist bewusst, dass der Zweite Weltkrieg der zerstörerischste Krieg der Geschichte war. Wir wissen, welch entsetzlichen Blutzoll er forderte, wir haben die Bilder von den verwüsteten europäischen Städten gesehen. Doch wer ist schon einmal durch ein grosses, majestätisches Museum wie den Louvre gegangen, hat die Erhabenheit einer gewaltigen Kathedrale wie jener in Chartres gespürt oder ein grossartiges Wandgemälde wie Leonardo da Vincis *Letztes Abendmahl* betrachtet und sich dabei die Frage gestellt: Wie konnten so viele grosse Monumente und bedeutende Kunstwerke diesen Krieg überstehen? Wer waren die Menschen, die sie gerettet haben?

Bedeutende Ereignisse des Zweiten Weltkriegs – Pearl Harbor, der D-Day, die Ardennenoffensive – sind ebenso Bestandteil unseres kollektiven Bewusstseins geworden wie die Namen der Bücher und Filme – *Band of Brothers* (*Wir waren wie Brüder*), *The Greatest Generation*, *Saving Private Ryan*, *Schindlers Liste* – und der Autoren, Regisseure und Schauspieler – Ambrose, Brokaw, Spielberg, Hanks –, die diese epischen Ereignisse und den Heldenmut, den diese Zeit hervorgebracht hat, für uns wieder zum Leben erweckt haben.

Aber was, wenn ich Ihnen nun mitteilen würde, dass es noch eine andere grosse Geschichte über den Zweiten Weltkrieg gibt, die noch nicht erzählt wurde, eine bedeutende Geschichte, die wesentlich mit den Kriegseignissen zu tun hat und an der eine höchst illustre Gruppe von Helden beteiligt war, von denen Sie noch nie gehört haben? Was, wenn ich Ihnen sagen würde, dass es an den Fronten eine Gruppe von Männern gab, die im wörtlichen Sinne die Welt retteten, so wie wir sie kennen? Männer, die keine Maschinengewehre mit sich führten und keine Panzer fuhren, Männer, die keine offiziellen Repräsentanten von



Staaten waren, Männer, die nicht nur begriffen hatten, wie sehr die grossen kulturellen und künstlerischen Leistungen unserer Zivilisation bedroht waren, sondern die sich an die Front begaben, um dagegen etwas zu unternehmen?

Diese unbekannt Helden wurden «Monuments Men» genannt, eine Gruppe von Soldaten, die von 1943 bis 1951 in den Streitkräften der westlichen Alliierten dienten. Sie sollten ursprünglich dafür sorgen, dass die Schäden an Kulturgütern durch die kriegerischen Auseinandersetzungen möglichst gering gehalten wurden, insbesondere die Beschädigungen von Gebäuden – von Kirchen, Museen und anderen wichtigen Monumenten. Als die Alliierten im weiteren Verlauf des Krieges die deutschen Grenzen überschritten, verlagerte sich ihr Schwerpunkt darauf, bewegliche Kunstobjekte und andere bedeutende Kulturgüter aufzuspüren, die geraubt worden oder verschollen waren. Während ihrer Besetzung Europas organisierten Hitler und die Nationalsozialisten den «grössten Diebstahl der Geschichte» und schafften mehr als fünf Millionen Kunstobjekte ins Reich. Die Aktivitäten der Monuments Men wurden daraufhin zur «grössten Schatzsuche der Geschichte» mit all den unvorstellbaren und bizarren Geschichten, wie sie nur der Krieg hervorbringen kann. Es war auch ein Wettlauf gegen die Zeit, denn an den unglaublichsten Orten waren Zehntausende der grössten Kunstwerke der Welt versteckt worden, darunter Gemälde von unschätzbarem Wert von Leonardo da Vinci, Jan Vermeer und Rembrandt sowie Skulpturen von Michelangelo und Donatello. Und einige der fanatischen Nationalsozialisten, denen diese Werke in die Hände gefallen waren, blieben entschlossen, dafür zu sorgen, dass niemand anders sie bekommen sollte, wenn das Dritte Reich sie nicht würde behalten können.

Am Ende arbeiteten ungefähr 350 Männer und Frauen aus 13 Ländern für die Sektion «Monuments, Fine Arts and Archives» (MFAA) – eine bemerkenswert geringe Zahl angesichts der Millionen von Soldaten in den kämpfenden Truppen. Doch bis zum Ende des Krieges (am 8. Mai 1945) waren nur rund 60 Monuments Men in Eu-

ropa aktiv, die meisten von ihnen Amerikaner oder Briten. In dem an Kunstschätzen reichen Italien waren 20 Kulturgüterschutzoffiziere im Einsatz. In den ersten Monaten nach dem D-Day (dem 6. Juni 1944) befanden sich erst knapp ein Dutzend Monuments Men auf dem Boden der Normandie. Diese Gruppe wurde bis zum Ende der Kämpfe nach und nach auf 25 Mann verstärkt; sie hatte die anspruchsvolle Aufgabe, sich um den gesamten nordwesteuropäischen Raum zu kümmern. Ein nahezu unmögliches Unterfangen.

Ursprünglich verfolgte ich die Absicht, in diesem Buch die Geschichte der Aktivitäten der Monuments Men in ganz Europa zu erzählen, konzentriert auf die Ereignisse von Juni 1944 bis Mai 1945, und zwar anhand der Erlebnisse von acht Monuments Men, die an den Fronten im Einsatz waren, sowie denen zweier weiterer Schlüsselfiguren, eine davon eine Frau. Ich wollte mich dabei auf ihre Feldtagebücher, ihre Kriegsberichte und vor allem auf ihre Briefe stützen, die sie während des Krieges an ihre Ehefrauen, Kinder und Familienangehörigen nach Hause schickten. Weil das Manuskript dadurch viel zu lang wurde, ich aber entschlossen war, die Geschichte wahrheitsgetreu darzustellen, mussten leider die Aktivitäten der Monuments Men in Italien gestrichen werden. Ich habe mich daher auf das nordwestliche Europa beschränkt – hauptsächlich auf Frankreich, die Niederlande, Deutschland und Österreich –, auf jene Länder, die entscheidend dafür sind, dass wir die Leistungen der Monuments Men richtig einschätzen können.

Die Monuments-Offiziere Deane Keller und Frederick Hartt, beide Amerikaner, sowie der Brite John Bryan Ward-Perkins und andere erlebten Unglaubliches während ihres schwierigen Einsatzes in Italien. Bei unseren Recherchen sind wir auf aufschlussreiche und bewegende Briefe gestossen, in denen sie sich bisweilen schier verzweifelt zeigten angesichts der enormen Verantwortung, die sie sich durch ihr Vorhaben aufgeladen hatten, die unersetzlichen Kulturgüter aus der Wiege der Zivilisation zu schützen. Die denkwürdigen Erlebnisse dieser Helden in Italien werde ich in einem späteren Buch darstellen.

Um Zusammenhänge herauszuarbeiten und die Darstellung möglichst flüssig zu gestalten, habe ich mir erlaubt, Dialoge als Stilmittel zu entwickeln, der jedoch niemals substanzielle Fragen betrifft und stets ausgiebig dokumentiert ist. Ich habe immer versucht, nicht nur die Tatsachen darzustellen, sondern auch den Persönlichkeiten und den Sichtweisen der betroffenen Menschen gerecht zu werden und zu zeigen, wie sie selbst die Ereignisse jeweils wahrgenommen haben. Rückblickend kann man erkennen, dass sich diese Wahrnehmungen deutlich von unseren Einschätzungen unterscheiden können; das ist eine der grossen Herausforderungen der Geschichte. Für jegliche Fehlbeurteilung bin allein ich verantwortlich.

Im Kern ist *Monuments Men* eine persönliche Geschichte, eine Geschichte, die von Menschen handelt. Gestatten Sie mir dazu eine persönliche Anmerkung. Am 1. November 2006 flog ich nach Williamstown in Massachusetts, wo ich den Monuments Man S. Lane Faison Jr. treffen wollte, der im OSS (Office of Strategic Services) diente, dem Vorläufer der CIA (Central Intelligence Agency). Lane kam im Sommer 1945 nach Deutschland und begab sich sogleich nach Altaussee in Österreich, um an den Verhören der deutschen Offiziere mitzuwirken, die dort von den westlichen Alliierten interniert worden waren. Sein Hauptauftrag bestand darin, so viel wie möglich über Hitlers Kunstsammlung und seine Pläne für das sogenannte Führermuseum herauszufinden. Nach dem Krieg arbeitete Lane fast 30 Jahre lang als Kunstlehrer am Williams College und vermittelte den Studenten seine Erkenntnisse. Sein professionelles Erbe lebt weiter in seinen Studenten, vor allem in jenen, die heute grosse amerikanische Museen leiten: Thomas Krens (Solomon R. Guggenheim Foundation, 1988-2008), James Wood (J. Paul Getty Trust, seit 2004), Michael Govan (Los Angeles County Museum of Art, seit 2006), Jack Lane (Dallas Museum of Art, 1999-2007), Earl A. «Rusty» Powell III. (National Gallery of Art, Washington D.C., seit 1992) und der legendäre Kirk Varnedoc (Museum of Modern Art, 1996-2001).

Trotz seiner 98 Jahre war Lane in bemerkenswert guter körperlicher Verfassung. Doch Gordon, einer seiner vier Söhne, hatte mich

vorab gewarnt: «Vater kann nicht mehr länger als eine halbe Stunde wach bleiben. Seien Sie also nicht enttäuscht, wenn Sie in Ihrem Gespräch nicht allzu viel erfahren.» Und was für ein Gespräch es dann wurde – es dauerte fast drei Stunden! Lane blätterte mein erstes Buch, *Rescuing Da Vinci*, durch, einen Bildband zu Ehren der Monuments Men, und hielt gelegentlich inne, um Bilder zu betrachten, die ihn in die Vergangenheit zu entführen schienen. Immer wieder, wenn seine Erinnerungen auflebten und er eine seiner aufregenden Geschichten erzählte, zwinkerte er mit den Augen und ruderte mit den Armen, bis wir beide eine Pause brauchten. Gordon konnte es nicht glauben, und auch alle seine Brüder reagierten später ähnlich.

Als ich aufstand, um mich zu verabschieden, ging ich zu seinem Lehnstuhl und streckte Lane meine Hand entgegen. Lane ergriff sie, drückte sie fest, zog mich zu sich und sagte: «Mein ganzes Leben lang habe ich darauf gewartet, Sie kennenzulernen.» Zehn Tage später, eine Woche vor seinem 99. Geburtstag, starb er. Es war der Veterans Day, ein Gedenktag, an dem in den USA und anderen Ländern an die Gefallenen des Ersten Weltkriegs erinnert wird.

## DIE HAUPTPERSONEN



**Major Ronald Edmund Balfour, 1. kanadische Armee.** Alter (1944): 40 Jahre. Geboren in Oxfordshire, England. Balfour, Historiker an der Universität Cambridge, war das, was man einen «Gentleman-Wissenschaftler» nennt: ein Junggeselle, der sich ganz der akademischen Arbeit widmete, ohne nach Ruhm oder einer hohen Position zu streben. Der überzeugte Protestant begann seine wissen-

schaftliche Laufbahn als Historiker, dann wandte er sich kirchengeschichtlichen Forschungen zu. Seine ungemein umfangreiche private Bibliothek wurde in Fachkreisen weithin bewundert.



**Schütze Harry Ettlinger, 7. US-Armee. Alter:**

18 Jahre. Geboren in Karlsruhe (später nach Newark in New Jersey ausgewandert). Der deutsche Jude Ettlinger floh 1938 zusammen mit seiner Familie aus Deutschland. Nachdem er 1944 in Newark die Highschool abgeschlossen hatte, wurde er zum Militär eingezogen und blieb lange Zeit in den Mühlen der Armeebürokratie hängen, bis er

schliesslich Anfang Mai 1945 seine Nische fand.





**Hauptmann Walker Hancock, 1. US-Armee.**

Alter: 43 Jahre. Geboren in St. Louis, Missouri.

Hancock war ein angesehener Bildhauer, der vor dem Krieg den renommierten Prix de Rome gewonnen und 1942 die Army Air Medal entworfen hatte. Er war ein warmherziger und optimistischer Mann, der häufig Briefe an seine grosse Liebe Saima Natti schrieb, die er zwei Wochen vor seiner

Abreise zu seinem Einsatz in Europa geheiratet hatte. Darin betonte er immer wieder, wie viel Freude ihm seine Arbeit bereite und wie oft er von einem Haus und einem Atelier in Gloucester in Massachusetts träume, wo sie gemeinsam würden leben können.



**Hauptmann Walter «Hutch» Huchthausen,**

**9. US-Armee.** Alter: 40 Jahre. Geboren in Perry,

Oklahoma. Hutch, ein jungenhafter, gut aussehender Jungeselle, war praktizierender Architekt und Professor für Design an der Universität von Minnesota. Er war die meiste Zeit in Aachen stationiert und für den grössten Teil von Nordwestdeutschland zuständig.



**Jacques Jaujard, Direktor der Französischen**

**Nationalmuseen.** Alter: 49 Jahre. Geboren in As-

nières in Frankreich. Als Leiter der Französischen Nationalmuseen war Jaujard verantwortlich für die Sicherheit der staatlichen Kunstsammlungen in Frankreich während der Zeit der deutschen Besatzung von 1940 bis 1944. Er war Vorgesetzter, Mentor und Vertrauter von Rose Valland, der anderen grossen Heldin des französischen Kulturbetriebs.



**Gefreiter Lincoln Kirstein, 3. US-Armee.** Alter: 37 Jahre. Geboren in Rochester, New York. Kirstein war Theaterdirektor und Förderer der Künste. Der geniale, aber auch launische und depressive Kirstein war Mitbegründer des legendären New York City Ballet und gilt als einer der bedeutendsten kulturellen Repräsentanten seiner Generation. Dennoch bekleidete in der MFAA nur einen niedrigen Rang und fun-

gierte als Assistent von Hauptmann Robert Posey.



**Hauptmann Robert Posey, 3. US-Armee.** Alter: 40 Jahre. Geboren in Morris, Alabama. Der in ärmlichen Verhältnissen auf einer Farm in Alabama aufgewachsene Posey konnte dank eines Stipendiums des Reserve Officers' Training Corps (ROTC) der Armee an der Universität Auburn Architektur studieren. Der Einzelgänger in der MFAA war sehr stolz auf die Armee und deren legendären Komman-

danten General George S. Patton Jr. Er schrieb viele Briefe an seine Ehefrau Alice und sammelte Ansichtskarten und andere Souvenirs für seinen Sohn Dennis, den er «Woogie» nannte.



**Leutnant James J. Rorimer, Communications Zone und 7. US-Armee.** Alter: 39 Jahre. Geboren in Cleveland, Ohio. Rorimer galt in der Museumsszene gewissermassen als Wunderkind und brachte es schon in jungen Jahren zum Kurator des Metropolitan Museum. Der Experte für mittelalterliche Kunst trug massgeblich zur Gründung der Mittelaltersammlung des Metropolitan Museum, The Cloisters, bei, die

dank der finanziellen Unterstützung des berühmten Mäzens John D.

Rockefeller Jr. verwirklicht werden konnte. Er war in Paris stationiert. Durch seinen eisernen Willen, seine Aufopferungsbereitschaft und seine Liebe für alles Französische gewann er die Zuneigung von Rose Valland. Ihre Beziehung spielte eine wichtige Rolle bei der Suche nach den Verstecken der Kunstschätze. Aus seiner Ehe mit Katherine, ebenfalls Mitarbeiterin des Met, ging die Tochter Anne hervor, die geboren wurde, als Rorimer im aktiven Dienst war; er sah sie erst nach mehr als zwei Jahren.



**Oberleutnant George Stout, 1. US-Armee und 12. US-Armeegruppe.** Alter: 47 Jahre. Geboren in Winterset, Iowa. Stout, eine der massgeblichen Persönlichkeiten auf dem bis dahin weitgehend unbekanntem Gebiet der Erhaltung und Restaurierung von Kunstwerken, war einer der ersten Amerikaner, die begriffen, welche Bedrohung von den Nationalsozialisten für das kulturelle Erbe Europas

ausging, und drängte die Vertreter der Museen und die Armee, eine professionelle Einheit zum Schutz von Kunstwerken und Kulturgütern aufzubauen. Als Feldoffizier war er der Experte, an den sich alle übrigen Monuments Men in Nordwesteuropa wandten, und darüber hinaus ihr Vorbild und ihr Freund. Stout, ein eleganter Mann mit gewinnendem Auftreten, der sich im Feld durch seine Sorgfalt und Bedachtsamkeit hervortat, war ein Veteran des Ersten Weltkriegs. Er liess seine Frau Margie und seinen kleinen Sohn in Amerika zurück. Sein ältester Sohn diente in der US-Marine.



### Rose Valland, Verwalterin des Jeu de Paume.

Alter: 46 Jahre. Geboren in Saint-Etienne-de-Saint-Geoirs in Frankreich. Rose Valland war in bescheidenen Verhältnissen in der französischen Provinz aufgewachsen, und es sah zunächst überhaupt nicht danach aus, dass sie einmal eine Heldin der französischen Kunstwelt werden würde. Sie arbeitete schon länger

als unbezahlte Freiwillige im nicht weit vom Louvre gelegenen Museum Jeu de Paume, als Paris von den Deutschen besetzt wurde. Die unscheinbare, aber entschlossene Frau gewann das Vertrauen der Deutschen im Jeu de Paume und spionierte sie in den vier Jahren der Besatzung aus. Nach der Befreiung von Paris trugen die geheimen Informationen, die sie geliefert hatte, entscheidend dazu bei, dass die in Frankreich geraubten Kunstwerke wieder aufgespürt werden konnten.

TEIL I

# DIE MISSION

1938-1944



*Wir haben einen weiten Weg vor uns. Die Männer, die dies bewerkstelligen können, werden so sicher ausgewählt werden, wie die Sonne jeden Morgen aufgeht. Falsche biografische Angaben, Oberflächlichkeit oder Blendung werden aufgedeckt und aussortiert werden. Solide, gesunde Führungskraft ... und der eiserne Wille, sich Gefahren und wachsenden Aufgaben zu stellen, ohne zurückzuschrecken, werden stets einen Mann kennzeichnen, der in einer entschlossenen, herausragenden Kampfeinheit dient. Darüber hinaus muss er über eine verdammt gute Vorstellungsgabe verfügen – ich bin immer wieder erstaunt über den Mangel an Fantasie ... Und schliesslich muss der Mann imstande sein, sich selbst und sein persönliches Schicksal hintanzustellen. Ich habe zwei ranghohe Soldaten entlassen, weil sie sich über «Ungerechtigkeit», «Unfairness», «Prestige» und weiss der Teufel was sonst noch zu sorgen begannen.*

Oberbefehlshaber General Dwight D. Eisenhower, in einem Brief an General Vernon Prichard, 27. August 1942<sup>3</sup>

*Ich glaube, wir haben einiges geleistet, schon gleich am Anfang, weil uns niemand kannte und uns niemand behinderte – und weil wir kein Geld hatten.*

John Gettens, Fogg Museum Conservation Department, über wichtige wissenschaftliche Erkenntnisse, die er zusammen mit George Stout in den Jahren 1927 bis 1932 gewonnen hatte.<sup>4</sup>

## DIE MONUMENTS MEN

Die Monuments Men waren eine Gruppe von Männern und Frauen aus 13 Ländern, die sich freiwillig für den Dienst in der neu geschaffenen Sektion Monuments, Fine Arts and Archives (MFAA) gemeldet hatten. Die meisten der ersten Freiwilligen hatten berufliche Erfahrungen als Museumsleiter, Künstler, Architekten und Archivare. Ihre Berufsbeschreibung war sehr einfach: Sie sollten während der kriegerischen Auseinandersetzungen möglichst viel von der europäischen Kultur retten.

Die Einrichtung der Sektion MFAA war ein bemerkenswertes Experiment. Es war eines der ersten Male, dass eine Armee einen Krieg führte, während sie zugleich versuchte, die Schäden an Kulturgütern so weit wie möglich zu beschränken. Diese Abteilung war weder angemessen mit Transportmitteln, Material und Personal ausgestattet noch gab es ein historisches Vorbild. Oberflächlich betrachtet waren die Männer, die mit dieser Aufgabe betraut wurden, alles andere als Helden. Die meisten der ungefähr 60 Leute, die bis Mai 1945 auf den Schlachtfeldern in Nordafrika und Europa zum Einsatz kamen, waren mittleren Alters und durchschnittlich 40 Jahre alt. Der Älteste war 66, ein «alter und unverwüstlicher»<sup>5</sup> Veteran des Ersten Weltkriegs; nur fünf Männer waren noch in den Zwanzigern. Die meisten hatten bereits eine Familie gegründet und beruflich Karriere gemacht. Aber sie hatten sich alle bewusst dafür entschieden, durch ihre Mitarbeit in der MFAA die Kriegsziele zu unterstützen, und sie waren bereit, für ihre Überzeugungen zu kämpfen und zu sterben. Ich bin stolz, sie Ihnen vorstellen zu können und Ihnen ihre Geschichte zu erzählen, so gut ich es vermag.

## FLUCHT AUS DEUTSCHLAND

### Karlsruhe 1715-1938

Die Stadt Karlsruhe im Südwesten Deutschlands wurde 1715 vom Markgrafen Karl Wilhelm von Baden-Durlach gegründet. Einer Legende zufolge war Karl Wilhelm eines Tages allein im Wald unterwegs. Dort schlief er ein und träumte von einem Schloss, das von einer Stadt umgeben war. Seine bisherige Residenz in Durlach hatte er nach einer Auseinandersetzung mit der örtlichen Bürgerschaft aufgegeben. Karl Wilhelm, stets zuversichtlich in die Zukunft blickend, liess seine neue Stadt strahlenförmig anlegen; sein Schloss wurde in die Mitte gestellt, und 32 Strassen führten zu ihm wie die Speichen eines Rades. Wie in seinem Traum entwickelte sich rasch eine Stadt um sein Schloss herum.

Da er die neue Stadt zu einem regionalen Machtzentrum auszubauen hoffte, lud Karl Wilhelm jedermann ein, sich hier niederzulassen, ungeachtet seiner rassischen Zugehörigkeit oder seiner Religion. Dies war ein seltener Luxus, insbesondere für Juden, die meist nur in rein jüdischen Vierteln wohnen durften. Um 1718 wurde in Karlsruhe eine jüdische Gemeinde gegründet. Im Jahr 1725 zog ein jüdischer Kaufmann namens Seligmann aus Ettlingen hierher, einer Nachbarstadt, in der seine Familie seit 1600 gelebt hatte. Seligmanns Geschäfte liefen gut in Karlsruhe; erst 1752, als sich die Stadt bereits als bedeutende Regionalmacht verstand, wurden gegen die Juden gerichtete Gesetze erlassen. Um 1800, als die deutsche Bevölkerung per Gesetz verpflichtet wurde, einen Nachnamen zu führen, entschlossen sich Seligmanns Nachkommen, sich den Familiennamen Ettlinger zuzulegen, nach der Stadt ihrer Vorfahren.

Die bedeutendste Strasse in Karlsruhe war die Kaiserstrasse, und in dieser Strasse eröffnete die Familie Ettlinger 1850 ein Damenbekleidungsgeschäft. Juden durften kein Ackerland besitzen. Berufszweige wie Medizin, das Rechtswesen oder die staatliche Verwaltung

### 30 DIE MISSION

waren ihnen grundsätzlich zugänglich, wenngleich sie dabei offen benachteiligt wurden, während die Handwerkerzünfte wie etwa die Klempner oder die Zimmerer sie nicht aufnahmen. Daher verlegten sich viele jüdische Familien auf den Einzelhandel. Das Geschäft der Gebrüder Ettliger war nur zwei Häuserblocks vom Schloss entfernt, und Ende der 1890er-Jahre wurde es dank der Patronage durch eine Nachfahrin Karl Wilhelms, der Grossherzogin Hilda von Baden, der Ehefrau Friedrichs II. von Baden, zu einem der elegantesten Geschäfte in der Region. Anfang des 20. Jahrhunderts besass der Laden vier Stockwerke mit Verkaufsflächen und hatte 40 Angestellte. Der Grossherzog und seine Frau mussten 1918 abdanken, doch selbst der Verlust ihrer Förderin tat dem geschäftlichen Erfolg der Familie Ettliger keinen Abbruch.

Im Jahr 1925 heiratete Max Ettliger Suse Oppenheimer, deren Vater Textilgrosshändler im nahegelegenen Bruchsal war. Sein wichtigster Handelsartikel waren Uniformstoffe für Staatsbedienstete wie etwa Polizisten und Zollbeamte. Die jüdische Familie Oppenheimer, die ihre Wurzeln in der Stadt bis auf das Jahr 1450 zurückführen konnte, war bekannt für ihre Rechtschaffenheit, ihre Umgänglichkeit und ihre Menschenfreundlichkeit. Suses Mutter hatte sich unter anderem als Vorsitzende des örtlichen Roten Kreuzes betätigt. Als Max' und Suses ältester Sohn Heinz Ludwig Chaim Ettliger, genannt Harry, geboren wurde, war die Familie daher nicht nur wirtschaftlich wohlhabend, sondern genoss im Raum Karlsruhe auch einen guten Ruf: Sie galten als ehrbare Geschäftsleute.

Kinder leben in einer geschlossenen Welt, und der kleine Harry nahm an, dass das Leben, so wie er es kannte, für immer so weitergehen würde. Er hatte keine nichtjüdischen Freunde und auch seine Eltern nicht, daher erschien ihm dies nicht ungewöhnlich. Er begegnete Nichtjuden in der Schule oder in den Parks, und er kam auch gut mit ihnen aus, aber dennoch schlummerte in ihm verborgen das Wissen, dass er aus irgendeinem Grund ein Aussenseiter war. Er wusste nichts davon, dass in der Welt eine schwere Wirtschaftskrise heraufzog und

dass schwierige Zeiten Schuldzuweisungen und Vorwürfe mit sich bringen würden. Harrys Eltern waren nicht nur wegen der wirtschaftlichen Entwicklung in Sorge, sondern auch wegen der Zunahme nationalistischer und antisemitischer Stimmungen. Harry indes bemerkte nur, dass die Trennlinie zwischen ihm und der grösseren Welt in Karlsruhe allmählich deutlicher zu erkennen und immer schwerer zu überschreiten war.

Im Jahr 1933 schliesslich, als er sieben Jahre alt war, durfte Harry nicht mehr an Veranstaltungen des örtlichen Sportvereins teilnehmen. Im Sommer 1935 verliess seine Tante Karlsruhe und übersiedelte in die Schweiz. Als Harry einige Monate später in die fünfte Jahrgangsstufe kam, gab es in der Klasse, die aus 45 Schülern bestand, ausser ihm nur noch einen einzigen weiteren jüdischen Jungen. Sein Vater hatte am Ersten Weltkrieg teilgenommen, war bei Metz in Frankreich durch einen Granatsplitter verletzt worden und hatte für seine Tapferkeit einen Orden erhalten; daher wurden auf Harry die Bestimmungen der Nürnberger Gesetze von 1935, nach denen Juden die deutsche Staatsbürgerschaft aberkannt und ihnen der Grossteil der Bürgerrechte verwehrt wurde, vorläufig nicht angewandt. Doch Harry musste in der Schule in der letzten Reihe sitzen, und seine schulischen Leistungen verschlechterten sich deutlich. Das war nicht die Folge von Ausgrenzung oder Einschüchterung – die gab es auch, aber Harry wurde nie von Klassenkameraden misshandelt oder verprügelt. Es hatte vielmehr mit den Vorurteilen seiner Lehrer zu tun.

Zwei Jahre später, 1937, wechselte Harry auf eine jüdische Schule. Kurze Zeit später erhielten er und seine beiden jüngeren Brüder ein überraschendes Geschenk: Sie bekamen Fahrräder. Die Firma der Gebrüder Ettliger war bankrottgegangen, nachdem ein Boykott gegen jüdische Geschäfte verhängt worden war, und sein Vater arbeitete nun bei Opa Oppenheimer in dessen Textilunternehmen. Harry wurde das Radfahren beigebracht, damit er sich in Holland bewegen konnte, wohin die Familie auswandern zu können hoffte. Die Familie seines besten Freundes versuchte nach Palästina zu emigrieren. Fast jeder, den

## 32 DIE MISSION

Harry kannte, wollte Deutschland verlassen. Dann kam die Nachricht, dass der Antrag der Familie Ettlinger abgelehnt worden war; die Auswanderung nach Holland war ihnen verwehrt. Kurz darauf stürzte Harry mit seinem Fahrrad, aber das Krankenhaus in der Stadt weigerte sich, ihn aufzunehmen.

Es gab zwei Synagogen in Karlsruhe, und die Mitglieder der Familie Ettlinger, die sich nicht als strenggläubige Juden verstanden, besuchten die weniger orthodox ausgerichtete. Die Synagoge in der Kronenstrasse war ein grosses, schmuckes, hundert Jahre altes Gebäude. Der Gebetsbereich erstreckte sich über vier Stockwerke, über denen sich mehrere kunstvoll verzierte Kuppeln erhoben – vier Stockwerke war die maximal zulässige Höhe, denn kein Gebäude in Karlsruhe durfte höher sein als der Turm des Schlosses von Karl Wilhelm. Die Männer, die gebügelte schwarze Anzüge und schwarze Zylinder trugen, sassen auf langen Bänken in der untersten Abteilung, die Frauen auf den oberen Emporen. Hinter ihnen flutete das Sonnenlicht durch grosse Fenster herein und badete den Raum in gleissende Helle.

An den Freitagabenden und Samstagvormittagen konnte Harry von seinem Platz auf der Chorempore die ganze versammelte Gemeinde überblicken. Die Menschen, die er kannte, gingen weg, wurden durch Armut, Diskriminierung, Gewaltandrohung und eine Regierung, die Emigration als die beste «Lösung» sowohl für die Juden als auch für Deutschland propagierte, dazu gezwungen, nach Übersee auszuwandern. Dennoch war die Synagoge noch immer voll. Während sich die Welt zunehmend verengte – wirtschaftlich, kulturell und gesellschaftlich –, zog die Synagoge auch immer mehr die Ränder der jüdischen Gemeinschaft an und wurde zur letzten sicheren Zuflucht in der Stadt. Es war nicht ungewöhnlich, dass sich 500 Menschen in der Halle drängten und gemeinsam sangen und um Frieden beteten.

Im März 1938 erfolgte der Anschluss Österreichs an Deutschland. Die nachfolgenden Jubelfeiern festigten Hitlers Machtposition und stärkten seine Politik. Er werde ein neues deutsches Reich errich-

ten, kündigte er an, das tausend Jahre bestehen werde. Die Juden von Karlsruhe waren überzeugt, dass diese Politik zum Krieg führen würde. Nicht nur gegen sie, sondern gegen das gesamte übrige Europa.

Einen Monat später, am 28. April 1938, fuhren Max und Suse Ettlinger mit dem Zug 80 Kilometer zum US-amerikanischen Konsulat in Stuttgart. Sie bemühten sich seit Jahren vergeblich um eine Einwanderungserlaubnis in die Schweiz, nach Grossbritannien, Frankreich und in die USA. Jetzt wollten sie eigentlich keine Papiere, sondern nur Antworten auf einige wichtige Fragen erhalten, doch das Konsulat war überfüllt mit Menschen, und es herrschte ein völliges Chaos. Die beiden wurden von einem Zimmer ins nächste geschickt, mussten ihrerseits Fragen beantworten und Formulare ausfüllen. Einige Tage später erhielten sie einen Brief. Ihr Antrag auf Einwanderung in die USA werde weiter bearbeitet, hiess es darin. Der 28. April war, wie sich herausstellte, der letzte Tag gewesen, an dem die USA Einwanderungsanträge angenommen hatten; der rätselhafte Papierkram war ein Antrag gewesen. Die Familie Ettlinger konnte Deutschland verlassen.

Doch zuerst sollte Harrys Bar-Mizwa feierlich begangen werden. Die Zeremonie wurde für Januar 1939 angesetzt; unmittelbar danach sollte die Familie abreisen. Harry beschäftigte sich den Sommer über mit dem Lernen von Hebräisch und Englisch, während die Besitztümer der Familie verschwanden. Einiges wurde an Freunde und Verwandte geschickt, doch der Grossteil ihrer persönlichen Habe wurde für die Reise nach Amerika verpackt. Juden durften kein Geld mitnehmen – wodurch die Steuer von 100 Prozent, die für die Ausreise an den deutschen Staat zu entrichten war, bedeutungslos wurde –, aber sie durften einige persönliche Dinge behalten, ein Luxus, der ihnen Ende des Jahres ebenfalls entzogen werden sollte.

Im Juli wurde der Termin für Harrys Bar-Mizwa auf den Oktober 1938 vorverlegt. Ermutigt durch den erfolgreichen Anschluss Österreichs, drohte Hitler mit Krieg, falls das Sudetenland, ein schmaler Streifen, der nach dem Ersten Weltkrieg der Tschechoslowakei zugeschlagen worden war, nicht Deutschland angegliedert werden würde.

Es herrschte eine gedrückte Stimmung. Der Krieg schien nicht nur unausweichlich, sondern auch unmittelbar bevorstehend. In der Synagoge wurde nun häufiger und verzweifelter um den Frieden gebetet. Im August zog die Familie Ettlinger den Bar-Mizwa-Termin für ihren Sohn und ihre Abreise aus Deutschland um weitere drei Wochen vor.

Im September fuhren Harry und seine beiden Brüder mit dem Zug in das 27 Kilometer entfernte Bruchsal zu einem letzten Besuch bei ihren Grosseltern. Das Textilgeschäft war in Konkurs gegangen, und die Grosseltern zogen in die Stadt in der Nähe von Baden-Baden um. Oma Oppenheimer bereitete für die Jungen ein schlichtes Mittagessen zu. Opa Oppenheimer zeigte ihnen ein letztes Mal ein paar besondere Stücke aus seiner Sammlung künstlerischer Druckgrafiken. Er war ein grosser Kunstliebhaber; seine Sammlung umfasste fast 2'000 Arbeiten, überwiegend Exlibris und Druckgrafiken weniger bekannter deutscher Impressionisten aus den späten 1890er- und den ersten 1900er-Jahren. Eines der schönsten Stücke war eine von einem ortsansässigen Künstler angefertigte Arbeit des Selbstporträts von Rembrandt, das im Karlsruher Museum hing. Opa Oppenheimer hatte es häufig bewundert, wenn er zu Vorträgen oder Versammlungen das Museum besuchte, aber jetzt hatte er es seit fünf Jahren nicht mehr gesehen. Harry hatte noch nie einen Blick auf das Original werfen können, obwohl er nur vier Häuserblocks vom Museum entfernt wohnte: Im Jahr 1933 hatte das Museum Juden den Zutritt verboten.

Nachdem er die Drucke beiseitegelegt hatte, wandte sich Opa Oppenheimer dem Globus zu. «Ihr müsst Amerikaner werden», sagte er betrübt, «und euer Feind» – er drehte den Globus und legte den Finger nicht auf Berlin, sondern auf Tokio – «werden die Japaner sein.»<sup>6</sup>

Eine Woche später, am 24. September 1938, feierte Harry Ettlinger seine Bar-Mizwa in der prunkvollen Kronenstrassen-Synagoge in Karlsruhe. Die Zeremonie dauerte drei Stunden; Harry trat dabei einmal nach vorn, um aus der Thora zu lesen, und er trug die Passagen auf Althebräisch vor, wie es seit Jahrtausenden der Brauch war. Die Synagoge war voll besetzt. Mit dieser Zeremonie sollte das Erwach-



sen werden der jungen Menschen gefeiert und ihrer Hoffnung auf eine bessere Zukunft Ausdruck verliehen werden, doch viele von ihnen sahen keine Möglichkeit mehr, weiter in Karlsruhe zu leben. Sie hatten keine Arbeit mehr, die jüdische Gemeinde wurde schikaniert und eingeschüchtert. Hitler ging das Risiko ein, dass sich die Westmächte gegen ihn stellten. Nach der Feier nahm der Rabbiner Harrys Eltern beiseite und drängte sie, nicht länger zu warten und nicht erst morgen abzureisen, sondern noch am selben Nachmittag mit dem Zug, der um 13 Uhr ging, in die Schweiz zu fahren. Harrys Eltern waren verwundert. Der Rabbi wollte, dass sie am Sabbat, dem Ruhetag, abreisten. So etwas hatte es noch nie gegeben.

Der Heimweg über zehn Häuserblocks kam ihnen sehr lang vor. Das Festessen, das aus kalten belegten Broten bestand, wurde in einer leeren Wohnung schweigend verzehrt. Die einzigen Gäste waren Oma und Opa Oppenheimer, Harrys andere Grossmutter, Jennie, und deren Schwester, Tante Rosa, die bei der Familie eingezogen waren, nachdem die Firma der Gebrüder Ettliger aufgegeben hatte. Als Harrys Mutter Opa Oppenheimer erzählte, was der Rabbi ihnen geraten hatte, ging der Weltkriegsveteran zum Fenster und blickte hinab auf die Kaiserstrasse, wo Dutzende Soldaten in Uniform umherschlenderten.

«Wenn der Krieg heute anfangen würde», sagte der erfahrene alte Soldat, «dann wären alle diese Soldaten nicht hier auf der Strasse, sondern in ihren Kasernen. Der Krieg wird also nicht heute beginnen.»<sup>7</sup>

Harrys Vater, auch er ein stolzer deutscher Frontkämpfer, pflichtete ihm bei. Die Familie reiste daher nicht an diesem Nachmittag ab, sondern nahm am nächsten Morgen den ersten Zug in die Schweiz. Am 9. Oktober 1938 kamen sie im Hafen von New York an. Genau einen Monat später, am 9. November, nutzte das NS-Regime einen Anschlag auf einen Diplomaten, um mit aller Härte gegen die deutschen Juden vorzugehen. In der sogenannten «Reichskristallnacht» wurden mehr als 7'000 jüdische Geschäfte und 200 Synagogen zerstört. Die Juden von Karlsruhe, unter ihnen auch Opa Oppenheimer, wurden zusam-

### 36 DIE MISSION

mengetrieben und in das Konzentrationslager Dachau gebracht. Die grossartige, hundert Jahre alte Kronenstrassen-Synagoge, wo Harry Ettlinger noch wenige Wochen zuvor seine Bar-Mizwa gefeiert hatte, wurde niedergebrannt. Harry Ettlinger war der letzte Junge, der in der alten Synagoge von Karlsruhe seine Bar-Mizwa beging.

Doch in unserem Buch geht es nicht um die Kronenstrassen-Synagoge, das Internierungslager Dachau oder um den Holocaust an den Juden. Es geht um eine andere Art von Vernichtung und Aggression, die Hitler an den Menschen und den Völkern Europas verübte: um seinen Krieg gegen ihre Kultur. Denn als der Schütze Harry Ettlinger schliesslich nach Karlsruhe zurückkehrte, suchte er nicht nach verschollenen Verwandten oder den Resten seiner Gemeinde; er wollte herausfinden, was mit einem anderen Teil seines Erbes geschehen war, das die Nazis ihm genommen hatten: der geliebten Kunstsammlung seines Grossvaters. Dabei sollte er rund 200 Meter unter der Erde etwas entdecken, von dessen Existenz er schon immer gewusst, das er aber nie mit eigenen Augen zu sehen erwartet hatte: den Rembrandt von Karlsruhe.

## HITLERS TRAUM

### Florenz Mai 1938

Anfang Mai 1938, einige Tage nachdem Harry Ettlingers Eltern ihren Antrag auf Einwanderung in die USA unterschrieben hatten, unternahm Hitler seine erste offizielle Auslandsreise: Sie führte ihn nach Italien zu seinem faschistischen Verbündeten Benito Mussolini.

Rom, das mit seinen imposanten Ruinen und grossen Säulen so mächtig und geschichtsträchtig erschien, wirkte vermutlich etwas einschüchternd auf ihn. Sein Glanz – nicht der gegenwärtige, sondern der Widerschein des antiken Roms – liess Berlin im Vergleich zur italienischen Hauptstadt eher wie eine Provinzstadt erscheinen. So wie Rom sollte auch die deutsche Hauptstadt dereinst werden. Hitler entwickelte seit Jahren Eroberungspläne und bereitete die Unterwerfung Europas vor, doch Rom entfachte den Wunsch nach dem Reich, dem Imperium. Seit 1936 war er mit Albert Speer, seinem persönlichen Architekten, im Gespräch über seinen Plan, Berlin in grossem Stil neu zu errichten. Nach seinem Besuch in Rom verlangte er von Speer, nicht nur für heute, sondern für die Zukunft zu bauen. Er wollte Monumente schaffen, die im Lauf der Jahrhunderte zu attraktiven Ruinen wurden, sodass sie der Menschheit auch noch in tausend Jahren als Symbole seiner Macht erscheinen würden.

Ähnlich inspirierend wirkte das kleinere Florenz, die italienische Kunsthauptstadt, auf Hitler. Hier, in diesem Gewirr von Bauten, die den Beginn der italienischen Renaissance markierten, schlug das kulturelle Herz Europas. Hakenkreuzfahnen wehten an den Gebäuden, die Menschenjubelten Hitler zu, doch am meisten beeindruckten ihn die Kunstwerke. Er hielt sich fast zwei Stunden in den Uffizien auf und betrachtete staunend die berühmten Kunstwerke. Seine Begleitung mahnte zum Aufbruch. Hinter ihm murmelte Mussolini, der in seinem

Leben niemals freiwillig einen Fuss in ein Kunstmuseum setzte<sup>8</sup>, verärgert: «*Tutti questi quadri...* Ach, alle diese Bilder .. .»<sup>9</sup> Aber Adolf Hitler liess sich nicht drängen.

Als junger Mann hatte er davon geträumt, Künstler und Architekt zu werden. Dieser Traum war zerstoßen, als sein Aufnahmeantrag an der Wiener Kunstakademie von einem Ausschuss sogenannter Kunstexperten abgelehnt worden war, die er für Juden hielt. Er war ein Jahrzehnt lang herumgezogen, fast mittellos und ohne ein festes Dach über dem Kopf. Schliesslich aber hatte sich doch noch seine wahre Bestimmung gezeigt. Er war nicht dazu bestimmt, etwas zu erschaffen, sondern es wiederherzustellen. Etwas einzureissen und es dann wieder neu aufzubauen. Aus Deutschland ein Reich zu machen, das grösste Reich, das die Welt bisher gesehen hatte. Das stärkste, disziplinierteste, rassenreinste Reich. Berlin würde sein Rom werden, doch ein wahrer Künstler-Herrscher brauchte auch ein Florenz. Und er wusste auch schon, wo er es errichten würde.

Knapp zwei Monate zuvor, am 13. März 1938, einem Sonntag, hatte Adolf Hitler einen Kranz auf dem Grab seiner Eltern in Linz niedergelegt. Am Nachmittag des Vortages war einer seiner grössten Wünsche in Erfüllung gegangen. Er, der einst abgewiesen und ignoriert worden war, war aus Deutschland, wo er jetzt herrschte, in sein Heimatland Österreich zurückgekehrt, das er gerade an das Deutsche Reich angeschlossen hatte. In jeder Stadt, die sein Konvoi passierte, jubelten ihm die Menschen zu, Kinder überhäufte ihn mit Blumen und Lobpreisungen. In Linz wurde er als heldenhafter Eroberer willkommen geheissen, als Retter des Landes und seiner Bewohner.

Am nächsten Morgen aber sah Hitler sich gezwungen, länger als geplant in Linz zu verweilen. Viele der Lastwagen und Panzer im deutschen Konvoi waren mit Pannen liegengeblieben, sodass die Strasse nach Wien blockiert war. Den ganzen Vormittag schimpfte er auf seine Kommandeure, weil sie ihm diesen triumphalen Augenblick vermasselt hatten und ihn vor seinem Volk und der Welt blamierten. Doch als er an diesem Nachmittag allein auf dem Friedhof stand, seine

Soldaten und Begleiter in respektvollem Abstand, ergriff ihn abermals dieser Glücksmoment: Er hatte es vollbracht. Er war nun kein trauernder Sohn mehr, der vor dem eisernen Grabkreuz seiner Mutter kniete. Er war der «Führer». Und er war seit diesem Tag auch der Herrscher über Österreich. Er musste sich nicht mit den planlos am Flussufer aneinandergereihten Industriegebäuden von Linz abfinden; er konnte sie neu aufbauen. Er konnte diese kleine Industriestadt mit Geld und Ansehen ausstatten, bis sie das jüdisch verseuchte (doch zugleich virulent antisemitische) Wien übertraf, eine Stadt, die er verachtete.

Vielleicht dachte Hitler an diesem Tag an Aachen. Seit noo Jahren kündete die Stadt mit der Grabstätte Karls des Grossen, des Kaisers des Heiligen Römischen Reiches, der 800 n. Chr. das erste deutsche Reich gegründet hatte, vom Ruhm und der Grösse dieses Mannes. Auf ihren antiken Grundlagen hatte Karl der Grosse einen dauerhaften Herrschaftssitz errichtet, dessen Mittelpunkt der prachtvolle Aachener Dom bildete. Adolf Hitler wollte Berlin nach dem Vorbild Roms neu errichten. Doch Linz, dieses Provinznest mit seinen Fabriken und rauchenden Schornsteinen, wollte er nach seinen eigenen Vorstellungen neu erbauen. Es war nicht nur ein Traum; er besass jetzt die Macht, seiner Führerschaft und seiner Künstlerseele dauerhaften Ausdruck zu verleihen. Zwei Monate später, in den Uffizien in Florenz, erkannte er deutlich, wie das künftige Linz aussehen würde: Es sollte das kulturelle Zentrum Europas werden.

Im April 1938 hatte Hitler begonnen, sich mit der Idee eines Kunstmuseums in Linz zu beschäftigen, eines Hauses, in dem seine persönliche Sammlung von Kunstobjekten untergebracht werden sollte, die er seit den 1920er-Jahren zusammentrug. Sein Besuch an einer der zentralen Stätten der abendländischen Kunst zeigte ihm jedoch, dass er bislang in viel zu kleinem Rahmen gedacht hatte. Er würde Linz nicht lediglich ein Museum schenken. Er würde die Uferzeile der Stadt an der Donau in eine Kulturmeile wie jene in Florenz verwandeln, aber mit breiten Boulevards, Gehsteigen und Parks und mit sorgfältig geplanten und überwachten Aussichtspunkten. Er würde

ein Opernhaus bauen, eine Konzerthalle, ein Kino, eine Bibliothek und natürlich ein riesiges Mausoleum, in dem dereinst seine Grabstätte angelegt werden würde. Und den Mittelpunkt würde sein Führermuseum bilden, *sein* Aachener Dom, das grösste, die wichtigste und eindrucksvollste Gemäldegalerie der Welt.

Das Führermuseum würde sein künstlerisches Vermächtnis sein. Dadurch würde er Genugtuung erhalten für seine Zurückweisung durch die Wiener Kunstakademie. Es würde den massgeblichen Bezugspunkt bilden für die Vernichtung der «entarteten» Kunst der Juden und der deutschen Expressionisten, für das Haus der Deutschen Kunst in München, das erste öffentlich finanzierte Projekt seiner Regierung, für seine grossen jährlichen Kunstaustellungen zur Erbauung der deutschen Bevölkerung, für sein Interesse, die Elite der Partei für das Sammeln von Kunst zu begeistern, und für seine langjährigen Bemühungen um den Aufbau seiner privaten Kunstsammlung. Er hatte sein Leben lang nach künstlerischer Reinheit und Vollkommenheit gestrebt. Das Führermuseum, die eindrucksvollste Gemäldegalerie der Geschichte, bestückt mit den Schätzen Europas, würde diesem Streben seinen bestimmenden Ausdruck verleihen.

Die Rechtfertigung für die Beschaffung all dieser Schätze war damit vorhanden. Im Jahr 1938 hatte Hitler die deutsche Kulturszene grundlegend umgestaltet. Er hatte neue Gesetze erlassen, den deutschen Juden das Bürgerrecht genommen und ihre Kunstsammlungen, ihre Möbel und all ihre Besitztümer bis hin zum Tafelsilber und den Familienfotos konfisziert. Als er am zweiten Tag als Herrscher über Österreich am Grab seiner Mutter kniete, verhaftete ein SS-Trupp unter Führung von Heinrich Himmler die jüdische Geistlichkeit von Wien und beschlagnahmte ihren Besitz. Die SS wusste, wo die Kunstwerke versteckt waren; schon einige Jahre vorher waren deutsche Kunstgelehrte in die Länder Europas ausgeschwärmt und hatten insgeheim Bestandslisten angelegt, sodass Hitlers Agenten, als diese Länder besetzt wurden – Hitler hatte diese Eroberungszüge schon damals vorbereitet –, wussten, welche künstlerisch oder kulturell wertvollen Objekte sich an welchen Orten befanden.

Als in den kommenden Jahren Hitlers Macht und sein Herrschaftsgebiet wuchsen, streckten diese Agenten ihre Fühler überallhin aus. Sie verschafften sich Zutritt zu jedem Museum, zu verborgenen Bunkern, abgesperrten Türmen und Wohnzimmern, um Kunstwerke zu kaufen, zu konfiszieren oder ihre Herausgabe zu erzwingen. Die rassistisch motivierten Beschlagnahmen des NSDAP-Ideologen Alfred Rosenberg weiteten sich zu einer Kunstrauboperation aus; die unersättliche Gier von Reichsmarschall Hermann Göring führte zu systematischer Ausplünderung. Hitler bediente sich neuer Gesetze, *seiner* Gesetze, um sich die grössten Kunstwerke Europas anzueignen und in sein Reich zu holen. Dort liess er sie an allen möglichen Lagerorten verwahren, bis sie schliesslich eines Tages im prachtvollsten Museum der Welt ausgestellt werden würden. Bis dahin sollten sie in umfangreichen Katalogen erfasst werden, damit er es sich nach einem harten Arbeitstag zu Hause bequem machen konnte, seine treue Hündin an der Seite und eine Tasse dampfenden Tees neben sich, um sich an ein paar Stücken aus der wichtigsten Kunstsammlung, die es jemals gegeben hatte, *seiner* Kunstsammlung, zu erfreuen. In den kommenden Jahren sollte sich Hitler immer wieder mit dieser Vision beschäftigen. Er wälzte die Gedanken hin und her, bis das Führermuseum und der geplante Kulturbezirk von Linz – die Symbole seiner Künstlerseele – mithilfe von Architekten wie Albert Speer, Hermann Giesler und anderen zu einer festen Idee wurden, dann zu einer sechs Meter langen Bauskizze und schliesslich zu einem dreidimensionalen massstabsgetreuen Modell, das so gross war, dass es einen ganzen Raum ausfüllte, und das alle Gebäude und Brücken zeigte und auch die Bäume, die dort unter seiner mächtigen Hand gedeihen würden.

26. Juni 1939

Auftrag von Hitler an Dr. Hans Posse über  
den Bau des Führermuseums in Linz<sup>10</sup>

---



ADOLF HITLER\*

OBERSALZBERG, am 26. Juni 1939

Ich beauftrage Herrn Galeriedirektor  
Dr. Hans Posse, Dresden, mit dem Aufbau des neuen  
Kunstmuseums für die Stadt Linz/Donau.

Alle Partei- und Staatsdienststellen  
sind verpflichtet, Herrn Dr. Posse bei Erfüllung  
seiner Aufgabe zu unterstützen.



## DER RUF ZU DEN WAFFEN

**New York City Dezember 1941**

Mitte Dezember 1941 funkelten die Lichter der Weihnachtsbeleuchtung trotzig in New York City. Die Schaufenster von Saks und Macy's erstrahlten hell, und der riesige Baum am Rockefeller Center blickte mit tausend wachsamen Augen hinaus in die Welt. Im Defense Center schmückten Soldaten Christbäume, während Helfer um sie herum Vorbereitungen trafen, um 40'000 Rekruten beim grössten Fest zu verköstigen, das die Stadt bisher gesehen hatte. In den Läden hingen die «Wie gewöhnlich»-Schilder in den Fenstern, ein sicheres Anzeichen dafür, dass dies alles andere war als ein gewöhnliches Weihnachten. Am 7. Dezember hatten japanische Kampfflugzeuge Pearl Harbor angegriffen, was dem Land einen Schock versetzt und es mit einem Schlag in den Krieg katapultiert hatte. Während die meisten Amerikaner mit Einkäufen beschäftigt waren und sich zum ersten Mal seit Jahren entschlossen, wieder ein paar Tage mit ihren Familien zu verbringen – die Busse und Züge waren so voll wie noch nie –, beobachteten Aufklärer an beiden Küsten den Himmel und hielten Ausschau nach feindlichen Bombern.

Vieles hatte sich verändert, seit Hitler 1938 Österreich an das Deutsche Reich angeschlossen hatte. Am Ende jenes Jahres hatte die Tschechoslowakei kapituliert. Am 24. August 1939 hatten Deutschland und die Sowjetunion einen Nichtangriffspakt unterzeichnet. Eine Woche später, am 1. September 1939, waren die Deutschen in Polen einmarschiert. Im Mai 1940 begann die deutsche Wehrmacht nach Westen vorzurücken, löschte in ihrem «Blitzkrieg» eine vereinigte britisch-französische Streitmacht aus und überrannte Belgien und Holland. Im Juni nahmen die Deutschen Paris ein; sie überraschten die schockierten Franzosen mitten während der Evakuierungen. Die Schlacht um England begann im Juli, und im September folgten Luft-

Angriffe auf London, die 57 Tage andauerten. Bis Ende Mai 1941 kamen durch die Bomben Zehntausende britische Zivilisten ums Leben, und mehr als eine Million Gebäude wurden beschädigt oder zerstört. In der Überzeugung, dass Westeuropa unterworfen war, wandte sich Hitler am 22. Juni 1941 gegen Stalin. Bis zum 9. September war die Wehrmacht durch den Westen Russlands bis Leningrad (die frühere Hauptstadt Sankt Petersburg) vorgestossen. Damit begann die Blockade von Leningrad, die fast 900 Tage dauern sollte.

Diese Ereignisse hatten, zumindest bei den offiziell neutralen Amerikanern, zu einer allmählichen Steigerung der Nervosität geführt, einer stetigen Zunahme der Anspannung, die sich im Laufe der vergangenen drei Jahre aufgebaut hatte. Wie viele andere Menschen zeigte auch die amerikanische Museumsgemeinde eine hektische Betriebsamkeit. Dabei ging es hauptsächlich um Schutzmassnahmen, von Auslagerungen bis zum Bau von klimatisierten unterirdischen Räumen. Als die Deutschen Paris besetzten, schrieb der Direktor des Kunstmuseums in Toledo, Ohio an David Finley, den Leiter der noch nicht eröffneten National Gallery of Art in Washington, D.C., und setzte sich für die Ausarbeitung eines nationalen Plans zum Schutz der Kunstwerke ein: «Ich weiss, eine Invasion liegt momentan noch in weiter Ferne, aber das glaubte man damals auch in Frankreich.»<sup>11</sup> Die Briten hatten fast ein Jahr gebraucht, um eine grosse Mine in Manod in Wales entsprechend umzubauen, um dort ausgelagerte Kunstwerke sicher unterbringen zu können. Würde der amerikanischen Kunstgemeinde wirklich noch ein Jahr Zeit bleiben für derartige Vorkehrungen?

Nun, nach Pearl Harbor, dem bislang schwersten Angriff auf US-amerikanisches Territorium, verwandelte sich die Anspannung in ein fast verzweifelt Drängen danach, etwas zu unternehmen. Ein Luftangriff auf eine grosse amerikanische Stadt erschien wahrscheinlich; eine Invasion durch Japan oder Deutschland oder gar beide zusammen war nicht ausgeschlossen. Im Museum of Fine Arts in Boston wurde die japanische Abteilung geschlossen, weil man Angriffe durch auf-

gebrachte Bürger fürchtete. In der Walters Gallery in Baltimore wurden kleine Ausstellungsobjekte aus Gold oder Edelsteinen aus den Vitrinen entfernt, um Feuerwehrleute nicht in Versuchung zu führen, die im Notfall dort mit ihren Äxten im Einsatz sein würden. In New York City schloss das Metropolitan Museum of Art bei Einbruch der Dunkelheit, um zu verhindern, dass Besucher bei einem Stromausfall gegen Regale stiessen oder Ausstellungsobjekte entwendeten. Im Museum of Modern Art (MoMA) wurden jeden Abend Gemälde in einen mit Sandsäcken geschützten Bereich gebracht und am Morgen wieder aufgehängt. Die Frick Collection verdunkelte ihre Fenster und Dachluken, damit feindliche Bomber sie in Manhattan nicht entdecken konnten.

All dies beschäftigte die Vertreter der amerikanischen Kulturszene, als sie am Morgen dieses kalten 20. Dezember 1941 aus ihren Taxis stiegen und die Treppe zum Eingang des Metropolitan Museum of Art hinaufschritten. Francis Henry Taylor, der Direktor des Metropolitan Museum of Art und Präsident der Association of Art Museum Directors, und David Finley, der Leiter der National Gallery of Art, hatten sie durch ein Western-Union-Telegramm zu diesem Treffen eingeladen. Bei den 44 Männern und vier Frauen, die an diesem Morgen am Met eintrafen, handelte es sich überwiegend um Museumsdirektoren, die den Grossteil der führenden amerikanischen Kunstinstitutionen östlich der Rocky Mountains repräsentierten: Frick, Carnegie, Met, MoMA, Whitney, Valentiner, Alfred Barr, Charles Sawyer und John Walker.

Zu ihnen gehörte auch Paul Sachs, der stellvertretende Leiter von Harvards Fogg Art Museum. Das Fogg war eine relativ kleine Einrichtung, aber Sachs verfügte über weit darüber hinausreichenden Einfluss in der Museumsgemeinde. Er war der Sohn eines der ersten Partner der Investmentbank Goldman Sachs (deren Gründer Marcus Goldman war sein Grossvater mütterlicherseits) und der wichtigste Verbindungsmann zwischen der Museumsgemeinde und den reichen jüdischen Bankiers in New York. Zudem war er der bedeutendste Ausbilder der Museumsszene. Im Jahr 1921 hatte Sachs in Harvard seinen Kurs

«Museum Work and Museum Problems» eingerichtet, das erste akademische Ausbildungsprogramm, das darauf zielte, Männer und Frauen zu Museumsdirektoren und Kuratoren auszubilden. Neben der Vermittlung von Kunstkenntnissen wurden in diesem «Museum Course» auch finanzielle und administrative Aspekte der Leitung eines Museums behandelt, insbesondere die Beschaffung von Spenden. Die Studenten trafen sich regelmässig mit Kunstsammlern, Bankiers und der gesellschaftlichen Elite Amerikas, häufig auf exquisiten Banketten, bei denen sie in formeller Kleidung erscheinen und die in den gehobenen Kreisen geltenden Benimmregeln befolgen mussten. Ab 1941 übernahmen Sachs' Studenten allmählich Führungspositionen in den amerikanischen Museen, die sie in der Nachkriegszeit schliesslich dominieren sollten.

Weil er ein kleiner Mann war, nur knapp 1,60 Meter gross, hingte Sachs die Bilder an den Wänden relativ weit unten auf. Als die amerikanischen Museen nach dem Krieg international bekannt wurden, liessen viele ihrer Direktoren die Bilder niedriger aufhängen als in den europäischen Museen. Sachs' Schüler hatten dies schlicht als Norm akzeptiert, und die übrigen Museen folgten ihrem Beispiel.

Auf Drängen von George Stout, des gewieften Direktors des Fogg, beschäftigte sich Sachs eingehender mit der Situation der europäischen Museumsgemeinde. Zusammen mit anderen Mitarbeitern hatten die beiden Männer am Fogg eine kleine Dia-Präsentation erarbeitet, um deren missliche Verfassung darzustellen. Am Nachmittag des ersten Versammlungstages, als die Deckenbeleuchtung gedämpft wurde und Stouts Diashow über die Wand flimmerte, wurde den Direktoren der grossen amerikanischen Museen auf schockierende Weise vermittelt, wie sehr der Vormarsch der deutschen Wehrmacht der Kunst zugesetzt hatte. Die englische Nationalgalerie in London war praktisch leer und verlassen, ihre grossen Werke waren in Manod versteckt. Die Tate Gallery war voller Glasscherben. Das Hauptschiff der Kathedrale von Canterbury war mit Schutt gefüllt worden, um die Detonationswellen zu absorbieren. Auf Dias des Rijksmuseums in Amsterdam, des berühmtesten nationalen Museums der Niederlande,

sah man, wie die Bilder der grossen holländischen Meister wie Klappstühle an der Wand aufgestapelt waren. Das vielleicht berühmteste Bild dieses Museums, Rembrandts monumentales Gemälde *Die Nachtwache*, war wie ein Teppich zusammengerollt und in eine Kiste gepackt worden, die wie ein Sarg aussah. In der Grande Galerie des Louvre in Paris, die durch ihre Grösse und ihre Erhabenheit an einen Bahnhof des Goldenen Zeitalters erinnert, gab es nur noch ein paar leere Bilderrahmen.

Diese Bilder riefen auch noch andere Erinnerungen wach: Erinnerungen an die geraubten polnischen Meisterwerke, die seit Jahren niemand mehr zu Gesicht bekommen hatte; an die Auslöschung des historischen Stadtzentrums von Rotterdam, das von der deutschen Luftwaffe zerstört worden war, weil die Friedensverhandlungen mit Holland nach den Vorstellungen der Nazis zu langsam vorangingen; an die jüdischen Wiener Grossbürger, die eingekerkert worden waren, bis sie sich bereitfanden, ihren persönlichen Kunstbesitz Deutschland zu übereignen; an Michelangelos *David*, der von besorgten italienischen Beamten mit Ziegeln eingemauert worden war, obwohl er in einer weltberühmten Galerie im Herzen von Florenz stand. Dann gab es noch das russische Staatsmuseum, die Eremitage. Deren Kuratoren war es gelungen, 1,2 Millionen seiner geschätzten mehr als zwei Millionen Exponate nach Sibirien in Sicherheit zu bringen, bevor die Wehrmacht die Bahnverbindungen unterbrach, die aus Leningrad hinausführten. Man munkelte, dass sich die Kuratoren mit den verbliebenen Werken im Keller des Gebäudes aufhielten und Schmalz und sogar Kerzen assen, um nicht zu verhungern.

Die Präsentation von Paul Sachs erzielte die gewünschte Wirkung: Sie führte dazu, dass die Museumsgemeinde ihre Kräfte bündelte. Am Abend gelangten die Anwesenden einhellig zu der Überzeugung, dass die amerikanischen Museen so lange wie möglich offen gehalten werden sollten. Zurückweichen oder Aufgeben kam nicht infrage, aber auch zur Selbstgefälligkeit bestand kein Grund. In den folgenden zwei Tagen, die von nervösen Diskussionen geprägt waren,

## 48 DIE MISSION

sprachen die Museumsdirektoren über die praktischen und strategischen Schwierigkeiten eines Museumsbetriebs in Kriegszeiten: Sollten sie im Falle von Luftangriffen ihre Türen für Schutz suchende Passanten öffnen? Sollten die wertvollsten Werke dauerhaft ausgelagert und in Sicherheit gebracht und durch weniger bedeutende ersetzt werden? Sollten weiterhin Sonderveranstaltungen und Ausstellungen stattfinden, auch wenn dadurch eine grössere Zahl von Besuchern angezogen wurde, als man problemlos evakuieren konnte? Sollten Objekte aus den Küstenstädten in Museen im Landesinneren gebracht werden, die weniger gefährdet waren? Wie sollte man sich gegen Brandbomben wappnen? Gegen Stromausfälle? Gegen das Zersplittern von Glasscheiben?

Die Abschlussresolution, die Paul Sachs am nächsten Tag vorlegte, war ein Ruf zu den Waffen<sup>12</sup>:

Wenn unsere Museen und Kunstgalerien der Gesellschaft in Friedenszeiten lieb und teuer sind, dann gilt dies umso mehr im Krieg. Denn wenn das Belanglose und das Triviale nicht mehr zählen und wir unsere wichtigsten und grundlegendsten Werte zu schützen haben ... dann müssen wir zu unserer Verteidigung alle unsere geistigen und moralischen Kräfte aufbieten. Wir müssen eifersüchtig wachen über alles, was uns aus unserer langen Vergangenheit überliefert worden ist, über alles, was wir in der schwierigen Gegenwart erschaffen können, und über alles, was wir in der näheren Zukunft zu erhalten entschlossen sind.

Kunst ist der unzerstörbare und dynamische Ausdruck dieser Ziele. Sie ist und sie war immer der sichtbare Beweis für das Handeln freier Geister... Daher stellen wir fest:

1. Dass die amerikanischen Museen ihr Möglichstes tun werden, um den Menschen dieses Landes in der gegenwärtigen Krise zu dienen.
2. Dass sie ihre Tore offen halten werden für alle, die geistige Erbauung suchen.
3. Dass sie, gestützt auf die fortdauernde finanzielle Unterstützung ihrer Gemeinschaften, ihr Betätigungsfeld ausweiten und die Vielfalt ihrer Werke verbreitern werden.

4. Dass sie als Quelle der Inspiration wirken und die Vergangenheit erhellen und die Zukunft beleben werden; dass sie den Kampfgeist stärken werden, von dem der Sieg abhängt.

Doch trotz dieser hochtrabenden Worte setzten die meisten Museen an der Ostküste ihre Vorbereitungen auf den Krieg fort. Das Metropolitan schloss still und leise seine wichtigen Galerien und ersetzte die Mitarbeiter der Kuratoren durch Feuerwehrleute. An Silvester, bei Nacht und Nebel, liess die National Gallery 75 ihrer bedeutendsten Werke verladen und heimlich aus Washington abtransportieren. Als das Museum im neuen Jahr das erste Mal öffnete, hingen weniger Gemälde an ihren Plätzen. Am 12. Januar kamen die Meisterwerke in Biltmore an, dem grossen Landgut der Vanderbilts in den Bergen von Nordkalifornien, wo sie bis 1944 versteckt blieben.

Doch bei diesem Dezembertreffen beschäftigte man sich nicht nur mit Auslagerungen. Paul Sachs und sein pfiffiger Konservator George Stout nutzten die Gelegenheit und luden die Direktoren zu einer Reihe von Seminaren über Museumssicherheit an das Fogg ein. Dutzende Museumsleute sollten in den kommenden, Monaten von Stout, der seit Jahren engen Kontakt zu Konservatoren in Europa pflegte, im Hinblick auf die Schwierigkeiten unterwiesen werden, mit denen sie künftig zu kämpfen haben würden. Stout informierte sie über Schimmel und Pilze, über die Vorzüge von Maschendraht und über Schäden durch Hitze. Er erläuterte, warum Bomben Fenster herausrisen und wie man Bilder am besten in Kisten verpackte, um Beschädigungen durch umherfliegende Glassplitter zu vermeiden. Für das Dezembertreffen am Met hatte er ein Informationsblatt über den Umgang mit den Auswirkungen von Bombenangriffen erstellt. Im Frühjahr 1942 erweiterte er dieses Infoblatt zu einem Artikel in seiner monatlichen Fachzeitschrift *Technical Issues*, in dem erstmals systematisch die Probleme der Erhaltung von Kunstwerken in Kriegszeiten behandelt wurden.

Zugleich drängte Stout auf ein konzertiertes, landesweites Vorgehen. Er erläuterte die Probleme bei der Sicherung von Kunstwerken im

## 50 DIE MISSION

Krieg in einem Infoblatt, das er Francis Henry Taylor schickte, dem Mann, der das Treffen im Dezember 1941 organisiert hatte. Die amerikanischen Museen, erklärte er darin, seien nicht darauf vorbereitet, mit einer Krise zurechtzukommen, da es «keinen Wissensfundus [gibt] und keine akzeptierten Standards bezüglich der Verfahrensweise». Die Museen müssten «die Bereitschaft aufbringen, alle ihre Erfahrungen zusammenzuführen, ihre Verluste wie auch ihre Gewinne zu teilen, ihre Überzeugungen wie auch ihre Zweifel auszutauschen und eine Methode der Zusammenarbeit zu entwickeln ... Was gut für alle ist, muss in praktischer Hinsicht auch als gut für jeden Einzelnen verstanden werden.»<sup>13</sup>

Neben dem Informationsaustausch schlug Stout vor, unverzüglich mit der Ausbildung einer zahlenmässig starken Gruppe neuer Konservatoren zu beginnen, «spezieller Einsatzkräfte», die imstande sein sollten, mit der grössten Bedrohung in der Geschichte der westlichen Kunst angemessen umzugehen. Stout meinte, dass diese Ausbildung fünf Jahre in Anspruch nehmen würde, und er räumte zugleich ein, dass sich die Kunstwelt in einer Krise befinde. Mittlerweile seien in Europa bereits mehr als zwei Millionen Kunstwerke aus ihren Museen abtransportiert worden, über holprige Strassen und oft unter feindlichem Beschuss, und an Orten untergebracht worden, die für eine vorübergehende Lagerung aber vielfach kaum geeignet seien. Und dabei handele es sich lediglich um die offiziellen Auslagerungen; in dieser Zahl seien die vermuteten massenhaften Plünderungen noch nicht berücksichtigt. Es werde enormer Anstrengungen und geheimdienstlicher Aufklärungsbemühungen bedürfen, um wieder normale Verhältnisse in der Kunstwelt herzustellen. Zudem stelle sich die Frage, was man tun solle angesichts der unvermeidlichen und zweifellos höchst zerstörerischen Luft- und Bodenangriffe, die notwendig sein würden, um Europa zu befreien.

Im Sommer 1942 beschrieb Stout in einer Flugschrift unter dem Titel *Protection of Monuments: A Proposal for Consideration During War and Rehabilitation* die bevorstehenden Herausforderungen<sup>14</sup>:



Wenn die Soldaten der alliierten Nationen sich ihren Weg bahnen in jene Länder, die vom Feind besetzt sind, werden die Regierungen der alliierten Nationen auf vielfältige Schwierigkeiten stossen ... In Gebieten, die durch Bombardierungen und Feuer verwüstet wurden, befinden sich Kulturgüter, die von den Menschen dieser Regionen oder Städte hoch geschätzt werden: Kirchen, Heiligtümer, Statuen, Bilder und Kunstwerke unterschiedlicher Art. Einige mögen zerstört worden sein, andere beschädigt. Sie alle sind bedroht durch weitere Beschädigungen, durch Plünderung oder Zerstörung ...

Die Sicherung dieser Objekte wird sich nicht auf den Verlauf der Kämpfe auswirken, aber sie wird die Beziehung zwischen den einmarschierenden Armeen und den Bewohnern dieser Länder und ihren Regierungen beeinflussen ... Durch den Schutz dieser Kulturgüter bezeugen wir Respekt für den Glauben und die Bräuche dieser Menschen und zeigen, dass sie nicht nur einem bestimmten Volk, sondern zum Erbe der gesamten Menschheit gehören. Die Sicherung dieser Kulturgüter liegt in der Verantwortung der Regierungen der alliierten Nationen. Bei diesen Kulturgütern handelt es sich nicht lediglich um schöne Dinge, nicht nur um kostbare Zeichen der menschlichen Schöpfungskraft. Sie sind auch Ausdruck des Glaubens, und sie stehen für das Bemühen des Menschen, eine Beziehung herzustellen zu seiner Vergangenheit und zu seinem Gott.

In der Überzeugung, dass der Schutz und die Sicherung von Kulturgütern Bestandteil einer richtigen Kriegsführung sind, und in der Hoffnung auf Frieden ... versuchen wir, diese Tatsachen der Regierung der Vereinigten Staaten von Amerika zur Kenntnis zu bringen und sie dazu zu bewegen, die erforderlichen Mittel bereitzustellen, um dieser Aufgabe gerecht zu werden.

Und wer eignete sich am besten dafür, solche Schutz- und Sicherungsmassnahmen durchzuführen? Die bestens ausgebildete Truppe der «speziellen Einsatzkräfte» natürlich, deren Einrichtung Stout angeregt hatte.

## **Befehl von Keitel vom 17.9.1940 zur Beschlagnahme von Kulturgütern**

Berlin, 17. September 1940 Der Chef des OKW.  
2 f. 28.14.W. Z. Nr 3812/40 g. Adj. Chef OKW An den  
Oberbefehlshaber des Heeres  
Für die Militärverwaltung im besetzten Frankreich.

In Ergänzung des seinerzeit mitgeteilten Auftrages des Führers an den Reichsleiter Rosenberg, in den besetzten Gebieten des Westens Logen, Bibliotheken und Archive nach für Deutschland wertvollem Material zu durchsuchen und dieses durch die Gestapo sicherzustellen, hat der Führer entschieden:

Massgebend für den Besitzstand sind die Verhältnisse vor dem Kriege, in Frankreich vor der Kriegserklärung am 1.9.1939.

Nach diesem Stichtag vollzogene Übereignungen [sic] an den französischen Staat oder dergleichen sind gegenstandslos und rechtsunwirksam (z. B. polnische und slowakische Bibliothek in Paris, Bestände des Palais Rothschild oder sonstiger herrenloser jüdischer Besitz). Vorbehalte bezgl. der Durchsuchung, Beschlagnahme und des Abtransportes nach Deutschland auf Grund solcher Einwände werden nicht anerkannt. Reichsleiter Rosenberg, bzw. sein Vertreter, Reichshauptstellenleiter Ebert, hat hinsichtlich des Zugriffsrechtes eindeutige Weisungen vom Führer persönlich; er ist ermächtigt, die ihm wertvoll erscheinenden Kulturgüter nach Deutschland abzutransportieren und hier sicherzustellen. Über ihre Verwendung hat der Führer sich die Entscheidung vorbehalten.

Es wird gebeten, die in Frage kommenden Militärbefehlshaber, bzw. Dienststellen entsprechend anzuweisen.

gez. Keitel<sup>15</sup>

## EINE ÖDE UND LEERE WELT

### Harvard und Maryland Winter 1942/43

George Stout war kein typischer Museumsverwalter. Anders als viele seiner Kollegen, die der sozialen Elite an der Ostküste entstammten, war er ein Arbeiterkind und kam aus der kleinen Stadt Winterset in Iowa (die übrigens auch die Heimatstadt von John Wayne war). Von dort ging er in die Armee, in der er während des Ersten Weltkriegs als Gefreiter in einer Sanitätseinheit diente, die in Europa im Einsatz war. Nach seiner Heimkehr entschloss er sich aus einer Laune heraus, Kunst mit Schwerpunkt Zeichnen zu studieren. Nach seinem Abschluss an der Universität Iowa hielt sich Stout fünf Jahre lang mit verschiedenen Jobs über Wasser und sparte Geld für eine Rundreise durch die kulturellen Zentren Europas – eine stillschweigende Voraussetzung dafür, im Kunstbereich beruflich Fuss zu fassen. Als er 1926 – im selben Jahr, als in Karlsruhe Harry Ettlinger geboren wurde – nach Harvard kam, um sein Hauptstudium zu beginnen, war der 28-jährige Stout bereits verheiratet, und seine Frau erwartete ein Kind. Aus seinem Carnegie-Stipendium erhielt er 1200 Dollar im Jahr (seine monatliche Miete betrug 39 Dollar), was es seiner jungen Familie ermöglichte, «nicht gerade hungern zu müssen».<sup>16</sup>

Im Jahr 1928 trat Stout als unbezahlter Praktikant in die kleine Abteilung für Erhaltung und Restaurierung von Kunstwerken am Fogg Art Museum ein. Die Erhaltung oder Restaurierung alter oder beschädigter Kunstwerke war das unbeliebteste Arbeitsfeld in der kunstgeschichtlichen Abteilung, und Stout war vermutlich ihr fleissigster und bescheidenster Mitarbeiter. In einer Branche, in der sich Aufschneider und Prahlhänse tummelten und in der die Karriereaussichten von Studenten häufig davon abhingen, dass sie gute Beziehungen zu berühmten Professoren wie Paul Sachs hatten, dürfte Stout zu den am wenigsten auffälligen Studenten gehört haben. Aber er war pedantisch – ein

Charakterzug, der sich auch in seiner persönlichen Erscheinung bemerkbar machte: Seine Haare waren sorgfältig zurückgekämmt, er trug ordentliche Kammgaranzüge und hatte einen bleistiftdünnen Oberlippenbart wie Errol Flynn, einer der grössten Leinwandhelden der damaligen Zeit. George Stout war adrett, charmant und nicht leicht aus der Fassung zu bringen. Aber hinter seinem gepflegten Äusseren verbarg sich ein brillanter und rastloser Geist, der zu gewaltigen Sprüngen und weitreichenden Visionen imstande war. Zudem besass er eine weitere wichtige Eigenschaft: aussergewöhnliche Geduld.

Kurz nachdem er in der Restaurationsabteilung angefangen hatte, entdeckte Stout einen nicht mehr benutzten Kartenkatalog aus der Universitätsbibliothek. Die Reihen mit den kleinen Schubladen brachten ihn auf eine Idee. In der Restaurierungsabteilung gab es eine Vielzahl von Rohmaterialien für Gemälde: Pigmente, Steine, getrocknete Pflanzen, Öle, Harze, Gummi, Leim und Balsam. Mit Unterstützung von John Gettens, dem Chemiker der Abteilung, befüllte Stout die Schubladen mit jeweils einer Stoffprobe, fügte verschiedene Chemikalien hinzu und beobachtete, welche Reaktionen sich ergaben. Diese zeichnete er auf. Dann beobachtete er weiter. Und wartete. Jahrelang. Fünf Jahre später, nur mithilfe von Abfällen und einem ausgemusterten Schubladenregal, hatten Stout und Gettens bahnbrechende Erkenntnisse auf drei wichtigen Gebieten der Kunst gewonnen: den Grundlagen (Verständnis der Rohmaterialien), dem Zerfall (Erforschung der Ursachen des Zerfalls) und der Erhaltung bzw. Restaurierung von Kunstwerken (Aufhalten von Zerfallsprozessen und Behebung von Schäden).

«Ich glaube, wir haben einiges geleistet, schon gleich am Anfang», bemerkte Gettens kurz vor seinem Tod 1974 lapidar, «weil uns niemand kannte und uns niemand behinderte – und weil wir kein Geld hatten.»<sup>17</sup>

Dieser Durchbruch führte Stout – den auch heute nur wenige Fachleute seines Gebiets kennen – zu einer neuen Mission. Jahrhundertlang war die Restaurierung von Kunstwerken selbst als eine Kunst betrachtet worden, als die Domäne von Restauratoren, die von

Meistern in der Technik des Nachmalens ausgebildet worden waren. Wenn die Restaurierung selbst eine Wissenschaft werden sollte – worauf Stouts Experimente hindeuteten –, dann musste die wissenschaftliche Expertise zusammengeführt werden. Während der 1930er-Jahre stand Stout in regelmässigem Briefverkehr mit den berühmten Konservatoren der damaligen Zeit, tauschte sich mit ihnen aus und entwickelte im Laufe der Jahre eine Reihe von wissenschaftlichen Grundsätzen für die Bewertung und die Erhaltung von Gemälden und Werken der visuellen Künste.

Doch alles änderte sich im Juli 1936, als die spanischen Franquisten, die sich auf deutsche Waffenhilfe und deutsche Militärausbilder stützen konnten, ihr Land in einen Bürgerkrieg stürzten. Im Oktober schlugen Brandbomben in der Nähe von El Escorial ein, dem grossen Klostermuseum rund 50 Kilometer nordwestlich von Madrid. Zwei Wochen später zersplitterten die Fenster im Prado, dem spanischen Nationalmuseum. Im Frühjahr 1937 griff Deutschland schliesslich mit Panzertruppen und Flugzeugen in den Konflikt ein.

Die Kunstwelt begriff, dass die grossen europäischen Kunstwerke durch Deutschlands gewaltiges Waffenarsenal, vor allem durch seine Luftangriffe, von der Zerstörung bedroht waren. Die Kontinentaleuropäer und die Briten entwickelten daraufhin hastig Pläne zum Schutz und zur Auslagerung von Kunstwerken, und George Stout begann langsam, Brief um Brief, den Wissensspeicher anzulegen, der in einer im Krieg befindlichen Welt benötigt wurde. Für das Treffen im Metropolitan Museum im Dezember 1941 erstellte er ein Informationsblatt über die Techniken der Luftangriffe. Sie umfasste nur ein paar Seiten, stützte sich jedoch auf Recherchen eines Jahrzehnts. Es war ein typischer Text für George Stout: detailliert, zur richtigen Zeit vorgelegt und unaufgeregt. Hier schrieb ein Mann, der niemals hektisch wurde. Der sorgfältig arbeitete. Der pünktlich und präzise war. «Ein Fachmann und ein Perfektionist erstellt zuerst seine Analyse», sagte er immer, «erst dann trifft er seine Entscheidung.»<sup>18</sup>

In den folgenden eineinhalb Jahren beschäftigte er sich intensiv mit der Ausbildung von Konservatoren und setzte sich für die Erstel-

lung eines nationalen Kunstschutzplans ein. Doch es ging nichts voran, und im Herbst 1942 wuchs bei dem ansonsten unerschütterlichen George Stout die Enttäuschung. Er hatte sein gesamtes Berufsleben damit verbracht, in einem weitgehend unbekanntem Teilbereich der Kunstgeschichte Wissen und Informationen zusammenzutragen, und plötzlich gewann dieses Fachwissen durch den Gang der Weltpolitik enorm an Bedeutung. Das war *die* Chance für den Kulturgüterschutz; man durfte keine Zeit verlieren, wenn das kulturelle Erbe der Menschheit bewahrt werden sollte – aber niemand wollte auf ihn hören. Vielmehr wurde die Kulturgüterschutzbewegung von den Museumsdirektoren bestimmt, den «Sahibs» der Kunstwelt, wie Stout sie nannte. Stout war ein Mensch, der sich mit handfesten Dingen beschäftigte, ein Handwerker, und er empfand die Abneigung des Praktikers gegen die von Managern geprägte Welt der Komitees, der Konferenzen und des Kundenverwöhnens.

«Ich war tief enttäuscht über die auf den persönlichen Vorteil bedachte, den Ernst der Lage verkennende Einstellung, die anscheinend in vielen Museumsverwaltungen herrschte», schrieb er an einen Freund im Fogg Art Museum in Harvard. «Ich versuchte dagegen anzukämpfen, aber es war sinnlos ... Ich habe vielleicht noch 20 Jahre vor mir. Das reicht, um in der Arbeit einiges voranzubringen, aber man darf die Zeit nicht vertrödeln. Ich habe die Nase voll von diesem schauspielerischen Gehabe, dem Herumscharwenzeln um reiche Leute, denen man alles recht zu machen versucht.»<sup>19</sup>

Stout war überzeugt, dass nur seine Truppe von «speziellen Einsatzkräften», die in der Technik der Kunsterhaltung und -sicherung ausgebildet und in die Armee einbezogen war, im bevorstehenden Krieg etwas von dauerhaftem Wert leisten können. Aber die Museumsdirektoren waren seiner Meinung nach mit Schauspielerei und Imagepflege beschäftigt und versuchten Präsident Roosevelt für die Einrichtung eines hochkarätigen Kulturkomitees zu gewinnen, das die Armee beraten sollte – eines Komitees, das zweifellos von den Museumsdirektoren selbst besetzt sein würde.

Anfang 1943 wandte sich Stout, da er in Amerika kein Gehör fand, zusammen mit dem Konservator W. G. Constable vom Museum of Fine Arts in Boston an die Briten. In einem Brief an Kenneth Clark, den Direktor der National Gallery in London, stellten die beiden Männer ihren Plan für den Aufbau eines Konservatorenkorps dar. Clark hielt dieses Vorhaben für hanebüchen. «Ich kann mir nicht vorstellen», antwortete er, «dass man eine Einrichtung schaffen kann, die ihre Vorschläge umsetzen könnte. Und selbst wenn es möglich wäre, beispielsweise jeder Kampfeinheit einen Archäologen an die Seite zu stellen, würde dieser wohl grosse Mühe haben, den befehlshabenden Offizier davon abzuhalten, ein wichtiges militärisches Ziel unter Feuer zu nehmen, nur weil sich dort auch bedeutende historische Kulturgüter befinden.»<sup>20</sup>

Stout bekam diese Antwort vielleicht nie zu lesen. Im Januar 1943, als sich die USA bereits im Krieg befanden und Freiwillige benötigt wurden, hatte er seine Restaurierungsarbeit aufgegeben und sich zur Marine gemeldet, in der er seit dem Ende des Ersten Weltkriegs Reservist war. «In den vergangenen Monaten», bekannte er in einem Brief, den er nach seiner Ankunft in der Patuxent River Naval Air Station in Maryland nach Hause schrieb, «habe ich mich nicht sonderlich gut gefühlt. Es ist mir nicht gelungen, das zu tun, was ein Mann in diesen Zeiten tun muss. Meine Arbeit wurde durch andere Leute behindert, und sie war gering und unbedeutend. Aber jetzt habe ich die Chance, eine Arbeit zu verrichten, die notwendig ist und weit über das hinausgeht, was ein Einzelner leisten kann.»<sup>21</sup>

Wegen der Militärzensur konnte er seiner Frau zwar nicht mitteilen, was er genau tat – er testete Tarnfarben für Flugzeuge –, doch er versicherte ihr, dass es ihm gut gehe. «Der Job ist sehr anspruchsvoll und mit viel Verantwortung verbunden, sodass er mir zugleich Angst macht und Spass bereitet. Wenn wir schaffen, was wir uns vorgenommen haben, oder zumindest einen Teil davon, dann habe ich keinen Zweifel, dass ich einmal werde sagen können, dass auch ich ‚einen Beitrag geleistet habe.‘»<sup>22</sup>

Kurze Zeit später berichtete ihm sein Freund Constable, dass Oberst James Shoemaker, der Chef der United States Military Govern-

ment Division, unerwartet Interesse an Stouts Arbeit gezeigt und ihn, Constable, gebeten habe, ihm alles zu erzählen, was er über die Erhaltung von Kulturgütern wisse. Constable schrieb vorsichtig, «dass zwar alles darauf hindeutet, dass sich die Militärs mit dem Gedanken beschäftigen, ein wie immer geartetes Kulturgüterschutzkorps zu schaffen, aber ich habe keine Ahnung, wie weit diese Überlegungen schon gediehen sind und ob sie sie überhaupt jemals verwirklichen werden.»<sup>23</sup>

Stout antwortete, es sei höchst erfreulich, «dass diese nebulösen Vorstellungen in der Armee nun allmählich Gestalt annehmen ... Francis Taylor hat mich vor ein paar Tagen angerufen. Er hat gerade eine weitere Reise unternommen, um sein Projekt in Gang zu bringen. Aber er klang etwas verdrossen und enttäuscht, anscheinend kommt das Vorhaben nicht gut voran. Vielleicht erreicht man mit beharrlichem Drängen mehr.»<sup>24</sup>

Stout versicherte Constable, dass seine Tätigkeit in der Navy für ihn «genau das Richtige sei» und dass er nicht beabsichtige, damit aufzuhören. «Ich werde tun, was ich kann, um zu helfen», schrieb er, «aber ich kann mir schwer vorstellen, was das sein könnte oder wo ich die Zeit dafür hernehmen soll.»<sup>25</sup>

Dennoch haderte er mit seiner Entscheidung, sich bei der Marine zu verpflichten – nicht wegen des Kulturgüterschutzprogramms (das hielt er mittlerweile für tot), sondern wegen seiner Familie. Stout war 45 Jahre alt und Vater von zwei Söhnen. Er hatte zwar den besser bezahlten Rang eines Leutnants erhalten, aber er wusste, dass sein geringer Sold kaum reichen würde, um seine Familie über Wasser zu halten. Dabei hatten Frau und Kinder während seiner langen Beschäftigung mit einem obskuren Spezialgebiet ihre Ansprüche bereits stark zurückgeschraubt. Aber er war halt ein Mensch seiner Zeit, und obwohl Margie als Lehrerin arbeitete, war er davon überzeugt, dass es seine Pflicht war, für seine Familie zu sorgen. Und der Gedanke, sie verlassen zu müssen, tat ihm weh.

«Die Welt erscheint mir öde und leer nach den grossartigen Erlebnissen, die ich zu Hause in diesen kostbaren Stunden hatte», schrieb er nach einem kurzen Fronturlaub im Juli 1943 in einem Brief an seine Frau. «Ich war so tief beeindruckt von dir und [dem siebenjährigen



Sohn] Tom, von deiner Tapferkeit und deiner unerschütterlichen Liebe zu mir. Ich verdiene sie nicht, aber ich werde irgendwann alles wieder zurückgeben, und ich verspreche, dass ich mein Bestes tun werde, um mich dieser Liebe würdig zu erweisen. Ich muss mich immer wieder vergewissern, dass ich das Richtige tue und dass ich dich nicht verlassen habe, um aus einer romantischen Laune heraus in den Kampf zu ziehen.»<sup>26</sup>

## **Befehl von Göring vom 5.11.1940 zur Verteilung des jüdischen Kunstbesitzes**

In Fortführung der bisher getroffenen Massnahmen zur Sicherstellung des jüdischen Kunstbesitzes durch den Chef der Militärverwaltung, Paris u. durch den Einsatzstab Rosenberg (Chef OKW. S. f. 28. 14.W. Z. Nr. 3812/40g.) wird mit den in den Louvre gebrachten Kunstgegenständen in folgender Weise verfahren:

- 1) Diejenigen Kunstgegenstände, über deren weitere Verwendung sich der Führer das Bestimmungsrecht vorbehalten wird,
- 2) diejenigen Kunstgegenstände, die zur Vervollständigung der Sammlungen des Reichsmarschalls dienen,
- 3) diejenigen Kunstgegenstände u. Bibliotheksbestände, deren Verwendung beim Aufbau der Hohen Schule u. im Aufgabenbereich des Reichsleiters Rosenberg angebracht erscheinen,
- 4) diejenigen Kunstgegenstände, die geeignet sind, deutschen Museen zugeleitet zu werden, werden unverzüglich durch den Einsatzstab Rosenberg ordnungsgemäss inventarisiert, verpackt u. mit Unterstützung der Luftwaffe nach Deutschland gebracht,
- 5) diejenigen Kunstgegenstände, die geeignet sind, dem französischen Museen u. dem deutschen u. dem französischen Kunsthandel zugeleitet zu werden, werden an einem noch zu bestimmenden Zeitpunkt versteigert u. der dafür einkommende Erlös dem französischen Staat zugunsten der französischen Kriegshinterbliebenen überlassen,
- 6) die weitere Erfassung jüdischen Kunstbesitzes in Frankreich geschieht in der bisher bewährten Form durch den Einsatzstab Rosenberg in Zusammenarbeit mit dem Chef der Militärverwaltung, Paris.

Paris, den 5. November 1940.

Ich werde diesen Vorschlag dem Führer vorlegen, bis zu seiner Entscheidung gilt diese Regelung.

gez. Göring<sup>27</sup>

## LEPTIS MAGNA

### Nordafrika Januar 1943

Während die Amerikaner noch mit ihren Sorgen beschäftigt waren und Pläne entwickelten, befanden sich die Briten schon in kriegerischen Auseinandersetzungen mit den Achsenmächten. In Europa bestand die alliierte Kriegsmaschine hauptsächlich aus Saboteuren, die im Untergrund tätig waren, und aus Kampfpiloten, die der deutschen Luftwaffe über dem Ärmelkanal Paroli boten. In der Sowjetunion führte die Rote Armee einen Abwehrkampf gegen die vorrückende Wehrmacht; im Mittelmeerraum dagegen wogte der Kampf hin und her in der grossen nordafrikanischen Wüste. Die Briten sassen in Ägypten; eine vereinte italienisch-deutsche Streitmacht hielt Libyen und Algerien. Zwei Jahre lang, beginnend mit einem italienischen Angriff auf Ägypten 1940, wurde in der Wüste gekämpft. Erst im Oktober 1942 erzielten die Briten nach der Niederlage der deutschen und italienischen Truppen in der zweiten Schlacht von El Alamein den entscheidenden Durchbruch und begannen auf Tripolis vorzurücken, die libysche Hauptstadt.

Im Januar 1943 erreichten sie Leptis Magna, die Überreste einer römischen Stadt rund 100 Kilometer östlich von Tripolis. Hier erblickte Oberstleutnant Sir Robert Eric Mortimer Wheeler von der Royal Artillery der britischen Nordafrikaarmee erstmals die majestätische Kapitale von Lucius Septimius Severus: die eindrucksvolle Eingangstür der Basilika, die unzähligen Säulen, die den alten Marktplatz säumten, das riesige abfallende Amphitheater mit dem leuchtend blauen Wasser des Mittelmeers im Hintergrund. Auf dem Höhepunkt seiner Macht im 3. Jahrhundert n. Chr. – als Kaiser Severus seine Heimatstadt überreichlich mit Geld ausgestattet hatte, um sie zur kulturellen und wirtschaftlichen Hauptstadt Afrikas zu machen – war Leptis Magna eine Hafenstadt gewesen, doch im Laufe der vergangenen 17

Jahrhunderte war der Hafen versandet und zu einem harten Lehmbecken geworden, einem trostlosen, leeren Ort.

*Hier, dachte Mortimer Wheeler, ist Macht. Und es gemahnt uns an unsere eigene Sterblichkeit.*

Die Stadt war verfallen, heruntergekommen und wieder von der Sahara in Besitz genommen worden, die in den vergangenen zweitausend Jahren immer weiter an sie herangerückt war. Die meisten Säulen und Steine waren stumpf, spiegelten die Farbe des rötlichen Sandes, doch inmitten der Ruinen konnte Wheeler ein paar leuchtend weisse Bauten ausmachen, einige der vielen «Verbesserungen», die von den Italienern im vergangenen Jahrzehnt gemacht worden waren. «Ein neues Reich erwächst aus den Ruinen des alten», erklärte Mussolini den Italienern unentwegt. «Wir erbauen ein neues Römisches Reich.» Wheeler nahm einen Schluck aus seiner Feldflasche und hielt am Himmel nach feindlichen Flugzeugen Ausschau. Nichts, nicht einmal eine Wolke. Zum zweiten Mal hatten die Italiener diesen Eckpfeiler ihres «Reiches» kampflos aufgegeben.

Das erste Mal war dies 1940 geschehen, als 36'000 britische und australische Soldaten den Vorstoss der 200'000 Mann starken 10. italienischen Armee nach Ägypten zurückschlugen.

Die Briten verloren 1941 die Ruinen, als die Italiener, verstärkt durch deutsche Truppen und unter dem Befehl des deutschen Generals Erwin Rommel, sie nach Ägypten zurückdrängten. Kurze Zeit später veröffentlichten die Italiener eine grosse Propagandaschrift unter dem Titel *Che cosa hanno fatto gli Inglesi in Cirenaica* (Was die Engländer in der Cyrenaika getan haben). In diesem Pamphlet wurden geraubte Kunstwerke, zerschlagene Statuen und beschmierte Wände im Museum von Kyrene gezeigt – Zerstörungen, die angeblich von den britischen und australischen Soldaten angerichtet worden waren, wie die Italiener behaupteten. Erst nach der erneuten Einnahme von Kyrene, knapp 650 Kilometer östlich von Leptis Magna, fanden die Briten heraus, dass die Beschuldigungen der Italiener falsch gewesen waren. Die Statuen waren schon seit Jahrhunderten zerbrochen, die Podeste waren leer, weil die Italiener die Statuen entfernt hatten; die Wandschmiere-

reien befanden sich nicht an den Wänden der Museumsgalerien, sondern in einem hinteren Raum, der voll war mit ähnlichen Schmiere-reien der italienischen Soldaten.

Doch das britische Kriegsministerium kam nur mit einem blauen Auge davon: Fast zwei Jahre lang mussten sich die Briten gegen Vorwürfe zur Wehr setzen, die sie weder einräumen noch entkräften konnten. Sie verfügten in Nordafrika über keine Archäologen, und niemand hatte die Stätte untersucht, als sie sich in britischer Hand befand. Tatsächlich hatte in der britischen Armee niemand die historische und kulturelle Bedeutung von Kyrene und damit auch seine Propaganda-tauglichkeit erkannt.

Jetzt stand Wheeler in der Mitte von Leptis Magna und beobachtete erstaunt, wie die Briten denselben Fehler abermals begingen. Links von ihm ratterten Lastwagen über die alten römischen Pflastersteine. Rechts kletterten Soldaten auf den verfallenen Mauern umher. Ein arabischer Wachmann, so bemerkte Wheeler, konnte nur mit den Armen wedeln, als ein Panzer an ihm vorbei in den Tempel fuhr. Der Geschützfürer steckte den Kopf heraus und begann zu winken. Einer seiner Kameraden machte ein Foto. *Ein fantastischer Tag in Nordafrika. Ich wünschte, Mama, du könntest hier sein.* Hatte die britische Armee aus dem Debakel in der Cyrenaika nichts gelernt? Wenn sie so weitermachte, würde sie den Italienern wirklich einen Grund liefern, ihr alles Mögliche anzuhängen.

«Können wir denn nichts dagegen unternehmen, Sir?», fragte Wheeler den stellvertretenden Civil Affairs Officer (CAO). Vertreter des Spezialstabs Civil Affairs wurden in besetzte Gebiete geschickt, wenn die Kämpfe abgeklungen waren. Sie sollten den Frieden sichern, auch wenn die Front vielleicht nur ein paar Kilometer entfernt war.

Der Offizier zuckte mit den Schultern. «Soldaten sind eben Soldaten», meinte er.

«Aber das hier ist Leptis Magna», protestierte Wheeler. «Die berühmte Stadt des römischen Kaisers Lucius Septimius Severus. Die besterhaltenen römischen Ruinen in Nordafrika.»

Der Mann schaute ihn nur an. «Noch nie davon gehört», brummte er.

Wheeler schüttelte den Kopf. Alle Offiziere hatten Informationen über die Cyrenaika erhalten. Aber ein CAO der britischen Nordafrikaarmee hatte noch nie etwas von Leptis Magna gehört, obwohl die Armee mit hoher Wahrscheinlichkeit dort würde kämpfen müssen. Wie konnte das sein? Weil man ihr noch nicht den Vorwurf gemacht hatte, die historische Stätte geschändet zu haben? War es typisch für diesen Krieg, dass man Fehler immer erst dann erkannte, wenn man sie begangen hatte?

«Sind die wichtig?», fragte der Offizier.

«Was meinen Sie?»

«Diese verfallenen Bauten.»

«Das sind Überreste des Altertums, Sir. Und sie sind tatsächlich wichtig.»

«Warum?»

«Sie sind unersetzlich. Sie sind Geschichte. Sie ... Es ist unsere Pflicht als Soldaten, sie zu schützen, Sir. Wenn wir das nicht tun, wird es der Feind gegen uns verwenden.»

«Sind Sie Historiker, Leutnant?»

«Ich bin Archäologe. Direktor des London Museum.»<sup>28</sup>

Der Civil-Affairs-Offizier nickte. «Dann unternehmen Sie etwas dagegen, Herr Museumsdirektor.»

Als Wheeler erkannte, dass der CAO seine Bemerkung ernst gemeint hatte, wurde er aktiv. Zufällig erfuhr er, dass ein anderer Archäologe vom London Museum, Oberstleutnant John Bryan Ward-Perkins, in einer Einheit in der Nähe von Leptis Magna als Artilleriehauptmann eingesetzt war. Mit Unterstützung des CAO leiteten die beiden Männer den Verkehr um, fotografierten den Schaden, stellten Wachen auf und leiteten Reparaturmassnahmen in der Ruinenstadt in die Wege. *Damit sind die Soldaten wenigstens beschäftigt*, sagten sie sich.

In London wurden ihre Berichte mit Verwunderung aufgenommen. Leptis Magna? Schutzmassnahmen? «Schicken Sie die Berichte an Woolley», sagte schliesslich jemand. «Er wird wissen, was zu tun ist.»

Woolley war Sir Charles Leonard Woolley, ein weltberühmter Archäologe, der in der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg ein enger Weggefährte von Sir Thomas Edward Lawrence gewesen war, besser bekannt als Lawrence von Arabien. Nun war er Mitte sechzig und arbeitete im britischen Kriegsministerium auf einem völlig anderen Gebiet. Woolley lagen tatsächlich die antiken Schätze der Welt am Herzen, und im Frühjahr 1943 fanden die drei Männer neben ihren regulären Verpflichtungen die Zeit, Pläne für die Erhaltung der historischen Stätten in Libyen auszuarbeiten. Wheeler und Ward-Perkins drängten darauf, dass die historischen Stätten und die Museen des griechischen und römischen Nordafrika nicht nur geschützt, sondern «auch den Soldaten zugänglich gemacht und ihr Interesse an der Antike geweckt werden» sollte.<sup>29</sup> Eine informierte Armee ist auch eine respektvolle und disziplinierte Armee. Und bei einer respektvollen und disziplinierten Armee ist die Gefahr wesentlich geringer, dass sie Kulturgütern Schaden zufügt. Ohne es zu bemerken, bewegten sich die Briten langsam in Richtung jenes Ziels, auf das George Stout in Amerika so beharrlich hinarbeitete: die Entwicklung des weltweit ersten Programms zum Schutz von Kulturgütern in umkämpften Gebieten.

## DER ERSTE FELDZUG

### Sizilien

#### Sommer 1943

Im Januar 1943 legten Wheeler und Ward-Perkins ihre Pläne für Leptis Magna vor, George Stout trat in Maryland in die Navy ein, und US-Präsident Roosevelt und der britische Premierminister Winston Churchill trafen sich im marokkanischen Casablanca zu einem Geheimgipfel (der sowjetische Staats- und Parteichef Josef Stalin war ebenfalls eingeladen, konnte aber nicht teilnehmen). Nordafrika befand sich in der Hand der Alliierten, nachdem die Italiener durch die Truppen des Freien Frankreich und die britischen Streitkräfte in Algerien vertrieben worden waren, doch die Festung Europa war noch unbezungen. Nach zehntägigen Beratungen einigten sich die beiden Parteien auf eine Invasion Europas, und zwar wollten sie sozusagen durch die Hintertür auf den europäischen Kontinent gelangen: über die Insel Sizilien vor der «Stiefelspitze» des italienischen Festlands.

Der Sizilien-Feldzug sollte eine gemeinsame Operation sein, was es bislang noch nie gegeben hatte: Die USA und Grossbritannien sollten sich in sämtlichen Bereichen die Führungsaufgaben teilen, bei den Lufteinsätzen ebenso wie bei der Organisation der Wäscherei in der gemeinsamen Basis in Algier. Den Beteiligten war klar, dass es nicht einfach sein würde, die beiden selbstständigen Armeen zu integrieren. Sehr schnell bemerkten die Soldaten in Nordafrika, dass bei den Verantwortlichen zu Hause einige Anweisungen an die falschen Stellen geleitet worden waren: Das Essen war englisch und die Toiletten französisch, während es genau andersherum hätte sein sollen. Das war ein Vorbote für das, was noch folgen sollte.

Zu den unzähligen Verantwortlichkeiten, die nun «gemeinsam» von den beiden Mächten wahrgenommen wurden, gehörte auch das noch in den Kinderschuhen steckende Kulturgüterschutzprogramm, das Wheeler und Ward-Perkins in den Ruinen von Leptis Magna ins



Leben gerufen hatten. Ende April 1943 wurde entschieden, dass zwei Offiziere, ein Amerikaner und ein Brite, nach Sizilien geschickt werden sollten, um sämtliche Kulturgüter in den eroberten Gebieten zu inspizieren, «sobald es nach der Besetzung möglich ist».<sup>30</sup> Paul Sachs und die Museumsdirektoren kamen zum ersten Mal mit den Gepflogenheiten der Politik in Berührung, als die US-Armee sie aufforderte, eine Person zu benennen, die American Advisor on Fine Arts and Monuments werden sollte. Sie schlugen einen Mann aus ihren Reihen vor, Francis Henry Taylor, den Direktor des Met, der so viele «grosse Pläne» entwickelt hatte, über die sich George Stout immer wieder lustig gemacht hatte. Doch Taylor wurde vom Militär abgelehnt, und zwar deshalb, weil er schlicht zu dick war. Da die Zeit drängte und jemand gebraucht wurde, der bereits der Armee angehörte, entschieden sich die Museumsdirektoren für Hauptmann Mason Hammond, einen Harvard-Professor für Altertumsforschung, der im Nachrichtendienst der Air Force arbeitete.

Dummerweise hatte niemand Hammond über die Zusammenhänge informiert, und als er in Algier seinen neuen Posten übernahm, wusste er nur, dass er sich mit der Erhaltung von Kulturgütern beschäftigen sollte. In seinen ersten Arbeitstagen erwarteten ihn mehr Schokkerlebnisse als nur grauenhaftes Essen und ekelerregende Toiletten.

Er kam im Juni an. Man teilte ihm mit, dass die Invasion für Anfang Juli geplant sei.

Eine Invasion? Er hatte angenommen, er solle in Nordafrika eingesetzt werden. Nein, sagte man ihm, er würde nach Sizilien fahren.

Dann wolle er sich in der Bibliothek von Algier noch einige Informationen beschaffen, meinte er. Sizilien gehöre schliesslich nicht zu seinem Fachgebiet. Tut uns leid, wurde ihm gesagt, keine öffentlichen Recherchen. Dadurch könnten deutsche Spione auf das nächste Angriffsziel der Alliierten aufmerksam gemacht werden.

Daraufhin wollte er die Informationen einsehen, die der Armee über Sizilien vorlagen. Auch das war aus den genannten Gründen nicht möglich.

Ob er denn die Listen und die Beschreibungen der zu schützenden Kulturgüter sehen könne? Leider befänden sich diese Listen noch in Bearbeitung bei Paul Sachs und dessen Kollegen in New York. Sie würden erst in einigen Wochen vorliegen, teilte man ihm mit. Und selbst wenn sie vor der Invasion ankämen, würden sie nicht zugänglich sein. Aus demselben Grund: deutsche Spione. Die Listen würden *nach* der Landung der Alliierten nach Sizilien geschickt und den Kommandeuren übergeben werden.

Dann verlangte Hammond, unverzüglich mit den anderen Offizierskollegen zu sprechen, die sich mit den Kulturgütern befassen sollten.

Kollegen? Es gebe nur einen. Einen Briten. Und der ... nun, der sei gerade nicht da. Lord Woolley, der Verantwortliche auf der Seite der Briten, hatte sich Wheeler oder Ward-Perkins für den Job gewünscht, aber beide waren nach Leptis Magna mit anderen Aufgaben betraut worden. Als er erfahren hatte, dass sie nicht zur Verfügung standen, verschleppte er die Benennung eines Offiziers.

Er verschleppte die Benennung?

Es gab schlicht keinen anderen Offizier. Zumindest jetzt noch nicht.

Und wie sah es mit dem Mitarbeiterstab aus?

Es gab keinen Stab.

Mit Transportmöglichkeiten?

Es waren keine vorgesehen.

Schreibmaschinen? Funkgeräte? Laternen? Landkarten?

Schmierpapier? Schreibstifte?

Es war kein Material zugeteilt worden.

Und wie lauteten die Befehle?

Es gab noch keine. Er könne hingehen, wo er wolle.

Hammond, der die Realität auf dem Kriegsschauplatz kannte, begriff, dass es noch überhaupt keinen Auftrag gab. Die Freiheit, die er besass, war anscheinend nur eine andere Bezeichnung dafür, dass es nichts Wichtiges zu tun gab. Was Hammond aber nichts ausmachte. «Ich bezweifle, dass wir für diese Aufgabe einen grossen Stab von

Spezialisten brauchen», schrieb er aus Nordafrika an einen Freund, «da dies bestenfalls ein Luxus ist und das Militär nicht gerade begeistert sein wird, wenn hier in grosser Zahl Kunstexperten herumlaufen und den Soldaten sagen, was sie nicht unter Feuer nehmen dürfen.»<sup>31</sup> Auch der erste «Monuments Man», wie die Fachleute für den Schutz der Kulturgüter schliesslich genannt wurden, glaubte zunächst, dass die Armee ihre Aufgabe als vollkommen sinnlos und als Zeitverschwendung betrachten würde.

Die Alliierten landeten am 9./10. Juli 1943 auf Sizilien. Hammond, der auf der Transportliste weit unten stand und zur Besatzungstruppe gezählt wurde, kam erst am 29. Juli an, lange nachdem die Invasionstruppen schon ihre Brückenköpfe verlassen hatten. In Syrakus, seinem ersten Stützpunkt, war das Wetter angenehm mild. Die örtlichen Kulturrepräsentanten hiessen ihn herzlich willkommen – die Italiener vom Festland und die Deutschen hatten sie schlecht behandelt, und daher freuten sie sich, dass sie sie losgeworden waren – und zeigten ihm auf einer Rundfahrt die Kulturgüter am Ort. Obwohl sie an der Vormarschroute der Armee lagen, waren die Monumente kaum beschädigt worden. An der Südküste, Hammonds nächstem Reiseziel, war es ruhig; wie eh und je fielen die Hügel sanft zum Meer hin ab. Als er einige Tage später die berühmten römischen Ruinen bei Agrigento betrachtete, in der erbarmungslosen sizilianischen Sonne von dunklen Schattenstreifen überzogen, entdeckte er beträchtliche Schäden, doch keine, die den Bauten in den vergangenen tausend Jahren zugefügt worden waren. Er behielt wohl recht mit seiner Vermutung; ausser sich mit ein paar sizilianischen Experten auszutauschen, gab es für einen Monuments Man hier nichts zu tun.

Doch in Palermo, der Hauptstadt Siziliens, wurde Hammond schlagartig von der Wirklichkeit eingeholt. Im Zuge einer Ablenkungskampagne hatten die Alliierten die Stadt gnadenlos bombardiert und die alten Hafenanlagen, zahlreiche Kirchen und Kathedralen, die Staatsbibliothek, die Staatsarchive und den botanischen Garten zerstört. Alle Beamten in der Stadt erwarteten anscheinend von der alliiert-

## 70 DIE MISSION

ten Militärregierung, dass sie etwas unternahm, und alle wurden zu jenem bedauernswerten Hauptmann geschickt, der auf einem Klappstuhl in der Ecke eines unscheinbaren Büros sass, das er sich noch mit jemand anderem teilen musste. Die Sizilianer waren bereit zu helfen, aber sie benötigten Erläuterungen, Einschätzungen und Geld für Reparaturen, für Material und Geräte und für Handwerker, um die vom Einsturz bedrohten Gebäude zu sichern. Der Erzbischof wollte, dass man sich in erster Linie um die Kirchen kümmerte – und um seine private Residenz. General Patton, der mit seiner 7. US-Armee die Stadt eingenommen hatte, verlangte Geld, um die Unterkunft seiner Truppen, den früheren Palast des Königs von Sizilien, neu einzurichten.

Hammond hatte nicht die Zeit, um sich alle Forderungen anzuhören, geschweige denn, darauf Antworten zu finden. Mehr als einen Monat lang kam er nicht aus seinem Büro hinaus, um sich einige Stätten persönlich anzuschauen. Auf seiner privaten Schreibmaschine, die er von daheim mitgebracht hatte, tippte er Berichte an das Kriegsministerium und lange Briefe nach Hause, bat um weitere Informationen und Verstärkung. Sein Drängen blieb fruchtlos, bis schliesslich im September der Monuments-Offizier Hauptmann F.H.J. Maxse ankam. Aber da war es bereits zu spät. Als die Alliierten am 3. September 1943 von der Spitze Siziliens auf das italienische Festland übersetzten, sass Hammond noch immer frustriert, verwirrt und hoffnungslos überfordert Hunderte Kilometer entfernt in Palermo. Schon das kleine, überwiegend ländlich geprägte Sizilien hatte sich für den ersten MFAA-Einsatz als eine Nummer zu gross erwiesen.

Am 10. September 1943, eine Woche nach der Landung der Alliierten auf dem italienischen Festland, schrieb Paul Sachs jubelnd an George Stout: «Ich hätte Ihnen schon früher schreiben und Ihnen mitteilen sollen, dass Ihr ‚geistiges Kind‘ nun endlich in offizieller Weise Gestalt angenommen hat und dass der Präsident, wie Sie wissen, eine American Commission for the Protection and Salvage of Artistic and His-

toric Monuments in Europe berufen hat mit dem Obersten Richter Roberts als Vorsitzendem, und auch ich wurde gebeten, dieser Kommission beizutreten, und diesem Wunsch habe ich entsprochen ... Ich dachte ... ich muss Ihnen sofort berichten, denn diese Kommission ist nicht nur das Ergebnis Ihres kühnen Denkens und Ihrer klaren Aussagen auf unserem Treffen im Metropolitan kurz nach Pearl Harbor, sondern ich glaube, dass Sie der echte Vater des Ganzen sind ... Es ist meine feste Überzeugung, dass die Bestellung dieser Kommission Ihrer Initiative, Ihrer Fantasie und Ihrer Entschlossenheit zu verdanken ist.»<sup>32</sup>

Stout dürfte die Mitteilung mit einiger Verwunderung gelesen haben. Gewiss, er war der Vater, aber was hatte er zuwege gebracht? Nicht die Spezialistentruppe im Einsatz an den Fronten, wie er es sich vorgestellt hatte, sondern nur eine weitere bürokratische Instanz? Paul Sachs und die Museumsdirektoren hatten nach mehr als zweijährigen Bemühungen ihre Vorstellungen durchgesetzt, nicht seine.

Am 13. September, als die 5. US-Armee in heftigen Kämpfen ihren Brückenkopf bei Salerno zu halten versuchte, schrieb Stout einen Antwortbrief an Sachs: «Ich beglückwünsche die US-Regierung und den Vorsitzenden der Kommission, dass sie Sie als Mitarbeiter gewinnen konnten», teilte er Sachs in seinem üblichen bissig-selbstironischen, sarkastischen Ton mit. «Sie haben mir freundlicherweise das Hauptverdienst dafür zugesprochen, dass dieses Projekt ins Laufen gekommen ist, aber Sie übertreiben gewaltig. Es bedarf nicht einmal eines durchschnittlichen Verstandes, um herauszufinden, was getan werden muss. Nur dass es getan wird, das zählt.»<sup>33</sup>

**Bericht von Alfred Rosenberg**, Leiter des ERR (Einsatzstab Reichsleiter Rosenberg), **an Hitler vom 20. März 1943**

Meldung an den Führer.

Ich melde, dass der Haupttransport des in Paris von meinem Einsatzstab sichergestellten, herrenlosen jüdischen Kulturgutes am Sonnabend, den 15.d.Mts., als Sonderzug am Bergungsort in Neuschwanstein eingetroffen ist. Der vom Reichsmarschall Hermann Göring zur Verfügung gestellte Sonderzug umfasste 25 D-Zug-Packwagen mit wertvollsten Gemälden, Möbeln, Gobelins, Kunsthandwerk und Schmuckgegenständen. Der Transport umfasste in der Hauptsache den wichtigsten Teil der Sammlungen Rothschild, Seligmann, Bernheim-Jeune, Halphen, Kann, Weil-Picard, Wildenstein, David-Weill, Levy-Benzion.

Die Beschlagnahmeaktion meines Einsatzstabes hat auf Grund Ihres Befehls, mein Führer, im Oktober 1940 in Paris begonnen. Es wurden systematisch mit Hilfe des SD und der Geheimen Feldpolizei in ganz Frankreich die Unterbringungsorte und Verstecke des Kunstbesitzes der geflüchteten jüdischen Emigranten ermittelt und in Paris in den vom Louvre zur Verfügung gestellten Räumen zusammengezogen. Durch die Kunsthistoriker meines Einsatzstabes ist das gesamte Kunstmaterial wissenschaftlich inventarisiert und sämtliche Werke von Wert fotografiert worden, sodass ich in der Lage sein werde, demnächst nach Abschluss ein lückenloses Verzeichnis aller beschlagnahmten Werke mit genauen Angaben über Herkunft und mit wissenschaftlicher Wertung und Beschreibung zu überreichen. Das Inventar umfasst bis jetzt weit über 4'000 Einzelgegenstände von z.T. höchstem Kunstwert. Ausser diesem Sonderzug sind bereits vorher die vom Reichsmarschall ausgewählten Hauptwerke – hauptsächlich der Sammlung Rothschild – in zwei Sonderwagen nach München gebracht worden und dort in den Luftschutzräumen des Führerbaues deponiert. ...

Ausser diesem Haupttransport ist in Paris noch eine grosse Zahl weiteren herrenlosen jüdischen Kunstgutes sichergestellt, das in dem gleichen Sinne bearbeitet und zum Abtransport nach Deutschland vorbereitet wird. Über den Umfang dieses Resttransportes sind genaue Angaben im Augenblick noch nicht zu machen, doch wird geschätzt, dass die Arbeiten in zwei bis drei Monaten in den westlichen Gebieten restlos beendet sein werden und dann ein zweiter Transport nach Deutschland gebracht werden kann.

Berlin, den 20. März 1941.  
Alfred Rosenberg<sup>34</sup>

## MONTE CASSINO

### Süditalien

#### Winter 1943/44

Die 5. US-Armee landete am 9. September 1943 bei Salerno auf dem italienischen Festland. Es sollte eine überraschende Landung sein, ohne Unterstützung zur See oder aus der Luft, aber als die Truppentransporter sich bei Salerno der Küste näherten, riefen die Deutschen mit Lautsprechern auf Englisch zu ihnen hinaus: «Kommt her und ergebt euch. Wir haben euch entdeckt.» Die Amerikaner landeten unter Beschuss, und es wurde eines der blutigsten Gefechte des Krieges. Der Feldzug wurde auch danach nicht einfacher. Der Kampf um den wichtigen Flugplatz in Foggia zum Beispiel war so erbittert, dass anschliessend die dezimierte 82. amerikanische Luftlandedivision mit der 10. britischen Heeresgruppe zusammengeschlossen werden musste.

Dennoch gelang es der 5. Armee, ihr Hauptziel, die Hafenstadt Neapel, am 1. Oktober einzunehmen. Sie stiess sogleich weiter vor und setzte sich am 6. Oktober im Hochland südlich des Flusses Volturno fest. Vor ihr erstreckten sich nun Hunderte Quadratkilometer von zerklüftetem, gebirgigem Gelände, das von Festungen durchzogen war und durch vier grosse Verteidigungslinien gesichert wurde. Die Kapitulation der Italiener am 3. September, dem Tag der alliierten Landung auf dem Festland, wurde am 8. September bekanntgegeben, traf Hitler aber nicht unvorbereitet. Um der mangelnden Kampfbereitschaft der Italiener zu begegnen, hatte er überall im Land deutsche Truppen stationiert. Als die italienischen Soldaten ihre Waffen niederlegten, traten robuste deutsche Truppen an ihre Stelle. Sie waren gut ausgebildet, kampferfahren, entschlossen – und sie waren überall.

Das Wetter verschlechterte sich. Strömender Regen verwandelte die Strassen in Morast, der dann in der Kälte zu Eis gefror. Flüsse traten über ihre Ufer; Feldlager wurden weggespült. Das tückische felsige Terrain nördlich von Volturno erlaubte es den Deutschen, präzise



zuzuschlagen und sich schnell wieder zurückzuziehen. Dank ihrer Späher auf den Berggipfeln konnten die Deutschen ihre Gegner nahezu unablässig unter Artilleriefeuer halten. Die alliierten Kommandeure hatten gehofft, bis zum Wintereinbruch in Rom zu sein, bis jetzt aber hatten sie erst die halbe Strecke geschafft.

Am 1. Dezember rückte die 5. Armee in das Liri-Tal ein. Flankierende Einheiten kämpften auf den schneebedeckten Gipfeln gegen die Deutschen, während der Hauptteil der Truppe in peitschendem Regen durch das Tal zog, meist im Schutz der Dunkelheit und ständig unter Beschuss. 45 Tage später erreichten sie schliesslich das andere Ende des Tals, das später von den Alliierten «Purple Heart Valley» genannt wurde, weil hier so viele Soldaten verwundet worden oder gefallen waren. Vor ihnen lag nun die Stadt Cassino, einer der strategischen Punkte der Gustav-Linie, der wichtigsten deutschen Verteidigungslinie in Mittelitalien. Vom Bergzug oberhalb der Stadt hatte man einen umfassenden Überblick über das Tal, und dies ermöglichte es den Deutschen, den Angriff der Alliierten am 17. Januar 1944 zurückzuschlagen. Wochenlang ergoss sich der Regen über die eng zusammengedrängten Männer, und in der Kälte gefroren ihre Stiefel. Auch ein weiterer Angriff der Alliierten wurde abgewehrt, sie erlitten schwere Verluste, und die Granaten prasselten ebenso regelmässig auf sie nieder wie der Regen.

Der Berg war schon schlimm genug, aber noch furchterregender für die Soldaten war das Bauwerk, das auf seinem Gipfel stand: die Respekt einflössende tausend Jahre alte Abtei Monte Cassino. Das Kloster war um 529 vom heiligen Benedikt gegründet worden, zum Teil auch, weil es aufgrund seiner ausgezeichneten Lage Schutz vor der ungläubigen Welt bot. In Monte Cassino verfasste Benedikt seine Klosterregel und begründete dadurch die monastische Tradition des Abendlands. Hier starb er auch und wurde begraben. Die Abtei war geheiligter Boden, ein geistiges Zentrum und «ein Symbol für die Erhaltung und die Pflege des Geistigen und des Spirituellen auch in Zeiten grosser Gefahr».<sup>35</sup> Nun blickte die erhabene, imposante Abtei hin-

ab auf die erschöpften und blutverschmierten alliierten Soldaten, ein Symbol für die Stärke der Nationalsozialisten.

Die Kommandeure der Alliierten wollten die Abtei nicht zerstören. Nur ein paar Wochen vorher, kurz bevor er Italien verliess, hatte General Dwight D. Eisenhower in einer seiner letzten Amtshandlungen den Befehl nebst einer Anordnung erlassen, dass künstlerisch und historisch bedeutende Stätten nicht unter Beschuss genommen werden dürften. Monte Cassino, eine der grossen Hervorbringungen der frühen italienischen und christlichen Kultur, war eindeutig eine schützenswerte Stätte. Doch Eisenhowers Befehl liess auch Ausnahmen zu. «Wenn wir uns entscheiden müssen zwischen der Zerstörung eines berühmten Bauwerks und der Opferung unserer Männer», schrieb er, «dann zählt das Leben unserer Männer ungleich mehr, und die Bauwerke müssen weichen».<sup>36</sup> Aber er hatte auch eine Trennlinie gezogen zwischen militärischer Notwendigkeit und militärischer Zweckmässigkeit, und kein Kommandeur wollte der Erste sein, der diese Grenze überschritt.

Einen Monat lang waren die alliierten Kommandeure unschlüssig, und einen Monat lang sassen die alliierten Soldaten im Tal des Todes fest. Es herrschte eisige Kälte. Und der Regen schien nicht enden zu wollen. An vielen Tagen waren die Wolken so dicht, dass die Soldaten das Kloster nicht sehen konnten, und die Welt bestand nur noch aus den schwarzen Stümpfen der von den Granaten beschädigten Bäume. Aber dann rissen die Wolken auf, und die Abtei blickte auf die Soldaten herab. Tag für Tag schleppten sich die Soldaten durch den starren, gefrierenden Schlamm, durchnässt bis auf die Knochen und gehetzt von den deutschen Granaten. Die Zeitungen griffen das Thema auf und berichteten nicht nur über die elenden Lebensbedingungen, sondern auch über die wachsende Zahl von Toten und Verwundeten. Je länger die Kriegsberichterstatter und die Soldaten zum Berg hinaufblickten, umso mehr erschien ihnen die Abtei nicht mehr als ein kulturelles Welterbe, sondern als eine tückische Todesfalle, die mit deutschen Kanonen bestückt war. Der Name Monte Cassino bekam einen schlechten Beiklang in der Welt: der Berg des Todes, das

Tal der Tränen, das Bauwerk, das die westlichen Alliierten von Rom fernhielt.

Die Menschen zu Hause, bestürzt über das Leiden ihrer jungen Männer, verlangten die Zerstörung von Monte Cassino. Aber einige amerikanische und französische Kommandeure wandten sich dagegen, denn sie waren nicht überzeugt, dass sich die Deutschen in der Abtei verschanzt hatten. Brigadier Butler, stellvertretender Befehlshaber der 34. US-Division, erklärte: «Ich weiss es nicht, aber ich glaube nicht, dass sich der Feind im Konvent aufhält. Der Beschuss kam immer von den Berghängen unterhalb der Mauern.»<sup>37</sup> Schliesslich aber setzten sich die Briten durch, vor allem ihre indischen, australischen und neuseeländischen Truppenteile, die für die erste Angriffswelle auf die deutschen Stellungen vorgesehen waren. Generalmajor Howard Kippenberger, der Befehlshaber der neuseeländischen Einheiten bei Monte Cassino, erläuterte später, warum es erforderlich gewesen sei, die Abtei anzugreifen: «Wenn sie heute noch nicht [von den Deutschen] besetzt war, dann würde sie es morgen sein, denn es erschien nicht schwierig für den Feind, während eines Angriffs Reserven heranzuführen oder Truppen dorthin zurückzuziehen, wenn er aus seinen Positionen draussen vertrieben werden würde. Man konnte unmöglich Soldaten befehlen, einen Berg zu erstürmen, auf dem ein derart wichtiges und intaktes Bauwerk stand.»<sup>38</sup>

Am 15. Februar 1944 wurde die prachtvolle Abtei Monte Cassino schliesslich unter dem Jubel der alliierten Soldaten und Kriegskorrespondenten durch massive Luftbombardements zerstört. General Eaker von der US-Luftwaffe feierte dies als einen grossen Triumph, als ein Beispiel dafür, womit die Deutschen während der restlichen Dauer des Krieges zu rechnen haben würden.

Doch die übrige Welt applaudierte nicht. Vielmehr drehten die Deutschen und die Italiener den Spiess um und erklärten, angesichts eines solchen Verhaltens seien die Alliierten Barbaren und Verräter. Kardinal Magnolie, der Sprecher des Vatikans, bezeichnete die Zerstörung des Klosters als einen «kolossalen Fehler» und einen «Akt grosser Dummheit».<sup>39</sup>

## 78 DIE MISSION

Zwei Tage später, nach weiteren kleineren Angriffen, versuchten die Alliierten den Berg zu erstürmen. Doch abermals wurden sie unter heftigem Beschuss zurückgeschlagen. Wie Brigadier Butler vermutet hatte, hatten sich die Deutschen nicht in der Abtei aufgehalten – sie hatten deren grosse kulturelle Bedeutung respektiert. Und durch die Bombardierung war ihre Position nicht geschwächt, sondern eher noch gestärkt worden, weil es ihnen nun möglich war, Fallschirmjäger über dem zerbombten Bauwerk abzusetzen und es in ihre Verteidigungsanlagen einzubinden. Es sollte noch drei Monate dauern, bis es den Alliierten schliesslich unter hohen Verlusten gelang, Monte Cassino einzunehmen: Sie hatten ungefähr 54'000 Tote und Verwundete zu beklagen.

Am 27. Mai 1944, eine Woche nach der Einnahme und mehr als drei Monate nach der Zerstörung der Abtei, kam der erste Monument Man, Major Ernest DeWald, in der Stadt Cassino an, um sich ein Bild von den Ruinen von Monte Cassino zu machen. Er stellte fest, dass die Fundamente und die unterirdischen Kammern des Komplexes noch unversehrt waren, aber fast alles, was sich über dem Boden befunden hatte, war zerstört. Die Kirche aus dem 17. Jahrhundert lag in Trümmern; die Bibliothek, die Kunstgalerien und das Kloster waren nur noch Schutt. Er machte die Trümmer ausfindig, die einst die Basilika gebildet hatten, fand aber keine Spur von den berühmten Bronzetüren oder den Mosaikfliesen aus dem 11. Jahrhundert. Er wusste nicht, ob die prunkvolle Bibliothek der Abtei und die viel gerühmte Kunstsammlung verschüttet oder vernichtet worden oder von den Deutschen vor dem Bombardement in Sicherheit gebracht worden waren. Das einzige Wertvolle, was DeWald an diesem Nachmittag entdeckte, als er sich durch die Trümmer wühlte, waren die Gesichter der Engel, die einst den Chorstuhl geziert hatten; die meisten waren zerbrochen, einige aber noch ganz, und ihre grossen Augen blickten starr hinauf in den weiten blauen Himmel.

**Begleitbrief (von Rosenberg an Hitler) zu einer Bildermappe mit Fotos von geraubten Kunstwerken für das «Führermuseum»**

---

16. April 1943

Mein Führer!

In dem Wunsche, Ihnen, mein Führer, zu Ihrem Geburtstage eine Freude zu bereiten, gestatte ich mir, Ihnen eine Mappe mit Fotos einiger der wertvollsten Bilder zu überreichen, die mein Einsatzstab im Vollzüge Ihres Befehls in den besetzten westlichen Gebieten aus herrenlosem, jüdischen Kunstbesitz sichergestellt hat. Diese Bildermappe stellt eine Ergänzung zu den aus dieser Aktion Ihrer Sammlung bereits seinerzeit zugeführten 53 wertvollsten Kunstwerken dar. Auch diese Mappe vermittelt nur einen schwachen Eindruck von dem ausserordentlichen Wert und Umfang der von meiner Dienststelle in Frankreich erfassten und im Reich sicher geborgenen Kunstwerte.

Ich bitte Sie, mein Führer, mir bei meinem nächsten Vortrag Gelegenheit zu geben, Ihnen über den gesamten Umfang und den Stand dieser Kunsterfassungsaktion mündlich Bericht erstatten zu dürfen. Ich bitte Sie, als Grundlage dieses späteren mündlichen Berichts einen kurzen schriftlichen Zwischenbericht über Verlauf und Umfang der Kunsterfassungsaktion sowie drei Bände des vorläufigen Bilderkatalogs, der auch erst einen Teil der zu Ihrer Verfügung stehenden Sammlungen umfasst, entgegenzunehmen. Die weiteren Kataloge, die sich in Bearbeitung befinden, werde ich in entsprechenden Zeitabständen überreichen. Ich werde mir erlauben, bei dem erbetenen Vortrag weitere 20 Bildermappen Ihnen, mein Führer, zu übergeben in der Hoffnung, dass durch diese kurze Beschäftigung mit den schönen Dingen der Ihnen so am Herzen liegenden Kunst ein Strahl von Schönheit und Freude in die Schwere und Grösse Ihres gegenwärtigen Lebens fallen möge.

Heil, mein Führer! A. Rosenberg<sup>40</sup>

## «MONUMENTS, FINE ARTS AND ARCHIVES»

**Shrivenham, England**

**Frühjahr 1944**

George Stout, dem Fogg-Konservator, der zur Navy gegangen war, wehte das erste milde Lüftchen des britischen Frühlings um die Nase. Es war der 6. März 1944, einen Monat nach der Zerstörung von Monte Cassino, aber noch ein paar Monate vor der geplanten Invasion in Nordfrankreich. Aber in Südengland wimmelte es schon von britischen und amerikanischen Soldaten. Mehr als eine Million, wenn die Gerüchte stimmten, was nicht ganz einfach war für ein Land, das seit vier Jahren unter den Angriffen der deutschen Luftwaffe litt und in dem Lebensmittel und Rohstoffe mittlerweile gefährlich knapp geworden waren. «Das Problem bei den Yanks ist, dass sie zu viel Geld bekommen, zu viel Sex brauchen, zu viel fressen und dass zu viele hier sind», lautete ein populärer Spruch in London.<sup>41</sup> Aber was sollte man von jungen Männern erwarten, von denen viele noch keine zwanzig Jahre alt waren? Zweifellos waren sie überheblich, aber nur, um ihre Angst zu verbergen. Schliesslich sollten sie bald gegen die Brückenköpfe der Festung Europa anrennen, und jeder wusste, dass viele von ihnen nicht mehr nach Hause zurückkehren würden.

In Shrivenham, einem kleinen Dorf etwa auf halbem Weg zwischen Bristol und London, herrschte eine andere Stimmung. Das vereinte amerikanisch-britische Civil-Affairs-Korps hatte die Amerikanische Schule (eine Universität nach amerikanischem Stil) in ein Ausbildungszentrum umgewandelt, und obwohl gelegentlich ältere Soldaten in Uniform vorübermarschierten, waren die Steinmauern und der breite Rasen weit entfernt von den Schrecken des Krieges.

Was Stout besonders auffiel, wann immer er das Gelände verliess, waren die grünen Triebe. Die Bäume hatten bereits ihre Frühlingsknospen angesetzt, und obwohl Stout überzeugt war, dass sie zu früh ausgetrieben hatten und ihnen ein später Frost sark zusetzen würde,

wärmte ihr Optimismus sein Herz. Der Trübsinn des Winters war verfliegen, und am vorhergehenden Abend war er mit ein paar Kollegen, einem Engländer und einem Amerikaner, zu Fuss acht Kilometer zu einem Pub im Ort gegangen. Das Pub war eine typische britische Kneipe: rotgesichtige Bauern, die vor ihrem Ale sassen, Holzbalken, Steinmauern, eine Dartscheibe in der Ecke, und kein Soldat weit und breit. Das Bier war mild und bitter; die Leute lachten und waren fröhlich. Er vermisste die Planken des Schiffes, das ihn über den Atlantik gebracht hatte, ihre festgefügte Formation, den schlichten und präzisen Rhythmus des Meeres. Der Rückmarsch nach Shrivensham durch die dunkle Landschaft von Oxfordshire mit ihren sorgfältig angeordneten Feldern, den kleinen Blumen- und Gemüsegärten half George Stout zu vergessen, dass er schon zwei Wochen hier war und noch keinen Brief von zu Hause erhalten hatte.

*Ein Navy-Mann, der in die Armee geschickt worden ist, dachte er. Genauso muss sich ein Fisch auf dem Trockenen fühlen. Nicht einmal der Briefträger kann mich finden.*

Lieber wäre er auf einem Schiff gewesen. Und in der Heimat. Und an einem Platz in einer friedlichen Welt, an dem er sich seiner Arbeit hätte widmen können. Aber jetzt war er Soldat, und er musste zugeben, dass diese Aufgabe genau sein Ding war, wie die Engländer sagen würden: «Monuments, Fine Arts and Archives». Er musste fast lachen. Sie stellten ein Team von erfahrenen Fachleuten zusammen, die als Offiziere der Armee zugeordnet wurden und sich mit den Problemen des Schutzes von Kulturgütern beschäftigen sollten.

Die Unterkommission Monuments, Fine Arts and Archives (MFAA) war Ende 1943 formell eingerichtet worden als ein offizielles Gemeinschaftsprojekt der Vereinigten Staaten von Amerika und Grossbritanniens; sie unterstand dem Spezialstab Civil Affairs des Allied Military Government for Occupied Territories (AMGOT) und war in erster Linie der Abteilung M-5 des britischen Kriegsministeriums berichtspflichtig. Diese bürokratische Verschachtelung war ein Hinweis auf die Bedeutung des Unternehmens, das in der militärischen Befehlskette so weit unten rangierte, dass man es fast kaum noch wahr-

## 82 DIE MISSION

nehmen konnte. Alle wussten Bescheid über den Misserfolg in Italien. Hammonds Büro war aufgelöst und durch eine neue Hierarchie ersetzt worden, aber die MFAA-Operation in Italien, die in eine eigene Kommandokette unter der Allied Control Commission (ACC) eingebunden war, kämpfte noch immer darum, nicht als bedeutungslos angesehen zu werden. So hatten sich beispielsweise nördlich von Neapel keine Monuments Men aufgehalten, als die Entscheidung zur Zerstörung von Monte Cassino getroffen worden war. Dieses Fiasko führte nicht nur dazu, dass die wenigen Kulturgüterschutzoffiziere in Italien nun schlagartig in Aktion traten, es zeigte auch, wie schwierig es war, während eines laufenden Feldzugs eine neue Organisation aufzubauen.

In Nordwesteuropa, so hoffte man, würde die Situation besser sein. Civil Affairs war fest entschlossen, schon vor der Landung in Frankreich eine Gruppe von ausgebildeten Offizieren an Ort und Stelle zu haben. Die Roberts-Kommission hatte Paul Sachs, George Stouts Vorgesetzten am Fogg Museum, damit beauftragt, die amerikanischen Mitglieder dieses Offiziersteams zu bestimmen, und George Stout gehörte zu den Ersten, die gefragt wurden, ob sie mitmachen wollten. Das war im September 1943. Danach hörte Stout monatelang nichts, was ihn auch nicht überraschte. Solche Projekte, das wusste Stout, waren gewöhnlich ein Strohfeder, wie ein Kollege aus der Marine einmal beiläufig bemerkt hatte.<sup>42</sup> Und er setzte niemals Vertrauen in etwas, das unter der Leitung von Museumsdirektoren stand.

Aber dennoch hatte er Sachs seine Gedanken zu dieser Operation dargelegt. Jede Armee, schrieb er, benötige ein Team von Konservatoren. Jedes dieser Teams müsse sich auf einen Stab von Spezialisten stützen, mindestens zehn Leute, besser aber 16, darunter Verpacker, Transporthelfer, Tierpräparatoren (ja, Tierpräparatoren!), Sekretäre, Fahrer und, am wichtigsten, Fotografen. Dieser Mitarbeiterstab könne nicht erst im Kampfgebiet zusammengestellt werden, denn Stout wusste aus seinen Erfahrungen im Ersten Weltkrieg, dass es im Feld keine überflüssigen Männer gab und dass auch kein Kommandant freiwillig



Leute abstellen würde. Sie mussten der Konservatorentruppe *zugewiesen* werden, und sie mussten auch entsprechend ausgestattet sein: mit Jeeps, getarnten Lastwagen, Kisten, Kartons, Verpackungsmaterial, Kameras, Luftdichtmessern zur Prüfung der Luftqualität und allen sonstigen Geräten, die Konservatoren benötigten.

Im Dezember – von Sachs hatte er noch immer nichts gehört – erreichten Stout Gerüchte, wonach das Projekt gestorben sei. Er setzte seine Arbeit an den Flugzeugtarnungen fort und nahm an, dass die Museumsleute wahrscheinlich alles gründlich vermässelt hatten. Schade, dachte er, dass die Armee diese Sache den Sahibs anvertraut hatte.

Auch als ihm im Januar 1944 seine Versetzung mitgeteilt wurde, blieb Stout skeptisch. «Ich habe bei diesem Rettungsunternehmen das gleiche Gefühl wie du», schrieb er an seine Frau Margie. «Wenn es sorgfältig aufgezogen wird, kann es sich entwickeln und durchaus hilfreich sein. Wenn nicht, wird es mit verzwickten Problemen zu kämpfen haben, mit Verzögerungen und Rückschlägen. Damit rechne ich ohnehin in gewissem Masse. Und ob es mir gefällt oder nicht, werde ich wahrscheinlich mitmachen, wenn sich die Armee entscheidet, das Programm durchzuführen ... Eines ist sicher: Es wird, wenn es tatsächlich zustande kommt, ein Unternehmen des Militärs sein. Es wird nicht von zivilen Museumsdirektoren geleitet werden, sondern von der Army und der Navy. Wenn es unter der Leitung der Museumsleute stehen sollte, dann mache ich nicht mit. Aber meine Mitarbeiter werden Leute aus dem Militär sein, soweit ich es verstanden habe. In der Army und der Navy legt man grossen Wert auf Effizienz und einen ehrlichen Umgang mit den Menschen. Mit Bluff kommt man dort gewöhnlich nicht weit. Wir werden sehen.»<sup>43</sup>

George Stout unterschätzte die Sahibs. Die zivile Museumsge-meinde in Gestalt der Roberts-Kommission (und zeitweilig ihrer britischen Entsprechung, der Macmillan-Kommission) hatte sich sowohl für den Aufbau eines Kulturgüterschutzkorps eingesetzt als auch dessen Entwicklung massgeblich vorangetrieben. Es erscheint zweifelhaft, ob die US-Armee die MFAA toleriert hätte, wenn sich nicht die

Roberts-Kommission, die mit Roosevelts ausdrücklicher Unterstützung eingerichtet worden war, dafür stark gemacht hätte, und niemand war besser geeignet, George Stouts Truppe von «speziellen Einsatzkräften» zusammenzustellen, als jene Männer, die den amerikanischen Kunstbetrieb beherrschten. Sie waren in der Lage, die beiden wichtigsten Lehren, die aus Nordafrika und Sizilien zu ziehen waren – dass die Armee auf die Kunstschutzbeauftragten hören sollte, *sofern diese Militäroffiziere waren*, und dass diese Offiziere während oder unmittelbar nach den Kämpfen an den Fronten erscheinen mussten –, zu beherzigen und auf dieser Grundlage einen praktisch umsetzbaren Plan zu entwickeln. Und Stout erschien noch etwas anderes durchaus positiv: Es war kein einziger Museumsdirektor in das Offizierskorps der MFAA aufgenommen worden.

Nein, nicht die Art der Beteiligten oder die Grössenordnung der Mission bereitete Stout Sorgen, als er an diesem für die Jahreszeit viel zu warmen Märzorgen über die bevorstehende Invasion nachdachte. Es war die Ad-hoc-Natur des Unternehmens. Es gab keine formelle Aufgabenbeschreibung, nicht einmal eine festgelegte Kommandostruktur. Niemand wusste anscheinend genau, wie viele Männer für die Aufgabe benötigt wurden, wie sie in Europa verteilt werden sollten und wann oder ob überhaupt weitere Soldaten dazukommen würden. Die Männer meldeten sich einfach mit ihren Marschbefehlen zum Dienst, alles wirkte eher zufällig. Gestützt auf Stouts Fachwissen und Veröffentlichungen über dieses Gebiet war ein Handbuch über die Verfahren zur Erhaltung und Pflege von Kunstwerken erstellt worden. Aber die *Monuments Men* besaßen keine formelle Ausbildung. Ihre Schulung bezog sich hauptsächlich auf die Vermittlung von Grundlagen, wie etwa die Erfassung der geschützten Kunstwerke und Kulturgüter in den einzelnen europäischen Ländern. Soweit Stout wusste, war keiner der Männer mit den militärischen Aspekten des Unternehmens vertraut, beispielsweise der Beschaffung von Waffen, Jeeps, Uniformen oder Verpflegung. Die Behauptung, dass die Bemühungen, bis zur Invasion in Frankreich eine Konservatorentruppe auf die

Beine zu stellen, eher langsam anliefen, wäre eine Untertreibung gewesen.

Zudem war die Grössenordnung des Unternehmens zu bedenken. Stout hatte Sachs empfohlen, jedem Offizier einen Stab aus 16 Mitarbeitern an die Seite zu stellen, doch es zeigte sich immer deutlicher, dass für die gesamte MFAA-Operation in Nordwesteuropa keine 16 Männer zur Verfügung stehen würden. Stout wusste, es war nicht einfach, die Militärbürokratie zur Zuteilung von Personal zu bewegen, insbesondere wenn diese gerade die wichtigste Operation in der Weltgeschichte vorbereitete. Und er war überzeugt, dass Paul Sachs qualifiziertere Männer kannte. Er hatte schliesslich den Grossteil der jungen amerikanischen Museumskuratoren ausgebildet. Aber Stout konnte die Männer an den Händen abzählen, die für die Feldarbeit an den Kulturgütern vorgesehen waren. Rorimer, Balfour, LaFarge, Posey, Dixon-Spain, Methuen, Hammett. Am Ende, wenn die Offiziere mit ihren Papieren erschienen, würde die MFAA vielleicht über zwölf Männer verfügen. An dem Messtisch während seiner Überfahrt nach England hatten mehr Männer gegessen – und das war nur ein Schiff von tausend gewesen, und darauf wurden am Tag hundert Messtische bedient.

Er dachte an die gegenwärtigen Monuments Men, die für ein Porträtfoto auf einem sonnigen Hügel vor ihrer Basis in Shrivensham sass.

Geoffrey Webb, ihr kommandierender Offizier, ein grosser und schlanker Mann, über 50, Slade-Professor in Cambridge und einer der bedeutendsten Kunstgelehrten der britischen Inseln.

Neben ihm sass die Briten Lord Methuen und Geschwaderführer Dixon-Spain, beide Teilnehmer am Ersten Weltkrieg.

Der Jüngste im britischen Kontingent war Ronald Balfour, ein kleiner Mann mit schütterem Haar, Anfang 40, Historiker am King's College in Cambridge – ein Kollege von Geoffrey Webb aus Cambridge, der aufgrund von dessen Empfehlung zur MFAA kam. Stout und Balfour teilten sich ein Zimmer in Shrivensham, und Stout war sogleich von seiner klar denkenden Art und seinem grosszügigen und liebenswürdigen Wesen angetan gewesen.

Der gläubige Protestant konzentrierte sich in seinen Forschungen auf kirchliche Themen und kam aus dem geschichtswissenschaftlichen Bereich, in dem es natürlich auch häufig um religiöse Bezüge und Bilder ging. Nach Abschluss seines Grundstudiums war er in Cambridge geblieben und war nunmehr das, was die Engländer einen «Gentleman-Gelehrten» nannten, ein Mann der Universität, den es nicht nach Ruhm durch Veröffentlichungen oder nach einer wissenschaftlichen Karriere drängte, sondern der sich vielmehr intellektuellen Herausforderungen widmen wollte und lange, ungezwungene Gespräche und Debatten mit Menschen ähnlichen Schlages liebte.

Im Lauf der Jahre hatte er sich, wie es Stout vorkam, völlig in Papier vernarrt. Er konnte in der Truppe als Experte für Archive und Manuskripte gelten, als ein Mann, dem die Sicherung und Erhaltung historischer Papiere mehr am Herzen lag als der Schutz von visueller Kunst, und sein grösster Triumph – wie es Balfour bei mehreren Gelegenheiten selbst bezeichnet hatte – war der Aufbau einer 8'000 Bücher umfassenden Bibliothek bis zum Alter von 35 Jahren. Ausschliesslich qualitativ bedeutende Bücher, wie er immer sogleich betonte. Ronald Balfour war zwar ein Mann des Papiers, aber kein Mann für Papierkram. Mit seiner schwächtigen Statur und seiner Gelehrten-Nickelbrille sah er auch gar nicht wie ein Soldat aus, aber er hatte ein Rückgrat aus Eisen und den Wunsch zu kämpfen. Er war von einem Offizier in Mittelengland – in Buckinghamshire, genauer gesagt – erzogen worden, und er kannte und respektierte die Kultur des Militärs. Zudem hatte er Jahrzehnte gebraucht, um die Bücher für seine Bibliothek zu sammeln, und er war nicht bereit, sie durch deutsche Bomben zerstören zu lassen.

Und dann die amerikanische Seite. Marvin Ross, ein Harvard-Absolvent und Experte für byzantinische Kunst, war Webbs Stellvertreter als Kommandant. Ralph Hammett und Bancel LaFarge, beide Architekten und Fachleute für Gebäude.

Walker Hancock, Anfang 40, ein Bildhauer, der durch seine monumentalen Werke bekannt geworden war. *Sacrifice*, sein Soldatendenkmal in seiner Heimatstadt St. Louis, Missouri, erhielt nun beson-

dere Bedeutung. Mehr als andere Soldaten zeichnete sich Hancock durch seine Opferbereitschaft aus. Er hatte seinem Vater zuliebe während des Ersten Weltkriegs kurze Zeit die Militärakademie in Virginia besucht. Und er hätte zweifellos noch mehr Opfer gebracht, wenn man es von ihm verlangt hätte. Doch dann ging der Krieg zu Ende, und die Kunst, seine wahre Berufung, führte ihn wieder zurück in seine Heimatstadt. Er studierte zunächst an der Washington University, dann an der Pennsylvania Academy of Fine Arts, und Ende der 1920er-Jahre ging er schliesslich an die American Academy in Rom. Er war der Künstler in der Gruppe und, wie George Stout erkannte, wahrscheinlich jenes Mitglied mit den meisten Auszeichnungen. Im Jahr 1925 hatte Walker Hancock den renommierten Prix de Rome erhalten. Im Jahr 1942 wurde ihm während seiner Grundausbildung mitgeteilt, dass er einen Wettbewerb für den Entwurf der Air Medal gewonnen habe, einer der bedeutendsten Ehrenmedaillen des amerikanischen Militärs. Dieser Preis ermöglichte ihm, ohne dass er darauf hingearbeitet hätte, den Abschied von seiner Fronteinheit.

Ein Bruder Leichtfuss. Ein angenehmer Gesprächspartner. Uner-schütterlich optimistisch. Aber dennoch war klar, welches persönliche Opfer Walker Hancock gebracht hatte. Wenige Wochen bevor er sich nach Europa einschiffte, hatte er Saima, seine Liebste, in einer kleinen Kapelle in der National Cathedral in Washington, D.C. geheiratet. Er war schwer verliebt in sie, das war offensichtlich, denn er dachte anscheinend immer nur an sie. Aber dennoch hatte er seine Karriere aufgegeben und seine Ehe geopfert, um in Übersee zu dienen. Er hatte sich freiwillig gemeldet, obwohl die Armee ihn eigentlich im Pentagon einsetzen wollte, und er hatte es gern getan. Er war fast ein wenig zu zuvorkommend, zu liebenswürdig und höflich. Stout konnte ihn sich nicht auf dem Schlachtfeld vorstellen. Er sah ihn vielmehr immer mit Saima in ihrem Kunststudio in Massachusetts und in ihrem Haus vor sich – Hancock legte zielstrebig regelmässig etwas von seinem Einkommen zur Seite, um das Haus erwerben zu können –, mit einem Feuer im Kamin und einer grossen Büste von Atlas, die halb fertig im

Hintergrund stand. Hancock würde natürlich darüber lachen. Nichts konnte ihn lange Zeit bedrücken. Er war ein so positiver, gutmütiger Mensch, dass er sogar behauptete, ihm schmecke das Essen in der Armee.

Der vor Kurzem dazugestossene James Rorimer, der erst 39 Jahre alt war, war das genaue Gegenteil des unbekümmerten Hancock: ein energischer, ehrgeiziger Mann, gestählt im Feuer der Museumswelt, in der um hohe Einsätze gespielt wurde. Ein kleiner, drahtiger Mann, gut geeignet für den Krieg. Er war gleich nach seinem Abschluss in Harvard in das Metropolitan Museum of Art eingetreten und hatte, obwohl erst Mitte 20, massgeblich an der Planung eines massiven Ausbaus der Mittelaltersammlung des Museums mitgewirkt. Im Jahr 1934, nach nur sieben Berufsjahren, war er zum Kurator der Mittelalterabteilung aufgestiegen. Als 1938 in Upper Manhattan das neue Gebäude der Mittelaltersammlung des Met, das Cloisters, bezogen wurde, gehörte Rorimer schon zu deren bedeutendsten Entwicklern und Kuratoren. Nur ein Mann von besonderer Begabung und mit eisernem Willen konnte so schnell in der Hierarchie des Met aufsteigen. Und deshalb wahrscheinlich überraschte es Stout auch nicht, dass Rorimer aus einer Arbeiterstadt wie Cleveland, Ohio, stammte und dass sein Vater die Schreibweise des Familiennamens, der ursprünglich Rotheimer gelautet hatte, aus Angst vor antisemitischen Ressentiments in Amerika hatte ändern lassen.<sup>44</sup>

Natürlich war Rorimer offiziell kein Monuments Man. Offiziell war er dem Spezialstab Civil Affairs zugeteilt, der in Shrivensham eine Ausbildungseinrichtung unterhielt. Rorimers Bewerbungsgespräch hatte am 3. März stattgefunden, und Stout wusste aus sicherer Quelle, dass er sich höchst interessiert an der Arbeit für die Monuments-Gruppe gezeigt hatte. Und Stout wusste auch, dass der MFAA-Kommandeur Geoffrey Webb ihn haben wollte. Warum auch nicht? Rorimer war ein sehr angesehener Kunstgelehrter, sprach Französisch, kannte Paris sehr gut und nahm in Shrivensham sogar sechs Tage in der Woche an einem Sprachkurs teil, um fließend Deutsch sprechen zu lernen.

Stout musste es ihm überlassen, der Mann war eine Bulldogge. Niemand in Shrivensham hatte mehr darum gekämpft, in die MFAA

aufgenommen zu werden, und niemand arbeitete härter, um seine Fertigkeiten und Kenntnisse zu verbessern. Wenn man James Rorimer eine Aufgabe übertrug, würde er sein Bestes geben, um sie zu erfüllen. Stout vermutete, dass er es hier mit einem zukünftigen Star des amerikanischen Kunstestablishments zu tun hatte. Falls Rorimer den Krieg überlebte.

Dann gab es noch Robert Posey, den Aussenseiter der Gruppe. Über ihn wusste Stout nicht viel. Er war meistens ruhig und in sich gekehrt. Er gehörte nicht zu Paul Sachs' Harvard-Zirkel, und soweit man es beurteilen konnte, war er auf seinem Arbeitsgebiet, der Architektur, nicht sonderlich bekannt. Er war in Alabama in sehr ärmlichen Verhältnissen aufgewachsen, so viel hatte Stout erfahren, und hatte sein Studium an der Auburn University absolviert, das ihm fast vollständig das Reserve Officers' Training Corps der Armee finanziert hatte. Im Hinblick auf seine Ausbildung und sein Temperament war er eindeutig ein Mann des Militärs, aber auch ein Experte auf seinem Fachgebiet, wodurch er ideal zu dieser Einheit passte. Aber niemand wusste genau, wie er der MFAA zugeteilt worden war. Es hiess, er sei direkt vom Polarkreis nach England versetzt worden, was zu unglaublich klang, als dass es nicht stimmen konnte. Er selbst behauptete einmal in gelösterer Stimmung, er sei der einzige Mensch, der in Pennsylvania einen Panzer zerstört habe. Wie sich herausstellte, hatte er zu Beginn seiner Militärzeit eine Versuchsbrücke konstruiert. Sie hielt nicht stand, und der erste Panzer, der sie zu überqueren versuchte, stürzte in den Fluss und versank. Die anderen Monuments Men, wie Stout wusste, wurden nicht recht schlau aus Posey, aber George Stout verstand ihn. Posey war ein stiller, an Arbeit gewöhnter, bescheidener Bauernjunge aus der amerikanischen Provinz: ganz ähnlich wie Stout selbst.

Doch damit war das Porträt auch schon vollständig. Balfour, der britische Gelehrte, Hancock, der gutmütige Künstler, Rorimer, der tatkräftige, strebsame Kurator, Posey, der Farmjunge aus Alabama. Und irgendwo im Hintergrund lauerte der geschneigelte George Leslie Stout mit dem dünnen Oberlippenbärtchen. Stout lachte bei diesem Gedanken, als er an einer Weggabelung abbog. Der alte, makellose

## 90 DIE MISSION

George Stout. Aber diesmal nicht. Das Gewicht der Schmutzwäsche auf seinen Schultern, einer der Gründe für seinen kleinen Sonntagsausflug aus der Unterkunft, erinnerte ihn daran, dass die hygienischen Einrichtungen in der Ausbildungsstätte der Armee unterdurchschnittlich waren und dass er bereits etwas ungepflegter war, als ihm lieb war.

Ach ja, diese Unternehmung mochte sein «Geistesprodukt» sein, wie Paul Sachs geschrieben hatte, aber hier drüben war George Stout nur ein einfacher Soldat, der keine Autorität über irgendjemanden besass. Und so gefiel es ihm. Auch im Militär hegte Stout eine tiefe Abneigung gegen Manager. Er machte sich lieber durch echte Arbeit die Hände schmutzig – und wusch sie sich anschliessend gründlich.

Es war eine gute Gruppe, das musste er zugeben. Eine Gruppe, wie auch er sie zusammengestellt hätte, wenn man mit dieser Aufgabe auf ihn zugekommen wäre. Nur elf Männer, leider, aber gute Männer. Keine ausgebildeten Konservatoren, aber die nächstbesten: Gelehrte, Künstler, Museumskuratoren und Architekten – Männer, die sich ihren Lebensunterhalt durch Arbeit verdienten und nicht anderen Arbeit aufluden. Sie alle waren fest verankert in ihrem Beruf. Fast alle hatten eine Ehefrau, die meisten hatten Kinder. Sie waren alt genug, um zu begreifen, worum es ging, und vielleicht auch noch jung genug, um die Strapazen auf den Schlachtfeldern zu verkraften und zu überleben.

Überleben. Das war ein Wort, an das George Stout eigentlich nicht denken wollte. Er zog mit diesen Männern in den Krieg, und er wusste, dies bedeutete, dass vielleicht einige von ihnen nicht überleben würden. Es war ein Verbrechen, sie in den Kampf hinauszuschicken, dachte er abermals, ohne entsprechende Ausrüstung und ausreichend Mitarbeiter.

Er machte Lord Woolley dafür verantwortlich, den alten Archäologen im Kriegsministerium. Ein Pfundskerl eigentlich, wie Ronald Balfour wohl sagen würde, aber er liess die Gruppe verhungern. Woolley war übertrieben stolz darauf, dass nur drei Personen das Leitungsbüro der Kulturgüterschutzoperation am Laufen hielten – und eine davon war Lady Woolley, seine Ehefrau. Wie konnte man bei einem sol-



chen Mitarbeiterstab das Unternehmen ernst nehmen? «Wir schützen die Kunst und wahren dabei das Mass.»<sup>45</sup> So lautete Woolleys Motto. Es stammte aus der Gefallenenrede des Perikies. Stout war sicher, dass die hohen Tiere im Militär diesen historischen Bezug zu schätzen wissen würden. Diese Cleverness würde sich zweifellos im Feld als nützlich erweisen.

*Wenn es sorgfältig aufgezogen wird*, hatte er seiner Frau geschrieben. Das war das Entscheidende. War es wirklich zu viel verlangt, in einem Millionenheer die Abstellung von einhundert Mann zu fordern? War es wirklich zu viel verlangt, ein paar Tausend Dollar zu fordern für Kameras, Funkgeräte und andere Basisausrüstung?

«Na, wer sagt's denn, George, hier ist sie», rief Ronald Balfour in seinem abgehackten britischen Akzent.

Die Worte rissen George Stout aus seinen Gedanken und holten ihn zurück nach England, in den Frühling, ins Jahr 1944. Er blickte auf. Vor ihnen lag eine kleine Ansammlung von reetgedeckten Steinhäusern. Über ihnen ragte ein Kirchturm auf, ebenfalls einer der Gründe, weshalb sie zu diesem Dörfchen gegangen waren. Stout blickte hinauf zur Sonne, die jetzt direkt über ihnen stand, und schaute dann auf seine Armbanduhr. Der Gottesdienst musste schon lange vorbei sein.

«Legen wir den kurz ab», sagte Stout und deutete auf seinen Wäschesack, «dann gehen wir rauf.»

«Einverstanden», erwiderte Balfour und grinste. Balfour, dachte Stout, musste man einfach mögen. Aber noch wichtiger war: Das war ein Mann, dem man vertrauen konnte. Und das war gut so, denn auf Männer wie Balfour kam es an. Stout war ein Wissenschaftler, ein Modernisierer, aber er verliess sich nie auf Maschinen. Der begabte Beobachter, nicht die Maschine war das Entscheidende, wenn es um den Schutz und die Erhaltung von Kulturgütern ging. Das war das Geheimnis, glaubte er, um ein Unternehmen zum Erfolg zu führen: ein sorgfältiger, kluger und leistungsfähiger Beobachter der Welt zu sein und entsprechend zu handeln. Um sich im Feld als erfolgreich zu erweisen,

würde ein Monuments-Offizier nicht nur Wissen benötigen; er würde auch Leidenschaft, Gewieftheit, Flexibilität und Verständnis für die militärische Kultur brauchen: für den Umgang mit Waffen, für die Befehlsketten. Balfour, so erkannte Stout, verfügte über diese Mischung aus scharfem Intellekt, praktischem Instinkt und Respekt vor der Uniform. Und er brachte ihm Vertrauen entgegen.

*Bringt uns da rüber, dachte er, und erledigen wir diesen Job.*

Als junger Mann hatte Stout einmal einen Sommer bei seinem Onkel in Corpus Christi, Texas, verbracht. Sie hatten sechs Tage in der Woche gearbeitet; am siebten Tag waren sie zum Fischen gegangen. Einmal fingen sie eine Golf-Flunder, einen Fisch, der sich am Meeresboden aufhält und der beide Augen auf derselben Seite hat. Einem Jungen aus Iowa fiel es schwer, zu glauben, dass es auf der Welt solche eigenartigen Fische gab. Am Nachmittag dieses Tages, auf der Rückfahrt zum Hafen, fiel der Motor des Bootes aus. Stout paddelte stundenlang, aber das Boot fuhr sich fest und trieb träge im flachen Wasser des Golfs von Mexiko umher, bis irgendwann ein Schoner auftauchte und es an Land schleppte. Stout hatte zu viel von der Welt gesehen, um Motoren allzu grosses Vertrauen entgegenzubringen. Er war stets darauf vorbereitet, sich der Flut anzuvertrauen und zu rudern. Und er war auch stets zuversichtlich, dass er es schaffen würde, an Land zu kommen.

Er wusste, die Monuments Men würden nicht mit leeren Händen nach Frankreich kommen. Sie besaßen Landkarten, auf denen die wichtigen Gebäude und Museen eingezeichnet waren. Die Karten waren unter Anleitung der Museumsdirektoren und anderer Berater erstellt und anschliessend mit Fotos der Luftaufklärung verbunden worden. An der Liste der zu schützenden Kulturgüter und Kunstwerke, zusammengestellt von Zivilisten und überprüft von den Offizieren von Civil Affairs, war nichts auszusetzen. Und auch in den Handbüchern über Erhaltungstechniken konnte er keine Fehler finden, denn sie beruhten schliesslich auf seinen eigenen Arbeiten.

Aber dennoch sah er auch die Heftpflaster, durch die das Projekt zusammengehalten wurde. Die Museumsdirektoren verstanden das

Militär nicht; das Militär war noch immer nicht überzeugt, dass es sich um eine gute Idee handelte. Die Monuments Men waren lediglich Berater; sie konnten keinen Offizier zwingen, welchen Rang er auch besass, irgendetwas zu tun. Sie konnten sich frei bewegen, aber ihnen würden keine Fahrzeuge zur Verfügung stehen, keine Büros, kein Mitarbeiterstab und kein Notplan. Die Armee hatte ihnen ein Boot bewilligt, aber keinen Motor zur Verfügung gestellt. Die Männer im Feld, erkannte George Stout, würden also rudern müssen, und er hegte den starken Verdacht, sie würden gegen die Strömung rudern. Aber wenn man einmal auf dem Wasser ist und eine Weile paddelt, das wusste er, dann kommt irgendwann ein Schoner vorbei.

*Bringt uns da rüber*, dachte er, noch immer nicht überzeugt, dass das Unternehmen nicht schnell wieder zusammenbrechen würde. *Gebt uns einfach eine Chance.*

«Eine Wiederbelebung der Romanik», sagte Balfour hinter George Stouts Schultern. «Klein, aber gut gebaut, vermutlich spätes 19. Jahrhundert. Was meinen Sie, George?»

George Stout betrachtete die kleine Dorfkirche. Sie war schlicht, solide, und die Details waren gut ausgearbeitet. Nichts an ihr war übermässig schön, aber alles befand sich am richtigen Platz, nichts war übertrieben oder heruntergekommen, und genau darin lag ihre eigene Schönheit. Es konnte sich durchaus um eine Kirche im neoromanischen Stil handeln, aber ihm kam eher das Wort «romantisch» in den Sinn. Wie im Sinne eines romantischen Ortes, eines Platzes, an dem sich Liebespaare treffen, eines Ortes, wo er und seine Frau Margie vor vielen Jahren zusammen gelacht hätten. Oder vielleicht romantisch im Sinne von übermässig optimistisch und von guten Absichten geleitet, wie seine romantische Vorstellung, dass man Gebäude wie dieses auf den Schlachtfeldern des modernen Krieges schützen könne?

«Nur wenn wir viel Glück haben, finden wir so etwas auf dem Festland», bemerkte Stout, während er zu der unversehrten Kirche hinaufblickte.

Balfour lächelte. «Ach, George, Sie alter Fuchs. Immer pessimistisch.»

## 94 DIE MISSION

Stout dachte an die Policen seiner beiden Lebensversicherungen, die er vor seiner Abreise nach England abgeschlossen hatte, seine Absicherung für alle Fälle. Man musste immer vorbereitet sein.

«Ich bin ein Optimist, Mr. Balfour. Ein vorsichtiger Optimist, aber nichtsdestotrotz ein Optimist.»

## **DIE AUFGABE**

### **Südengland**

#### **Ende Mai 1944**

Am 26. Mai 1944 erliess General Eisenhower, der Oberbefehlshaber der alliierten Streitkräfte, folgenden Befehl.<sup>46</sup> Im Unterschied zu seiner Order betreffend Italien, die erst ein knappes halbes Jahr nach dem Beginn der Invasion Siziliens erging, wurde dieser Befehl bereits elf Tage vor der Landung in Nordfrankreich erlassen.

In Kürze werden wir auf dem europäischen Kontinent vorrücken in unserem Kampf, der dem Schutz unserer Zivilisation dient. Unvermeidlicherweise werden wir auf unserem Vormarsch auch auf historische Monumente und Kulturgüter stossen, die gegenüber der Welt all das symbolisieren, was wir zu bewahren suchen.

Es ist die Pflicht jedes Truppenkommandanten, diese Symbole zu respektieren und möglichst zu schützen.

In manchen Fällen wird der Erfolg unserer militärischen Operation behindert werden durch unsere Weigerung, diese hoch geschätzten Objekte zu zerstören. Dann, wie in Cassino, wo der Feind unsere emotionale Befangenheit zur Stärkung seiner Verteidigung nutzte, besitzt das Leben unserer Männer Vorrang. Wenn also die militärischen Notwendigkeiten es erfordern, können die Kommandanten die nötigen Aktionen befehlen, auch wenn dies mit der Zerstörung solcher bedeutender Stätten verbunden ist.

Doch in vielen Situationen sind Beschädigungen oder Zerstörungen nicht notwendig und daher nicht zu rechtfertigen. In diesen Fällen sollen die Befehlshaber Zurückhaltung und Disziplin üben und diese Stätten und Objekte von historischer und kultureller Bedeutung erhalten. Die Mitarbeiter von Civil Affairs auf den höheren Rängen werden die Kommandanten auf die Lage dieser Kulturgüter hinweisen, sowohl an den Fronten als auch in den besetzten Gebieten. Diese Informationen werden zusammen mit den

## 96 DIE MISSION

erforderlichen Instruktionen durch die Kommandokanäle an alle Dienstgrade übermittelt werden.

Eisenhower

Am folgenden Tag übermittelte die MFAA an Eisenhowers Hauptquartier im Supreme Headquarters Allied Expeditionary Forces (SHAEF) eine Liste der zu schützenden Kulturgüter in Frankreich. Bei Militärs und Zivilisten herrschte gleichermaßen grosse Anspannung. Die weitere Entwicklung des Krieges hing davon ab, dass der grosse Sprung ins Unbekannte gelang: die Operation Overlord, die Landung in Nordfrankreich. Nachdem er über die Pläne unterrichtet worden war, ergriff Winston Churchill Eisenhowers Hand und sagte zu ihm mit Tränen in den Augen: «Ich stehe bis zum Ende an Ihrer Seite, und wenn es schiefgeht, gehen wir gemeinsam unter.»<sup>47</sup> Eine Niederlage hätte im günstigsten Fall weitere zwei Jahre Umgruppierungen und Umplanungen bedeutet, im schlimmsten Fall das Ende Grossbritanniens. Niemand, am allerwenigsten die Feldoffiziere, die die Liste der unantastbaren Gebäude in den künftigen Kampfgebieten billigten, wollte dem Erfolg im Weg stehen. Die MFAA-Liste der schützenswerten Kulturgüter wurde von vielen Feldkommandeuren aber als zu umfangreich und als hinderlich für taktische Manöver abgelehnt.

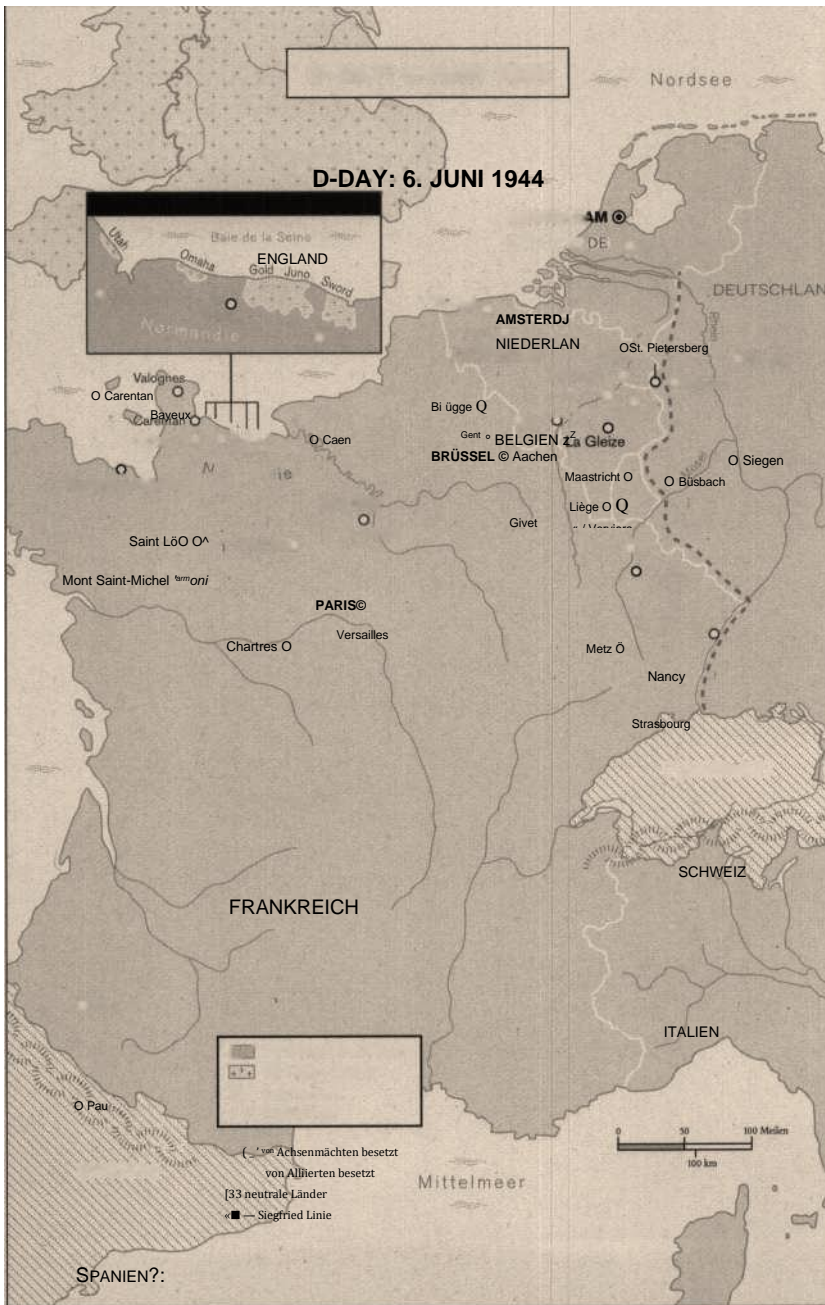
Die Leiter der MFAA mussten eine Entscheidung treffen: Sollten sie sich dem Druck der Militärs beugen oder für ihren Auftrag und ihre Überzeugungen kämpfen? Anstatt die Liste zu verändern, entschloss sich Woolley, sie näher zu erläutern. Von den 210 zu schützenden Gebäuden in der Normandie, erklärte er dem SHAEF, seien 84 Kirchen. Bei den übrigen handele es sich überwiegend um römische oder mittelalterliche Überreste, prähistorische Steinkreise, Brunnen und ähnliche Bauten, die der Armee nicht viel von Nutzen sein würden. In der gesamten Normandie, schätzte er, gebe es nur 53 Gebäude, die zu militärischen Zwecken nutzbar seien und zugleich von der MFAA als schützenswert eingestuft wurden. Nachdem die Armeeführung die

Erläuterungen gelesen hatte, wurde die Liste umgehend akzeptiert. Am 1. Juni hatte die MFAA ihre vorgesehene Stärke erreicht. 15 Männer sollten auf dem europäischen Festland (mit Ausnahme von Italien) eingesetzt werden: acht Amerikaner und sieben Briten (ein weiterer Amerikaner und drei Briten waren seit Stouts «Gruppenporträt» im März noch dazugekommen und den «Ländereinheiten» Frankreich, Belgien und Deutschland zugeteilt worden). Sieben dieser Männer sollten im SHAEF-Hauptquartier arbeiten. Die übrigen acht wurden bei den britischen und amerikanischen Armeen und in der «Communications Zone» platziert. Um den gemeinsamen Charakter der Operation zu betonen, wurden sie über den Linien eingesetzt, das heisst, ein Amerikaner kam zur 21. britischen Heeresgruppe und ein Brite zur 1. US-Armee. So unmöglich es erscheinen mag – es war die Aufgabe dieser acht Offiziere, alle bedeutenden Kulturgüter zu inspizieren und zu schützen, mit denen die alliierten Streitkräfte auf ihrem Weg vom Ärmelkanal nach Berlin in Berührung kommen würden.

TEIL II

# NORDWESTEUROPA





**Brief von James Rorimer an seine Frau Katherine, 6. Juni 1944**<sup>48</sup>

Meine Lieben, uns wurde mitgeteilt, dass heute die Invasion Europas mit massiven Landungskräften angelaufen ist. In der Morgenzeitung habe ich mit Erleichterung gelesen, dass Rom verschont blieb. Jetzt denke ich an die Kampftruppen und an die Aufgabe, die vor ihnen liegt. Wir Älteren möchten einerseits unseren Beitrag dazu leisten, der Tyrannei den Todesstoss zu versetzen, auf der anderen Seite denken wir an unsere Familien zu Hause und an die Verpflichtungen, die wir als Ehemänner, Väter, Söhne und Mitglieder der Gesellschaft in Friedenszeiten eingegangen sind.

Mein Status hat sich kaum verändert. Ich habe keine Ahnung, was die Zukunft bringen wird. Ich hoffe, dass ich mich nützlich machen kann. Ich glaube, dass ich aufgrund meines niedrigen Ranges wohl nur schwerlich einen wichtigen Auftrag erhalten werde. Kenntnisse über Europa und die Europäer, die Fähigkeit, mit Menschen Freundschaften aufzubauen und zu pflegen, ein Gespür für echte Werte, eine erfolgreiche Karriere – nichts von alledem, einschliesslich des Wunsches, sich nützlich zu machen, was man auch als Dienst an der Menschheit bezeichnet – scheint hier ausschlaggebend zu sein. Ich gehe davon aus, dass ich weiterhin als Offizier für Monuments and Fine Arts arbeiten werde – aber es ist noch nicht ersichtlich, wie diese Arbeit aussehen wird.

In Liebe  
Jim

**Normandie****Juni bis August 1944**

Der Beschuss von Omaha Beach durch Kriegsschiffe vor der Küste begann um 5.37 Uhr am Morgen des 6. Juni 1944. Bei Tagesanbruch setzte das Luftbombardement ein. Die erste Welle der alliierten Landungsgruppen ging in der «H-Hour», um 6.30 Uhr, an Omaha Beach an Land. Die Soldaten erkannten schnell, dass das Bombardement bislang wenig bewirkt hatte. Da dichter Nebel herrschte und die Bomberpiloten fürchteten, sie könnten versehentlich die eigenen Truppentransporter treffen, hatten sie ihre Bombenfracht viel zu weit im Landesinneren abgeworfen, weshalb die deutschen Verteidigungsanlagen weitgehend unversehrt blieben. Die östlichsten und westlichsten amerikanischen Einheiten an Omaha Beach erlitten schwere Verluste, bis sie sich schliesslich halbwegs am Strand festsetzen konnten. Die Soldaten der zweiten Welle, die eine halbe Stunde später an Land gingen, stiessen zu den Überlebenden, die auf einer kleinen Sandbank ausharrten, die sich aus dem Wasser erhob. Auch sie kamen zunächst nicht weiter, ihre Ausrüstung blieb auf dem überfüllten Strand zurück, und ihre Verwundeten ertranken in der steigenden Flut. Nach sechsstündigem Gefecht hielten die Amerikaner erst einen gefährlich kleinen Strandabschnitt. Die Flut verkleinerte ihren Brückenkopf fast so schnell, wie sie ihn sichern konnten.

Doch stetig trafen weitere Landungswellen ein. Da die natürlichen Strandausgänge durch deutsches Maschinengewehrfeuer versperrt waren, begannen kleine Gruppen die Felsen hochzuklettern. Oberst George A. Taylor trieb die Überlebenden mit dem Schlachtruf an: «Zwei Arten von Menschen werden Zurückbleiben auf diesem Strand: die Toten und jene, die noch sterben werden. Schauen wir, dass wir herauskommen aus dieser Hölle!»<sup>49</sup> Insgesamt wurden an die-

sem Tag 34'000 Soldaten über den Ärmelkanal nach «Bloody Omaha» übergesetzt; mehr als 20'000 kamen hier ums Leben. Überwiegend handelte es sich um Rekruten und Freiwillige, die speziell für diese Schlacht ausgebildet und trainiert worden waren, aber nach wie vor von ihrer früheren Existenz als Lehrer, Mechaniker, Fabrik- oder Büroarbeiter geprägt waren. Sie starben an Sword Beach, Gold Beach, Juno Beach und Pointe du Hoc. Sie landeten in Wellen an Utah Beach, mehr als 23'000 Mann, tauchten aus dem Nebel und der Brandung auf und strömten ins Landesinnere auf die deutschen Stellungen zu. Die 101. und die 82. Luftlandedivision hatten 13'000 Mann hinter den feindlichen Linien abgesetzt, und wenn die Soldaten, die am Strand an Land gingen, nicht bis Mitternacht zu ihnen stiessen, würden diese Fallschirmjäger aufgegeben werden. Und selbst wenn sie die Luftlandetruppen fanden, oder das, was von ihnen noch übrig war, wussten die Soldaten, dass der Kampf noch lange nicht gewonnen war, dass der Brückenkopf am Strand sehr unsicher war und dass sich eine Million deutsche Soldaten schussbereit in den Hecken verbargen.

Die Deutschen hatten sich verkalkuliert. Sie glaubten, die westlichen Alliierten würden nicht in der Lage sein, ohne einen Hafen eine Armee mit Nachschub zu versorgen, aber die Soldaten strömten an den Utah Beach mit Waffen, Munition und vollen Treibstoffkanistern. Sie kamen nicht nur am ersten Morgen, sondern Tag für Tag, überwiegend Infanteristen, aber auch Panzerführer, Kanoniere, Kapläne, Ordonanzoffiziere, Pioniere, Sanitäter, Reporter, Schreibkräfte, Übersetzer und Köche. Sie landeten mit Wasserfahrzeugen aller Art, vor allem aber mit Panzerlandungsschiffen, den LST (Landing Ship, Tanks). Kilometerlang reihten sich «an allen Stränden LST aneinander, mit ihren grossen, weit aufklaffenden Klappen, die Panzer, Lastwagen, Jeeps und Bulldozer ausspuckten sowie grosse und kleine Geschütze und Berge von Kisten mit Verpflegung und Munition, Tausende von Kanistern, die mit Benzin gefüllt waren, Kisten mit Funkgeräten und Telefonen, Schreibmaschinen und Formularen und allem Sonstigen, was Soldaten im Krieg benötigen».<sup>50</sup> Die Luft war erfüllt vom Dröhnen der

alliierten Kampfflugzeuge – allein am D-Day wurden 14'000 Angriffe geflogen, und fast ebenso viele an jedem der folgenden Tage, an dem klare Sicht herrschte. Der Ärmelkanal war so mit Schiffen vollgestopft, dass die Überfahrt, die normalerweise einen Tag dauerte, mehr als einen Monat lang drei Tage in Anspruch nahm. Und inmitten dieses Sturms, nur ein paar Hundert Meter von Utah Beach entfernt, stand eine kleine, stille 400 Jahre alte Kirche.

Was mochten die Soldaten beim Anblick dieser Kirche gedacht oder empfunden haben? Die meisten der Männer am viereinhalb Kilometer breiten Utah Beach haben sie wahrscheinlich nie gesehen. Viele andere rannten an ihr vorüber, ohne sie wahrzunehmen, denn sie wird in den Erinnerungen oder den historischen Darstellungen des Krieges kaum erwähnt. Wahrscheinlich diente sie zunächst als Rastplatz, dann vielleicht als Treffpunkt, an dem sich die Truppen sammelten, bevor sie weiter landeinwärts zogen. Zweifellos starben hier Männer, die von Kameraden hierhergebracht oder von deutschen Mörsern, Kugeln oder Minen getroffen worden waren. Das Dach wurde durch Artilleriebeschuss beschädigt, die Balken zersplitterten, aber die kleine Kapelle hielt stand, und nach einiger Zeit wurden darin regelmässig Gottesdienste für einige der Tausende Männer abgehalten, die an Land gingen, und für die Hunderte, die von der Front zurückkehrten.

In den ersten Augusttagen fiel erstmals einem Soldaten das Gemäuer auf. «Eine Kapelle namens Ste. Madeleine», schrieb er. «Pater McAvoy hat ein Schild aufgestellt, auf dem ein täglicher Gottesdienst um 17 Uhr angekündigt wird. Schöne Renaissance-Architektur aus dem 16. Jahrhundert im Stil von *Maison Carrée*. Fragmente, die zur Restaurierung verwendet werden können, befinden sich auf und unmittelbar neben dem Gelände an der Strasse. Das Hauptportal beschädigt durch einen Riss von Süden oder Westen her. Das hölzerne Dach in gutem Zustand und nur leicht beschädigt.»<sup>51</sup> Dann machte er ein Foto für die Akten und schickte es nach England. Dieser Soldat war Leutnant James Rorimer, der beharrliche Kurator des Metropolitan Museum, und im Unterschied zu den Tausenden übrigen Soldaten, die

den Utah Beach überquert hatten, war er nicht hierher nach Frankreich gekommen, um die kleine Kapelle zu wie immer gearteten Kriegszwecken zu nutzen. Als Monuments Man war er hier, um sie zu retten.

Wie vieles andere in der Normandie verlief auch der Beginn von Leutnant Rorimers Einsatz nicht wie geplant. Er hätte eigentlich schon früher an Land gehen sollen, aber seine Überfahrt verzögerte sich, weil die Armee zuerst wichtigeres Personal an die Front bringen musste. Als er schliesslich übergesetzt werden sollte, verpasste er sein Schiff: Der diensthabende Kapitän war nicht informiert, dass ein Monuments Man mitfahren würde – einer der wenigen Soldaten, die keiner Einheit zugeteilt waren –, und legte schon früher ab. Daraufhin wurde Rorimer angeboten, mit einem der Schiffe am nächsten Tag zu fahren, und er entschied sich, mit französischen Kriegsveteranen überzusetzen, die gerade vom nordafrikanischen Kriegsschauplatz zurückgekehrt waren. Er wollte zusammen mit Truppen des Freien Frankreich auf französischem Boden landen.

Ende Juli glaubten die Alliierten noch, sie könnten im Eiltempo Frankreich durchqueren, aber acht Wochen später waren sie erst 40 Kilometer weit ins Landesinnere vorgestossen. Anfang August waren die 2. britische Armee und deren Monuments-Offizier Bancel LaFarge nur noch wenige Kilometer von Caen entfernt, ihrem ursprünglichen Ziel für den ersten Tag des Vormarsches. Mittlerweile waren fünf weitere Monuments Men in Frankreich angekommen, aber auch sie mussten feststellen, dass ihre Einsatzgebiete durch den langsamen Vormarsch eingeschränkt wurden. Der geplante Sturmangriff war zum Erliegen gekommen, und die Zeitungen begannen schon von «Stillstand» und von der gefürchteten «Pattsituation» zu schreiben. James Rorimer, der am 5. August an Land ging, war der letzte Monuments Man, der während der Hauptkampfhandlungen in der Normandie ankam.

Der Grund war sofort erkennbar: Es gab keinen Platz mehr für weitere Leute. Jenseits des Utah Beach fand Rorimer nicht die Stille

und Ruhe der französischen Landschaft vor, die hier noch vor zwei Monaten geherrscht hatte, sondern eine Stadt, in der es von Soldaten wimmelte. In dem hinter ihm liegenden Ärmelkanal war die Lage «betäubend und höchst eindrucksvoll», wie John Skilton berichtete, ein Civil-Affairs-Offizier, der später ein Monuments Man wurde. Der Ärmelkanal war bis zum Horizont voll mit Schiffen, die darauf warteten anzudocken. Die Strände waren überfüllt mit Soldaten, unzählige weitere warteten durch das Wasser an Land. Am Himmel über ihnen bildeten Tausende silberne Ballons einen Schutzschirm gegen feindliche Bomber. Darüber flogen die alliierten Kampfflugzeuge. Hinter dem Strand herrschte reger Verkehr. «Noch nie habe ich so viele Fahrzeuge unterschiedlichster Typen und Grössen gesehen», schrieb Skilton. «So weit das Auge reicht, bilden die Strassen eine ununterbrochene Reihe von Fahrzeugen.»<sup>52</sup>

Aber erst als er in einem Fahrzeugkonvoi zum Hauptquartier der Advance Section fuhr, erkannte Rorimer die gigantische Dimension des Unternehmens. Um ihn herum erstreckte sich eine Mondlandschaft aus zerschossenen Maschinengewehrnestern, beschädigten Hecken und zerfurchter Landschaft. Zerstörte Fahrzeuge wurden von riesigen Bergfahrzeugen zu grossen Gruben geschleppt, während zerborstene Geschütze und Befestigungsanlagen neben der Strasse lagen. Flugzeuge donnerten unablässig über ihre Köpfe hinweg. Die Explosionen ihrer Bomben mischten sich mit dem Donnerhall hochgehender Minen. Die meisten davon wurden von Minensuchern zur Detonation gebracht, einige aber auch durch unglückselige Soldaten oder Zivilisten, die auf sie traten. «Der Versuch, inmitten all dieser klaffenden Krater und verkohlten Balken von Gebäuden den [kulturellen] Schaden zu ermitteln», schrieb Rorimer nach seinem ersten Eindruck aus der Normandie, «wäre in etwa mit dem Versuch vergleichbar, Wein mit einem zerbrochenen Fass aufzusammeln.»<sup>53</sup>

Das Hauptquartier der Advance Section (Ad Sec), das sich kilometerweit über Bauerngehöfte und Zelte erstreckte, wirkte kaum organisierter als die Strände. Nachdem Rorimer am Vortag sein Schiff

verpasst hatte, rechnete man nicht unbedingt mit seinem Erscheinen. Er musste mehrere Kilometer gehen, um seinen Eid abzulegen, und dieselbe Strecke dann wieder zurück. Sein kommandierender Offizier warnte ihn kurz vor Sprengfallen, die in Schränken, Kirchenbänken und sogar auf Leichen gefunden worden waren, dann wandte er sich wieder seinen Landkarten zu. Das war's. Rorimer war auf sich allein gestellt. So richtete er sich ein kleines Büro ein, lehnte sich zurück und überlegte, was er als Erstes tun sollte.

Er blieb nicht lange sitzen. Für die meisten Soldaten war der Krieg ein Zufall. Selbst die Offiziere wussten, dass sie nicht gegen Ungeheuer kämpften, sondern gegen Berufssoldaten, die zufällig eine andere Uniform trugen als sie. Aber für jemanden wie James Rorimer war dies die Aufgabe seines Lebens. Hitler hatte bereits 1939 der Kunstwelt einen Schuss vor den Bug versetzt, als in seinem «Blitzkrieg» gegen Polen auch Einheiten zum Einsatz kamen, deren Auftrag darin bestand, Kunstwerke zu rauben und die Kulturgüter des Landes zu vernichten. Die entscheidende Grenze wurde kurze Zeit später überschritten, als die Nazis den Krakauer Hochaltar des Bildhauers Veit Stoss – der zu den Nationalschätzen Polens zählte – beschlagnahmten und nach Nürnberg schafften. Dann raubten sie Leonardo da Vincis Gemälde *Dame mit dem Hermelin*, eines von rund 15 Bildern, die vollständig der Hand des Meisters zugeschrieben werden, sowie einige Bilder von Raphael und Rembrandt. Diese Kunstwerke, die mit Ausnahme des Veit-Stoss-Altars alle zur berühmten Czartoryski-Sammlung gehörten, waren die bedeutendsten Gemälde, die es in Polen gegeben hatte. Seither hatte sie niemand mehr zu Gesicht bekommen oder etwas über ihren Verbleib erfahren. Ein Jahr später, als Westeuropa fiel, wichen die Tatsachen Gerüchten und Anspielungen. Doch auch dies genügte der Kunstwelt, um zu erkennen, dass Museen und Sammlungen, grosse wie kleine, systematisch ausgeschlachtet und die wertvollen Kunstwerke nach Deutschland abtransportiert wurden. Die Landung in der Normandie bot den Mitarbeitern der Museen in Amerika und England erstmals eine Chance, nicht nur herauszufinden, was



hinter dem NS-Vorhang vor sich ging, sondern auch damit zu beginnen, das begangene Unrecht zu korrigieren. James Rorimer hatte nicht die Absicht, hinter einem Schreibtisch zu sitzen, während sich vor ihm die Kunstgeschichte entfaltete.

Und fast genau dies geschah.

Rorimer hatte sich 1943 freiwillig zur Armee gemeldet. Der 37-Jährige galt als der aufgehende Stern am Metropolitan Museum of Art, nachdem er vor Kurzem zum Kurator des Cloisters ernannt worden war, der Abteilung am Met, die sich mittelalterlicher Kunst und Architektur widmete. Aber wie auch viele andere beruflich erfolgreiche Fachleute wurde er als einfacher Gefreiter in die Armee aufgenommen und dem Ausbildungsbataillon der 4. Infanterie in Fort Wheeler in Georgia zugeteilt. Im Februar 1944 kam seine Tochter Anne zur Welt. «Nun bin ich endlich ein stolzer Vater», schrieb er an seine Frau Katherine – die er Kay nannte –, nachdem sie ihn über die Geburt informiert hatte, «und die Fotos sind der wertvollste Besitz, den ich bei mir trage.»<sup>54</sup> Kurz danach schiffte er sich nach England ein. Er sollte seine Tochter erst nach mehr als zwei Jahren zum ersten Mal sehen.

Nachdem Rorimer die Ausbildung in der Civil-Affairs-Einrichtung in Shrivenham absolviert hatte, wurde er kurz darauf für die Tätigkeit im Kulturgüterschutz ausgewählt. «Allmählich lerne ich hier weitere Kunsthistoriker kennen», schrieb er seiner Frau nach seiner Versetzung zur MFAA. «Wir werden hier in Bereitschaft gehalten, um zum Einsatz zu kommen, wann und wo es erforderlich ist ... Ich halte mich im Hintergrund, während andere Politik spielen.»<sup>55</sup>

Da er gute Kenntnisse über französische Kunst besass und auch die Sprache beherrschte, erwartete Rorimer, dass er herangezogen würde zu den Vorbereitungen der Invasion seines «liebsten europäischen Landes».<sup>56</sup> Doch in der MFAA ging es ziemlich durcheinander. Im April, nachdem er zwar für eine Stelle in der Monuments-Abteilung vorgesehen, aber ihr noch nicht\* formell zugewiesen worden war, begab sich Rorimer auf die Suche nach einer sinnvollen Tätigkeit. Am 9. April fand er sie – als Fahrlehrer für Offiziere, die das Fahren von Lastwagen lernen sollten. Dank seiner üblichen Gewissenhaftig-

keit und harter Arbeit wurde er schnell zu einem Fachmann für Lastwagen und gab jeden Tag acht Stunden Unterricht. Doch gegenüber Kay bekannte er: «In jedem freien Augenblick habe ich mich im Feld mit Monuments-Arbeit beschäftigt.»<sup>57</sup>

Als sich Rorimer am 30. April die Chance bot, in einer anderen Einheit PR-Offizier und Historiker zu werden, nutzte er sie sofort. Doch der Leiter der MFAA, Geoffrey Woolley, weigerte sich, ihn abzutreten. «Meine gegenwärtige Stelle ist von den Umständen, den Stimmungen, der Politik und von Webb abhängig», schrieb Rorimer an Kay.<sup>58</sup> Er glaubte an den Kulturgüterschutz, aber im Unterschied zu dem gewieften Fogg-Konservator George Stout, der sich viele Jahre lang darum bemüht hatte, das Projekt ins Laufen zu bringen, war er nicht überzeugt, dass sich die Bemühungen irgendwann auszahlen würden. «Teile Sachs mit, dass sich alle meine Befürchtungen bewahrheitet haben», schrieb er mehr als einen Monat vor dem D-Day, «und dass ich gut damit beschäftigt war, Leute über Automotoren und ihre Instandhaltung zu unterrichten.»<sup>59</sup> Eine Woche später, am 7. Mai, hatte sich seine Einschätzung geändert: «An manchen Tagen oder auch in manchen Stunden – hin und wieder – denke ich, dass ein Job bei Civil Affairs der schönste Posten auf der Welt ist, den man haben kann ... Wir [die Monuments Men] haben eine aussergewöhnliche Arbeit zu erledigen, und ich bin froh, dass die Dinge so gut wie möglich gehandhabt werden.»<sup>60</sup>

James Rorimer, das war klar, war nicht geschaffen für die bürokratischen Abläufe im Militär. Im Metropolitan Museum war er in kürzester Zeit in der Hierarchie aufgestiegen. Trotz seiner Jugend hatte er alle Hindernisse beiseitegeräumt, die der Einrichtung einer neuen Museumsabteilung, des Cloisters, im Weg standen, hatte sich mit John D. Rockefeller Jr. die Unterstützung eines mächtigen Förderers gesichert und einen Mitarbeiterstab, der nicht recht zusammenpasste, neu organisiert. In der Armee dagegen stand Rorimer ganz unten in einer bürokratischen Hierarchie und war völlig machtlos; trotz seiner Beförderung zum Leutnant war er nach wie vor der rangniedrigste Mann in

der Armee und in der MFAA. «Der Krieg bringt vieles mächtig durcheinander», schrieb er im April an seine Frau, «vor allem, wenn man ein kleiner Offizier ist, nachdem man im Zivilleben über viele Jahre eine erfolgreiche berufliche Karriere absolviert hat. Ich hoffe nur, dass mein Wunsch, endlich zum Einsatz zu kommen, nicht am Ende durch all die kleinen Wichte zunichte gemacht wird, die Politik spielen und eine Show abziehen.»<sup>61</sup> Erst vier Wochen nach dem Beginn der Invasion in der Normandie wurde er offiziell der MFAA zugeteilt; kurze Zeit später war er auf dem europäischen Festland. Nachdem er den bürokratischen Wirrwarr in England hinter sich gelassen und seinen Traumposten bekommen hatte, war es für James Rorimer undenkbar, dass er scheitern könnte – unabhängig davon, wie schwierig die Aufgabe sein würde, die vor ihm lag.

In der Normandie war jeder Monuments Man für eine bestimmte Kampfzone zuständig. Diese Zonen entsprachen meist den einzelnen Kampfgruppen, wie etwa der 1. US-Armee, der 3. US-Armee oder der 2. britischen Armee. Rorimers Bereich war die Communications Zone, das Gebiet hinter der Front, wo Strassen gebaut und Nachschub herangeschafft wurde. Doch die Informationen über die Grenzen der «Comm Zone» veränderten sich so schnell, dass es fast unmöglich war, sich immer auf dem neusten Stand zu halten – oder auch nur den genauen Frontverlauf zu ermitteln. Die Normandie war eine Heckenlandschaft, durchzogen von hohen Erdwällen, die mit Bäumen und Büschen bewachsen waren und die Felder voneinander trennten und die Strassen schützten. Häufig gab es 12 bis 16 von diesen Wällen auf einer Meile, sie behinderten die Sicht in das dahinterliegende freie Gelände und auf den Wall der nächsten Hecke. Nach zwei oder drei Hecken, die alle in schiefen Winkeln verliefen, wussten die Kommandeure oft nicht mehr, ob sie sich nach vorn oder rückwärts bewegten.

«Halten Sie sich einfach nur an die Strasse», empfahl ein gehetzter Offizier Rorimer, als er an seinem ersten Einsatztag das Hauptquartier verliess. «Und halten Sie den Kopf unten. Ein toter Monuments-Offizier nützt uns gar nichts mehr.»<sup>62</sup>

Am Fuhrpark überprüfte ein Soldat seine Befehle und schüttelte den Kopf. «Tut mir leid, Leutnant. Die Monuments-Abteilung steht nicht auf der Liste. Sie werden sich eine Mitfahrgelegenheit suchen müssen. Hier fahren ständig Lastwagen ab – Leute, die Leitungen reparieren, Nachschub transportieren oder Tote begraben. Es dürfte Ihnen nicht schwerfallen, jemand zu finden, der Sie mitnimmt.»

Rorimer fuhr mit dem ersten Konvoi, der ihn mitnehmen konnte. Er hatte Dutzende Stätten aufzusuchen, aber keinen Plan und kein klar definiertes Ziel. Er hatte nur den Wunsch, aktiv zu werden, sich nützlich zu machen. Sein erster Aufenthalt war Carentan, die strategische Verbindung zwischen den Strandabschnitten Omaha und Utah. Die Stadt war durch Luftbombardements und Artilleriebeschuss fast völlig zerstört worden, doch inmitten der Verwüstungen entdeckte Rorimer zu seiner Überraschung jenes Gebäude, das auf der Liste der zu schützenden Kulturgüter stand: die Kirche der Stadt, die fast unversehrt war. Lediglich der Turm war beschädigt worden, und auch er nur geringfügig. Rorimer liess sein Fernglas sinken. Seine erste Aufgabe bestand darin, den Zustand des Gebäudes nach dem Kampf zu dokumentieren; als Nächstes sollte er die Renovierungsarbeiten überwachen, falls solche erforderlich waren. Da der Turm nicht unmittelbar einsturzgefährdet war, bestand kein Grund, sich länger in Carentan aufzuhalten. Er konnte den Departement-Architekten von Cherbourg, einen älteren Franzosen, der ebenfalls die Gebäude inspizierte, dazu bringen, die Verantwortung für die Instandsetzung des Turms zu übernehmen. Dann winkte er einen Jungen heran, der ihn von der anderen Strassen- seite aus beobachtet hatte.

«*Tu veux aider?*», fragte Rorimer. «Willst du helfen?» Der Junge nickte. Rorimer griff in seine Tasche. «Wenn dieser Mann vom Turm zurückkommt», sagte er zu dem Jungen auf Französisch, «sag ihm, dass ich weitergefahren bin, in eine andere Stadt. Und dann bitte ihn, das hier am Gebäude anzubringen.» Er reichte dem Jungen mehrere Schilder. Darauf stand auf Englisch und Französisch:<sup>63</sup>

**ZUTRITT VERBOTEN!**  
**An alle Militärangehörigen**  
**HISTORISCHES MONUMENT**  
**Unbefugtes Betreten und das Entfernen jeglichen Materials**  
**oder von Gegenständen aus diesen Räumlichkeiten**  
**sind strengstens verboten**  
**Auf Befehl des Kommandierenden Offiziers**

Die dritte und wahrscheinlich wichtigste Aufgabe eines Monuments Man bestand darin, dafür zu sorgen, dass Gebäude nicht weiter beschädigt wurden, sei es durch Soldaten oder Zivilisten. Geschützte Monumente, auch Ruinen, sollten nicht angetastet werden. Rorimer beobachtete, wie der Junge auf die Kirche zuging, ein kleiner Punkt vor einem Hintergrund aus zerborstenen Steinen und zersplittertem Glas. Er trug nicht einmal Schuhe. Rorimer lief ihm nach und packte ihn an der Schulter. «*Merci*», sagte er und hielt ihm einen Kaugummi entgegen. Der Junge nahm ihn und lächelte, dann drehte er sich um und lief zur Kirche.

Ein paar Minuten später war Rorimer schon wieder weg, unterwegs in einem anderen Konvoi zu einem anderen schützenswerten Kulturgut. Nach wenigen Tagen konnte er nicht mehr berichten, wo er überall gewesen war, ohne auf sein Feldtagebuch und eine Checkliste der Kulturgüter zurückgreifen zu müssen. Die Städte verschwammen ineinander, während er kreuz und quer umherreiste, immer auf der Suche nach einer neuen Transportmöglichkeit. Er war eine Stunde auf einer Strasse unterwegs, die voll war mit Panzern, die durch ihre Besatzungen mit metallenen Rambahöckern ausgestattet worden waren. «Rhino-Panzer» wurden sie genannt, denn sie eigneten sich perfekt dazu, durch die Hecken hindurch anstatt über sie hinwegzufahren. Dann bog der Jeep um eine Kurve, und kilometerweit gab es keine Hecken mehr. In einem Abschnitt waren sie niedergebrannt und zerpflegt worden, und der Boden war mit Bombenkratern übersät und von Stiefeln zertrampelt. Im nächsten Abschnitt dösten Kühe im Schatten von Bäumen, so friedlich wie im Sommer zuvor. Manche Städte waren

zerstört, andere unversehrt. Selbst innerhalb der Städte war manchmal ein Häuserblock stark ramponiert, während der nächste völlig unbeschädigt schien – bis man ein zersplittertes Fenster im zweiten Stock entdeckte, wo eine verirrte Kugel eingeschlagen war. Der Krieg kam nicht wie ein Wirbelsturm, erkannte Rorimer, der alles zerstörte, was auf seinem Weg lag. Er kam wie ein Tornado, der konzentriert an bestimmten Stellen zuschlug und ein Leben auslöschte, während er die nächste Person unbehelligt liess.

Es gab, so schien es, nur eine Konstante: die Kirchen. In fast jeder Stadt, in die Rorimer kam, bot sich ihm der gleiche Anblick wie in Carentan: intakte Kirchen, beschädigte Türme. Die Normandie war ein flaches Land, und der höchste Punkt für mehrere Kilometer war gewöhnlich ein Kirchturm. Die westlichen Alliierten wollten Gotteshäuser nicht entweihen; die Deutschen zeigten keine derartigen Skrupel. In einem Verstoß gegen die Regeln der Landkriegführung, die in der Haager Konvention festgelegt waren, versteckten sich deutsche Heckenschützen und Späher regelmässig in Kirchtürmen und nahmen von dort aus vorrückende Truppen unter Mörserbeschuss. Die Alliierten begannen daraufhin, selbst konzentriertes Feuer zu eröffnen, wodurch die Türme zusammenbrachen, der Rest der Kirchengebäude aber zum grossen Teil unversehrt blieb. Rorimer wusste nicht, ob die Alliierten in die Liste der zu schützenden Bauwerke schauten oder nicht, aber das spielte auch keine Rolle. Die Armeekommandeure hatten von sich aus begriffen, dass bestimmte Gebäude schützenswert waren.

Allerdings blieb nicht jede Kirche verschont. In La-Haye-du-Puits musste Rorimer die Bauern vertreiben, die jeden Tag zum Beten in die Kirche kamen; das Gebäude war schwer beschädigt, und er fürchtete, dass durch die Erschütterungen, die von vorbeifahrenden Panzern und Geschützlafetten ausgelöst wurden, der Turm zum Einsturz gebracht werden würde.

Bulldozer der Alliierten hatten den Schutt des Mittelteils der Kirche von Saint-Malo in Valognes in das Kirchenschiff geschoben, um

die Nachschubroute freizuräumen – die unglücklicherweise direkt durch die Überreste der Kirche führte. Die Bewohner des Ortes weinten und baten um Schonung des Gotteshauses, aber als Rorimer ihnen erklärt hatte, dass es keine andere Möglichkeit gab, fanden sie sich damit ab. Das war der Preis der Freiheit.

Es gab auch Fälle, die schlimmer hätten ausgehen können. Die historische Abtei von St. Sauveur-le-Vicomte, die als deutsches Munitionsdepot diente, wurde durch alliierte Luftangriffe zerstört. Als Rorimer ankam, gaben amerikanische Soldaten den Kindern ihre eigenen Verpflegungsrationen zu essen; in der Abtei hielten sich 56 Waisenkinder und 35 Nonnen auf. «Die Abtei ist gesegnet», erklärte ihm die Oberin. «Sie wurde zerstört, aber alle sind unversehrt geblieben.»

Das Schloss des Comte de Germigny war durch alliierte Bomben in Brand geraten. Als er näherkam, sah Rorimer die geschwärzten Mauerreste, die wie riesige Schultern aus Stein emporragten. In ihrem Schatten war ein Bulldozer dabei, eine der letzten noch weitgehend intakten Mauern einzureissen. Es war üblich, beschädigte Mauern niederzureissen; die Armee verwendete die Steine als Baumaterial für Strassen. Aber dieses Château stand auf der Liste der zu schützenden Bauwerke, und diese bestimmte Mauer gehörte zur Privatkapelle des Schlosses. Auf der Rückseite bemerkte Rorimer zwei grosse Statuen aus dem 18. Jahrhundert.

«Stoppen Sie den Bulldozer!», schrie er den verblüfften Pionier an, der in den vergangenen paar Tagen zweifellos damit beschäftigt gewesen war, die übrigen Mauern des demolierten Schlosses plattzumachen. «Das ist eine historische Stätte.» Er hielt ihm seine Liste der zu schützenden Bauwerke vor das Gesicht. «Sie darf nicht zerstört werden.»

Ein paar Minuten später kam der befehlshabende Offizier durch den Schutt gestampft. «Was gibt's denn hier für ein Problem ... Leutnant?» Dass er Rorimers Rang erwähnte, den niedrigsten Offiziersrang, war Absicht. Die Monuments Men besaßen nicht die Befugnis, Befehle zu erteilen. Sie waren reine Beobachter, und das wusste dieser Offizier.

«Das ist ein historisches Monument, Sir. Es darf nicht beschädigt werden.»

Der Offizier betrachtete die zusammengefallene Mauer und die Steinbrocken. «Das hätten die Helden der Lüfte bedenken sollen.»

«Es ist Privateigentum, Sir. Das muss respektiert werden.»

Der Offizier knöpfte sich den rangniedrigeren, wenngleich älteren Mann vor. «Wir müssen hier einen Krieg gewinnen, Leutnant. Und ich muss in diesem Krieg dafür sorgen, dass hier eine Strasse hindurchführt.»

Der Offizier wandte sich zum Gehen. Er hielt das Gespräch für beendet, aber James Rorimer war wie eine Bulldogge: klein, stämmig gebaut und furchtlos. Durch Beharrlichkeit und harte Arbeit hatte er sich im Laufe von kaum zehn Jahren in die Führungsebene des Metropolitan Museum hochgearbeitet, der bedeutendsten kulturellen Einrichtung Amerikas. Er besass jene machtvolle Mischung aus Ehrgeiz und Glauben: Glauben an sich selbst und an seine Mission. Er hatte bislang keine Erfahrung mit dem Scheitern und auch nicht die Absicht, jetzt damit anzufangen.

«Ich habe diese Mauern für einen offiziellen Bericht fotografiert.»

Der Offizier blieb stehen und drehte sich um. Was für eine Frechheit! Für wen hielt sich dieser Kerl? Rorimer hielt ihm eine Kopie von Eisenhowers Proklamation über den Umgang mit Kulturgütern im Krieg entgegen. «Nur für den Fall der Fälle, Sir. Ein Befehl des Oberkommandierenden. Möchten Sie den Rest Ihres Einsatzes damit verbringen, zu erklären, warum diese Zerstörung eine militärische Notwendigkeit war und absolut unvermeidbar?»

Der Offizier starrte den kleinen Mann an. Wusste dieser Spinner nicht, dass hier gerade ein Krieg stattfand? Aber als er James Rorimer anschaute, erkannte er, dass es sinnlos war. «Okay», brummte der Offizier und bedeutete dem Bulldozer-Fahrer, er solle sich von der Mauer entfernen, «aber das ist eine verdammt bescheuerte Art, einen Krieg zu führen.»<sup>64</sup>



Rorimer dachte an die Abtei St. Sauveur-le-Vicomte, wo die amerikanischen Soldaten den Kindern ihre Verpflegung gegeben hatten. Die Soldaten waren von einem General, der die historische und kulturelle Bedeutung dieses Klosters erkannt hatte, aus den warmen, bequemen Betten der Mönche nach draussen geschickt worden und hatten ihre Zelte im Regen aufgeschlagen. Dieser General war vermutlich nicht besonders beliebt bei seinen Soldaten, aber Rorimer wusste, dass es Männer wie ihn brauchte, um sich den Respekt der Franzosen zu verschaffen.

«Ich bin anderer Ansicht, Sir», sagte Rorimer zu dem Offizier bei Comte de Germigny. «Ich glaube, genau auf diese Art muss man einen Krieg führen.»

**Brief von George Stout an seine Frau Margie, 14. Juli 1944<sup>65</sup>**

Vor drei Tagen habe ich mit Glück ein schönes Quartier gefunden. Es ist sehr angenehm, und ich freue mich darüber, solange ich es habe.

Ich muss sagen, ich ziehe meinen Hut vor den Franzosen. Damit meine ich nicht die wichtigen Leute in der Politik. Sie mögen in Ordnung sein, aber ich weiss nicht viel über sie. Die Tapferkeit der einfachen Landbewohner ist beeindruckend. Das sieht man überall, wenn man auf den Strassen unterwegs ist. Sie sind angeschlagen und mitgenommen, aber anscheinend ungebrochenen Mutes, und gehen weiter ihrer Arbeit nach. Sie sind uns gegenüber grosszügig – grosszügiger, als wir es verdienen – und sehr freundlich. Ihre Trikolore hängt über Hunderten von Haustüren, dazu erstaunlich viele Stars and Stripes. Wo sie die herbekommen haben, ist mir ein Rätsel. Vielleicht wurden sie aus dem Futter ihrer Kleider genäht. Einige sind eindeutig selbst gefertigt, die Streifen bestehen aus weissem Stoff und etwas, das wie Rot aussieht, und die Sterne haben sie darauf genäht. Wenn wir auf den Strassen an ihnen vorbeifahren, winken wir ihnen unablässig zu, und häufig stehen sie vor ihren beschädigten oder eingestürzten Häusern. Keine Siegesparade könnte eindrucksvoller sein ...

Wenn ich hier schreibe, habe ich das Gefühl, dass ich zumindest einen meiner Sinne eingebüsst habe. Ich kann dich nicht hören und nicht sehen, und ich frage mich, ob du mich hörst. Aber eines ist sicher: Ich liebe dich.

Herzlich  
George

## EINE BEGEGNUNG IM FELD

### Normandie

### August 1944

Die Stadt Saint-Lô ist erhöht an einer alten Wegkreuzung gelegen, einer wichtigen Ost-West-Verbindung in der Normandie. Seit Anfang Juni lieferte sich die 29. Infanteriedivision der Amerikaner (die «29er») dort eine erbitterte Auseinandersetzung mit der 352. Division der Wehrmacht. Mitte Juli lebte auf beiden Seiten kaum noch ein Mann, der schon am D-Day gekämpft hatte.

Am 17. Juli, eine Stunde vor Tagesanbruch, startete die 29er einen Grossangriff auf Saint-Lô, ohne Verstärkung in Reserve zu haben. Es war ein Überraschungsangriff; die Männer sprangen in die deutschen Schützengräben und setzten dabei hauptsächlich Bajonette und Handgranaten ein. Sie durchbrachen die feindlichen Linien, als es hell wurde, und nahmen die rund eineinhalb Kilometer von der Stadt entfernte Hochebene ein. Die Deutschen trugen einen Gegenangriff vor, wurden aber durch heftigen Artilleriebeschuss der Alliierten und durch Kampfbomber zurückgeworfen. Im qualmenden Dunst eines französischen Morgens stiessen die 29er schliesslich über den letzten Hügel vor und erblickten erstmals das Ziel, für das sie gekämpft hatten und für das ihre Kameraden gestorben waren. «St.-Lo wurde am D-Day und an jedem klaren Tag danach von B-17-Bombern angegriffen», schrieb der Historiker Stephen Ambrose. «Das Zentrum des Ortes war ein toter Haufen Schutt, in dem man die Strassen und Gehwege kaum noch erkennen konnten»<sup>66</sup>

Doch es gab noch Leben in der Stadt. Hinter jedem Steinhaufen wartete ein deutscher Soldat. Der Vormarsch der Alliierten entwickelte sich bald zu einem Kleinkrieg, wobei sich die Kämpfe hauptsächlich auf den Friedhof neben der eingestürzten Kirche Sainte-Croix konzentrierten. Kugeln zerfetzten Grabsteine, als Rhino-Panzer, die mit selbst gebauten Rammböcken ausgestattet waren, durch die Rei-

hen der Gräber pflügten wie durch die Hecken der Grundstückseinfassungen und die Deutschen in die Stadt zurückdrängten. Als das Gefecht schliesslich mit dem Sieg der Alliierten endete, wickelten die 29er den Leichnam von Major Tom Howie, einem ehemaligen Lehrer und sehr beliebten Offizier, in eine amerikanische Flagge und legten ihn auf einen Steinhaufen, der einst die Kirche Sainte-Croix gewesen war. Die Stadt befand sich nun in den Händen der Alliierten, die dafür jedoch einen hohen Preis gezahlt hatten. Die 29. Division hatte in Saint-Lô mehr Männer verloren als an Omaha Beach.

James Rorimer wurde nach Saint-Lô geschickt, um den Schaden zu ermitteln. Er fand eine Stadt in Trümmern vor, Tote lagen unter dem Schutt, die obdachlos gewordenen Bewohner suchten zwischen zersplittertem Holz und Schutthaufen nach Nahrungsmitteln und Wasser. «Die Deutschen haben die Häuser mit Benzin angezündet», erzählte ihm ein Mann, der sich durch die Trümmer wühlte. «Sie haben auf allen grösseren Strassen Minen gelegt.» Irgendwo in der Nähe detonierte eine Mine; ein weiteres Gebäude stürzte ein. Dem amerikanischen Architekten traten Tränen in die Augen, als er den historischen Stadtkern erblickte. Die Deutschen hatten an den bedeutendsten historischen Gebäuden der Stadt Gräben ausgehoben und unterirdische Betonbunker gebaut, die von den alliierten Bombern zerstört worden waren. Die wichtigsten Verwaltungsgebäude waren zerbombt worden und dann in Flammen aufgegangen. Das Hôtel de Ville, in dessen Bibliothek die Charta von Wilhelm dem Eroberer aufbewahrt worden war, war ausgebrannt. Das nahe gelegene Kunstmuseum und dessen im Laufe vieler Jahrhunderte angesammelte Schätze waren zu Staub geworden. Der Mittelteil der Kirche Notre-Dame hatte sich in einen sechs Meter hohen Geröllhaufen verwandelt. Jene Teile der Kirche, die noch standen, waren «voll mit Granaten, Rauchbomben, Verpflegungskisten und Trümmern aller Art», wie Rorimer notierte. Auf der Kanzel und auf dem Alter waren Sprengfallen angebracht gewesen.<sup>67</sup>

Den Offizieren im Hauptquartier erschien Rorimers Bericht derart unglaublich, dass sich der diensthabende Oberst von Civil Affairs selbst ein Bild von der Situation machen wollte. Er fand die Szenerie

vermutlich noch schrecklicher, als Rorimer sie beschrieben hatte. Nach späteren Schätzungen wurde die Stadt zu 95 Prozent zerstört, ein Ausmass an Verwüstung, das sonst nur in den von deutschen Brandbomben zerstörten Städten erreicht wurde. Der berühmte irische Schriftsteller Samuel Beckett, der nach Frankreich ausgewandert war, beschrieb Saint-Lô als «Hauptstadt der Ruinen.»<sup>68</sup> Rorimers Bestandsaufnahme der zerstörten Objekte enthielt nicht nur die historischen Bauten der Stadt, sondern auch jahrhundertealte Archive, eine eindrucksvolle Keramiksammlung, zahlreiche private Kunstsammlungen und, was vielleicht den schmerzlichsten Verlust darstellte, eine grosse Sammlung illustrierter Manuskripte, die von den Mönchen des Klosters auf dem Mont Saint-Michel zusammengetragen worden war. Diese unschätzbar wertvollen Handschriften, die mit Illustrationen versehen waren und von denen einige aus dem 11. Jahrhundert stammten, waren in das Departement-Archiv von Saint-Lô ausgelagert worden, um sie dort in Sicherheit zu bringen.

Doch die Zerstörung, so schlimm sie war, war keineswegs willkürlich erfolgt. Die Einnahme von Saint-Lô war von entscheidender Bedeutung für die Alliierten, denn dadurch kamen sie in den Besitz der Hochebene, von der aus sie mit ihrer Artillerie und durch Luftschläge gezielt das Herz der deutschen Verteidigungsstellungen angreifen konnten. Einige Wochen später, nach den bislang heftigsten Luftangriffen in der Militärgeschichte, konnten die 1. und die 3. US-Armee, die durch die Bresche bei Saint-Lô herangeführt wurden, schliesslich den deutschen «Stahlring» bezwingen, der den Vormarsch der Alliierten in der Normandie zwei Monate lang aufgehalten hatte. Wenn je eine Stadt die Komplexität der Mission der Monuments Men symbolisierte, die Schwierigkeit, Kulturgüterschutz und strategische Erfordernisse miteinander in Einklang zu bringen, dann war es Saint-Lô.

Es war daher passend, dass sich die Monuments Men auf dem Feld als Gruppe zum ersten Mal vor den Ruinen von Saint-Lô trafen. Das Treffen fand am 13. August statt, als General Patton, der von der Stadt aus

nach Osten weitergefahren war, seine 3. Heeresgruppe nach Nordwesten wandte, um die deutschen Truppen zu umfassen. Der Kampf um die Normandie war zwar offiziell noch nicht beendet, doch der Sieg schien sicher, und es war nun an der Zeit, die Ereignisse der Vergangenheit zu bewerten und für die Zukunft zu planen. Ein paar harte Monate lagen hinter den Monuments Men, und die Müdigkeit in ihren Knochen kündete von der Schwierigkeit ihres Auftrags. James Rorimer, der sich im Hauptquartier wieder einmal eine Mitfahrgelegenheit gesucht hatte, schlief praktisch in seinen schmutzverkrusteten Stiefeln. Er wurde begleitet von Hauptmann Ralph Hammett, einem Architekten und Monuments Man, der ebenfalls in der Comm Zone arbeitete. Major Bancel LaFarge, der New Yorker Experte für Gebäude, der als erster Monuments Man nach Frankreich gekommen war, erschien in einem kleinen Auto, das ihm Kollegen in der 2. britischen Armee zur Verfügung gestellt hatten. Im Februar sollte LaFarge den Feldeinsatz aufgeben und stellvertretender Kommandant der MFAA werden. Hauptmann Robert Posey, der Architekt aus Alabama und Aussenseiter der Gruppe, der George Pattons kampfkraftiger 3. Armee zugeteilt war, konnte keine Transportmöglichkeit von der Front finden und fehlte bei dem Treffen.

Von aussen betrachtet wirkten die Versammelten nicht unbedingt wie eine Gruppe: drei Männer in mittleren Jahren in zerknitterten braunen Uniformen, weniger als die Hälfte der acht Monuments Men, die eigentlich in der Normandie erwartet worden waren. Sie hatten sich seit Shrivenham nicht mehr gesehen, und jeder bemerkte in den Gesichtern der anderen, wie sehr sie sich verändert hatten und dass sie nun gar nicht mehr wie jene geschniiegelten Karrieristen aussahen, die sie früher gewesen waren. In der Normandie gab es keine Wäscherei, keine Duschen, keinen Urlaub. Sie waren wochenlang auf endlosen Schlachtfeldern umhergestreift und durch zerstörte Städte gezogen, häufig bei prasselndem Regen, der jeden Schmutzhaufen in matschigen Schlamm verwandelte. Sie waren erschöpft, schmutzig, frustriert ... aber sie waren noch am Leben, körperlich wie auch geistig. Sie

konnten es gegenseitig in ihren Augen sehen. Nach all den Monaten und Jahren des Wartens war es gut, etwas zu tun, *irgend etwas* zu tun, um der Sache der Alliierten zu helfen.

«Ich glaube, ich bin nie glücklicher gewesen», hatte James Rorimer seiner Frau geschrieben. «Ich arbeite von morgens bis abends und erhalte die bestmögliche Unterstützung durch meinen Oberst und seinen Stab. Ich habe nicht nur die nötigen Legitimationspapiere von den höheren Stellen, sondern die Tatsache, dass ich ein Sklave der Arbeit bin und eine Infanterie-Ausbildung habe, kommt mir jetzt voll zugute. Mein Französisch ist mittlerweile sehr flüssig, und ich kann alles tun, was ich tun wollte, seit der Krieg erklärt worden ist.»<sup>69</sup>

Das sollte nicht heissen, dass der Job leicht gewesen wäre; weit gefehlt. Alle Männer hatten begriffen, dass sie im Feld auf sich allein gestellt waren. Es gab keine festen Abläufe, die sie zu beachten hatten, keine richtige Befehlskette, keine festgelegten Verhaltensweisen gegenüber den Offizieren der kämpfenden Truppen. Sie mussten sich in jeder Situation wieder neu zurechtfinden, mussten stundenweise improvisieren, einen Weg finden, eine Aufgabe zu erledigen, die mit jedem Tag beängstigender zu werden schien. Sie besaßen keine echte Autorität, sondern hatten nur den Status von Beobachtern. Wenn sie sich im Feld befanden, gab es niemanden, der sie unterstützte, sofern es ihnen nicht gelang, die Soldaten und Offiziere von der Richtigkeit ihres Anliegens zu überzeugen. Wer klare Richtlinien erwartete, Macht, angemessene Instrumente oder auch nur sichtbare Erfolge, würde sehr bald wieder aus dem Dienst ausscheiden. Aber Männern wie James Rorimer, die auflebten, wenn sie in einem schwierigen, bisweilen sogar tödlichen Umfeld Fortschritte erzielten, verschaffte diese Tätigkeit einen Adrenalinschub, den ihnen kaum ein Beruf im Zivilleben hätte bieten können. Rorimer schrieb: «Das ist jetzt keine Zeit für Grübeleien ... Kay, du hattest recht, es ist wirklich ein aufregendes Erlebnis.»<sup>70</sup>

Es hatte keinen Sinn, sich zu beklagen. Das waren die Rahmenbedingungen des Krieges, und in Anbetracht all der übrigen Aufgaben in der Kampfzone hatte er es nicht schlecht getroffen.

Rorimer war nie ein Mensch gewesen, der zu Mäkelei geneigt hätte; er war schon immer ein Macher gewesen. Und er wollte seine Arbeit machen, bis Hitler tot war und die deutschen Truppen besiegt waren.

Doch trotz der besten Absichten aller Beteiligten drehten sich die Gespräche bald um Probleme. Es gebe nicht genügend «Zutritt verboten»-Schilder für alle die beschädigten Kirchen, sagte jemand, geschweige denn für all die anderen Gebäude. Angeblich waren für Hammett und Posey Kameras bestellt worden, aber die waren immer noch nicht angekommen. Und niemand besass ein Funkgerät. Jeder war bei seiner Arbeit auf sich allein gestellt. Sie bildeten keine Einheit; sie waren Individuen mit der Zuständigkeit für individuelle Gebiete und mit individuellen Zielen und Methoden. Wie sollten Offiziere, die auf dem Schlachtfeld unterwegs waren, mit dem Hauptquartier oder auch untereinander Verbindung halten, wenn sie kein Funkgerät hatten?

Rorimer wollte gerade das Thema der Zuteilung ständiger Transportmittel – oder vielmehr deren Fehlen – zur Sprache bringen, als er einen zerbeulten deutschen Volkswagen erblickte, der an einem in der Nähe gelegenen Feld vorüberfuhr. Hinter dem Steuer, den Fuss fest auf das Gaspedal gedrückt, sass ein Amerikaner in einer Standardoffiziersuniform. Obwohl es ziemlich warm war, trug er eine Feldjacke als Schutz gegen die Regenschauer, die diesen Sommer immer wieder niedergingen. Das Auto besass keine Windschutzscheibe, daher hatte der Soldat eine schnittige Brille auf, ähnlich wie jene, die von den Kampfpiloten im Ersten Weltkrieg verwendet worden waren. Um seinen Helm war ein blauer Streifen gebunden; vorne an seiner Jacke waren die grossen weissen Buchstaben «USN» aufgenäht, das unmissverständliche Zeichen für einen Angehörigen der Navy. Mehr als alles andere sagte dies Rorimer, dass es sich bei dem Mann hinter dem Steuer um George Stout handelte.

Stout stieg aus dem Wagen, nahm die Brille ab und klopfte sich den Strassenstaub vom Gesicht und seinen Kleidern. Als er seinen Kampfhelm absetzte, der ihm fast bis über die Augen reichte, sah man, dass seine Haare kurz geschnitten und sorgfältig gekämmt waren. Die



Bügelfalten in seiner Uniform waren ebenso akkurat. Tom Stout schilderte später, wie sein Vater in seinen letzten Lebensjahren über die Landstrassen in der Nähe seines Heimatortes in Massachusetts wanderte, angezogen mit einer Sportjacke, einer Ascotkrawatte und einem Baret, mit einem Gehstock in der Hand, und gelegentlich stehenblieb, um mit Bekannten ein Schwätzchen zu halten. Hier in Saint-Lô schien er dieselbe lässige Zuversicht auszustrahlen, einen Hauch von Vornehmheit, wozu nur der 45er-Colt nicht recht passte, den er an einer Seite trug. Und an der anderen Seite steckte ein Dolch in einer Lederseheide. Was im Zivilleben fabelhaft war, das wurde auf dem Schlachtfeld magisch. Der elegante George Stout machte auch in militärischer Kleidung keine schlechte Figur.

Als Erstes wollten alle wissen, wo er den Wagen aufgetrieben hatte. «Er hat keine Hupe, eine schwache Bremse, ein fehlerhaftes Getriebe, eine wackelige Lenksäule und kein Dach», erklärte ihnen Stout, «aber ich bin den Deutschen überaus dankbar dafür, dass sie diesen Wagen zurückgelassen haben.»

«Dann haben Sie ihn also requiriert?»

«Ich habe ihn gefunden», antwortete Stout knapp. Hier stand ein Mann, der das Arbeitsgebiet der Erhaltung von Kunstgütern mithilfe eines alten Kartenkatalogs aus einer Bibliothek massgeblich verändert hatte; er wollte keine Zeit damit verschwenden, sich zu beklagen, jedenfalls nicht, wenn eine Fülle von Material herumlag.

«Stout war eine Führungspersönlichkeit», schrieb Craig Hugh Smyth über ihn, der später zu den Monuments Men stiess, «ruhig, uneigennützig, bescheiden, aber sehr stark, sehr nachdenklich und bemerkenswert einfallreich. Beim Reden wie beim Schreiben war er sparsam mit seinen Worten – präzise, anschaulich. Man glaubte, was er sagte; man war bereit zu tun, was er vorschlug.»<sup>71</sup>

Es war George Stout gewesen, der dieses Treffen angeregt hatte, und wie jede tüchtige Führungspersönlichkeit (obwohl er in der Befehlskette nicht über diesen Männern stand) verfolgte er dabei nicht nur die Absicht, Notizen auszutauschen. Er gehörte zu den ersten Mo-

numents Men, die in Frankreich an Land gegangen waren; er war am 4. Juli in der Normandie angekommen und hatte in den vergangenen sechs Wochen vermutlich mehr Kilometer zurückgelegt und mehr Kulturgüter gerettet als alle anderen. Er war nicht nach Saint-Lô gekommen, um sich feiern zu lassen oder Klage zu führen. Er war gekommen, um Probleme zu identifizieren und Wege zu deren Lösung zu finden.

Es gab nicht genügend «Zutritt verboten»-Plakate? Rorimer sollte sofort fünfhundert drucken lassen. In der Normandie war der Strom knapp, aber die Armee besaß in Cherbourg eine Druckpresse, die man nachts anwerfen könne. Bis dahin könne der Rest der Männer die Plakate im Feld herstellen.

Soldaten und Zivilisten ignorierten handgeschriebene Plakate? Stout wusste auch dafür eine Lösung: Verwendet weisses Isolierband an wichtigen Gebäuden. Kein Soldat würde sich an einer Stätte vergreifen, die eindeutig markiert war: «ACHTUNG: MINEN!»

Nach den allgemeinen MFAA-Richtlinien sollten, wenn möglich, französische Zivilisten für das Aufhängen von Plakaten herangezogen werden, um zu vermeiden, dass die Alliierten als Invasoren erschienen. Kinder, schlug Rorimer vor, könnten dafür besonders nützlich sein. Sie waren gern bereit zu helfen, und sie erwarteten dafür gewöhnlich nicht mehr als ein Stück Kaugummi oder Schokolade. «Auch die örtlichen Kulturbehörden eignen sich gut», sagte er. «Ein bisschen Anleitung und Ermutigung, und sie kommen auch mit den kompliziertesten Aufgaben zurecht.»

Was Kameras betraf, waren alle einhellig der Meinung, dass die Aufgabe nicht ohne sie zu bewältigen sein würde, aber dennoch sollte man es einstweilen versuchen.

Die Kommunikation war ein weiteres Thema. Sie waren im Feld isoliert, hatten keine Möglichkeit, mit dem Hauptquartier Verbindung aufzunehmen und Informationen untereinander weiterzugeben. Ihre offiziellen Berichte brauchten Wochen, bis sie die entsprechenden Leute erreichten, und bis dahin taugten sie nur noch für die Akten. Viel zu häufig schon hatte ein Monuments Man, nachdem er viele Stunden

auf gefährlichen Strassen unterwegs gewesen war, feststellen müssen, dass die schützenswerte Stätte, als er ankam, schon inspiziert, fotografiert und abgesperrt worden war. Manchmal waren sogar bereits Reparaturmassnahmen in Angriff genommen worden. Und wenn nun ein unerwarteter deutscher Gegenangriff dafür sorgte, dass sich die Frontlinie verschob, während ein Monument Man noch draussen im Feld war?

«Bei den Briten ist es noch schlimmer», murmelte Rorimer, den das Umherirren des britischen Monuments Man Lord Methuen frustrierte. «Sie bleiben nicht in ihren Zonen. Und es gibt keine Kommunikationsverbindungen.»

«Die Briten arbeiten daran», sagte Hauptmann LaFarge.

«Und was die Berichte betrifft», bemerkte Stout, «schlage ich vor, dass wir für jeden eine Kopie anfertigen, bevor wir sie an Ad See schicken.»

Dadurch wurde auch das Thema Assistenten angeschnitten. Jeder Mann brauchte mindestens einen qualifizierten Helfer aus dem Militär, davon war Stout nach wie vor überzeugt, und erstrebenswert war auch ein Pool von Spezialisten im Hauptquartier, aus denen man Leute aussuchen konnte.

Das dringlichste Problem war allerdings der Mangel an Fahrzeugen. LaFarge hatte seinen verbeulten Wagen und Stout seinen dachlosen VW, aber alle anderen mussten viele wertvolle Stunden damit vertun, sich Mitfahrgelegenheiten zu suchen, und verloren zudem kostbare Zeit durch die Umwege, die sie als Mitfahrer in Kauf nehmen mussten.

«Von der Armee erhält man immer dieselbe Antwort», schimpfte Rorimer. «Die Roberts-Kommission in Washington hätte angemessene Organisations- und Ausrüstungsanweisungen erlassen sollen.»

«Und die Roberts-Kommission sagt, dass die Armee keine Einmischungen dulden wird», erwiderte Stout und brachte damit die gegenwärtige missliche Situation ihrer Mission auf den Punkt. Doch Hammett und Stout, die beiden Optimisten, hatten es geschafft, für den 16. August ein Treffen mit den Offizieren vom Dienst der 12. US-

Heeresgruppe zu vereinbaren, bei dem alle diese Probleme zur Sprache gebracht werden sollten.

Nachdem man sich über die grundlegenden Erfordernisse verständigt hatte, drehte sich die Unterhaltung mehr um allgemeine Beobachtungen. Alle vertraten einhellig die Auffassung, dass ihre Mission trotz aller aktuellen Probleme bislang überraschend erfolgreich gewesen war. Sie hatten Glück gehabt: Das Gebiet, das sie abzudecken hatten, war relativ klein, und in der Normandie, die landschaftlich durchaus reizvoll war, gab es nur verhältnismässig wenige schützenswerte Kulturgüter. Sie war ideal geeignet für den Anfang des Projekts. Künftig aber würden sie wesentlich effizienter werden müssen, das wussten sie, doch fürs Erste konnten sie zufrieden sein. Die Franzosen waren tapfer, hatten eine stoische Ruhe und zeigten Verständnis. Die alliierten Soldaten nahmen Rücksicht auf die französische Kultur und waren offen für Vorschläge. Auf der nächsthöheren Ebene allerdings gab es einen Engpass; die Armeebürokratie weigerte sich schlicht, ihre Mission zu unterstützen. Aber die Feldkommandeure respektierten ihre Arbeit, wenn auch oft nur widerstrebend. Durch diese Erfahrungen sah sich George Stout in seiner ursprünglichen Überzeugung bestätigt, dass Männer auf dem Feld, die persönlich mit den Beteiligten sprechen konnten, der einzige Weg waren, um ihre Mission zum Erfolg zu führen.

Echte Sorgen bereiteten ihnen dagegen die Deutschen. Je mehr die Monuments Men über ihr Verhalten erfuhren, umso mehr wuchs ihre Besorgnis. Die Deutschen hatten Kirchen zu Festungen ausgebaut. Sie hatten Waffen aufgehäuft in Gebieten, in denen viele Frauen und Kindern wohnten. Sie hatten Häuser niedergebrannt und die Infrastruktur zerstört, manchmal aus strategischen Gründen, oft aber nur deswegen, weil sie dazu imstande waren. Ihre Kommandeure, so munkelte man, liessen ihre Soldaten erschiessen, wenn sie den Rückzug antreten wollten. James Rorimer präsentierte den anderen nach einigem Suchen eine Visitenkarte. Darauf stand ein Name: J.A. Agostini, ein französischer Kulturbeamter in der Stadt Coutances. Auf die Rückseite hatte der Mann gekritzelt: «Ich bestätige, dass deutsche Soldaten

Lastwagen des Roten Kreuzes zum Plündern benutzt haben und dass sie dabei manchmal auch von Offizieren begleitet wurden.»<sup>72</sup>

«Ein Unheil verkündendes Zeichen», meinte George Stout und brachte zum Ausdruck, was alle dachten. Keiner musste es aussprechen.

«Sie Idiot», erwiderte der neue und weniger verständnisvolle kommandierende Offizier, dem James Rorimer nun unterstellt war, einige Tage später, als der Monuments Man um die Erlaubnis bat, zu dem rund 150 Kilometer entfernten Mont Saint-Michel fahren zu dürfen, einem aus dem Mittelalter stammenden Klosterberg vor der Küste der Bretagne. «Das hier ist ein Krieg im 20. Jahrhundert. Wer zum Teufel interessiert sich da für mittelalterliche Mauern und heisses Pech?»<sup>73</sup>

Das war ein weiteres Problem. In der Armee wechselten ständig die Kommandeure, und Rorimer konnte nie wissen, wer sein kommandierender Offizier sein würde, wenn er ins Hauptquartier zurückkehrte – und welche Haltung dieser zum Kulturgüterschutz haben würde. Nach wie vor besaßen die Monuments Men die Rückendeckung Eisenhowers, des Oberkommandierenden, woran sich dieser Offizier nun auch plötzlich zu erinnern schien.

«Also gut», knurrte er. «Fahren Sie. Aber eines will ich Ihnen sagen, Rorimer: Beeilen Sie sich und schauen Sie, dass Sie so schnell wie möglich wieder zurückkommen. Wenn wir Sie zurücklassen müssten.. .»<sup>74</sup>

Rorimer drehte sich um, sodass der Offizier nicht sehen konnte, dass er lächelte. Er stellte sich vor, dass das Ende dieses Satzes wohl lauten würde *dann wäre das kein Verlust für uns*, und dieser Gedanke gefiel ihm. Es machte ihm Spass, die höheren Chargen ein bisschen zu piesacken.

Da er kein offizielles Fahrzeug erhielt, mietete Rorimer, unerschütterlich wie stets, ein ziviles Auto – der französische Fahrer hatte es während der deutschen Besatzung in einem Heustadel versteckt –, das ihn an die bretonische Küste bringen sollte.

Eine deutsche Gegenoffensive hatte Pattons Linien vor der Stadt Avranches beinahe durchbrochen, aber der Kampf um die Normandie war nun im Grossen und Ganzen vorbei, und der Raum westlich von Avranches war ruhig. Während der Fahrt dachte Rorimer an den Mont Saint-Michel, wie er ihn von Besuchen in den vergangenen Jahren in Erinnerung hatte. «Der Berg», wie die Felseninsel genannt wurde, war mit dem Festland nur durch einen schmalen, eineinhalb Kilometer langen Damm verbunden. Am Rand der Insel lag ein winziges Dorf; auf der Spitze des Berges stand das Kloster von Saint-Michel, die berühmte mittelalterliche «Stadt der Bücher». Rorimer zuckte zusammen bei dem Gedanken, wie viele solche Bücher bei Saint-Lô vernichtet worden waren. Wenn auch das Kloster verloren war ... Er dachte an den Kreuzgang aus dem 13. Jahrhundert; die hoch in den Himmel ragende Abtei; das unterirdische Labyrinth von Krypten und Kapellen; den Salle des Chevaliers mit seinem Deckengewölbe, das von einer dreifachen Säulenreihe getragen wurde. Es war ein solch aussergewöhnliches Bauwerk, dass es den Monuments Man Bancel LaFarge, nachdem er es gesehen hatte, zu dem Entschluss gebracht hatte, Architekt zu werden, wie er Rorimer erzählt hatte. Der Berg hatte tausend Jahre lang allen Angriffen und Belagerungen getrotzt, was nicht unerheblich darauf zurückzuführen war, dass er durch das umgebende Wasser und dessen schnelle Gezeiten geschützt wurde, doch in der modernen Kriegsführung konnte durch einen einzigen Bombenangriff alles vernichtet werden.

Rorimer brauchte sich nicht lange Sorgen zu machen. Der Mont Saint-Michel, das konnte er schon aus eineinhalb Kilometern Entfernung sehen, stand noch. An der Auffahrt zum Damm hatte Hauptmann Posey, der Monuments Man, der Pattons 3. Armee zugeteilt war, bereits drei «Zutritt verboten»-Schilder angebracht. Bedauerlicherweise hatten sie nicht verhindern können, dass die Insel überrannt wurde. Überall waren Soldaten, die rauften, herumschrien und sich betranken. Der Mont Saint-Michel, erkannte Rorimer schnell, «war der einzige Ort auf dem europäischen Festland, der unbewacht und unbeschä-

digst war und an dem alles wie gehabt weitergehen konnte ... Jeden Tag kamen mehr als tausend Soldaten [die Fronturlaub hatten], tranken so viel wie möglich und wurden dann, als die Wirkung einsetzte, übermütig und schlugen über die Stränge.»<sup>75</sup> In den Restaurants wurde das Essen knapp, und der Alkohol erst recht. Die Souvenirläden waren leer. Und obwohl sich angeblich ein britischer Brigadegeneral im örtlichen Hotel mit weiblicher Begleitung einquartiert hatte, konnte James Rorimer keinen einzigen Offizier finden, der in dieser Situation das Kommando hätte übernehmen können.

Nachdem er sich das Kloster und die alten Bauwerke angesehen, umherstreunende Soldaten aus historischen Stätten verscheucht und Türen mit Vorhängeschlössern gesichert hatte, ass Rorimer mit dem Bürgermeister zu Abend, dessen Souvenirladen einige Tage zuvor ausgeräumt worden war. Die Männer kamen überein, dass der Mont Saint-Michel, obwohl es auch Gegenargumente zuhauf gab, weiterhin zugänglich bleiben sollte. Die drei Monate waren eine lange Zeit gewesen, und mehr als 200'000 alliierte Soldaten waren verwundet oder getötet worden oder wurden vermisst. Der Gestank des Todes – Zivilisten, Soldaten, Kühe, Pferde – hatte sich in der Luft und im Wasser ausgebreitet und sich in der Nahrung und den Kleidern festgesetzt. Aber jetzt war es zu Ende, zumindest vorläufig. Die Schlacht um die Normandie war ein entscheidender, schwer erkämpfter Sieg der Alliierten, und ein Kulturgüterschutzoffizier konnte nicht viel tun, um die Soldaten vom Feiern abzuhalten. Als der müde Bürgermeister zu seiner Frau nach Hause gegangen war, begab sich Rorimer in eine Bar, legte die Stiefel auf den Tisch und dachte bei einem Bier über die Zukunft nach.

Die Normandie lag nun hinter ihnen, aber die eigentliche Arbeit begann erst. Er dachte an die deutschen Soldaten, die Kunstwerke aller Art in Fahrzeugen des Roten Kreuzes abtransportierten. Die Nazis hatten schreckliche Verbrechen begangen, davon war er überzeugt, und wenn er einen Beitrag dazu leisten wollte, der Kunstwelt wieder zu ihrem Recht zu verhelfen, dann musste er eine Möglichkeit finden, sich von der Comm Zone an die Front versetzen zu lassen. Irgendwo

da draussen lagen die Beweise und warteten darauf, entdeckt zu werden. Und er war der Mann, der das tun würde. Der erste Schritt bestand darin, nach Paris zu fahren.

Am nächsten Morgen kam ein Militärpolizist der Luftwaffe zu Rorimer. Der Offizier wollte seine Papiere sehen. Diese Papiere bestätigten anscheinend seine Vermutungen, denn der Soldat lächelte, nickte und stellte den Monuments Man unter Arrest.

«Kein Offizier mit einem so niedrigen Rang besitzt Zuständigkeiten, die Sie beanspruchen», sagte er. «Und kein Offizier, egal mit welchem Rang, würde ohne ein eigenes Fahrzeug reisen.» Auch die Offiziere im örtlichen Hauptquartier waren überzeugt, dass sie einen deutschen Spion aufgegriffen hatten. Der Militärpolizist freute sich und rechnete schon mit einer Beförderung und mit Belobigungen. Der junge Mann begleitete den «Spion» den ganzen Weg zurück zu Rorimers Hauptquartier, wo ihm dann die erschütternde Wahrheit mitgeteilt wurde: Es gab die MFAA tatsächlich, und Leutnant James Rorimer gehörte ihr an. Die Monuments Men mochten ihre ersten Monate in Europa als Erfolg betrachten, aber mit ihrer Mission hatten sie noch einen weiten Weg vor sich.



**Brief von George Stout an seine Frau Margie, 27. August 1944<sup>76</sup>**

Liebe Margie, ich habe einen Luftpost-Umschlag gefunden und kann daher ein wenig ausführlicher schreiben. Vor einer Woche bin ich im Hauptquartier gewesen und hatte die Möglichkeit, einen Brief zu schreiben. Mit etwas Glück werde ich morgen wieder dort sein und kann dir weitere Neuigkeiten mitteilen, Liebste.

Die Arbeit hat mich diese Woche stark in Anspruch genommen, war aber alles andere als deprimierend. Seit zwei Tagen bin ich in einer Stadt untergebracht, einer eher kleinen Stadt, und habe ein schönes Zimmer bei einer netten Familie ... Liebenswürdige Leute, ähnlich wie viele unserer Bekannten, und ich finde es beeindruckend, wie gering die Unterschiede zwischen zivilisierten Nationen sind.

Während die Front weiterzieht und immer wieder neue Tatsachen zutage kommen, mehren sich die Anklagepunkte gegen die Deutschen. Sie haben sich sehr schlecht benommen, in den letzten Tagen ihrer Besatzung haben sie regelrecht gewütet. Von hier aus erscheinen sie nicht mehr als ein unschuldiges Volk mit kriminellen Führern. Sie erscheinen alle als Kriminelle. Und ich frage mich, wie lange es dauern wird, sie dazu zu bringen, gesittet mit dem Rest der Welt zusammenzuleben.

Da ich in einer Stadt bin, fühle ich mich in meinen Feldklamotten einigermassen unwohl und ungepflegt – ein Stahlhelm, keine Kratte, staubig vom Schmutz der Strasse, und dazu noch das Gewehr. Sich sauber zu halten, ist immer ein Problem. Ich hatte keine Zeit, meine Kleidung zu waschen, und da ich ständig auf dem Sprung bin, kann ich sie auch nicht ausser Haus geben.

Wir werden überall auf das Herzlichste willkommen geheißen. In einer anderen Stadt habe ich heute einen Jeep gesehen, der vollständig mit Blumen bedeckt war. Der Korporal, der ihn fuhr, sagte: «Mensch, man könnte meinen, wir hätten den Krieg schon gewonnen!» Gestern ist in einem Dorf, in dem es kaum Kriegsschäden gibt, ein Mädchen mit seiner Schwester, ungefähr zwei Jahre alt, zu uns gekommen, und die Kleine hat mir einen Apfel gegeben. Sie wollte ihn nicht zurücknehmen, ebenso wie ein kleiner Junge, der mir in einem anderen Dorf eine Tomate geschenkt hat. Sie alle möchten uns ständig die Hand schütteln, mindestens zweimal ...

Pass auf dich auf. Wenn dich dieser Brief erreicht, wird der Sommer schon vorbei sein, und du wirst die Besprechungen mit den Lehrern vor dir haben. Versuch nicht, irgendwas anderes zu übernehmen, nachdem die Schule angefangen hat. Ich werde versuchen, in den nächsten Tagen meinen Sold ausgezahlt zu bekommen, und schicke dir dann Geld.

Ich vermute, du wirst viel hören über Opfer und Gefallene. Wir erfahren hier nichts davon, und es geht uns auch nicht besonders ...

Ich liebe dich und denke an dich

Dein

George

## **DIE MADONNA VON MICHELANGELO**

**Brügge, Belgien**

**September 1944<sup>77</sup>**

In der letzten Augustwoche 1944 beschleunigte sich der Vormarsch der Alliierten in Nordwesteuropa. Die Deutschen hatten fast alle ihre Reserven in den Kampf geworfen, um den «Stahling» um die Normandie zu sichern, und nachdem dieser Ring gesprengt war, lag ein weites Terrain offen vor den westlichen Alliierten. Ohne auf nennenswerten Widerstand zu stossen, rückten sie vor, wobei ihnen grosse Mengen an aufgegebenen Nahrungsmitteln, Hunderte Zugladungen Kohle, unzählige Fahrzeuge und verwundete deutsche Soldaten und sogar Waggons voll mit geraubten Dessous und Parfüm in die Hände fielen. Die Dörfer waren mit Blumen geschmückt, die Bewohner jubelten den Befreiern zu und brachten ihnen, was immer sie zu essen und zu trinken erübrigen konnten. Die überlebenden Deutschen hatten ihre Waffen niedergelegt und die Flucht angetreten.

Am 28. August waren die Alliierten schon mehr als 160 Kilometer weit vorgedrückt, hatten Paris befreit und stiessen über die Pariser Vororte hinaus weiter nach Osten vor. Am 2. September erreichten sie Belgien; einen Tag später durchquerten sie mehr als die Hälfte des Landes und befreiten Brüssel, die belgische Hauptstadt. Vier Tage danach, am späten Abend des 7. September oder vielleicht auch erst am frühen Morgen des 8. September, wurde der Küster der Liebfrauenkirche in der belgischen Stadt Brügge durch ein Klopfen an der Tür aus dem Schlaf gerissen. Als der Küster, der sich zuerst etwas anziehen wollte, nicht gleich aufmachte, wurde das Klopfen lauter und energischer. Als er schliesslich an die Tür kam, hämmerte jemand dagegen. «Geduld, Geduld», brummte der Kirchenbedienstete leise.

Draussen standen zwei deutsche Offiziere, der eine in der blauen Uniform der Marine, der andere in Feldgrau. Hinter ihnen, auf der dunklen Strasse, konnte der Küster bewaffnete deutsche Matrosen er-

kennen, die aus der örtlichen Kaserne stammten. Seiner Schätzung nach waren es ungefähr zwanzig, vielleicht auch einige mehr. Sie waren auf zwei Lastwagen gekommen, die mit den Zeichen des Roten Kreuzes versehen waren.

«Öffnen Sie die Kirche», verlangte einer der Offiziere.

Der Küster brachte die Deutschen zum Pfarrer.

«Wir haben unsere Befehle», sagte der Offizier und hielt dem Geistlichen ein Stück Papier entgegen. «Wir nehmen den Michelangelo mit. Um ihn vor den Amerikanern zu schützen.»

«Vor den Amerikanern?» Der Pfarrer lachte über diese Unverfrorenheit. «Es heisst, dass die Briten vor der Stadt stehen. Von den Amerikanern habe ich noch nichts gehört.»

«Wir haben unsere Befehle», wiederholte der Offizier und drückte gegen die Tür. Auch ein paar bewaffnete Seeleute traten nach vorn. Die Botschaft war unmissverständlich. Der Pfarrer und der Küster begleiteten die Soldaten zur Kirche und schlossen die massiven Türen mit den alten Eisenschlüsseln auf. Hinter ihnen auf der Strasse war es ruhig. Unter der deutschen Besatzung war jetzt, um zwei Uhr nachts, niemand mehr unterwegs – ausser vielleicht einigen Partisanen, aber die hielten sich natürlich in engen Gassen versteckt. Die Stromabschaltungen mochten die Bombenangriffe der Alliierten behindern, aber sie waren auch für die Résistance eine grosse Hilfe.

«Sie werden sie nie aus Brügge hinausbekommen», sagte der Pfarrer zum Kommandeur, während er die Tür aufsties. «Die Briten sind schon in Antwerpen.»

«Sie sollten nicht alles glauben, was Sie hören», erwiderte der deutsche Offizier. «Es gibt immer noch einen Weg.»

Nachdem sie in der Kirche waren, hatten es die Deutschen eilig. Wachen wurden neben dem Eingang postiert. Soldaten umstellten die Sakristei und verdunkelten die Fenster, während zwei weitere Soldaten den Küster und den Pfarrer im Auge behielten. Die übrigen eilten in den Nordflügel der Kirche, wo sich die Skulptur in einem abgesperrten Raum befand, den die belgischen Behörden 1940 eigens zu diesem Zweck hatten einrichten lassen. Die Deutschen rissen die Türen auf.

Im Licht ihrer Taschenlampen, des einzigen Lichts in ganz Brügge, wie es schien, schimmerte die *Madonna*. Sie war lebensgross und strahlend, das anmutige Gesicht und die Kleider einer jungen Frau, die von dem jungen Meister Michelangelo aus bestem weissem italienischem Marmor gehauen worden war. Im Licht der Lampen ihrer Feinde blickte die *Madonna* mit einem fast ruhigen, traurigen Gesichtsausdruck von ihrem Sockel herab; das Jesuskind, das gar nicht wie ein hilfloses Baby aussah, schien trotzig aus der Nische in das Licht hinaustreten zu wollen.

«Holt die Matratzen», befahl der Offizier. Vier Tage vorher hatte Dr. Rosemann, der Beauftragte für Kunstschutz in der deutschen Militärverwaltung in Belgien, die Kirche besichtigt. Er brauche die *Madonna* nur ein einziges Mal zu sehen, hatte er gesagt, bevor er nach Belgien fuhr. «Ich habe seit Jahren ein Bild von ihr auf meinem Schreibtisch», erklärte er dem Kirchenvorsteher. Nachdem er die Skulptur gesehen hatte, wies Dr. Rosemann seine Begleiter an, mehrere Matratzen in den Raum zu legen. «Zum Schutz vor alliierten Bomben», sagte er. «Die Amerikaner sind anders als wir; sie sind Wilde. Wie sollen sie ein solches Kunstwerk würdigen können?» Die Matratzen dienten durchaus dem Schutz, erkannte der Pfarrer nun, aber nicht vor alliierten Bomben. Sie waren die schnellste und sicherste Möglichkeit, die Statue auf einen Laster zu verladen.

«Was ist mit den Gemälden?», fragte ein Seemann. Neben der *Madonna* hingen mehrere der kostbarsten Werke der Kirche.

Der Kommandeur dachte einen Augenblick nach. «Sie hier», sagte er zu einem der Soldaten neben der Tür. «Holen Sie einen weiteren Lastwagen.»

Der Pfarrer hielt den Atem an, als die Männer auf den Sockel der wertvollen Skulptur stiegen. Er konnte nicht wegsehen, weil er fürchtete, jeder Augenblick werde ihr letzter sein. Neben ihm bekreuzigte sich der Kirchendiener und murmelte Gebete; er wagte es nicht, hinzuschauen, als die Statue auf ihrem Podest zu schwanken anfang. Die Matrosen hielten die Matratzen bereit, als die gut 1,20 Meter hohe Skulptur nach vorne kippte und das Gewicht des Marmors die Männer

zu Boden riss. Aber sie war unversehrt, zumindest soweit der Pfarrer sehen konnte. Sie lag nun mit dem Gesicht nach unten auf einer Matratze, aber sie schien keinen Schaden genommen zu haben.

Während ein Dutzend Seeleute die *Madonna* langsam zu einer Seitentür zog, stellten andere mehrere Leitern auf. Die Soldaten begannen Gemälde abzuhängen, während der befehlshabende Offizier hin und her stapfte und die Stummel seiner gerauchten Zigaretten auf den Boden warf. Hin und her, hin und her.

«Das hier ist zu hoch», rief einer der Soldaten. «Wir brauchen eine längere Leiter.»

«Nicht so laut», befahl der Kommandant. Draussen war es noch immer stockdunkel; sie hatten noch viel Zeit. «Versuchen Sie es noch mal.»

Die *Madonna* näherte sich der Tür. Die Matrosen holten die zweite Matratze, sie waren eindeutig vorher instruiert worden, und legten sie auf die Skulptur. Sie würde nicht viel Schutz bieten, konnte den Raub aber vor neugierigen Augen verbergen.

«Geht nicht, Kommandant», sagte einer der Männer auf der Leiter.

«Dann lassen Sie das Bild hängen», erwiderte der Kommandeur, der nun etwas gereizt wirkte. Es war fünf Uhr morgens, und er hatte die ganze Nacht nicht geschlafen. Alles wegen einer Statue. «Lassen Sie das Bild hängen; es ist nicht wichtig. Laden Sie alles andere auf.»

Es dauerte eine weitere halbe Stunde, bis die Skulptur auf einen der Rot-Kreuz-Lastwagen gehievt war. Die Soldaten stiegen auf den zweiten Laster. Die Bilder landeten auf dem dritten, den der Soldat vor einer Stunde geholt hatte. Der erste Silberstreif der Morgendämmerung zeigte sich am Horizont, als der Pfarrer und der Küster, die in ihren Nachtgewändern an der Seitentür standen, verfolgten, wie die *Brügger Madonna*, die einzige Skulptur Michelangelos, die zu dessen Lebzeiten Italien verlassen hatte, abtransportiert wurde.

Der Pfarrer hielt mit seiner Geschichte inne und nahm einen Schluck Tee. Seine Hand zitterte noch immer leicht. «Man nimmt an, dass sie mit einem Schiff aus Brügge fortgeschafft worden ist»,

schloss er betrübt, «möglicherweise aber auch mit einem Flugzeug. Wie auch immer, sie ist nicht mehr da.»

Ihm gegenüber rückte der Monuments Man Ronald Balfour, George Stouts Zimmerkollege in Shrivenham, seine Gelehrtenbrille zurecht und hielt die Information in seinem Feldtagebuch fest. Das Arbeitszimmer des Pfarrers mit seinen Buchreihen erinnerte ihn an seine eigene Bibliothek zu Hause in Cambridge.

«Haben Sie eine Ahnung, wann sie aus Belgien fortgeschafft worden ist?»

«Erst vor ein paar Tagen, vermute ich», antwortete der Pfarrer traurig. «Vielleicht gestern, wer weiss?» Es war der 16. September, acht Tage nach dem Raub und drei Tage nach dem triumphalen Einzug der Briten in die Stadt.

Balfour klappte sein Notizbuch zu. Die *Brügger Madonna* war ihnen entwischt, war ihm entwischt, irgendwo zwischen Brügge und dem offenen Meer.

«Möchten Sie ein Foto?»

«Ich brauche kein Foto», erwiderte Balfour gedankenversunken. Er war seit 1940 in der britischen Armee. Drei Jahre hatte er damit verbracht, im ländlichen England Nachwuchs für die Infanterie zu rekrutieren. Acht Monate lang war er zum Kunstschuttoffizier ausgebildet worden. Er hatte sich für diesen Einsatz ausreichend vorbereitet gefühlt. Er befand sich erst seit drei Wochen auf dem europäischen Festland, eingebunden in die 1. kanadische Armee an der nördlichsten Flanke der vorrückenden Truppen, aber schon jetzt schien der Job seine Fähigkeiten zu übersteigen. Es war das eine, in Rouen einzumarschieren und festzustellen, dass der Justizpalast zerstört war. Eine fehlgeleitete Bombe der Alliierten hatte im April am Anfang des Zerstörungswerks gestanden; die Deutschen hatten es vollendet, als sie am 26. August das gesamte Stadtviertel in Brand steckten bei dem Versuch, die Telefonvermittlungszentrale niederzubrennen. Balfour war knapp eine Woche zu spät gekommen, um das Gebäude noch retten zu können.

Aber das hier in Brügge war etwas anderes. Hier handelte es sich nicht um einen Kriegsschaden oder eine unglückliche Entscheidung

während eines eiligen Rückzugs. Die Welt wusste schon lange, dass die Deutschen Kunstwerke raubten. Die Tatsache, dass sie es weiterhin taten, selbst angesichts des raschen Vormarsches der Alliierten, überstieg Balfours Vorstellungsvermögen.

«Nehmen Sie sie», sagte der Pfarrer und hielt ihm einen Stapel Postkarten entgegen. «Verteilen Sie sie. Bitte. Sie kennen die *Brügger Madonna*. Aber viele der Soldaten nicht. Was ist, wenn sie sie in einer Scheune entdecken? Oder im Haus irgendeines deutschen Offiziers? Oder ...» – er machte eine Pause – «... auf dem Grund des Hafenbeckens? Nehmen Sie diese Postkarten, damit sie sie erkennen und wissen, dass sie zu den Weltwundern gehört.»

Der alte Mann hatte recht. Balfour nahm die Karten. «Wir werden sie finden», sagte er.



## DIE KATHEDRALE UND DAS MEISTERWERK

**Nordfrankreich, Ende September 1944**

**Südbelgien, Anfang Oktober 1944**

Mitte September 1944 traf der letzte der ursprünglichen MFAA-Feldoffiziere auf dem europäischen Festland ein: der gutmütige Hauptmann Walker Hancock, der direkt von London nach Paris flog. Wegen starker Bewölkung musste das Flugzeug tief fliegen, doch die deutsche Luftwaffe war mittlerweile aus dem französischen Luftraum verschwunden, und es bestand kaum noch Gefahr. Beim Blick aus dem Fenster sah Hancock die Stadt Rouen, in der Ronald Balfour vor einer oder zwei Wochen die ausgebrannten Überreste des Palais de Justice gesehen hatte. Selbst aus der Luft waren die Zerstörungen im Stadtgebiet offenkundig, aber ausserhalb von Rouen war alles friedlich, die Bauernhäuser, die Kühe und die Schafe waren deutlich zu erkennen und wirkten wie aus der Zeit gefallen. Die sorgfältig bestellten Felder mit ihren markanten Heckenreihen bildeten ansprechende Muster. Die kleinen Dörfer mit ihren stillen Strassen erschienen friedlich und wohlhabend – bis man genauer hinschaute und die Narben der Zerstörung sah. Alle Brücken, bemerkte Hancock, waren eingestürzt.

Paris war von den Kämpfen gezeichnet, erschien Walker Hancock aber schöner denn je. Der Eiffelturm beherrschte natürlich den Horizont, aber es waren die kleineren Boulevards, die vom Wunder der Befreiung kündeten. Tausende französische, britische und amerikanische Fahnen wehten an den Fenstern, und abgesehen von vereinzelt Konvois aus Militärlastwagen gab es auf den Strassen keinen motorisierten Verkehr. «Alle Leute sind mit Fahrrädern unterwegs», schrieb er in einem Brief an seine Frau Saima, «was dazu führt, dass man eine Fülle schöner Beine sieht. Paris ohne Taxis ist eigentlich nicht vorstellbar – aber ich habe es *gesehen*. Um 22 Uhr werden die Lichter eingeschaltet – nach einem langen Abend im Dunkeln –, und

natürlich gibt es keine Strassenbeleuchtung. Aber die Metro fährt und ist voller als die U-Bahn in New York, Alliierte Soldaten müssen nichts bezahlen. Die Deutschen haben dieses Privileg verlangt, und daher haben es die Franzosen aus Höflichkeit auch den ‚Befreiern‘ gewährt ... Die ersten Freudenkundgebungen sind vorbei, und die Erleichterung ist auf den ersten Blick kaum erkennbar. Aber bald stellt man fest, wie freundlich die Leute sind. Häufig kommen kleine Jungen mit adretten weissen Handschuhen auf einen zu und schütteln einem feierlich die Hand, ohne ein Wort zu sagen. Die ärmeren Kinder wollen uns alle ein Souvenir geben – kleine Dinge, die sie gesammelt haben, wie beispielsweise Bilder, die Schokoladenriegeln oder Zigarettenschachteln beigelegt waren ... Heute habe ich in einem Dorf in der Nähe des Camps ein paar Postkarten gekauft. Der Ladenbesitzer wollte dafür kein Geld nehmen. ‚Wir schulden Ihnen so viels sagte er, ‚das wir den amerikanischen Soldaten niemals zurückzahlen können‘.»

Der Herbst lag in der Luft, aber Hancock erschien die Welt so frisch und klar wie ein Pariser Sommer. «Ich bin in Paris gewesen», fuhr er fort, «und werde immer dankbar sein dafür, dass ich wenige Monate nach der Befreiung hier sein durfte.»<sup>78</sup>

Er verbrachte eine Nacht bei James Rorimer – «Jimsie», wie seine Kollegen ihn nannten. Er war Monuments Man für den Seine-Abchnitt geworden, was im Grunde bedeutete, dass er für ganz Paris zuständig war; genau die Aufgabe, die er sich am sehnlichsten gewünscht hatte. Rorimer wohnte in der Wohnung seiner Schwester und seines Schwagers, die seit dem Kriegsbeginn nicht mehr benutzt worden war. Zum Frühstück tischte er frische Eier auf, die ersten, die Hancock seit Monaten zu essen bekam, und die beiden Männer unterhielten sich über ihre Erlebnisse. Rorimer war im Konvoi von General Pleas B. Rogers angekommen, dem ersten Konvoi, der in die Stadt der Lichter eingetrückt war. Er hatte die Rauchsäulen gesehen, die über der Stadt aufstiegen. Kugeln piffen von Hausdächern herab, das Gebäude der Nationalversammlung war verkohlt. Deutsche Gefangene wurden zum Comptoir National d'Escompte auf dem Place de l'Opera geführt. In den Tuileries standen aufgegebene deutsche Panzer, deren Mün-

dungsrohre noch heiss waren. «Ich habe mir keine Rast gegönnt; dazu war ich viel zu aufgeregt», erzählte er Hancock, «bis ich im Hotel du Louvre in meinem Bett lag. Es war absurd, aber hier inmitten all dieser Zerstörungen gab es komfortable Hotels mit fliessend heissem und kaltem Wasser und grossen, hohen Räumen, alle mit Flügeltüren, Gardinen und einem Balkon ausgestattet. Für einen Augenblick war es wie im Vorkriegs-Paris.»<sup>79</sup>

Walker Hancock blieb nicht lange. Er wollte schnell wieder aus Paris weg. Er hatte eine Aufgabe zu erfüllen, die ihm so sehr am Herzen lag, dass er dafür ein angenehmes und erfüllendes Leben hinter sich gelassen hatte. Anders als einige seiner Kameraden, die es zumindest zum Teil auch aus persönlichen Gründen in den Krieg zog, hätte Hancock sein Leben in Amerika unverändert weiterführen können. Er war ein angesehener Bildhauer, der monumentale Werke schuf wie beispielsweise *Sacrifice*, das geflügelte Pferd in der Gedenkstätte für die Gefallenen des Ersten Weltkriegs in seiner Heimatstadt St. Louis. Er besass zwei Kunstateliers, und obgleich er Schulden hatte (ein weiterer Grund, sich nicht um einen schlecht bezahlten Armeejob zu bemühen), hatte er mittlerweile ausreichend Aufträge akquiriert und genügend Anerkennung gefunden, um von seiner Arbeit leben zu können. Und einen Monat bevor er mit 42 Jahren nach Europa abgereist war, hatte er Saima Natti geheiratet, die Liebe seines Lebens.

Aber dennoch empfand kein anderer Soldat höhere Wertschätzung für seine Aufgabe im Krieg als Walker Hancock. Aus Pflichtbewusstsein hatte er sich kurz nach Pearl Harbor mit beinahe 40 Jahren beim Aufklärungsdienst der Air Force beworben. Er fiel in der praktischen Prüfung durch. Daraufhin ging er zur Marineaufklärung, bestand hier die praktische Prüfung mit Bravour und wurde gleich danach zur Armee eingezogen, um die Grundausbildung zu absolvieren. Kurze Zeit später liess ihn der Ausbilder eines Morgens beim Appell heraustreten und teilte ihm mit, dass er versetzt werden würde. Hancock dachte, er werde zur Marineaufklärung zurückkehren, in Wirk-

lichkeit aber hatte er einen Wettbewerb zum Entwurf der Air Medal gewonnen, einer der höchsten Tapferkeitsauszeichnungen der Armee. Nachdem er die Medaille entworfen hatte, trat Hancock in die italienische Sektion des Kriegsministeriums ein. Schliesslich wurde er von der MFAA rekrutiert.

«Welch eigenartige Wendungen das Leben doch für uns Sterbliche bereithält», schrieb er im Oktober 1943 an seine Verlobte. «Hier, nachdem ich so glücklich bin über dich, teilt man mir plötzlich mit, dass ich nach Übersee gehen soll, um dort die Arbeit zu verrichten, die mich in der Armee am meisten interessiert.»<sup>80</sup>

Hancock verpasste seinen Schlachtschiff-Konvoi in New York – auch hier war man nicht informiert, dass ein *Monuments Man* mitfahren sollte –, und daher musste er sich jeden Tag am Hafen zum Dienst melden, falls ein Schiff noch einen freien Platz haben sollte. Er musste in seiner Uniform erscheinen und sein Gepäck mitführen, aber sonst gab es nichts für ihn zu tun. Manchmal war dies auf angenehme Art deprimierend. «Es ist wie in einem Gefängnis – dieses tägliche ‚Zur-Verfügung-Stehen‘«, schrieb er an Saima, «während ich doch nur bei dir sein will ... Aber in der Zwischenzeit fühle ich mich wie im siebten Himmel – ich denke nicht einmal daran, meine Uhr aufzuziehen. Ein schöner Offizier bin ich!»<sup>81</sup>

Aber er konnte seinen angeborenen Enthusiasmus und Optimismus nicht bändigen. «Versuchen wir, der Situation positive Seiten abzugewinnen», schrieb er ihr, «die schönsten Seiten – nämlich dass wir wissen, wie sehr wir uns lieben, und dass die Freude, etwas Sinnvolles zu tun, dadurch nicht geringer, sondern grösser wird.»<sup>82</sup>

Saima fuhr nach New York – und frisch vermählt lebten sie und Walker in einem Soldatenhotel, wobei sie, wenn ihr Mann am Morgen wegging, nicht wusste, ob er am Abend wieder vom Hafen zurückkommen würde. Zwei Wochen lang kam er jeden Tag wieder, aber als er dann eines Abends nicht heimkehrte, da wusste sie, dass er abgereist war. – Die Armee hatte ihm nicht einmal die Gelegenheit gegeben, sich von ihr zu verabschieden.

«Die Sonne und der Wind und die anregende Seite einer Schiffsreise», schrieb er Saima nach seiner Ankunft in England, «erinnern mich daran, was für ein Privileg es ist, die Ereignisse dieses Jahres persönlich mitzuerleben, das später einmal als das dramatischste Jahr seit Generationen gelten wird – anstatt nur in den Gewölben des Pentagon darüber zu lesen.»<sup>83</sup> Mit 42 Jahren, so versicherte er ihr, sei er alt genug, um mit offenen Augen die Wunder der Welt wahrzunehmen, und er fürchte, dass «die meisten Jungs später einmal aufwachen und erkennen werden, was sie versäumt haben.»<sup>84</sup>

Nun, nach acht Monaten in England, befand er sich in Nordfrankreich. Die Landung in der Normandie war zu einem Sturmloch geworden, und die Alliierten stiessen in Richtung der deutschen Grenze vor, fast ohne auf Widerstand durch die sich zurückziehenden deutschen Truppen zu treffen. General George C. Marshall, der einflussreichste Militärberater Präsident Roosevelts, rechnete damit, dass die Schlacht um Europa zwischen dem 1. September und dem 1. November 1944 enden werde, und empfahl seinen Offizieren, sich allmählich mit dem Gedanken an eine Versetzung zum pazifischen Kriegsschauplatz vertraut zu machen.<sup>85</sup> Zudem war der nasskalte Sommer der Normandie mittlerweile ruhigem, klarem Wetter gewichen, wodurch Walker Hancocks erster offizieller Einsatz als Monuments Man der 1. US-Armee – eine Fahrt mit dem Jeep gemeinsam mit seinem Monuments-Kollegen Hauptmann Everett «Bill» Lesley zur Inspektion eines geschützten Bauwerks in der Nähe der Nachhut der 1. Armee – beinahe zu einer Sightseeingtour geriet. Hancock schrieb in seiner gewohnt heiteren Art an Saima, dass «jede Stunde eines jeden Tages ein Vergnügen ist».<sup>86</sup>

Die Schäden, die er feststellte, waren minimal. Die Deutschen waren 1940 im Eiltempo über Nordostfrankreich hinweggezogen. Vier Jahre später hatten die Alliierten das Gebiet rasch zurückerobert, wodurch grosse Teile des Landes vom Krieg unberührt blieben. Die meisten Probleme rührten von den deutschen Besatzungstruppen her: Verschiedene örtliche Museen waren geplündert, Felder waren durch Minen oder auf andere Weise unbenutzbar gemacht worden; kleine

Objekte wie Kerzenhalter oder Fenstergriffe aus Messing waren als Souvenirs gestohlen worden. Einige Gemälde waren verschwunden, doch am schwersten wog die Zerstörung der kostbaren Louis-qua-torze-Möbel, die in den grossen alten französischen Landsitzen weit verbreitet waren. Die meisten dieser Möbel waren als Brennholz verwendet worden, um Platz zu schaffen für die übermässig gepolsterten modernen Möbel, die den deutschen Offizieren mehr zusagten. Natürlich waren sämtliche Weinkeller geleert worden, und viele der besonders teuren Jahrgangsweine waren Flasche für Flasche durch billigen Apfelwein ersetzt worden, den die deutschen Soldaten bevorzugten. Die Arbeit erwies sich als sehr angenehm, zumal die meisten wichtigen Stätten bereits von dem angesehenen Konservator George Stout besucht worden waren, der für einen Einzelkämpfer, der in der Nähe der Front Dienst tat, erstaunlich weite Strecken zurückgelegt hatte.

Manchmal gab es auch durchaus spektakuläre Momente. Die Kathedrale von Chartres erhob sich seit jeher wie ein Berg über den Weizenfeldern. Aber in der üblicherweise sehr betriebsamen Stadt Chartres herrschte Ruhe, die berühmte Kathedrale stand trotzig allein auf weiter Flur. Noch stärker als bei seinen früheren Besuchen als Kunststudent an der Amerikanischen Akademie in Rom war Hancock beeindruckt von der Grösse und Komplexität des Gotteshauses. Die grossen Mauern und Türme mit ihren reichen Verzierungen zu erbauen, hatte Jahrhunderte in Anspruch genommen; es war ausgeschlossen, dachte er, dass vier Kriegsjahre etwas so Schönes auslöschen konnten.

Doch war die Gefahr für das Bauwerk in Wirklichkeit noch grösser, als Hancock zu diesem Zeitpunkt bewusst war, denn fast hätte die deutsche Wehrmacht an einem einzigen Nachmittag etwas zerstört, dessen Entstehung über vier Generationen hinweg gedauert hatte. Als die Alliierten in Chartres ankamen, stellten sie nämlich fest, dass die Kathedrale beschädigt und möglicherweise sogar zerstört zu werden drohte durch 22 Sprengsätze, die an benachbarten Brücken oder anderen Bauten angebracht waren. Der Sprengungsexperte Stewart Leon-

ard, der nach dem Ende der Kämpfe ebenfalls ein Kunstgüterschutzoffizier werden sollte, half mit, die Bomben zu entschärfen und dadurch die Kathedrale zu retten. Später erzählte er dem Monuments Man Bernie Taper bei einem Treffen in dessen Berliner Wohnung: «In der Bombenentschärfungseinheit zu arbeiten, hat einen grossen Vorteil: Kein höherer Offizier schaut einem über die Schulter.»

Aber war es die Kunst wert, dass man sein Leben aufs Spiel setzte?, wollte Taper wissen. Wie alle Monuments Men beschäftigte ihn diese Frage. «Ich musste mich damals entscheiden», entgegnete Leonard, «und ich habe mich entschlossen, die Bomben wegzuschaffen. Als ich fertig war, setzte ich mich in die Kathedrale von Chartres, die ich zu retten geholfen hatte, und sass dort fast eine Stunde lang. Allein. Dieses Erlebnis war meine Belohnung, und, ja, das war es wert.»<sup>87</sup>

Würden künftige Generationen, überlegte Walker Hancock, verstehen, was es bedeutet hatte, diese Kathedrale unter der Bedrohung des Krieges zu erleben? Würden sie ihre Vollkommenheit mehr schätzen, wenn sie sie jetzt sehen könnten, ohne ihre Fenster, mit fast neun Meter hoch aufgestapelten Sandsäcken und Einschusslöchern in ihren Türmen? Auf dem Boden erstreckte sich der gewundene Pfad, den Pilger seit Jahrhunderten auf den Knien zurücklegten, um Errettung zu erbitten. Darüber flatterten die Plastikplanen, die vor die Fenster gehängt worden waren, trotzig im Wind.

«Ich traf auf eine unerwartete Schönheit», schrieb Hancock. «Die Fenster waren offen für den Himmel... sodass man gleichzeitig das Innere und das Äussere dieses wundervollen Bauwerks sehen konnte. Die grossen schwebenden Stützpfeiler zu verfolgen, bis sie in das Dach übergangen und sich in die Rippen des Gewölbes verwandelten, war eine anschauliche Lektion in gotischer Baukunst. Aber das war noch nicht alles. Von innen betrachtet, hatten diese mächtigen, speichenförmigen Bögen etwas Belebendes, diese Bögen, die so charakteristisch sind für Chartres und sich fast zu drehen scheinen, während sie sich an die Wände der Apsis drücken ... Man stand in dem Bauwerk und konnte über dem Kopf die Figuren der jüdischen Könige und

Königinnen und den Christus der Apokalypse in einem ganz neuen Licht sehen.»<sup>88</sup> Für einen Augenblick erschien die Kathedrale als ein Monument des Triumphes der Alliierten und zugleich als eine zeitlose Struktur, jenseits des Krieges, als etwas, das ewig stehen würde, selbst wenn es die Welt nicht mehr gab.

Aber dieser Moment sollte nicht von Dauer sein. Die Sonne ging unter, ihre Strahlen schlüpfen durch die grossen offenen Fensterbögen und krochen die Wände hinauf. Die Kampflinie lag in der entgegengesetzten Richtung, im Osten. Dort wurde seine Hilfe benötigt, wusste Hancock. Er schulterte sein Gepäck und kehrte zurück in den Krieg.

Ein paar Wochen später wurde Walker Hancock aus einem viel zu kurzen Schlaf gerissen. Über seiner Liege stand George Stout, der Monuments Man der 1. US-Armee, und sah trotz der frühen Stunde so geschneitelt aus wie eh und je. «Es gibt Arbeit für uns», sagte er und griff nach seiner Fahrerbrille.

Draussen goss es in Strömen. Der Nebel war so dicht und der Himmel so stark bewölkt, dass Hancock nur die dunklen Umrisse der riesigen Baracken erkennen konnte, in denen die 1. Armee untergebracht war. Er erinnerte sich mit Entsetzen daran, dass Stouts Fahrzeug, der ramponierte deutsche Volkswagen, den er immer noch fuhr, kein Dach besass und daher auch keinen Schutz vor dem Regen bot. Er zog seinen Mantel fester. Es war der 10. Oktober 1944, und man spürte, dass der Winter im Anzug war.

Er frühstückte mit Stout in der Kantine. Hancock war erst vor einer Woche im Hauptquartier der 1. US-Armee in Verviers angekommen, einer belgischen Stadt rund 30 Kilometer von der deutschen Grenze entfernt, und er hatte sich noch nicht an die Routine des Armeelebens gewöhnt. In der Nähe von Paris hatte er sich von Bill Lesley und dem Jeep getrennt und war eine Woche lang mithilfe von Mitfahrgelegenheiten durch Nordfrankreich gereist. Als er sich in den Süden Belgiens aufmachte, kam er in ein Gebiet, das die Deutschen auf ihrem Rückzug verwüstet hatten. Familien kehrten in ihre zerstörten oder ge-



plünderten Häuser zurück. Maschinengewehrnerster und zurückgelassene Ausrüstung waren über die Höfe und die Gärten verstreut. Die Dorfbewohner, von denen viele nur noch wenig zu essen hatten, weil die Felder längere Zeit nicht mehr bestellt worden waren, boten ihm als Dankeschön Zwiebeln und Tomaten an und verlangten trotz ihrer schwierigen Lage kaum eine Gegenleistung. Alle erzählten die gleiche Geschichte: Die Deutschen seien «wunderbar diszipliniert und korrekt» gewesen, solange sie die Oberhand hatten – und hatten zu wüten begonnen, als klar wurde, dass ihr Aufenthalt zu Ende ging.»<sup>89</sup>

«Ich glaube, dass ich ab jetzt nur noch seltener und in grösseren Abständen werde Briefe schreiben können», schrieb Hancock an Saima. «Mein Leben ist plötzlich sehr betriebsam geworden. Mir schwirrt der Kopf, wenn ich darüber nachdenke, wo ich in den letzten zwei Tagen überall gewesen bin und was ich dort getan habe. Aber ich bin so glücklich und gehe so sehr auf in dem, was ich hier tue, dass mir die langen Monate des Wartens, Planens, Diskutierens und Lesens im Vergleich dazu sehr langweilig erscheinen.»<sup>90</sup>

Jetzt war er in einer anderen Region unterwegs, dem hügeligen, walddreichen belgischen Osten. Im Regen wirkten die Hügel öde, und er fuhr an ihnen vorbei ohne die staunende Aufmerksamkeit, die er noch zu Beginn seiner Reise aufgebracht hatte. Stout fuhr gemächlich, die Augen auf die Strasse geheftet. Zumindest waren sie jetzt vor dem Regen geschützt, denn Stout hatte seinen beschlagnahmten VW in Reparatur gegeben und zumindest vorübergehend ein besseres Fahrzeug erhalten. Aber Hancock war dankbar für diesen glücklichen Umstand, als der Regen so heftig niederprasselte, dass er die Strasse kaum noch sehen konnte. Er konnte auch nicht sicher sagen, ob sie die Grenze zu Holland schon passiert hatten, bis sie schliesslich an einem steilen, von Gebüsch bewachsenen Berg anhielten. An dessen Fuss stand eine Betonmauer, die sich an die Form des Berges schmiegte. Zunächst dachte Hancock, es sei ein Eisenbahntunnel, aber der Eingang war durch zwei massive verriegelte Metalltore versperrt.

«Was ist das?»

«Ein Kunstdepot», antwortete Stout, während er die Tore öffnete und mit dem Jeep hindurchfuhr.

Die Höhle, die im 17. Jahrhundert angelegt worden war, um holländische Kunstschätze vor den französischen Invasoren zu schützen, verfügte über alle modernen Annehmlichkeiten. Die Lagerräume waren gut beleuchtet, die Temperatur und die Feuchtigkeit wurden kontrolliert. Aber dennoch empfand Hancock, als sie tiefer in die Stille des Berges hineinfuhren, diesen Ort als unwirklich. Die beiden Zivilisten, die für das Lager zuständig waren, führten sie an den behauenen Felswänden vorbei, die durch lange Reihen flackernder Lichter beleuchtet wurden. Im hinteren Teil befanden sich mehrere Gestelle, die an einem Drehgelenk angebracht waren, wie Postkartenständer in Touristenläden. Aber anstatt Postkarten für ein paar Cents enthielten diese Gestelle Gemälde aus dem bedeutendsten niederländischen Museum, dem Rijksmuseum in Amsterdam. Ein Kurator betätigte die Kurbel, worauf die Werke der holländischen Meister – Stilleben mit Speisen auf Tischen, Landschaften mit tief hängenden Himmeln, voll mit treibenden grauen Wolken, Porträts von lächelnden, schwarz gekleideten Bürgern – langsam vorüberzogen, wobei das Quietschen des Drehgelenks in dem leeren Gewölbe widerhallte.

«Beeindruckend», murmelte Hancock. Er wünschte, er könnte Saima davon berichten, aber die Zensoren würden derart spezifische Informationen aus Angst vor allgegenwärtigen Spionen niemals passieren lassen.

Als er sich abwandte, entdeckte er ein grosses Bild, das auf einer Spindel wie ein Teppich zusammengerollt war. An einem Ende befand sich eine metallene Kurbel, und man hatte es mit einer Holzkiste umbaut. Das Verpackungsmaterial, das zusammen mit dem Gemälde eingerollt war, ragte heraus wie die zerfransten, eingerissenen Ecken von Packpapier.

«*Die Nachtwache*», erklärte einer der Kuratoren und klopfte auf das hölzerne Gehäuse. Hancock klappte der Unterkiefer herunter. Er sah hier das aufgerollte Ende von einem der berühmtesten Bilder Rem-

brandts vor sich, des wandgrossen Meisterwerks von 1642, das den Hauptmann Frans Banning Cocq inmitten von dessen Schützengilde zeigt.

Stout schlug das eingerissene Verpackungsmaterial zurück, untersuchte den Rand des Gemäldes und runzelte die Stirn. Es war niemals gut, Ölarbeiten in dauerhafter Dunkelheit zu lagern. Dann entwickelten sich parasitäre Mikroorganismen auf den Oberflächen des Öls. Und die Harze, die zum Firnissen der Gemälde verwendet worden waren, vergilbten in der Dunkelheit, veränderten die Farben und überdeckten die Kontraste. Schon im März 1941 hatte Stout von holländischen Experten erfahren, dass *Die Nachtwache* anscheinend einen gelblichen Ton annehme. Stout sah nun, wie er befürchtet hatte, dass die Auslagerung in den vergangenen dreieinhalb Jahren dem Bild nicht zuträglich gewesen war. Wenn es noch länger hierblieb, würde das Bild abgebeizt und neu gefirnisst werden müssen, eine für ein jahrhundertealtes Werk möglicherweise gefährliche Behandlung. Aber am meisten sorgte er sich darüber, dass das Gemälde von seinem Spanrahmen genommen worden und über einen langen Zeitraum zusammengerollt gewesen war, wodurch es für Risse anfällig wurde. Sogar Ablätterungen konnten aufgetreten sein – strukturelle Schäden, die sich nicht mehr beheben lassen würden. Grosse Meisterwerke waren nicht dafür geschaffen worden, zusammengerollt und in Berghöhlen versteckt zu werden. Aber im Augenblick konnte man nichts tun. Dafür, dass sich die Welt im Krieg befand, ging man mit der *Nachtwache* auf die bestmögliche Weise um. Stout überlegte, ob vielleicht auch andere Meisterwerke – wie etwa Jan Vermeers *Astronom*, das von den Deutschen 1940 aus der Rothschild-Villa in Paris geraubt worden war – ein ähnliches Schicksal erlitten hatten.

«Wo sind die Wachen?», fragte Stout.

Einer der Kuratoren deutete durch den Raum auf zwei Polizisten.

«Ist das alles?»

Der Kurator nickte. Es seien magere Jahre, nur ein paar Wachen seien verfügbar, selbst für einen nationalen Kulturschatz.

Ausserdem bestehe für eine stärkere Bewachung auch keine Notwendigkeit. Die Deutschen wüssten seit Langem schon Bescheid über dieses Depot von St. Pietersberg, in der Nähe von Maastricht, und auch über andere. Deutsche Offiziere und Soldaten hätten sogar einen Umzug der *Nachtwache* überwacht, die bereits an mehreren anderen Stellen «versteckt» worden war, bevor sie 1942 nach Maastricht gekommen war, das nicht weit von der deutschen Grenze entfernt liegt. Vermutlich schienen sich die holländischen Kuratoren wegen des mangelnden Schutzes keine grossen Sorgen zu machen. Abgeschnitten von der Aussenwelt in ihrem Schlupfwinkel in den Hügeln, hatten sie vom jüngst erfolgten Raub der *Brügger Madonna* nichts erfahren. Sie verstanden nicht, wie George Stout erkannte, dass es nicht am gefährlichsten gewesen war, als die Deutschen noch alles unter Kontrolle hatten, sondern erst dann, als ihnen die Kontrolle entglitt und sie erkannten, dass ihre letzte Gelegenheit zum Handeln gekommen war. Was hatte Dr. Rosemann zu dem Küster in der Kirche von Brügge gesagt? *Ich habe seit Jahren ein Bild von ihr auf meinem Schreibtisch.* Was hatten die französischen Bauern Hancock erzählt? *Die Deutschen waren wunderbar diszipliniert und korrekt, solange sie die Oberhand hatten – und hatten zu wüten begonnen, als klar wurde, dass ihr Aufenthalt zu Ende ging.*

«Wir schicken mehr Wachen», sagte Stout. «Mindestens zehn Mann, bis hier in der Gegend wieder normale Verhältnisse herrschen.»

Die Telefonverbindungen waren zusammengebrochen; die Bitte um zusätzliche Wachen musste warten, bis sie wieder zurück im Hauptquartier waren. Stout ärgerte sich über diese Ineffizienz und den Mangel an Planung, ganz zu schweigen von der Gefahr, die mit der Verzögerung verbunden war. Aber nach einem kurzen Augenblick war er wieder der Alte, pragmatisch und unerschütterlich. «Die zusätzlichen Wachen werden voraussichtlich morgen ankommen», sagte er und stapfte zu seinem Leihwagen. «Aber so ist das eben in der Armee. Ich kann nichts garantieren. Danke, meine Freunde, für diesen ungewöhnlichen Ausflug.»

## 152 NORDWESTEUROPA

*Mein Gott*, dachte Hancock, als er zu dem Konservator in den Jeep stieg und einen letzten Blick in Richtung Rembrandts Meisterwerk warf, das für alle Welt wie ein Teppich aussah, der in irgendeinem Wohnzimmer ausgelegt werden sollte. *Im Krieg passieren manchmal schon seltsame Dinge.*

## VAN EYCKS GOTTESLAMM

### Ostfrankreich

#### Ende September 1944

Hauptmann Robert Posey, der Bauernjunge aus Alabama und Monuments Man in General Pattons 3. US-Armee, hängte sein Handtuch an den Haken und ging zurück zum Notzelt. Es war der 23. September 1944, und Posey hatte gerade die erste Gelegenheit zu einer heißen Dusche seit seiner Ankunft in der Normandie vor mehr als zwei Monaten wahrgenommen. Er strich sich mit der Hand über sein warmes, frisch rasiertes Gesicht. Viele Jahre hatte er einen Oberlippenbart getragen, und an dessen Fehlen musste er sich erst gewöhnen. Ohne Haare über den Lippen sah er aus wie ein Junge, nicht wie ein 40 Jahre alter Architekt, Ehemann, Vater und Soldat. Und ausserdem war ein Schnurrbart ein Statement. Als er eingezogen worden war, hatte er sich die beiden Enden abgeschnitten, um dadurch Hitlers wohlbekannte Bartracht nachzuahmen. Das war sein kleiner Seitenhieb gegen das Dritte Reich, aber der General war davon nicht sonderlich begeistert gewesen.

«Verdammt, Bobby, rasieren Sie sich diesen Schmutz über Ihrer Lippe ab», hatte Patton wütend hervorgestossen, als er die kleine Stelle Haar zu Gesicht bekam.<sup>91</sup>

Posey verübelte seinem Kommandeur dessen gelegentliche Wutausbrüche nicht. Es war für ihn eine Ehre, in Pattons Heeresgruppe auf dem europäischen Festland zu dienen. Robert Posey fühlte sich in Wirklichkeit den Männern der 3. Armee enger verbunden als seinen Kollegen, den übrigen Monuments Men, und er teilte den Stolz der Soldaten, ihre Brüderlichkeit und ihre persönliche Verbitterung darüber, dass die übrigen alliierten Armeen ihre offenkundige Überlegenheit bisher nicht entsprechend gewürdigt hatten. Sie waren die Armee, die den «Stahlring» in der Normandie durchbrochen und dadurch den Deutschen die letzten Rückzugswege aus Westfrankreich verstellte hat-

te. Sie waren die Armee, die den Vorstoss über die südliche Flanke anführte, während die übrigen Heeresgruppen irgendwo hinter ihnen im Norden unterwegs waren. Wenn Eisenhower der 3. Armee früher freie Hand gegeben hätte, als Patton zum ersten Mal vorgeschlagen hatte, sich nach Osten zu wenden, um den Deutschen den Weg zu versperren, hätten sie den Krieg möglicherweise schon beenden können. Kein Soldat in der 3. Armee hegte daran Zweifel. Sie waren zuversichtlich, und das lag allein an dem Mann im grossen Zelt, General George S. Patton Jr. Gewiss, er war streitlustig, hochmütig und bisweilen nahezu verrückt, aber Posey hätte alles für diesen Mann getan. Nur Willie, den Hund des Generals, einen Bullterrier, benannt nach Wilhelm dem Eroberer, konnte er nicht ausstehen.

Posey setzte sich auf seine Liege, zog sich sein Hemd an und griff nach dem Brief seiner Frau Alice. Er las ihn abermals, das vierte oder fünfte Mal, und spürte erneut, wie die harte Schale des Soldaten sofort weich wurde. Es war diese vertraute Sehnsucht nach seinem Zuhause. Alice lebte für die Dauer des Krieges bei Verwandten in South Carolina, aber Posey dachte an das Heim, das sie miteinander geteilt hatten. Dieses kleine Fleckchen Erde, den «Zoo», wie er das Innere des Hauses immer nannte. Das schiefe Lächeln seines Sohnes; die lebenswürdige Unordnung seiner Frau mit ihrer weichen Stimme. Er wollte sie am liebsten jetzt in den Armen halten, aber nachdem die Zensoren in jüngster Zeit das Verbot aufgehoben hatten, in Briefen in die Heimat über spezifische Einzelheiten zu berichten – zumindest in Bezug auf Gebiete, die bereits erobert waren –, berichtete er ihr stattdessen von seinen Reisen.

«Nun, da der Feldzug in Frankreich fast vorüber ist», schrieb er, «dürfen wir über die Städte berichten, die wir gesehen haben. Ich habe die grossen Kathedralen von Coutances, Dol, Rennes, Laval, Le Mans, Orleans, Paris, Reims, Chalons-Sur-Marne, Chartres und Troyes besucht. Chartres ist die grösste von allen. Ich habe in Dörfern auch viele schöne Kirchen gesehen und viele Landschlösser, den berühmten Mont Saint-Michel und Fontainebleau ebenfalls. Das kleine Dorf, von dem ich [in einem früheren Brief] berichtet habe, ist Les Iffs, ungefähr

auf halber Strecke zwischen Rennes und Saint Malo auf der bretonischen Halbinsel. Ich habe eine Menge Souvenirpostkarten mit Autogrammen.»<sup>92</sup>

Er blätterte die Karten durch, die alle für seinen fünfjährigen Sohn Dennis bestimmt waren, den er «Woogie» nannte. Er schickte dem Jungen gern kleine Kinkerlitzchen – Postkarten, Knöpfe und vor Kurzem ein Koppelschloss mit Hakenkreuz und ein Handtuch, in das «Kriegsmarine» eingestickt war und das er in einem deutschen U-Boot-Stützpunkt gefunden hatte. Das waren Souvenirs von Soldaten, ganz ähnlich wie jene, die von den Männern der 3. Armee nach Hause geschickt wurden, denen er sich so zugetan fühlte. Es war seine Art, die Verbindung mit seinem Sohn aufrechtzuerhalten und seine Reise durch Europa zu dokumentieren, die, dessen war er sich voll bewusst, eines Tages auch durch eine Mine oder eine Kugel enden konnte.

Als er jetzt, frisch geduscht, zurückdachte an seine Reise, erschien es ihm kaum fassbar, wie weit er herumgekommen war. Er war mit der Liebe zum Militär aufgewachsen, da er seine Schulzeit an einer Einrichtung des Reserve Officer Trainings Corps (ROTC) verbracht hatte. Er war Architekt geworden, gehörte aber noch immer zu den Reservisten, als die Japaner Pearl Harbor angegriffen hatten. Er wollte gleich am nächsten Tag zum Pazifik aufbrechen, aber in der Verwirrung dieser schrecklichen Zeit dauerte es sechs Monate, bis er zum aktiven Dienst einberufen wurde. Er wurde mitten im Sommer zum Basiscamp in Louisiana geschickt, dem heissesten und feuchtesten Ort, an dem er jemals gewesen war – und das hatte etwas zu bedeuten, denn er war schliesslich mitten in Alabama aufgewachsen. Von dort wurde er nach kurzer Zeit nach Churchill in Manitoba versetzt, Kanadas einzigem Hafen am Polarmeer, und das wurde die kälteste Erfahrung seines Lebens. Dort war er die meiste Zeit damit beschäftigt, Landebahnen zu entwerfen und zu bauen – zur Abwehr einer möglichen deutschen Invasion über den Nordpol.

Den Nordpol! Welcher General war beim Blick auf den Globus auf diese Idee gekommen? Posey traf im Eis der Tundra niemals auf einen Deutschen, hatte aber regelmässigen Kontakt mit einem anderen



Feind: mit Eisbären. Wie der bedauernswerte Junge aus Alabama feststellen musste, war Churchill in Manitoba die Eisbären-Hauptstadt der Welt.

Und jetzt sass er hier in seinem Zelt vor einer eroberten deutschen Kaserne in Ostfrankreich. In ein paar Wochen, vielleicht sogar schon in wenigen Tagen, wenn die 3. Armee ihren Vormarsch im bisherigen Tempo fortsetzte, würde er in Deutschland sein, und kurze Zeit später in Berlin ... zumindest wenn es nach Papa Patton ging.

Er beendete den Brief an Alice – und fügte noch einen Nachtrag über den Luxus einer heissen Dusche hinzu –, dann griff er nach dem Päckchen, das vor ein paar Tagen vom SHAEF gekommen war. Darin befanden sich Fotos, Beschreibungen und Hintergrundinformationen zu einigen verschollenen belgischen Kunstschatzen. Zwei davon waren besonders wichtig. Das war zum einen die *Brügger Madonna*, über deren Raub Ronald Balfour vor einer Woche berichtet hatte. Das andere Objekt war der Genter Altar.

Die *Anbetung des Gotteslamms*, besser bekannt als Genter Altar, war das bedeutendste und am meisten geschätzte belgische Kunstobjekt. Der Flügelaltar, rund 3,75 Meter hoch und 5,20 Meter breit, besteht aus zwei Reihen von Holztafeln: vier in der Mitte und vier auf jedem Flügel, wobei die Flügel auf beiden Seiten bemalt sind. Die 24 individuellen, aber thematisch miteinander verbundenen Arbeiten sind so angeordnet, dass sich in geschlossenem und in geöffnetem Zustand unterschiedliche Bilder ergeben. Die zentrale Tafel, von der sich auch der Name des Kunstwerks herleitet, zeigt das Gotteslamm auf einem Altar; oberhalb des Altars schwebt die Taube des Heiligen Geistes, und um ihn herum haben sich Menschen versammelt. Der Altar wurde von Hubert van Eyck begonnen, der als *maior quo nemo repertus* («grösser als alle anderen») bekannt war, und nach seinem Tod 1426 von seinem jüngeren Bruder Jan van Eyck, der sich selbst als *arte secundos* (der «Zweitbeste in der Kunst») bezeichnete, 1432 vollendet.

Als der Altar in der St.-Bavo-Kathedrale in Gent enthüllt wurde,

sorgte er für grosses Aufsehen. Die Bilder sind in realistischer Manier gemalt, die auf unmittelbarer Beobachtung beruhte und sich dadurch von den idealisierten Formen der Antike oder der verflachten Darstellungsweise des Mittelalters absetzte. Die Bilder auf allen Tafeln, auch den weniger bedeutenden, zeichnen sich durch eine aussergewöhnliche Detailliertheit aus, von den Gesichtern der menschlichen Figuren, die an reale Menschen aus dem Flandern des 15. Jahrhunderts angelehnt sind, bis zu den Gebäuden, den Landschaften, der Vegetation, der Kleidung, dem Schmuck und anderen Materialien. Der detaillierte Realismus, der auf dem versierten Einsatz von Ölfarben beruht, stellte etwas völlig Neues in der Kunstwelt dar. Dieser Stil sollte die Malerei grundlegend verändern und bereite den Boden für die nördliche Renaissance, das Goldene Zeitalter der niederländischen Kultur, die mit der italienischen Renaissance konkurrierte.

Fünfhundertachtzig Jahre später, im Mai 1940, rollte über die Berge und Wiesen, die in van Eycks Meisterwerk so lebendig dargestellt worden waren, der «Blitzkrieg» hinweg, und sie wurden von deutschen Truppen besetzt. Während sich eine halbe Million britische und französische Soldaten nach Norden zurückzogen, verfolgt von der Wehrmacht, waren drei Lastwagen mit den bedeutendsten Kunstwerken Belgiens nach Süden unterwegs, darunter auch der Genter Altar. Die Kulturschätze waren dazu ausersehen, zum Vatikan zu gelangen, wo sie unter dem Schutz des Papstes hätten stehen sollen. Sie schafften es aber nur bis zur französischen Grenze; dann erklärte Italien den Ländern in Westeuropa den Krieg. Die Lastwagen, denen deutsche Panzerdivisionen entgegenkamen, die nach Norden zogen, um die Evakuierung der britischen Truppen in Dünkirchen zu unterbinden, wechselten daraufhin die Richtung und gelangten schliesslich zu einem Château in der südwestfranzösischen Stadt Pau, das als Lagerstätte für Kunstwerke diente und wo die erschöpften und verängstigten Fahrer den Altar in die Obhut der französischen Behörden gaben.

Hitler wusste, dass es unmöglich war, bekannte Meisterwerke von der Grösse des Genter Altars zu rauben, ohne auf der ganzen Welt

einen Sturm der Entrüstung hervorzurufen. Er besass zwar die Mentalität eines Eroberers – er glaubte, ihm stünde die Kriegsbeute zu, und er war auch entschlossen, sie sich zu verschaffen –, aber die Nationalsozialisten hatten auch grossen Wert darauf gelegt, neue Gesetze und Verfahren zu entwickeln, um ihre Plünderungsaktionen zu «legalisieren». Dazu gehörte es unter anderem, die besetzten Länder zu zwingen, ihnen nach der Kapitulation bestimmte Werke zu übergeben. Osteuropäische Länder wie Polen sollten nach Hitlers Vorstellungen zu industriellen und agrarischen Wüsteneien werden, wo slawische Sklavenarbeiter Konsumgüter für die Herrenrasse herstellten. Die meisten ihrer kulturellen Symbole wurden zerstört, ihre grossen Bauwerke dem Erdboden gleichgemacht, ihre Statuen niedergerissen und das Material, wo möglich, zu Kugeln und Artilleriegeschossen eingeschmolzen. Aber der Westen war Deutschlands Lohn, ein Ort, an dem die Arier die Früchte ihrer Eroberungen geniessen sollten. Es bestand daher keine Notwendigkeit, diese Länder ihrer Kunstschatze zu berauben – zumindest nicht sofort. Das Dritte Reich sollte schliesslich tausend Jahre währen. Hitler liess Werke von ähnlicher Bedeutung wie der des Genter Altars unangetastet, beispielsweise die *Mona Lisa* oder *Die Nachtwache*, auch wenn er genau wusste, wo sie versteckt waren. Aber er begehrte das *Gotteslamm*.

Im Jahr 1940 liess Hitler (über seinen Propaganda- und Kulturminister Joseph Goebbels) eine Liste von Kunstwerken erstellen, den später sogenannten Kummel-Bericht, benannt nach seinem Verfasser, Prof. Dr. Otto Kummel, dem Generaldirektor der Staatlichen Museen zu Berlin. In der Liste wurden sämtliche Kunstwerke in der westlichen Welt aufgeführt – in Frankreich, den Niederlanden, Grossbritannien und den USA (denen Kummel neun dieser Werke zuordnete) –, die früher rechtmässig Deutschland gehört hätten. Nach Hitlers Definition umfasste dies alle Kunstwerke, die seit dem Jahr 1500 aus Deutschland weggebracht worden waren, sämtliche Werke von Künstlern deutscher oder österreichischer Herkunft, alle Werke, die in Deutschland in Auftrag gegeben oder fertiggestellt sowie alle Werke, die in

einem deutschen Stil geschaffen worden waren. Der Genter Altar war zweifellos ein Meilenstein und ein bestimmendes Element der belgischen Kunst, aber für die Nationalsozialisten war sein Stil «germanisch» genug, um darauf Anspruch erheben zu können.

Noch wichtiger war, dass sich sechs der Tafeln des Genter Altars (die auf beiden Seiten bemalt sind und insgesamt 14 Szenen zeigen) bis 1919 im Besitz des deutschen Staates befunden hatten. Im Zusammenhang mit dem Versailler Vertrag, durch den der Erste Weltkrieg endete, waren die Deutschen gezwungen worden, diese Tafeln als Reparationsleistung an Belgien abzutreten. Hitler lehnte den Versailler Vertrag seit jeher ab und betrachtete ihn als eine Demütigung des deutschen Volkes und als ein Symbol der Schwäche, die die früheren politischen Führer Deutschlands gekennzeichnet hatte. Als Deutschland im Juni 1940 Frankreich überrannte, war Hitler entschlossen, einen symbolischen Racheakt durchzuführen, und befahl seinen Truppen, jenen Eisenbahnwaggon ausfindig zu machen, in dem 1918 der erniedrigende Waffenstillstand unterzeichnet worden war. Er liess die Mauern des Gebäudes, in dem er abgestellt war, niederreissen und den Waggon zu genau jener Stelle im Wald von Compiègne schleppen, wo er 24 Jahre zuvor gestanden hatte. Hitler setzte sich auf denselben Stuhl, auf dem damals Marschall Foch, der französische Held des Ersten Weltkriegs, gesessen hatte, und zwang die Franzosen, eine Waffenstillstandsvereinbarung zu unterschreiben. Nach der Zeremonie liess Hitler den Eisenbahnwaggon nach Berlin schaffen, wo er an der Strasse Unter den Linden, in der Nähe des Brandenburger Tores, und später am Lustgarten an den Ufern der Spree ausgestellt wurde. Die Beschlagnahme des Waggons war ein Beweis dafür, dass Deutschland das «Verbrechen von Compiègne» gesühnt und den verhassten Nachbarn in die Knie gezwungen hatte. Aber sie bewies auch noch etwas anderes: dass nichts zu gross oder zu heilig war, um von den Nationalsozialisten geraubt werden zu können.

Der Genter Altar, dieses berühmte Meisterwerk, das die Entwicklung der Malerei nachhaltig beeinflusst hatte, symbolisierte somit eine

von zwei langfristigen Bestrebungen Hitlers: das historische «Unrecht» des Versailler Vertrages rückgängig zu machen, und die bedeutendsten Kunstschätze der Welt seinem geplanten Führermuseum in Linz oder einem anderen deutschen Museum zuzuführen.

Im Jahr 1942 konnte Hitler der Versuchung nicht länger widerstehen. Im Juli schickte er eine geheime Delegation unter Leitung von D.r. Ernst Buchner, dem Generaldirektor der Bayrischen Staatsgemäldesammlungen, zu der Lagerstätte in Pau. Es war keine gewaltsame Unternehmung – die Delegation bestand nur aus einem Lastwagen und einem Pkw –, aber eine heimliche. Als der französische Verwalter die Herausgabe des Altars verweigerte, rief Buchner in der Reichskanzlei an. Nach wenigen Stunden kam ein Telegramm von Pierre Laval, dem Chef des Vichy-Regimes, das mit den Deutschen zusammenarbeitete, in dem die Übergabe des Altars an Buchner angeordnet wurde. Als die belgischen und französischen Kulturbehörden davon erfuhren, war der Genter Altar schon in Deutschland gelandet. Die belgische Regierung protestierte vehement – sie beschuldigte sogar die Franzosen des Verrats an der Kultur –, aber sie konnte nichts mehr tun. Der Genter Altar war weg.

Und jetzt, mehr als zwei Jahre später, sass Robert Posey auf seiner Pritsche in einem Notzelt in Frankreich und betrachtete ein Bild dieses unersetzlichen Kunstobjekts. Er wusste, die Welt hoffte darauf, dass er und die übrigen Monuments Men es aufspürten, seine Herausgabe von jenen erzwangen, die es bewachten oder zerstören wollten, und es unversehrt nach Belgien zurückbrachten.

## JAMES RORIMER BESUCHT DEN LOUVRE

### Paris

#### Anfang Oktober 1944

Während sich Posey in der 3. US-Armee sichtlich wohlfühlte, ging es auch Leutnant James Rorimer, dem zielstrebigem Kurator des Metropolitan Museum, in Paris nicht schlecht. Als er am Mont Saint-Michel beim Bier sass, hatte er sich sehnlich gewünscht, er möge in die Stadt der Lichter versetzt werden; kurze Zeit nachdem er in das Hauptquartier zurückgekehrt war, erfuhr er, dass er tatsächlich den «besten aller Jobs» erhalten sollte, «den es in Europa für jemandem mit meinem Hintergrund gab».<sup>93</sup> Die französischen Behörden hatten ihn «mit offenen Armen und Herzen» empfangen, und er wurde regelmässig von den Reichen und Mächtigen der Pariser Gesellschaft eingeladen.<sup>94</sup> Sie wollten seine Hilfe; er wollte von ihnen Informationen. Es stimmte ihn froh und glücklich, dass er aus ganzem Herzen als Befreier und als Freund willkommen geheissen wurde.

Und Paris, dieses wunderbare Heiligtum von einer Stadt, befand sich in prächtiger Verfassung. Es war kaum zu glauben, wenn man sich die Gebäude und die Kunstobjekte anschaute, dass die Stadt vier Jahre lang von den Deutschen besetzt gewesen war. Mehrere Wahrzeichen der Stadt – darunter der Grand Palais, der von den Nazis niedergebrannt worden war bei dem Versuch, die Résistance zu vernichten – waren zerstört, aber wenn man einen der grossen Boulevards entlangging, erlebte man eine Stadt, die praktisch unversehrt war und vor Leben sprühte. Es gab fast kein Benzin, aber an jeder Strassenecke blockierten Fahrräder die Gehsteige, vor allem Tandems mit kleinen Anhängern, die in der Zeit der Besatzung das wichtigste Verkehrsmittel in der Stadt gewesen waren. In den Parks sassen alte Männer mit Baskenmützen oder Filzhüten zusammen und spielten Karten. Im Jardin du Luxembourg liessen Kinder Schiffchen im Brunnen treiben, deren kleine Segel weiss vom Wasser abstachen. «Auf den langen und

wunderbar leeren Avenuen, die in das Herz der Stadt führen», schrieb Francis Henry Taylor, der die Stadt als Vertreter der Roberts-Kommission besuchte, «spürte man jenes Hochgefühl, das nur jene empfinden, die nach einem tiefen Schlaf aus Krankheit erwachen. Der Lebenswille hatte sich wieder durchgesetzt. Paris als die höchste Schöpfung des menschlichen Geistes hatte jene Hand gelähmt, die sie in ihrem Griff hielt.»<sup>95</sup>

Taylor hielt sich nur ein paar Tage in Paris auf. Ein näherer Blick auf die Stadt enthüllte, dass zwar an der Oberfläche der Gesellschaft Überschwänglichkeit herrschte, doch die wurde durch Strömungen von Angst und Misstrauen unterhöhlt. Aufgrund des plötzlichen Abzugs der Deutschen und des Zusammenbruchs der Vichy-Regierung gab es in der Stadt nur noch wenige öffentliche Bedienstete wie Polizisten, und es war auch nicht möglich, die hochkochenden Emotionen einer zornigen Bevölkerung unter Kontrolle zu halten. Eine Welle von Racheakten erfasste die Stadt, als die Bürger das Recht in die eigenen Hände nahmen. Frauen, die sich mit deutschen Soldaten eingelassen hatten, wurden auf die Strassen gezerrt, und vor den Augen der wütenden Menge wurden ihnen die Haare abgeschnitten; mutmassliche Kollaborateure wurden vor Tribunale gestellt und standrechtlich exekutiert. Wer eine der Zeitungen der Stadt las, wie beispielsweise *Le Figaro*, wusste um den Ernst der Lage. Der *Figaro* erschien nach einer zweijährigen Unterbrechung ab dem 23. August 1944 wieder. Zunächst umfasste das Blatt nur zwei Seiten, und es gab darin eine besondere tägliche Rubrik: Der erste Teil trug die Überschrift «*Les Arrestations et L'Épuration*» (Verhaftungen und Säuberungen); darin wurden sämtliche Aktivitäten des Vortages zur Verfolgung von Kollaborateuren aufgeführt. Unterhalb dieses Artikels gab es zwei Listen: «*Les exécutions capitales*» (Todesurteile) und «*Les exécutions sommaires*» (standrechtliche Erschiessungen). Auch die zivilisierteren Todesurteile, das wusste Rorimer, durften erst nach Prozessen verhängt werden, die mehrere Stunden oder auch einige Tage dauerten.

In diesem Vakuum – keine funktionierenden Institutionen, kein funktionsfähiger Sicherheitsapparat und kein Vertrauen gegenüber

den Mitbürgern – gab es für einen Monuments Man viel zu tun. Im *Civil Affairs Handbook* der Armee wurden für Paris 165 Kulturgüter aufgeführt, von denen 52 offiziell geschützt waren. Es gab Hunderte, wenn nicht Tausende Objekte, die durch Plünderungen beschädigt worden waren. Hunderte von Skulpturen aus dem öffentlichen Raum waren verschwunden, vor allem die berühmten Bronzestatuen der Stadt, und sogar die aus dem 19. Jahrhundert stammenden Lampen des Senatsgebäudes waren gestohlen worden. Und dazu kam das allgemeine Durcheinander in einer Stadt, die allmählich wieder auf die Beine zu kommen versuchte. Grundlegende Informationen und entsprechendes Material aufzutreiben, war häufig unmöglich. Verfahrensfragen konnten einen Monuments Man stundenlang aufhalten. Schon die Suche nach dem zuständigen Beamten für ein bestimmtes Gebiet oder eine Aufgabe erforderte einen übermässig hohen Energieaufwand.

Kurz nach seiner Ankunft im August war Rorimer zunächst Oberstleutnant Hamiltons Einheit zugewiesen worden, und auch Ende September wollte Hamilton ihn noch nicht ziehen lassen. «Kein Offizier sollte sich ausschliesslich mit Kulturgütern beschäftigen», hatte Hamilton Rorimer erklärt, als dieser um seine Freistellung nachsuchte. Hamilton brauchte einen energischen, kompetenten Offizier, der Französisch sprach, und wollte daher nicht auf Rorimer verzichten.<sup>96</sup>

Zudem musste er dafür sorgen, dass das amerikanische Militär in der Stadt keine Schäden anrichtete. Im August, als er im Konvoi von General Patton angekommen war, schien Paris verlassen; jetzt wimmelte es überall von amerikanischen Soldaten. Sie zeigten sich durchaus hilfsbereit. Eine Einheit, die in Rorimers Auftrag die Schäden am Place de la Concorde ermitteln sollte, zählte alle Einschusslöcher an dem enormen Komplex. Am nächsten Tag sah Rorimer die Soldaten, wie sie am Louvre die Einschusslöcher erfassten. «Nur eine allgemeine Bewertung», sagte er zu den Männern. «Nur das Gesamtbild.» Das Gebäude des Louvre war so weitläufig, dass sie für das Zählen aller Einschusslöcher wohl ein ganzes Jahr gebraucht hätten.



Das eigentliche Problem bestand nach Rorimers Ansicht darin, dass das amerikanische Militär die Franzosen eigentlich nicht verstand. Der Park, durch den er gerade spazierte, der Jardin des Tuileries, war dafür ein sehr gutes Beispiel. Es war ein grosser ehemaliger Schlosspark im Herzen von Paris, der für Ludwig XIV. angelegt worden war und allen Besuchern dieser grossen Stadt bekannt war. An seinem ersten Tag in Paris hatte ihn Rorimer so gesehen, wie ihn wohl nur wenige Pariser je zu Gesicht bekommen hatten: fast völlig menschenleer in der Morgendämmerung. Die zurückgelassenen deutschen Geschütze, welche die Einfassung säumten, hatten anscheinend viele Leute ferngehalten, doch unter einem zerschossenen Baum biwakierte eine amerikanische Panzereinheit und bereitete sich auf kleinen Feuern ihr Frühstück zu. Abgesehen von ihnen hatte Rorimer den Garten für sich allein.

Einige Wochen später entdeckte er, dass die Tuileries als riesiges Lager für die Alliierten missbraucht wurden. Die Deutschen hatten Gräben durch den Park gezogen und diese mit Stacheldraht versehen, aber dass die Alliierten nun Splittergraben-Latrinien im Herzen von Paris anlegten, ging zu weit. Die Tuileries, erklärte Rorimer in einer Reihe von endlosen Gesprächen, seien kein Müllablageplatz. Der Park sei für das Wohlergehen und die Gesundheit der Pariser Bevölkerung so wichtig wie der Hyde Park für die Londoner und der Central Park für die New Yorker.

Die Armee lenkte schliesslich ein. Aber was hatte Rorimer damit wirklich erreicht? Der berühmte Boulevard in den Tuileries, durch den er jetzt ging, war vollgestellt mit tonnenschweren Lastwagen, Truppentransportern und Jeeps. Niemand hatte den Park für Fahrzeuge gesperrt, und nun war er der grösste Parkplatz von Paris. Sechs Statuen waren bereits von ihren Sockeln gestossen worden, und die Terracotta-Rohre, die im 17. Jahrhundert verlegt worden waren, barsten unter dem Gewicht der Fahrzeuge. Rorimer hatte zehn Tage gebraucht, um eine Alternative zu finden, aber er war überzeugt, dass die gepflasterte Esplanade des Invalides den Bedürfnissen der Armee genügen würde. Und zudem war die Esplanade ohnehin ein ehemali-

ges Paradenfeld des Militärs. Jetzt musste er nur noch die Armee überzeugen, dass es sinnvoll war, ihren Parkplatz in einen anderen Teil der Stadt zu verlegen.

Rorimer ging an einem Brunnen vorbei, der als Grand Bassin bekannt ist – im Schatten der Militärlastwagen liessen ein paar Jungen ihre Segelboote auf dem Wasser fahren –, überquerte die Terrasse des Tuileries und betrat, nachdem er dem Wachposten seinen Ausweis gezeigt hatte, den Hof des Louvre. Auf der einen Seite standen die amerikanischen Flugabwehrgeschütze, und man sah noch das umzäunte Gelände, auf dem die Alliierten in den ersten Wochen nach der Einnahme der Stadt deutsche Kriegsgefangene untergebracht hatten. Aber das Innere des Hofes war wie eh und je ein Heiligtum. Hier sah man kein einziges Geschütz und auch keinen bewaffneten Wächter, und es gab auch keine Bittsteller, die regelmässig in sein Büro kamen und um individuelle Hilfen baten. Unter dem gewölbten Glasdach der Grande Galerie war es im Museum still und ruhig wie in einem Grab. Wie in einem weitgehend leeren, ausgeräumten Grab, denn an diesen Wänden, zu denen einst Millionen Menschen geströmt waren, um die Meisterwerke der Welt zu bestaunen, sah man nur noch Worte, die mit weisser Kreide darauf gekritzelt waren, Hinweise für die Kuratoren, wo die prachtvollen Gemälde jeweils gehangen hatten.

Die Werke waren nicht geraubt worden oder verschollen. Die Besatzer hatten sie überhaupt nicht angerührt. Sie befanden sich noch immer an den Verwahrungsorten, wohin die Franzosen sie 1939 und 1940 kurz vor dem Einmarsch der Deutschen gebracht hatten. Die Auslagerung war eine aussergewöhnliche Unternehmung gewesen. Sie hatte unter der Leitung von Jacques Jaujard gestanden, einem der bedeutendsten Verteidiger der französischen Kunstinteressen, dem Direktor der französischen Nationalmuseen.

Jaujard war zwar ein französischer Beamter, aber er zählte auch zu den angesehensten Museumsleuten in Westeuropa. Er war erst 49 Jahre alt, und mit seinen nach hinten gekämmten pechschwarzen Haaren und seinem schönen, kantigen Gesicht sah er wie ein jung geblie-

bener Grossvater aus, wie der lebenssprühende Patriarch einer französischen Winzerfamilie. Er war ein Bürokrat – aber auch ein Mann, der sich nicht scheute, sich die Hände schmutzig zu machen. Während des spanischen Bürgerkriegs war Jaujard massgeblich an der Auslagerung der Bestände des Prado beteiligt gewesen, des berühmtesten Museums in Madrid. Im Jahr 1939 wurde er zum Leiter der Nationalmuseen befördert und begann unmittelbar danach, Pläne zur Auslagerung der Bestände der französischen Museen zu erarbeiten, zu einer Zeit, als noch kaum jemand mit einem deutschen Angriff auf Frankreich, geschweige denn einer Besetzung rechnete. Unter seinen wachsamen Augen waren Tausende der grössten Kunstwerke der Welt verpackt, verladen, abtransportiert und anderwärtig gelagert worden. Auch die Nike von Samothrake, eine wuchtige Skulptur der griechischen Siegesgöttin Nike, die an der Haupttreppe des Louvre gestanden hatte, wurde mittels eines raffinierten Systems, das aus einem Flaschenzug und schräg miteinander verbundenen Holzplanken bestand, von ihrem Platz weggeschafft. Die rund 3,30 Meter hohe Skulptur der Göttin Nike, die ihre Flügel ausbreitete (ihr Kopf und ihre Arme waren im Lauf der Jahrhunderte verloren gegangen), wirkte fest und stabil, bestand aber in Wirklichkeit aus Tausenden von Marmorstücken, die sorgfältig wieder zusammengesetzt worden waren. Jaujard hatte wohl den Atem angehalten, als die Statue auf ihrer hölzernen Rutsche die Treppe hinabglitt und ihre grossen Flügel leicht in der Luft zitterten. Wenn sie zerbrochen wäre, hätte man Jaujard dafür zur Rechenschaft gezogen. Aber er war ein Mann, der Herausforderungen schon immer geliebt hatte. Wie Rorimer glaubte auch Jaujard, dass es besser war, sich die Last der Führung und der Verantwortung aufzuladen, anstatt im Schatten dahinzuleben.

Rorimer blieb stehen, drehte sich um und blickte in die lange, leere Grande Galerie des Louvre. So viele unersetzliche Kunstwerke waren verschwunden, dachte er. So gross waren die Gefahren. Er ging zu einer dunklen Nische, die von Säulen umrahmt wurde und wo ihm

zwei Worte ins Auge sprangen. Die Worte *La Jaconde* schienen an der Wand in einem leeren Bilderrahmen zu schweben. *La Jaconde*, das war der französische Name für die *Mona Lisa*. Die meisten Objekte waren in Sammeltransporten weggebracht worden, oftmals über Strassen, die im Bombenhagel lagen, aber die *Mona Lisa*, das berühmteste Gemälde der Welt, war mitten in der Nacht auf einer Krankentrage in einen Lastwagen geladen worden. Ein Kurator setzte sich im Laderaum dazu; dann wurde der Lastwagen versiegelt, um die klimatischen Verhältnisse stabil zu halten. Als der Lastwagen an seinem Zielort ankam, war das Gemälde in bestem Zustand, aber der Kurator fast ohnmächtig. Er hatte nicht genug Luft zum Atmen gehabt.<sup>97</sup>

Es gab noch weitere Geschichten. Das berühmte Bild *Das Floss der Medusa* von Théodore Géricault war so gross, dass es sich in den Oberleitungen der Versailler Strassenbahn verding. Aber daraus lernten die Verantwortlichen. In der nächsten Stadt mit tief liegenden Oberleitungen wurde der Lastwagen von Technikern der Telefongesellschaft begleitet, die alle Leitungen mit langen, isolierten Stangen hochhoben. Es war ein amüsanter Bild: ein Lastwagen, der durch die Strassen kroch und von stangenschwingenden Männern begleitet wurde, und die Stadtbewohner, die evakuiert wurden und vielleicht verwundert das Bild mit den sterbenden Gesichtern der Schiffbrüchigen auf dem sinkenden Floss anstarrten. Aber die Situation war alles andere als lustig. Hier handelte es sich um künstlerische Meisterwerke, nicht um Festumszugsboote. Doch unter Jaujards sorgfältiger Leitung gab es keine Beschädigungen.

Aber auch Jaujard hatte die Wucht des deutschen «Blitzkriegs» und den demütigenden Zusammenbruch der französischen Armee nicht vorhersehen können. Durch die Auslagerung von Kunstwerken in vorübergehende Ausweichquartiere, meist in Landschlössern und abgelegenen Burgen, sollten Kriegsschäden vermieden werden, vor allem durch Luftangriffe. Im Château de Souches in der Nähe von Le Mans hatten die Kuratoren auf dem Rasen in grossen weissen Buchstaben die Worte «Musée du Louvre» angebracht, sodass Piloten, die darüber hinwegflogen, wussten, dass hier Kunstwerke untergebracht

waren, und das Gebäude nicht bombardierten. Als die französische Armee immer schwächer wurde, befahl Jaujard, die Kunstwerke in Depots weiter im Westen und im Süden zu verlegen. Die vorrückenden Deutschen entdeckten ihn in der Lagerstätte Chambord südwestlich von Paris, wo er den Abtransport leitete. «Sie sind der erste hochrangige französische Beamte, den wir im Dienst antreffen», erklärten sie ihm.<sup>98</sup>

Zum Glück wurde nichts durch Bomben oder Artilleriebeschuss beschädigt, aber gegen die deutschen Besatzer waren die Franzosen machtlos. Die Eroberer kannten nahezu alle Kunstwerke, die sich in französischem Besitz befanden, und begannen umgehend, sie zu beschlagnahmen. Paris wurde am 14. Juni 1940 besetzt. Am 30. Juni befahl Hitler seinen Statthaltern in Paris, verschiedene Kunstwerke aus den nationalen französischen Sammlungen sicherzustellen, ebenso Kunstwerke und historische Dokumente, die sich in Privatbesitz befanden, insbesondere in jüdischem Besitz. Diese Kunstobjekte sollten als Faustpfand bei Friedensverhandlungen genutzt werden. Frankreich hatte bislang nur einen Waffenstillstand unterzeichnet; Hitler wollte den formellen Friedensvertrag nutzen, um sich die Kulturgüter des Landes «legal» anzueignen, so wie vor 150 Jahren einseitige Friedensabkommen dem Kaiser Napoleon dazu gedient hatten, ihm die Kulturschätze Preussens zu sichern. Es herrschte weithin Einigkeit darüber – und es war auch nur eine leichte Übertreibung –, dass der Louvre ohne Napoleons Beutegut nur ein Schatten dessen gewesen wäre, was er schliesslich geworden war.

Nun schritt der einflussreiche deutsche Botschafter in Paris, Otto Abetz, zur Tat und erklärte, dass die von den Deutschen kontrollierte Regierung im besetzten Gebiet die Kunstgüter «in Verwahrung» nehmen werde. Drei Tage nach Hitlers Befehl ordnete Abetz die Beschlagnahme der Bestände der 15 grössten Kunsthändler in Paris an, von denen die meisten Juden waren. Innerhalb weniger Wochen wurde die Botschaft mit «sichergestellten» Kunstwerken überschwemmt. Und in dieser Situation, erfuhr Rorimer von Jaujard in einem ihrer vielen Ge-

sprache, tauchte ein wahrer Held auf: der Kunstbeamte Prof. Dr. Franz Graf von Wolff-Metternich.

«Ein Deutscher?», fragte Rorimer überrascht.

Jaujard nickte, aber seine Patrizieraugen zwinkerten. «Nicht nur ein Deutscher», sagte er. «Ein *guter* Deutscher.»

Im Mai 1940 war Graf Wolff-Metternich zum Reichsbeauftragten für den Kunstschutz in den besetzten Gebieten ernannt worden. Der Kunstschutz war ursprünglich als Kunstschutzeinheit des deutschen Militärs im Ersten Weltkrieg entstanden – der einzige echte Vorläufer der MFAA der westlichen Alliierten –, war aber 1940 als Zweig des deutschen Besatzungsregimes neu konstituiert worden und hauptsächlich in Belgien und Frankreich tätig, ab 1943 auch in Italien. Wolff-Metternich, ein Experte für die Kunst der Renaissance, insbesondere jener des Rheinlands, wo er auch geboren worden und aufgewachsen war, hatte als Professor an der Universität Bonn gelehrt, bevor ihm diese wichtige Aufgabe übertragen wurde.

Wolff-Metternich war für diesen Spitzenjob ausgesucht worden, weil er ein angesehener Wissenschaftler war, dessen Glaubwürdigkeit dem Kunstschutzprogramm eine gewisse Professionalität und Legitimität verlieh. Er war kein glühender Parteigenosse, aber in dieser und ähnlichen Situationen legten die Nationalsozialisten oft mehr Wert auf die Qualifikation, mancher Leute als auf deren politische Linientreue. Dazu kam als weiterer positiver Faktor, dass die Familie Wolff-Metternich ein jahrhundertealtes rheinisches Adelsgeschlecht war.

Wolff-Metternich erhielt keine konkreten Anweisungen, hatte aber eine klare Vorstellung davon, was der Kunstschutz leisten sollte. «Jederzeit», schrieb er, «haben wir uns streng an den entsprechenden Bestimmungen der Haager Landkriegsordnung ausgerichtet.»<sup>99</sup> Seine Definition von kultureller Verantwortung war daher international anerkannt und unterschied sich von den Vorstellungen der Nazis. «Der Schutz von Kunstgütern», schrieb Wolff-Metternich, «ist eine unbestreitbare Verpflichtung, die für alle europäischen Nationen, die sich im Krieg befinden, bindend ist. Ich kann mir keine bessere Möglich-

keit vorstellen, meinem Land zu dienen, als dadurch, dass ich die Verantwortung dafür übernehme, dass dieses Prinzip gewahrt wird.»<sup>100</sup>

«Graf Wolff-Metternich stellte sich gegen den Botschafter», erzählte Jaujard. «Er wandte sich über dessen Kopf hinweg an die Militärführung. Es gab wirklich ein Tauziehen darum, wer Frankreich kontrollieren würde, das deutsche Militär oder die deutsche Besatzungsverwaltung. Nach wenigen Tagen untersagte das Militär der Botschaft, weitere Kunstobjekte zu beschlagnahmen. Auf meine Empfehlung hin, die durch Wolff-Metternich übermittelt wurde, wurden die meisten Objekte, die sich im Besitz der Botschaft befanden, zum Louvre gebracht. Als sie dort ankamen, waren viele von ihnen schon für den Abtransport nach Deutschland verpackt.»

Jaujard machte nicht viel Aufhebens um seinen Erfolg. Er war ein Mann, der Diskretion für wichtig hielt; er glaubte, dass man handeln, aber nicht darüber reden sollte. Aber Rorimer kannte die Geschichten über Jaujards Mut und seine Tapferkeit; er hatte mehrmals und aus verschiedenen Quellen gehört, welche Verehrung dem Museumsleiter für seinen Widerstand gegen die Bedrohung durch die Nationalsozialisten entgegengebracht wurde. Dass er dem Botschafter eine Niederlage beigebracht hatte, bedeutete nur, dass der Kampf nicht schon gleich am Anfang verloren wurde; der Krieg um die Kunst war damit noch längst nicht gewonnen. Jaujard hatte in der Auseinandersetzung mit dem Botschafter eng mit Graf Wolff-Metternich zusammengearbeitet – wesentlich enger, als er zugegeben hatte –, und er sollte auch noch bei vielen späteren Versuchen der Nazis, sich das kulturelle Erbe Frankreichs anzueignen, mit ihm kooperieren. Ein Beamter, dessen Auftrag darin bestand, Dokumente der französischen Regierung zu beschlagnahmen, versuchte auch, deren bewegliche Kunstobjekte zu konfiszieren. Andere NS-Funktionäre behaupteten, die Kunstwerke seien unsachgemäss gelagert und müssten daher nach Deutschland gebracht werden, um sie zu schützen. Wolff-Metternich widerlegte solche Behauptungen durch persönliche Inspektionen. Joseph Goebbels forderte die Herausgabe von fast eintausend «germanischen» Kunst-

objekten, die sich in den französischen Staatssammlungen befanden. Wolff-Metternich war ebenso wie Goebbels der Auffassung, dass viele dieser Gegenstände rechtmässig Deutschland gehörten; er teilte jedoch nicht die Ansicht des Propagandaministers, dass diese Objekte unverzüglich in ihr Heimatland zurückgeführt werden müssten. «Ich habe nie verschwiegen, dass ich dies für ein schwieriges Problem hielt», schrieb er, «welches das Ehrgefühl vieler Menschen tief berührt, sodass es nur im Rahmen einer Friedenskonferenz durch eine Vereinbarung gleichberechtigter Nationen gelöst werden kann.»

«Er setzte seine Position aufs Spiel, vielleicht sogar sein Leben», hatte Jaujard bei einem früheren Treffen mit Rorimer erzählt, bei dem er den deutschen Kunstschutzbeamten lobte. «Er widersetzte sich Goebbels auf die einzig mögliche Art und Weise, indem er den Führerbefehl vom 15. Juli 1940 sehr eng auslegte, in dem die Verschiebung von Kunstwerken in Frankreich vor der Unterzeichnung eines Friedensvertrags untersagt worden war. Durch diesen Befehl sollten französische Patrioten davon abgehalten werden, Kunstwerke zu verstecken, bevor die Deutschen Anspruch darauf erheben konnten, aber Wolff-Metternich bezog diesen Befehl klugerweise auch auf seine deutschen Landsleute. Ohne dieses Prinzip, das hier begründet worden war, hätte keine Hoffnung bestanden.»

«Wir haben nicht einfach ‚Nein‘ gesagt. Ein klares ‚Nein‘ hätte nur Goebbels’ Zorn hervorgerufen. Wir haben immer ‚Ja‘ gesagt», erzählte Jaujard, «aber es gab immer irgendwelche Einzelheiten, die noch geklärt werden mussten. Die Nazis waren – wie man so schön sagt – versessen auf Papier. Sie waren sehr bürokratisch. Sie konnten keine Entscheidung treffen, ohne fünf oder sechs Briefe nach Berlin zu schicken.»

Jaujard wollte damit zum Ausdruck bringen, dass er im Zusammenwirken mit Wolff-Metternich die Gefahr, die den französischen Staatssammlungen von den deutschen Besatzern drohte, durch an die tausend Briefe abgewendet hatte. Er wollte nicht zugeben, wie schwierig diese Aufgabe gewesen war: die jahrelangen Bemühungen, sich gegen gewaltsame Übergriffe zu schützen, die Bedrohung durch Gewalt,



der Geheimcode, den Jaujard zusammen mit einem Freund entwickelt hatte, der ihn aus Paris hätte hinausschleusen sollen, wenn die Nazis eines Tages gekommen wären, um ihn zu verhaften. Die vielen Anrufe bei Wolff-Metternich in der Nacht, in denen er ihn drängte, sofort zu kommen und irgendwelchen deutschen Plünderern die entsprechenden Dokumente vor die Nase zu halten, ein Drängen, dem Wolff-Metternich stets nachgab, obwohl er unter Nierenproblemen litt. Seine Krankheit hätte ihn eigentlich zur Aufgabe seines Amtes bewegen müssen, aber er hartete aus – «in erster Linie, weil die französische Kunstverwaltung Vertrauen in meine Person setzte.»<sup>101</sup>

Und Rorimer konnte auch nicht wissen – weil Jaujard nie darüber sprach –, dass der Museumsdirektor nicht nur Einfluss bei den Deutschen gehabt hatte, dass er ein Netzwerk von Museumsmitarbeitern aufgebaut hatte, die als seine Späher tätig waren, dass einer seiner engsten Weggefährten, der Kunstmäzen Albert Henraux, ein aktives Mitglied des französischen Widerstands war. Jaujard verschaffte Henraux Reisepässe und Beglaubigungsschreiben von Museen, womit er seine Arbeit für die Résistance bemänteln konnte. Henraux übermittelte Informationen, die Jaujards Museumsspione beschafft hatten, an die Widerstandskämpfer. Und Wolff-Metternich wusste mit hoher Wahrscheinlichkeit darüber Bescheid. *Er setzte seine Karriere aufs Spiel, vielleicht auch sein Leben*, hatte Jaujard gesagt. Diese Aussage galt für beide Männer.

Der «gute Deutsche», wie Rorimer ihn nannte, wurde im Juni 1942 von seinem Posten abberufen, nachdem er Goebbels, der Ende 1941 seine Versuche aufgab, die tausend «germanischen» Objekte zu beschlagnahmen, eine letzte Niederlage bereitet hatte. Wolff-Metternichs Abberufung wurde mit seinem öffentlichen Widerstand gegen den dreistesten Raub der Besatzer begründet: die Beschlagnahme des Genter Altars in dem Lager bei Pau, die auf Hitlers direkten Befehl erfolgte. In Wirklichkeit hatten mehrere führende Nationalsozialisten, insbesondere Reichsmarschall Hermann Göring, die Nummer zwei in

der Partei, seit Monaten Wolff-Metternichs Position untergraben. Sie behaupteten, seine Arbeit diene «ausschliesslich französischen Interessen»<sup>55</sup>, zudem wurde gegen ihn angeführt, dass er Katholik war. Das eigentliche Problem bestand darin, dass Wolff-Metternich nicht ihren Erwartungen gerecht wurde. Der Kunstschutz sollte ihren Aktivitäten einen gewissen legalen Anstrich verleihen. Sie wollten auf diesem Posten einen Mann sehen, der die Vorschriften und Regeln zum Nutzen des Reiches beugte, aber dazu war Graf Wolff-Metternich nicht bereit. Am Ende war er «eine verlorene Seele im Wespennest der Hitler-Bande».<sup>56</sup>

Kurze Zeit später kostete Jaujards heftige Kritik am Raub des Genter Altars auch ihn seinen Posten. Aus Protest gegen seine Entlassung kündigten die Mitarbeiter der französischen Museen massenhaft. Daran zeigte sich, welch hohes Ansehen Jacques Jaujard in der französischen Kulturgemeinde genoss. Die Deutschen waren verblüfft, und Jaujard durfte in sein Amt zurückkehren. Danach war seine Position nahezu unantastbar. Am Ende konnten sich die Deutschen nur zwei Objekte aus den französischen Staatssammlungen aneignen, die beide deutschen Ursprungs und von mittelmässiger Bedeutung waren.

Aber dennoch war es kein vollständiger Sieg. Die französischen Staatssammlungen befanden sich in Sicherheit, aber die privaten Sammlungen französischer Bürger waren den Raubzügen der Nazis schutzlos preisgegeben: Himmler und seine Waffen-SS, Rosenberg und sein Einsatzstab Reichsleiter Rosenberg (ERR). Und der Schlimmste von allen war Reichsmarschall Hermann Göring, der als eine permanente Bedrohung stets über allem schwebte.

Als er nun hier vor der leeren Wand von *La Joconde* stand, erinnerte sich Rorimer daran, was Jaujard über Göring gesagt hatte: Er war habgierig, unersättlich und zügellos. Ein Mann, der keinen Widerstand duldete und in seinem Streben nach persönlicher Macht und persönlichem Reichtum keine ethischen oder moralischen Skrupel kannte. Ein Mann, der angesichts der kulturellen Schätze eines Landes wie Frankreich an nichts anderes dachte als an Plünderung und Raub.

«James!» Das Wort, das an den leeren Wänden der Grande Galerie widerhallte, riss Rorimer aus seinen Gedanken. Er wandte sich von der Nische ab, in der einst die *Mona Lisa* gehangen hatte, und sah, dass kein Geringerer als Jacques Jaujard, der Wächter des Louvre, auf ihn zukam. Er war immer wieder überrascht, wie gut der Franzose nach all diesen schlimmen Jahren aussah.

«Ich bin so froh, dass mein Anruf Sie erreicht hat», sagte Jaujard und klopfte dem Monuments Man auf die Schulter.

«Ich freue mich, Sie wiederzusehen, Jacques», erwiderte Rorimer und ergriff die Hand des älteren Mannes. «Und diesmal habe ich gute Nachrichten. Der Papierkram ist erledigt. Der Teppich gehört Ihnen. Zumindest für ein paar Wochen.»

«Bürokraten.» Jaujard lachte, drehte sich um und deutete zu dem Gang, der zu seinem Arbeitszimmer führte. *Der Mann hat überhaupt nicht nachgelassen*, dachte Rorimer. Jaujard hatte nicht nur ein Büro im Louvre, auch seine Wohnung lag im Museumskomplex. Rorimer fragte sich, ob er in den vier Jahren der deutschen Besatzung das Gebäude überhaupt jemals verlassen hatte. Oder in dem Monat seit der Befreiung. In den ersten aufgeheizten Tagen war eine aufgebrauchte Menge über die deutschen Gefangenen hergefallen, die in einem Lager neben dem Louvre untergebracht waren. Überzeugt, dass sie gelyncht werden sollten, hatten die Deutschen die Fenster des Louvre eingeschlagen und sich in das Museum geflüchtet. Später fand man sie verstreut zwischen den Kunstobjekten, die nicht ausgelagert worden waren, einige versteckten sich auch in der violetten Beisetzungsvase des ägyptischen Herrschers Ramses III., die aus Granit bestand. Die rachsüchtige Meute stiess auch auf einen Kurator, der einen verwundeten Deutschen ins Lazarett bringen wollte; das galt als Beweis genug, um alle Mitarbeiter des Museums als Verräter und Kollaborateure zu brandmarken. Wie sonst konnte man erklären, dass sie überlebt hatten und dass die Kunstobjekte, die sie bewacht hatten, unversehrt geblieben waren? Keine andere Einrichtung war so gut durch die Besatzungszeit gekommen.

Jaujard und seine loyalen Mitarbeiter – darunter auch seine Sekretärin Jacqueline Bouchot-Saupique, die unter Gefahr für ihr Leben als Hauptverbindungskanal zur Résistance fungiert hatte – wurden zum Rathaus geführt, während der Mob brüllte: «Kollaborateure! Veräter! Bringt sie um!»<sup>104</sup> Es bestand durchaus die Gefahr, dass sie erschossen wurden, bevor sie das Verwaltungsgebäude erreichten. Nur dank der rechtzeitigen Aussage von mehreren Kontaktleuten Jaujards in der Résistance konnten sie schliesslich ihre Haut retten.

Nun, da er endgültig in Sicherheit war, gönnte sich Jaujard keine Rast. Vielmehr arbeitete er viele Stunden lang, um eine Kunstausstellung zu organisieren, die dazu dienen sollte, den Lebensmut der verwundeten Stadt zu stärken. Das Herzstück der Ausstellung war der Teppich von Bayeux. Dieser 68,38 Meter lange und rund 52 Zentimeter breite Tuchstreifen, der um 1070 entstanden war, gilt als eines der bemerkenswertesten Bilddenkmäler des frühen Mittelalters. So etwas hatte es noch nie gegeben: Die Ikonografie ist einzigartig, die Figuren wirken lebendiger als in sämtlichen Darstellungen der vorhergehenden hundert Jahre. Von dem unbekanntem Künstler sind keine weiteren Werke erhalten. Der Teppich von Bayeux, der sechs Jahrhunderte lang als eher unbedeutende kirchliche Reliquie behandelt und erst im 18. Jahrhundert von der Welt entdeckt wurde, ist ein zentraler Bestandteil der französischen Kulturgeschichte.

Der Teppich ist zudem ein wichtiges historisches Dokument, eine annähernd zeitgenössische Darstellung der Eroberung Englands 1066 durch den normannischen Herzog Wilhelm den Eroberer. Er ist mit narrativen Elementen versehen und zeigt mehr als 1'500 Objekte – Menschen, Tiere, Kleidung, Waffen, Kriegerformationen, Kirchen, Türme, Städte, Fahnen, Werkzeuge, Karren, Reliquien und Totenbahnen – und ist die bei Weitem detaillierteste Beschreibung des Alltagslebens im Frühmittelalter. Da politische und kriegerische Ereignisse im Vordergrund stehen und der Teppich mit dem Tod des angelsächsischen Königs Harald II. in der Schlacht von Hastings 1066 endet, ist er auch eine der bedeutendsten Darstellungen von Eroberungszügen

und der Gründung von Reichen. Daher hatte er schon seit Langem auf der Wunschliste der Nationalsozialisten, insbesondere des raffgierigen Reichsmarschalls Göring, gestanden, der eine besondere Vorliebe für Teppiche pflegte.

Im Jahr 1940 brachten die Franzosen den Teppich, da sie um seine Sicherheit fürchteten, von Bayeux in das Louvre-Aussenlager in Sourches. Am 27. Juni 1944 schliesslich, nachdem sich die Alliierten an der Küste der Normandie festgesetzt hatten und die deutschen Besatzer fürchten mussten, dass ihnen der Teppich bald wieder entrissen würde, transportierte man ihn mit einer deutschen Militäreskorte zum Louvre. Am 15. August, kurz vor einem Aufstand in Paris, erschien der deutsche Militärgouverneur General Dietrich von Choltitz im Louvre, um sich vom Vorhandensein des Teppichs zu überzeugen. Nachdem er ihn zusammen mit Jaujard besichtigt hatte, machte er pflichtschuldig Meldung nach Berlin.

Am 21. August erschienen zwei SS-Offiziere aus der Reichskanzlei, die den Teppich nach Deutschland schaffen sollten. General von Choltitz führte sie auf seinen Balkon und deutete zum Dach des Louvre. Es war voll besetzt mit Kämpfern der Résistance; ein Maschinengewehr feuerte Salven in Richtung der Seine.

«Der Teppich ist da drüben», sagte Choltitz zu den SS-Männern, «im Keller des Louvre.»

«Aber Herr General, der Feind hat den Louvre bereits besetzt!»

«Natürlich hat er ihn besetzt. Der Louvre ist jetzt das Hauptquartier der Präfektur, wo die Führer der Résistance Zuflucht gesucht haben.»

«Aber wie können wir uns unter diesen Umständen den Teppich beschaffen, General?»

«Meine Herren», erwiderte General von Choltitz, «Sie gehören zu den Anführern der besten Soldaten der Welt. Ich gebe Ihnen fünf oder sechs meiner Männer mit; wir decken Ihren Rückzug durch Sperrfeuer, um Sie zu schützen, während Sie die Rue de Rivoli überqueren. Sie müssen dann nur noch die Tür aufreissen und sich zu dem Teppich durchkämpfen.»<sup>105</sup>

Als ein paar Tage später, am 25. August 1944, die Befreier in Paris einzogen, befand sich der Teppich von Bayeux noch immer sicher in seiner Transportkiste im Untergeschoss des Louvre.

«Was ist mit der Erlaubnis von Bayeux?», fragte Jaujard Rorimer mit einem Blick über die Schulter. Der Teppich war der Stolz der Normandie, und obwohl er sich noch im Keller des Louvre befand, war es ein bürokratischer Albtraum gewesen, die Zustimmung für eine öffentliche Zurschaustellung des Kunstwerks zu erhalten. Rorimer hatte beim amerikanischen Militär und der französischen Regierung alle Hebel in Bewegung gesetzt, aber in Bayeux hatten nach wie vor jene Beamten das Sagen, die gewöhnlich nicht erlaubten, dass der Teppich ausserhalb der Stadt ausgestellt wurde.

«Ein junger Beamter ist losgefahren, um die Genehmigung einzuholen. Mit dem Fahrrad, ob Sie's glauben oder nicht. Das ist eine Strecke von 260 Kilometern.»

«Immerhin gibt es noch Beamte mit Pflichtbewusstsein», entgegnete Jaujard, aber es klang nicht verbittert. Dass man mit einer völlig überlasteten Verwaltung zusammenarbeiten musste, war im gerade befreiten Frankreich an der Tagesordnung. «Da wir gerade davon sprechen», sagte er, als er den Empfangsbereich seines Büros betrat. «Ich möchte Sie gern mit Mademoiselle Rose Valland bekannt machen.»

«Es ist mir ein Vergnügen», sagte Rorimer, als die Frau aufstand, um ihn zu begrüssen. Sie war wohlproportioniert, nicht dick, aber kräftig, und mit ihren 1,65 Meter etwas grösser als ihre Geschlechtsgenossinnen. Sie war nicht besonders attraktiv, musste Rorimer feststellen, ein Eindruck, der durch ihre graue, eintönige Kleidung noch verstärkt wurde. Ihre Haare waren zu einem Knoten gebunden, wie bei einer gütigen Tante, aber ihr Mund war verkniffen. Das Wort «Matrone» kam ihm in den Sinn. Aber in ihren wachen braunen Augen lag eine unerwartete Entschlossenheit, als sie den amerikanischen Monuments Man betrachtete, was auch hinter ihrer dicken Brille nicht zu übersehen war.

«James Rorimer, vom Metropolitan», sagte Rorimer und streckte ihr seine Hand entgegen. «Und von der United States Army.»

«Ich weiss, wer Sie sind, Mr. Rorimer», entgegnete Valland. «Ich freue mich, dass ich die Gelegenheit habe, Ihnen dafür zu danken, dass Sie sich so sehr um das Jeu de Paume gekümmert haben. Es ist ungewöhnlich, dass ein Amerikaner die Sorgen und Nöte von Franzosen so ernst nimmt.»

Rorimer erkannte plötzlich, dass er ihr schon einmal begegnet war, in einer kleinen Aussenstelle des Louvre namens Jeu de Paume im hintersten Winkel der Tuileries. Das Gebäude war unter Napoleon III. als Tennishalle errichtet worden – für das *jeu de paume*, wie dieser Sport damals genannt wurde –, war dann jedoch umgewandelt worden in einen Ausstellungsraum für zeitgenössische Kunst. Die US-Armee hatte erwogen, das Gebäude als Postamt zu nutzen; Rorimer hatte in intensiven Besprechungen, die mehrere Tage dauerten, erfolgreich darauf hingewiesen, dass es Teil des Louvre war und daher geschützt sei.

«Mademoiselle Valland hat das Museum geleitet», erläuterte Jaujard. «Sie blieb dort während der deutschen Besatzung auf mein Drängen hin weiter als Angestellte der französischen Regierung beschäftigt.»

«Das muss eine wenig erfreuliche Arbeit gewesen sein», sagte Rorimer. Er dachte daran, wie man ihm in Paris die deutsche Besatzungszeit beschrieben hatte: Es gab kein Fleisch, keinen Kaffee, kein Heizöl und auch fast keine Zigaretten. Verzweifelte Menschen pflückten Haselnüsse von den Bäumen in öffentlichen Anlagen, um nicht zu verhungern, und verwendeten Blätter und Zweige als Heizmaterial für ihre Öfen. Frauen nähten neue Handtaschen aus drei oder vier alten. Hölzerne Schuhsohlen wurden zu neuen Absätzen umgearbeitet. Es gab eine Paste, die den Anschein erweckte, man würde Seidenstrümpfe tragen, die in Wirklichkeit gar nicht mehr erhältlich waren. Manche Frauen zogen sich über die hintere Seite ihrer Beine hinab schlicht einen schwarzen Strich, um einen Saum vorzutäuschen, und beklagten sich dann über die Anzughlichkeiten und Annäherungsversuche der deutschen Soldaten. «Warum konnten sie denn nicht einfach zum Montmartre gehen?», hatte eine Frau auf einem der Schwarzmärkte gefragt, die nun jenen offen standen, die Geld und Kontakte hatten.

Wegen der häufigen Stromausfälle hatten Bordelle und Vergnügungslokale im Rotlichtviertel einfach ihre Dächer entfernt und liessen das Sonnenlicht hereinfallen. Die Prostituierten waren viel beschäftigt gewesen, aber Rorimer vermutete, dass auch sie Grund zur Klage über die Deutschen hatten.

Rose Valland klagte nicht. Sie lächelte nur und sagte: «Wir mussten alle unsere Arbeit tun.» Sie hatte anscheinend wirklich viel zu tun, denn schon eine Minute später entschuldigte sie sich und sagte, sie müsse zurück zum Jeu de Paume.

«Sie ist eine Heldin, James», sagte Jaujard und wandte sich wieder dem Teppich und den übrigen dringenden Aufgaben zu.

«Das seid ihr alle, Jacques», erwiderte Rorimer. «Ich werde es nicht vergessen.»



**Brief von James Rorimer an enge Freunde, insbesondere an seine Familie und seinen Förderer im Cloisters, John D. Rockefeller Jr., 25. September 1944<sup>106</sup>**

---

Meine Lieben, vor einem Monat bin ich in Paris angekommen. Ich nehme an, Ihr wisst bereits, dass an diesem Tag auch die Amerikaner hier erschienen sind. Unsere Einheit ist gleichzeitig mit den Kampftruppen gekommen. Kurz nachdem die Deutschen in ihrer letzten Bastion kapituliert hatten, haben wir uns durch verbarrikadierte Strassen vorgearbeitet, um zum vereinbarten Treffpunkt zu gelangen. Die Deutschen hatten ihre letzte Nacht im Senatsgebäude verbracht, und die Abgeordnetenkammer war in Brand gesteckt worden. Wir haben in einem Hotel übernachtet, wo sich 24 Stunden vorher noch die Deutschen aufhielten. Am folgenden Tag habe ich im Louvre M. Jaujard meine Aufwartung gemacht, dem Leiter des Nationalmuseums, und habe begonnen, mir Gedanken über meine Arbeit zu machen, die mich als Monuments, Fine Arts and Archives-Offizier für den Bezirk Seine erwarten würde, wozu wie auch unter den Deutschen Seine-et-Marne und Seine-et-Oise gehören.

Als einer der ersten Offiziere in Paris habe ich Kontakt mit den Behörden gehabt – vielleicht ist es noch zu früh, Namen zu nennen, auch wenn sie in den Lokalzeitungen auftauchen –, und mir wurden Aufgaben zugewiesen, die überhaupt nichts mit Fine Arts zu tun haben. Nachdem ich mitgeholfen hatte, unser Hauptquartier aufzubauen, bat man mich, die Leitung der Informationsabteilung zu übernehmen, und so war ich acht Tage lang für das Information Desk zuständig, anstatt nur für 48 Stunden, wie es ursprünglich geheissen hatte. Ich habe alle Leute in Paris getroffen, die in irgendeiner Weise mit den Beziehungen zwischen Franzosen und Amerikanern zu tun haben. Darunter waren viele Generäle, Offiziere aller Ränge, Hotelangestellte und Geschäftsleute jeglicher Art, alte Freunde, Behördenvertreter, Schlosser, Bombenentschärfer und Leute von Nachrichtendiensten ... Ich habe Befehle erteilt

und erlebte, dass auch viele davon ausgeführt wurden. Ich bin in einer Situation angekommen, als die militärischen Notwendigkeiten es erforderlich machten, die Arbeit für Fine Arts zunächst zurückzustellen und die Franzosen von den Deutschen zu unterscheiden, die Wahren von den Falschen und die Faulen von den Willigen. Es gab Hunderte Taxifahrer und Übersetzer in grosser Zahl, die beschäftigt werden wollten. Oft standen 50 Leute oder mehr in der Schlange, und ich musste an meinem in der Mitte des Raums platzierten Tisch aufstehen und mit anpacken, damit es voranging. Ja, ich habe tatsächlich mitgeholfen, den Krieg zu gewinnen in diesen hektischen, aufregenden und unglaublichen Tagen ...

Hier befinde ich mich im bedeutendsten Kunstzentrum der Welt. Hier sind die Museen, die Bibliotheken, die Archive, die Schlösser und die öffentlichen Gebäude aller Art, die ich mir genauer ansehen muss. Wir sollen Unterstützung erhalten, und unsere Direktiven müssen durch Entscheidungen umgesetzt werden, die klar und eindeutig sind. Bislang waren sie das nicht, und ich habe Dinge erlebt, die Euch unablässig die Haare zu Berge stehenlassen würden. Wenn der Krieg vorbei ist, werde ich Euch von vielen aufregenden Abenteuern berichten können, in denen ein kleiner Leutnant seinen Mann stehen musste. Wenn ich meine jetzige Aufgabe erledigt haben werde, soll niemand sagen können, dass ich nicht alles getan hätte, was in meiner Macht stand, um die Kunstgüter zu schützen, welche die Jahrhunderte hervorgebracht haben ... Ich bin entschlossen, meine Arbeit nach besten Kräften zu verrichten – manchmal frage ich mich, ob das alles nicht nur ein Luftschloss ist wie The Cloisters. Nach den langen Monaten, in denen ich mit der Instandsetzung von Motoren und dem Lernen von Sprachen beschäftigt war, ist es jetzt wieder wie in den guten alten Zeiten, in denen es darum ging, etwas in Angriff zu nehmen und Erfolge zu erzielen ...

Es gäbe noch so vieles, worüber ich schreiben könnte. Die Leiden, welche die Franzosen in diesen Jahren zu erdulden hatten, mit Ausnahme von ein paar wenigen, die von der Besatzung profitiert

haben – diese Leute sieht man jetzt überhaupt nicht mehr –, sind nicht vergessen, aber die Freuden der so lange nicht mehr gekannten Freiheit versetzen alle in Erregung ... Gott weiss, was genau geschehen ist. Es war nicht schön, das kann ich Euch versichern. Das muss für heute genügen. Ich habe seit Monaten von keinem von Euch mehr etwas gehört, und ich bemühe mich sehr, dafür zu sorgen, dass mir alle Briefe nachgeschickt werden. An welche Adresse habt Ihr geschrieben? Bitte notiert Euch die neue Anschrift, damit mich die Briefe nicht verfehlen.

In Liebe  
James

## VORSTOSS NACH DEUTSCHLAND

### Aachen

#### Oktober bis November 1944

Zwei Wochen lang verfolgte Walker Hancock, wie die Bomben auf Aachen fielen, eine Stadt im äussersten Westen Deutschlands. Es war Mitte Oktober 1944, aber schon ziemlich kalt geworden. Er schmiegte sich in seine Jacke und starrte auf den Horizont. Wohin war die Septembersonne entschwinden? Rauch verwob sich zu einem grauen Himmel. Die Stadt stand in Flammen. Hinter ihm rauschte das Funkgerät, als Informationen zwischen den Truppenteilen an der Front ausgetauscht wurden.

Hancock hatte seinen Kollegen George Stout in Verviers getroffen, wo die 1. US-Armee ihr vorgeschobenes Hauptquartier aufgeschlagen hatte, gerade als der alliierten Militärmaschinerie allmählich der Treibstoff und die Munition ausgingen. Die Armeen waren in wenigen Monaten Hunderte Kilometer weit zur deutschen Grenze vorgestossen, fast ohne auf Widerstand zu stossen, mit dem sie eigentlich gerechnet hatten. Sie fanden keine auf dem Rückzug befindliche Armee vor, wie sie erwartet hatten, sondern eine Linie von betonierten Maschinengewehrnestern, Stacheldrahtzäunen, Minenfeldern und Panzersperren, die als «Siegfried-Linie» bezeichnet wurde; bei den Deutschen wurde sie vielfach auch «Westwall» genannt. Die Maschinengewehrnester hatten im Laufe der Zeit Rost angesetzt, und der Grossteil der 700'000 Soldaten, die sie besetzt hielten, waren frisch rekrutierte Kämpfer, von denen viele noch zu jung oder schon zu alt waren, um bereits an Feldzügen teilgenommen zu haben. Dennoch bildete die Siegfried-Linie ein Abwehrbollwerk, das die überbeanspruchten Alliierten zunächst nicht durchbrechen konnten. In der Normandie hatten sie in überwältigenden Wellen die deutschen Linien überrannt; an der Siegfried-Linie kamen ihre Einheiten jedoch zum Stehen, ihr Material und ihr Schwung waren verbraucht. General Bernard Mont-

gomerys 21. Heeresgruppe (zu der auch die 1. kanadische Armee gehörte, in der der Monuments Man Ronald Balfour diente) wurde bei ihrem Versuch, den Rhein zu überqueren, in die Niederlande zurückgeworfen. Pattons 3. US-Armee wurde in der Nähe von Metz in Frankreich aufgehalten. Hancock und die 1. Armee stiessen bei Aachen erstmals seit der Normandie auf heftigen Widerstand.

Gemäss dem Plan sollte Aachen umgangen werden, die Einheiten sollten nach Norden und nach Süden vorstossen und sich dann am östlichen Rand der Stadt wieder vereinigen. Bei Aachen, dessen Bevölkerungszahl von einst 165'000 Einwohnern während des Vormarsches der Alliierten auf rund 6'000 Menschen gesunken war, drohten sich erstmals jene zähnen, langwierigen Kämpfe zu entwickeln, welche die Alliierten eigentlich vermeiden wollten, zumal die Stadt kaum Schwerindustrie besass und nur von geringem taktischem Nutzen war. Stattdessen war sie von hoher geschichtlicher Bedeutung. Aachen war die Residenzstadt des Heiligen Römischen Reiches, das Hitler als Erstes Reich bezeichnete. Von Aachen aus hatte Karl der Grosse, der im Jahr 800 vom Papst zum Kaiser des Heiligen Römischen Reiches gekrönt worden war, seine Macht gefestigt und Mitteleuropa unter seiner Herrschaft vereinigt. Der Aachener Dom und die ihn umgebende Altstadt waren unbestritten historische Kostbarkeiten. Die Alliierten hatten somit allen Grund, die Stadt unangetastet zu lassen.

Leider besass Aachen auch für Hitler eine grosse symbolische Bedeutung, nicht nur als Geburtsstätte des ersten deutschen Reiches, sondern auch als erste deutsche Stadt, die von alliierten Truppen bedroht wurde. Als deutsche Soldaten, die sich auf dem Rückzug befanden, in die Stadt marschierten, empfingen die Bewohner sie jubelnd. Aber als die Alliierten am Horizont auftauchten, requirierten die örtlichen Parteiführer den letzten Zug, der die Stadt verlassen sollte, liessen ihren persönlichen Besitz damit fortschaffen und überliessen die Einwohner ihrem Schicksal. Hitler kümmerte das Schicksal der Bevölkerung nicht, aber er war so wütend darüber, dass die örtlichen NSDAP-Repräsentanten eine grosse deutsche Stadt preisgegeben hat-

ten, dass er sie als einfache Soldaten an die Ostfront versetzen liess, was der Todesstrafe gleichkam. Dann schickte er eine 5'000 Mann starke Division mit dem Befehl nach Aachen, notfalls so lange zu kämpfen, bis die Stadt in Ruinen vor ihnen liege und der letzte Mann gefallen sei.

Die Alliierten zögerten. Nachdem sie die Stadt umgangen und das hinter ihr liegende Bergland eingenommen hatten, entschieden die Kommandeure, dass es zu riskant sei, 5'000 feindliche Soldaten hinter der Front in der Nähe ihrer Versorgungslinien zu belassen. Am 10. Oktober 1944 forderten sie die Deutschen zur Kapitulation auf. Diese weigerten sich. Am 13. Oktober griff die 1. Armee an. Es war leicht zu rechtfertigen, dass die Kulturgüter der besetzten Länder wie Frankreich oder Belgien zu schonen seien. Aber wie verhielt es sich mit Deutschland? Hancock hatte den Eindruck, dass die Luftangriffe heftiger geworden waren. Die Männer, die in die Stadt einmarschieren würden, das wusste er, würden nicht vom Gedanken an Barmherzigkeit geleitet werden. Das Motto eines der Bataillone lautete: «Haut sie alle nieder!» Die Alliierten waren anscheinend entschlossen, Aachen dem Erdboden gleichzumachen.

Der Kampf tobte drei Tage. Die Alliierten waren militärisch überlegen, aber die Deutschen versteckten sich überall, selbst in den Abwasserkanälen, und die Schlacht entwickelte sich rasch zu einem chaotischen Häuserkampf. Bomber, die von Spähern auf den Höhenzügen dirigiert wurden, warfen Sprengbomben mit langen Zündern ab, die nicht auf den Dächern, sondern erst einige Stockwerke tiefer in den Häusern detonierten und sie zerfetzten. Durch Geschütz- und Panzerbeschuss wurde die Stadt Häuserblock um Häuserblock in Trümmer gelegt. Die alten Steingebäude im Stadtzentrum erwiesen sich als robust für Panzer, daher brachten die Amerikaner ihre stärksten Geschütze in Stellung und richteten sie aus kürzester Distanz auf die Mauern. Ein Bulldozer räumte den Schutt für die vorrückenden Soldaten weg, denen die Zerstörung barbarische Freude bereitete. Ein paar Kilometer weiter zurück hatten die Alliierten eine unsichtbare Linie überschritten. Dies war nicht mehr Frankreich; es war Deutsch-

land. Hancock hatte die Vermutung, dass bei den Amerikanern und Briten die Meinung vorherrschte, Aachen habe alles verdient, was die Alliierten aufzubieten hatten, und noch viel mehr.

Am 21. Oktober ergaben sich die überlebenden Deutschen, obwohl Hitler ihnen befohlen hatte, für das Reich zu sterben. Als die Soldaten und Zivilisten zusammengetrieben und weggeführt wurden, überschritten auch Walker Hancock und seine Kollegen die deutsche Grenze. Sie passierten die Minenfelder der Siegfried-Linie, die von Pionieren mit weissen Bändern markiert worden waren. Hinter den Minenfeldern lagen die Drachenzähne, gestaffelte Betonpylone, die in Reihen standen wie die weissen Grabsteine der Kriegsgräber auf dem amerikanischen Soldatenfriedhof Arlington, aber so breit und so wuchtig waren, dass Panzer nicht zwischen ihnen hindurch und auch nicht über sie hinweg fahren konnten. Dann kam Stacheldraht, gefolgt von weiteren Minenfeldern und den massiven betonierten Maschinengewehrnestern, die sich als durch Luftangriffe nicht bezwingbar erwiesen hatten.

Aachen war ein rauchendes Trümmerfeld. Zwei Wochen zuvor war Hancock das holländische Kunstdepot in Maastricht als unwirklich erschienen, aber das hier war eine völlig andere Welt, «der eigenartigste und eindrucksvollste» Anblick seines Lebens.<sup>107</sup> Fenster waren auf die Strassen hinausgeschleudert worden; Strassenbahnwagons bäumten sich an den Gehsteigen auf wie verkrümmte Metallfinger; von vielen Häusern waren nur noch Schutthaufen übriggeblieben. Vor einer grossen freien Fläche, die mit zerbrochenen Türbalken und Ziegelsteinen übersät war, hatten amerikanische Soldaten ein Schild mit einem Zitat Hitlers aufgestellt: «*Gebt mir fünf Jahre, und ihr werdet Deutschland nicht wiedererkennen.*» Darunter stand die englische Übersetzung.<sup>108</sup>

Hancock verliess die Hauptmarschroute, auf der Panzer rollten und Patrouillen mit Nachschub und Befehlen hin- und herfuhrten, und ging ins Stadtzentrum. Hinter der ersten Biegung tauchte er in eine andere Welt ein und war völlig allein. «Man kann alle möglichen Be-

schreibungen der Zerstörungen lesen, die durch die Luftangriffe verursacht wurden, man kann sich auch unzählige Bilder anschauen, aber man kann sich nicht vorstellen, was es für ein Gefühl ist, in einer dieser toten Städte zu sein.»<sup>109</sup> Der Schutt lag sechs Meter hoch, die Nebenstrassen waren lange, beengende Korridore aus zerstörten, aufklaffenden Fassaden. Gelegentlich huschten Gestalten vorbei – eine Gruppe marodierender Belgier, ein amerikanischer Soldat zu Pferd, der einen indianischen Kopfschmuck trug, den er in der Oper der Stadt gefunden hatte. *Habe ich das wirklich mit eigenen Augen gesehen?*, fragte sich Hancock, als der Rauch den Reiter verschluckte. Die Stadt zerfiel, grosse Mauerblöcke stürzten um ihn herum zusammen. Er schaute durch die Front eines leeren Hauses, durch dessen zersplitterte Dachsparren Teile des Himmels zu sehen waren. Die Fenster waren zerborsten, die Decke war eingestürzt. «Eine skelettähnliche Stadt», sollte er später schreiben, «ist schrecklicher als eine, die von Bomben dem Erdboden gleichgemacht wurde. Aachen war ein Skelett.»<sup>110</sup>

In der Nähe des Stadtzentrums musste Hancock über einen Haufen faulig riechenden Schutts steigen. Hin und wieder tauchte die Kuppel des Doms auf, die wundersamerweise unversehrt war und sich über den eingestürzten Gebäuden erhob. Dann bog er um eine Ecke, und sie war wieder weg. Das einzige Geräusch war das Pfeifen der Granaten, die weiterhin von beiden Seiten abgefeuert wurden. Der Beschuss nahm zu. Zwanzig Häuserblocks weit musste sich Hancock, in den schmalen, gewundenen Strassen der Altstadt Deckung suchend, von einer Haustür zum nächsten Schutthaufen bewegen, wobei er jedes Mal weitereilte, wenn gerade eine Granate detonierte war.

Die Tore des Doms standen offen. Er überquerte den Innenhof im Sturm und betrat die Pfalzkapelle. Der achteckige Gebäudekomplex hatte sechs Jahrhunderte lang alle Ankömmlinge, Betende wie Pilger, gleichermassen in sich eingesogen, sie von der Aussenwelt abgeschnitten und den Händen Gottes überantwortet. Walker Hancock erging es nicht anders. Hier drinnen fühlte er sich sicher. Sämtliche Fenster waren zu Scherben zersplittert, doch auch dies vermochte das



tiefe Empfinden von Frieden und Geborgenheit nicht zu stören. Der grosse Altarraum war voll mit Glasscherben und Steinbrocken. Unter dem Schutt konnte er Matratzen und schmutzige Tücher erkennen. Er ging langsam den Mittelgang hinab, die herumliegenden Scherben knirschten unter seinen Schritten. Auf den Kirchenbänken sah er Essensreste und Becher halb voll mit Kaffee. Ein behelfsmässiger Altar war am hinteren Ende des Raumes vor einer improvisierten Trennwand aufgestellt worden. Als er in den gotischen Altarraum kam, sah er, dass eine Bombe der Alliierten die Apsis durchschlugen und den Hochaltar beschädigt hatte. Hancock sah, dass sich ihre glatten grauen Grate in das zersplitterte Holz bohrten. Erstaunlicherweise war die Bombe nicht explodiert, sodass Hunderte Menschenleben und eine tausendjährige Geschichte von der Auslöschung verschont geblieben waren.

Hancock wandte sich wieder der Geisterstadt aus Tüchern und Bechern zu. Er starrte hinauf zu den Löchern, an deren Stelle vorher das bemalte Glas gewesen war. Die grazilen Fensterrahmen ragten kreuz und quer in den Himmel hinauf. Das erinnerte ihn an die grossen leeren Fenster der Kathedrale von Chartres. Dann explodierten in schneller Folge mehrere Granaten; Rauch verdüsterte den Himmel. Hancock betrachtete das verlassene Flüchtlingslager um ihn herum; dabei fiel ihm eine zerbrochene Statue ins Auge, die ihm im Dämmerlicht entgegenstarrte. Hier war es doch ganz anders als in Chartres.

«Mehr als elfhundert Jahre lang», überlegte Hancock, «haben diese massiven Mauern hier gestanden. Dass ich gerade zur rechten Zeit erschienen bin, um als einziger Zeuge ihre Zerstörung mitzerleben, ist unbegreiflich, aber auch in gewisser Weise beruhigend.»<sup>111</sup>

Er kehrte wieder in die Pfalzkapelle zurück, um die Schäden genauer zu untersuchen, als plötzlich eine Gestalt aus dem Dunkeln trat. Dies war für ihn weniger erschreckend als aussergewöhnlich, wie Hancock überrascht feststellte. Er fühlte sich allein in einer anderen Welt. «Hier», sagte die Gestalt und winkte Hancock zu sich.<sup>112</sup> Es war der Pfarrer des Doms, ein dünner, ausgezehrter Mann, der eine Laterne

in der zitternden Hand hielt. Er führte Hancock schweigend eine schmale Wendeltreppe hinauf und wich dabei vorsichtig einzelnen Trümmern aus. Der Durchgang nach oben war eng, kaum eine Schulter breit, und Hancock erkannte, dass sie sich nun im Inneren einer der grossen Steinmauern befanden. Der Pfarrer hatte ein paar Stühle in eine kleine Aushöhlung gestellt und bedeutete Hancock, er solle auf einem der Stühle Platz nehmen. Erst jetzt bemerkte Hancock, wie sehr der Mann bebte.

«Sechs Jungen», sagte der Geistliche in gebrochenem Englisch, «zwischen 15 und 20 Jahren. Unsere Feuerwehrlaute. Achtmal haben sie Feuer auf dem Dach gelöscht und dadurch den Dom gerettet. Sie sind von Ihren Soldaten ins Lager nach Brand gebracht worden. Jetzt gibt es niemanden mehr für die Pumpen und die Wasserschläuche. Eine Granate, und der Dom könnte verloren sein.»

Das matte Licht der Laterne warf Schatten auf das müde Gesicht des Mannes. In einer Ecke bemerkte Hancock eine alte Matratze und Reste von Lebensmitteln, von denen der Geistliche gelebt hatte, seit vor sechs Wochen der Beschuss begonnen hatte. «Es sind gute Jungen», sagte er. «Ja, sie haben der Hitlerjugend angehört, aber» – er zeigte auf sein Herz – «sie waren nicht davon überzeugt. Sie müssen sie zurückbringen, bevor es zu spät ist.»<sup>113</sup>

Hancock wusste nicht, ob er meinte, dass es für die Jungen oder für den Dom zu spät sein könnte, aber in jedem Fall hatte der Geistliche recht. Er notierte ihre Namen: Helmut, Hans, Georg, Willi, Carl, Niklaus – allesamt Deutsche.<sup>114</sup> Hancock wusste aber sehr wohl, dass nicht alle Deutschen Nazis gewesen waren oder Untaten verübt hatten.

«Wie können Sie für sie sorgen?», fragte er. In der Stadt gab es keine Lebensmittel, keinen Strom, kein fliessendes Wasser, es fehlte an jeglicher Grundversorgung.

«Sie werden hier schlafen. Wir haben Wasser und das Nötigste. Und was das Essen betrifft...»

«Ich könnte Ihnen etwas beschaffen», sagte Hancock.

«Wir haben einen Keller, wo wir es frisch halten können.»

Die Erwähnung des Kellers brachte Hancock auf einen neuen Gedanken. Der Aachener Dom war berühmt für seinen Domschatz – die aus Gold und Silber gefertigte Büste Karls des Grossen, die einen Teil von dessen Schädel birgt; das mit Edelsteinen und Perlen besetzte Vortragekreuz von Lothar II., das mit der Kamee versehen ist, die Kaiser Augustus zeigt; sowie viele weitere Reliquien. Er hatte noch nichts davon gesehen.

«Wo sind die Domschätze, Herr Pfarrer? Befinden sie sich in der Krypta?»

Der Geistliche schüttelte den Kopf. «Die Nazis haben sie mitgenommen. Als Schutzmassnahme.»

Hancock hatte schon genug über diese «Schutzmassnahmen» gehört, sodass es ihn bei diesen Worten schauderte. «Und wohin?», fragte er.

Der Pfarrer zuckte mit den Schultern. «Nach Osten.»

## EIN AUSFLUG AN DIE FRONT

**Östlich von Aachen**

**Ende November 1944**

Der geschlossene Dienstwagen rumpelte über die schlammige, von Löchern übersäte Strasse. Am Steuer sass der Monuments Man Walker Hancock. Es war Ende November 1944, knapp einen Monat nachdem Hancock nach Aachen gekommen war und sich über den Zustand des Doms informiert hatte. Mit ihrem früheren Vormarschtempo hätte die 1. US-Armee jetzt bereits den halben Weg nach Berlin zurückgelegt haben müssen, aber in den dichten, nebligen Wäldern östlich von Aachen war sie aufgehalten worden. Die Amerikaner kamen jetzt nur noch einige Meter am Tag voran, nicht mehr Kilometer, und mussten gegen einen unsichtbaren Feind kämpfen, der sich eingegraben hatte. Und als wäre das noch nicht schlimm genug gewesen, hatte jetzt auch die Kälte des Winters eingesetzt, und dieser Winter sollte später als der kälteste in der jüngeren Geschichte Nordwesteuropas bezeichnet werden. Selbst auf den besterhaltenen Strassen, und diese zählte zweifellos nicht dazu, füllte Eis die Fahrspuren und lauerte tückisch an den Rändern der Kurven.

«Vorsichtig», sagte der Oberst auf dem Beifahrersitz. «Wenn ich hier draussen sterben sollte, dann durch deutsche Granaten und nicht durch irgendeinen Autounfall.» Auf dem Rücksitz sass George Stout, der jedoch, wie Walker Hancock bemerkt hatte, nicht einmal geblinzelt hatte.

Von den Granaten ging tatsächlich Gefahr aus. Der beste Beweis dafür war das Loch im Kommandozentrum in Kornelimünster, das erst vor zwei oder drei Tagen entstanden war. Neben dem Loch hing ein Plakat, auf dem stand: «Wer diese Räume betreten hat, kann sagen, dass er an der Front war.»<sup>115</sup> Als sie in Büsbach ankamen, rechnete Hancock aus, dass Kornelimünster knapp fünf Kilometer hinter ihnen lag. Dies hier war tatsächlich die Front. Gestern, bei seinem ersten Be-

such in dem isolierten Kommandoposten, hatte er erlebt, wie sich die Soldaten durch rauchende Trümmer wühlten. Der Geröllhaufen war ein kleines Haus gewesen, das sie als Schlafquartier genutzt hatten; es war kaum eine halbe Stunde vor seiner Ankunft zerstört worden.

Der Schaden erinnerte Hancock an das Suermondt-Museum in Aachen, wo er einen Grossteil des vergangenen Monats verbracht hatte. Bis auf einige Werke von lediglich lokaler Bedeutung waren aus diesem Museum alle Gemälde vor dem Beginn der Kämpfe ausgelagert worden. Als Monuments Man musste er herausfinden, wo sie geblieben waren. Daher zog er sich einen staubigen Stuhl heran und begann in den ramponierten Aktenschränken zu suchen, die noch immer in den von Bomben verwüsteten Büros standen. Es gab keinen Strom, und die wuchtigen Trümmerhaufen warfen eigenartige Schatten im Licht der Taschenlampe. Seine Lippen schwärzten sich, was an dem Staub lag, der in der abgestandenen Luft hing, und das Wasser in seiner Feldflasche war bald zu Ende. Aber er bemerkte diese Unannehmlichkeiten kaum. Die grossen Skulpturen, an denen er in seiner Heimat arbeitete, brauchten Jahre bis zur Vollendung, manchmal Jahrzehnte; er hatte gelernt, geduldig und gewissenhaft zu sein. Und trotz der gelegentlichen glamourösen Momente im holländischen Aussendepot in Maastricht oder in der Kathedrale von Chartres – die sorgfältige Sichtung von Informationen, die geduldige Recherche mit wachsamem Auge war die eigentliche Arbeit eines Monuments Man.

Hancocks Beharrlichkeit zahlte sich aus. Zunächst war er auf eine Liste von Schulen, Häusern, Cafés und Kirchen auf dem Land gestossen, wo Bilder und Skulpturen gelagert worden waren. Er hatte mehrere dieser Stätten überprüft und eine eindrucksvolle Anzahl von Gemälden, darunter aber nichts von Weltbedeutung gefunden. Dann, gegen Ende seiner Suche, hatte er in einem Trümmerhaufen eine Entdeckung gemacht, die ihn elektrisierte: ein verstaubtes Verzeichnis der Exponate aus dem Suermondt-Museum, in dem jedes Objekt entweder rot oder blau markiert war. Eine handschriftliche Notiz auf dem Einband besagte, dass die rot markierten Objekte, die Hancock sogleich

als die wertvollsten Stücke des Museums identifizierte, nach Siegen gebracht worden waren, eine Stadt ungefähr 160 Kilometer östlich hinter den feindlichen Linien.

Daran dachte Hancock jetzt wieder, als er in dem geschlossenen Dienstwagen sass – ein solcher Luxus nach all den Tagen, in denen er sich um Mitfahrgelegenheiten hatte bemühen müssen und sich abends ohne Essen schlafen gelegt hatte – und zur Front fuhr. In Siegen musste es eine grosse Verwahrstätte geben, ein Lagerhaus oder etwas Ähnliches. Vielleicht in einem Betonturm oder einer Kirche oder, wie das Kunstdepot, das er zusammen mit George Stout in Holland besucht hatte, in einer Höhle in einem Berg. Und wenn sich dort die bedeutendsten Werke des Suermondt-Museums befanden, warum sollte dort nicht auch der Aachener Domschatz zu finden sein? Die Büste Karls des Grossen, das Lotharkreuz mit der Augustuskamee, der Schrein mit dem Kleid der Jungfrau Maria? Befand sich all dies ebenfalls in Siegen?

Aber wenn es nicht in Siegen war, wo dann? Siegen war eine grosse Stadt. Es gab unzählige mögliche Verstecke. Und es war keineswegs sicher, dass sich das Depot in der Stadt selbst befand. Es konnte auch zehn oder zwanzig Kilometer ausserhalb liegen.

Hancock hatte begonnen, nach Auskunftspersonen zu suchen. Irgendjemand wusste mehr, davon war er überzeugt. Aber wer konnte das sein? Mit der Hilfe eines Archivars der MFAA war er die Listen der alliierten Internierungslager durchgegangen, in denen der grösste Teil der Aachener Bevölkerung untergebracht war, und sie mit den Listen der kulturellen Repräsentanten der Stadt verglichen. Schliesslich stiess er auf einen älteren Maler, der ihn zu einem Museumshausmeister brachte, welcher ihn an einige Architekten verwies. Aber niemand wusste etwas über Kunstobjekte in Siegen.

«Sie sind alle weg», erklärte ihm der junge Hausmeister. «Nur vertrauenswürdige NSDAP-Leute waren in die Einzelheiten des Unternehmens eingeweiht, und die haben sich alle mit den Soldaten nach Osten abgesetzt.»

Aber die Suche nach dem Aachener Domschatz und nach Informationen über das rätselhafte Kunstdepot in Siegen war nur ein Teil

seiner Aufgaben. Seit er in der Kampfzone angekommen war, hatte er den grössten Teil seiner Zeit mit Inspektionsfahrten wie dieser verbracht, hatte gesicherte Kunstwerke untersucht und Anrufe von Feldkommandanten beantwortet. Anscheinend fanden die Amerikaner jedes Mal, wenn sie in ein Haus kamen, immer gleich einen «Michelangelo» zwischen den Bildern von Waldfeen und Blumen.

Aber dieser Anruf, den er nun erhalten hatte – das konnte der entscheidende Hinweis sein. Deshalb hatte er George Stout mit zurückgebracht. Wenn jemand die sprichwörtliche Nadel im Heuhaufen finden konnte, dann war er es. Nicht, dass Hancock seinem eigenen Urteilsvermögen nicht vertraut hätte; aber es erschien ihm sicherer, Stout bei sich zu haben. Immerhin waren die Bilder aufgetaucht, als er selbst sich die Frage zu stellen begonnen hatte, ob es in diesem Heuhaufen überhaupt eine Nadel gab.

Er liess die vergangenen 24 Stunden Revue passieren, dachte daran, wie er das Bild zum ersten Mal gesehen hatte. Er hatte den Stil sofort erkannt. Flämisch. 16. Jahrhundert. Stammt es von Pieter Breughel dem Älteren, dem grossen flämischen Meister, oder von jemand anderem, der mit ihm zusammengearbeitet hatte? Hancock hatte in Maastricht schon Werke vergleichbarer Qualität gesehen, aber keines hatte ihm so sehr den Atem verschlagen. Wenn man sah, wie ein Gemälde dieser Qualität an der Mauer eines Kommandopostens lehnte, inmitten von Kugeln und Dreck, dann begriff man, dass grosse Kunstwerke tatsächlich ein Bestandteil der Welt waren. Sie waren Objekte. Sie waren zerbrechlich – allein, klein, ungeschützt. Ein Kind auf dem Spielplatz wirkt stark, aber ein Kind, das allein in der Madison Avenue in New York City umherläuft – das ist schrecklich.

«Wo haben Sie es gefunden, Sir?», hatte er den kommandierenden Offizier gefragt.

«In einem Bauerngehöft.»

«War irgendwas dabei?»

«Nein, das ist alles.»

Hancock hatte über die Fakten nachgedacht. Das war kein Bauerngemälde, sondern ein qualitativ hochwertiges Bild aus einem Museum. Es war eindeutig gestohlen und dann zurückgelassen worden, als sich die Deutschen zurückgezogen hatten. Aber es war nur ein einziges Bild, das kurzerhand beiseitegestellt worden war. Vielleicht stammte es aus einem individuellen Diebstahl, und ein vorbeikommender Offizier hatte es in einem Bauernhaus gefunden, sich aber dann des Bildes entledigt, als es zu einer lebensgefährlichen Bürde wurde. Es war kein Schlüssel zu irgendetwas. Aber deshalb war es als Kunstwerk nicht weniger wertvoll.

Er hatte das Gemälde angestarrt und an die matschige Strasse zurück nach Verviers gedacht, die kilometerweit schutzlos deutschem Granatenbeschuss preisgegeben war. Der Jeep bot ihm selbst genügend Schutz, aber er fühlte sich unwohl dabei, diesem Fahrzeug einen Kulturschatz anzuvertrauen.

«Glückwunsch, Kommandant», hatte Hancock gesagt. «Das ist wirklich ein wichtiger Fund.» Draussen detonierte eine Artilleriegranate, wodurch einige Splitter vom Dach gerissen wurden. Hancock war mit einem Satz zur Seite gesprungen; aber der Offizier wirkte völlig unbeeindruckt. «Ich wusste, dass es wichtig sein würde», sagte er. «Ich wusste es.»

«Leider habe ich keinen Lastwagen zur Verfügung, Sir. Ich muss das Bild vorläufig hierlassen, aber ich komme morgen zurück.»

«Fahren Sie zurück zum Hauptquartier?»

«Ja, Sir, das tue ich.»

«Dann bitte ich Sie: Sagen Sie denen, sie sollen uns Lampen schicken. Wir haben hier nichts, womit wir Licht machen können – nicht einmal eine Kerze –, und nach Einbruch der Dunkelheit kann es verdammt ungemütlich werden.»<sup>116</sup>

Im Hauptquartier lud sich Hancock am nächsten Tag nicht nur Taschenlampen, sondern auch den Oberst in den Wagen, der frisch vom SHAEF angekommen war und danach dürstete, die Kämpfe hautnah mitzuerleben, sowie George Stout, der gerade von der Front zurückgekommen war. Mittlerweile standen mehr als eine Million ameri-



kanische Soldaten in Westeuropa, und daher hatte Eisenhower eine Verwaltungsdivision unter dem Befehl von General Omar Bradley eingerichtet. Bradleys 12. US-Heeresgruppe besass die Gerichtsbarkeit über die 1., die 3., die 9. und die eben erst angekommene 15. Armee. George Stout war der 12. Heeresgruppe als Monuments Man zugeweiht worden. Seine schlimmsten Befürchtungen hatten sich bewahrt: Er wurde nach oben befördert und mit Verwaltungsaufgaben betraut. Hancock hatte bemerkt, dass es Stout nicht eilig hatte, nach Paris zurückzukehren, um diesen Posten anzutreten.

Der Mann war ein echter Profi, ein Praktiker und der einzige qualifizierte Konservator in einer Welt von Kuratoren, Künstlern und Architekten. Hancock dachte daran, was Stout ihm bei einer ihrer ersten gemeinsamen Fahrten gesagt hatte: *Ein Fachmann und Perfektionist stellt zuerst seine Analyse an und trifft erst dann seine Entscheidung.*<sup>117</sup> Hancock war froh, dass Stout dabei war, denn der wusste immer, was zu tun war. Er würde die Entscheidungen treffen und die Verantwortung übernehmen. Den Oberst konnte er mitnehmen oder auch zu Hause lassen; er war nichts weiter als ein Aufschneider aus dem Innendienst, ein Mann, der die Soldaten gegen sich aufbrachte, aber wenn man sich dazu bereit erklärte, ihn auf einen Ausflug an die Front mitzunehmen, konnte man immerhin mit einem geschlossenen Dienstwagen fahren anstatt mit einem gefährlichen tonnenschweren Lastwagen. Nach mehreren Monaten im Feld kam sich Hancock wie der Chauffeur einer Limousine vor.

«Da ist sie», sagte der Oberst. «Wurde auch verdammt Zeit.»

Die Befehlsstelle wirkte behelfsmässig; ein klappriges Bauernhaus aus Holz in einem schlammigen Hof. Alliierte Flugzeuge dröhnten über ihren Köpfen, als Hancock die Bremse anzog. Die Luft war schwer von Rauch und Staub. Die Kampflinie schien etwas näher als am Vortag. *Vielleicht ist der Beschuss auch nur stärker*, dachte Hancock, als die schweren Geschütze donnerten und er hörte, wie Granaten detonierten. Das war eindeutig kein Ort für Kunst – oder für einen Monuments Man. Hancocks Plan war einfach: Er wollte das Kunstwerk holen und wieder abfahren.

Stout hatte andere Vorstellungen.

«Sie machen die Aufzeichnungen», sagte er zu Hancock, als er sich nach einer Welle von Einschlägen um sie herum vor das Gemälde kniete.<sup>118</sup> Behutsam strich er mit den Fingern über die Oberfläche, wie ein Blinder, der einen alten Freund begrüsst. «*Kirmes*», sagte er fest. «Flandern, 16. Jahrhundert, aus der Werkstatt von Pieter Breughel dem Älteren.»<sup>119</sup>

*Ich hab's gewusst*, dachte Hancock. «Werkstatt» bedeutete, dass der Meister bei dem Bild zumindest beratend zur Seite gestanden, wenn nicht sogar Teile selbst gemalt hatte.

Stout drehte das Bild um. «Unterlage: Eichenholz.» Er holte sein Massband hervor. «0,84 Meter mal... 1,2 Meter mal... 0,004 Meter. Drei Elemente mit gleicher Breite, die in der Horizontalen zusammenlaufen.»

Detonierende Granaten erschütterten die Deckenbalken, dadurch löste sich lockerer Putz, und Staub wurde durch den Raum gewirbelt. Durch das Fenster sah Hancock, dass der Oberst auf einem Trümmerhaufen stand und das Gefecht durch das Fernglas verfolgte.

«Rahmen: flach, sieben in der Länge, Eiche, zehn in der Diagonalen, Fichte. Mehrfach verzogen. Leicht wurmstichig. Abgebrochene untere Ecken. Zur selben Zeit geschliffen, als der Rahmen angebracht wurde.»

Stout drehte das Bild abermals um und untersuchte das Gemälde. *Zuerst die Analyse*, dachte Hancock, *dann die Entscheidung*. Stout überstürzte nichts. Er stellte nie Mutmassungen an. Er handelte nie aus Angst oder Unwissenheit, wemgleich Hancock wünschte, dass er es dieses eine Mal tun würde.

«Untergrund: weiss, sehr dünn. Zerbrochen und flockig, schwach, geknickt: unten mässig, im oberen Bereich stark.»

Hancock bemerkte, dass sich vor dem Fenster mehrere Männer versammelten. Es waren Infanteristen, junge Soldaten, die von der Schule weg einberufen worden waren, Männer, die als Erste in den Kampf geschickt werden würden. Seit Monaten lagen sie unter Feuer, waren mit Minen, feindlichen Gegenangriffen und Granatenbeschuss konfrontiert. Sie wuschen sich mit Wasser aus ihren Helmen oder

überhaupt nicht, sie assen aus Blechdosen und putzten die Löffel an ihren Hosen ab. Ihre Unterkunft war zerstört worden, daher legten sie sich nieder, wo immer sie ein bequemes Plätzchen finden konnten. Hancock wollte etwas zu ihnen sagen, ihnen für etwas danken, aber Stout ergriff jetzt wieder das Wort.

«Farbe: Öl, schwer, mit einem lichtdurchlässigen Film an dunklen Stellen, darunter stellenweise monochrome Zeichnung sichtbar.»

Draussen stiess der Oberst einen Jubelschrei aus, entzückt über sein erstes Kriegserlebnis. Drinnen beugten sich zwei Monuments Men im schwachen Licht einer gerade gelieferten Lampe über ein 400 Jahre altes Bild. Der eine kniete auf dem Boden und untersuchte die Oberfläche des Gemäldes wie ein Archäologe ein altägyptisches Grab oder ein Mediziner einen Verwundeten. Der andere stand gebückt hinter ihm und konzentrierte sich auf seine Notizen. Die müden und erschöpften Soldaten scharten sich um sie wie Hirten um die Krippe und starrten schweigend auf ein Bild, das ausdrucksstarke Gesichter und Bauern zeigte, und auf die zwei erwachsenen Männer in Militäruniform, die jeden Quadratzentimeter des Gemäldes genauestens inspizierten.

**Brief von George Stout an seinen Kollegen Langdon Warner,**

4. Oktober 1944<sup>120</sup>

Lieber Langdon!

Die Nachricht vom Rücktritt unseres Direktors [am Fogg Art Museum] habe ich nicht vom Museum erhalten bzw. man hat mich überhaupt nicht informiert. Margie hat es mir gesagt ... Aus meiner Sicht ist es keine schlechte Sache [ein Monuments Man zu sein]. In den vergangenen drei Wochen habe ich mit einem Engländer zusammengearbeitet, der schrecklich unzufrieden ist und meint, wir vergeuden unsere Zeit. Ich weiss nicht, was er erwartet hat. Romantische Abenteuer, persönlichen Ruhm oder weitreichende Befugnisse vielleicht. Er konnte mich nicht überzeugen. Wir haben noch keine messbaren Ergebnisse, aber ich bin zufrieden, nicht mit dem, was ich geleistet habe, sondern damit, wofür dieser Job steht. Eine kleine Sache, die weder hier noch dort ist und auch nirgendwo verzeichnet sein wird, macht mir Freude, nämlich die Haltung der Männer, denen ich begegne. Sie sorgen sich eigentlich nicht um irgendwelche Beschädigungen, aber sie scheinen zu begreifen, dass das alles zum grossen Ganzen gehört, und sie wollen mehr darüber wissen. Soldaten und Offiziere, quer durch alle Ränge. Gestern wollte ein Sergeant, den ich schon lange kenne und der früher keine zwei zusammenhängenden Sätze herausbringen konnte, die man in der Soldatenzeitung hätte drucken können, wissen, ob die Kunstgüter hier in der Gegend stark beschädigt sind. Und ich erinnere mich an einen ruppigen alten Oberst, mit dem ich vor einigen Wochen in Frankreich ein paar Unterredungen hatte. Ich habe ihm erklärt, worin meine Aufgabe besteht. Er schaute mich ungläubig an, sein Gesicht sah aus, als habe man es mit einem Fleischklopfer bearbeitet, und er fragte: «Was zum Teufel soll das?» Also haben wir das Ganze ein wenig vertieft. Das war nach dem Mittagessen. Er sass mit seinem Adjutanten zusammen, ich habe auf dem Kotflügel meiner Blechkiste eine K-Ration

verzehrt, und sie haben sich darüber unterhalten, bis es für mich Zeit wurde, aufzubrechen. Diese Burschen zeigen ein fast natürliches Interesse für ein schönes Kunstwerk und schauen es sich auch gerne an. Vielleicht, die Sahibs im Fogg Museum mögen es mir nachsehen, ist diese schlichte, neugierige Herangehensweise eines vernünftigen Menschen wichtiger als einige der Kunstwerke selbst.

Herzliche Grüße  
George

## DER TEPPICH VON BAYEUX

Paris 26. November 1944

Mehr als 400 Kilometer entfernt, in Paris, war ein Kunstmuseum der traditionelleren Art – der Louvre – schon wieder mit Kunstwerken bestückt. Bei den Objekten handelte es sich überwiegend um Exponate aus der Sammlung klassischer Skulpturen, und es waren bei Weitem nicht so viele, wie es sich James Rorimer gewünscht hätte, aber Rorimer wusste auch, was für eine aussergewöhnliche Leistung dies war. Die französische Regierung füllte langsam das politische Vakuum, das nach dem Abzug der deutschen Truppen entstanden war, aber die Bürokratie war ein Albtraum. Und auf allen Ebenen ging es den Beteiligten anscheinend nur um ihre eigenen Interessen. Rorimer hatte überall Druck gemacht, so gut er konnte; er war, wie ein Beobachter später schrieb, «nicht gerade ein begabter Diplomat».<sup>121</sup> Die gesetzten Franzosen waren häufig irritiert über sein Vorpreschen, und mehr als einer beschwerte sich über sein «cowboyhaftes Verhalten»<sup>122</sup>. Aber auch mit seiner zähen Entschlossenheit und seiner Kompromisslosigkeit war Rorimer nicht allzu weit vorangekommen.

Er war überzeugt, dass dies etwas mit seinem Rang zu tun hatte. Er wollte seine Infanterieausbildung nicht ins Spiel bringen, aber dass er nur ein gewöhnlicher Soldat war, bedeutete für ihn einen grossen Nachteil. Er war Leutnant, und er konnte auf keine Beförderung hoffen, wenngleich viele Leute in seinem Umfeld glaubten, dass er für die Arbeit, die er leistete, den Rang eines Majors verdient habe. Darüber ärgerte er sich. Aber er konnte nichts dagegen tun. Und es war auch nicht nur persönlicher Stolz, obwohl auch dies eine Rolle spielte. Sein niedriger Rang beeinträchtigte seine Arbeit.

Er dachte an jenen Tag im vergangenen September, als er erfuhr, dass das Büro von General Eisenhower in Versailles mit Objekten aus

dem Palast und dem Louvre ausgestattet worden war. Jaujard, der vornehme Direktor der französischen Museen und der Held des Louvre, wusste Bescheid über diese «Leihgaben», aber er hatte dies hingenommen, um die Zusammenarbeit mit den Alliierten nicht zu gefährden. Rorimer fuhr nach Versailles – Eisenhowers Büro befand sich in einem Haus in der Stadt, nicht im Palast – und fand dort Soldaten vor, die Möbel schlepten. Ein wunderschöner Regency-Tisch stand auf einem alten Perserteppich aus dem Mobilier National. Eine Terracotta-Statue war in eine Ecke geschoben worden, während Gemälde und Radierungen aus dem Museum des Versailler Palasts an der Wand lehnten.

Der diensthabende Offizier, der den schönen Namen O.K. Todd trug, hatte die Gegenstände persönlich ausgesucht und wollte sich die Gelegenheit nicht entgehen lassen, sich beim Oberkommandierenden ein wenig einzuschmeicheln. Als Rorimer mit ihm zu diskutieren begann, verliess Todd einfach den Raum und rief Oberst Brown, den Kommandeur von Eisenhowers Hauptquartier. Rorimer hatte auch mit ihm gestritten: Es sei unpraktisch, kostspielig, und die Objekte seien ungeschützt. War das nötig? War es klug? «Für General Eisenhower würde es zu einer persönlichen Blamage kommen», hatte Rorimer erklärt, «wenn herauskommen sollte, dass er entgegen seinen ausdrücklichen Anweisungen ungeschützte Kunstobjekte für militärische Zwecke verwendete.» Und würde es denn kein gefundenes Fressen für die deutschen Propagandaoffiziere sein, wenn sie erführen, dass der General einige Kunstgegenstände aus Versailles für seinen persönlichen Gebrauch zweckentfremdet habe?<sup>123</sup>

Damit war er zu weit gegangen. «Fragen wir General Rogers, was er dazu meint», erwiderte Brown unwirsch, griff zum Telefonhörer und rief Rorimers Vorgesetzten an.<sup>124</sup>

Wie es der Zufall wollte, war Rogers gerade nicht erreichbar. Oberst Brown wollte nicht warten. Am nächsten Morgen wurden die Kunstobjekte zurückgebracht. O.K. Todd erhielt ein Dankschreiben von der Stadt Versailles für diese uneigennützigte Handlung. Eisenhower, der ein paar Tage später ankam, erschien selbst das leer ge-

räumte Büro als zu gross und zu protzig, daher ordnete er den Einbau einer Trennwand an und überliess die andere Hälfte des Raums seinen Sekretärinnen. Am Ende war dies nur eine kleine Episode, eine Belanglosigkeit vielleicht, aber wenn es schlecht gelaufen wäre, hätte es Rorimer seinen Job kosten können. Und das war das Problem: Es gab zu viele Leute, denen man auf die Füsse treten konnte, zu viele Eitelkeiten, denen Rechnung getragen werden musste. Und man verlor dabei viel zu viel Zeit. Es war fast so frustrierend wie die Arbeit im Museum!

Rorimer verscheuchte diese Gedanken. Er hatte den vergangenen Monat zum grossen Teil in der Region Île-de-France verbracht, in einigen alten Landschlössern im Umkreis von Paris. Die grossen Räume vieler Schlösser waren russgeschwärzt, weil weder die Deutschen noch die Amerikaner wussten, wie man mit den alten Feuerstätten umging. Vier verliebte amerikanische Soldaten hatten jungen Frauen aus einem Dorf wichtige Gemälde geschenkt. In Dampierre hatten die Deutschen vor dem *Goldenen Zeitalter*, einem der berühmtesten französischen Wandgemälde, eine Cocktailbar eingerichtet. Aber insgesamt war es eine erfolgreiche Reise gewesen. Die Beschädigungen hielten sich sehr in Grenzen; die Stimmung war immer noch gut. Eine andere Geschichte aus Dampierre konnte als Sinnbild für die momentane Situation dienen: Die Deutschen hatten die berühmten Bossuet-Briefe aus der Bibliothek als Toilettenpapier verwendet, aber nach ihrem Abzug entdeckte der Hausmeister sie im Wald, reinigte sie und brachte sie zurück in die Bibliothek. Das war echtes Engagement, ein Dienst an der Kunst!

Überhaupt bestand kein Grund zum Verdross. Es war der 26. November 1944 – der Sonntag nach dem Thanksgiving-Feiertag in Amerika –, und James Rorimer hatte vieles, wofür er dankbar sein konnte. Nach wochenlangen Forderungen, Diskussionen und Gesuchen waren endlich die Militärlastwagen aus dem Jardin des Tuileries abgezogen worden, und der Garten war offiziell wieder für das Publikum geöffnet. Und mittlerweile war auch der Louvre wieder offen. Man hörte wieder Stimmen, wo zwei Monate vorher noch Rorimers Schritte das



einziges Geräusch gewesen waren. Der Teppich von Bayeux, über den er mit dem Louvre-Direktor Jacques Jaujard in den vergangenen Wochen so häufig gesprochen hatte, wurde zum ersten Mal seit fast 150 Jahren in Paris öffentlich ausgestellt. Rorimer hatte General Rogers vor zwei Wochen zur Eröffnungszeremonie begleitet; jetzt war er wieder hier und schlenderte durch die Hallen. Das Herz von Paris hatte wieder zu schlagen begonnen, und Rorimer war ein klein wenig stolz darauf, dass auch er selbst einen Beitrag dazu geleistet hatte.

Diese Ermutigung war auch nötig, denn in seinen übrigen Aufgabenbereichen bewegte sich nicht viel. Oberflächlich wirkte Paris majestätisch und unverwüstlich, darunter allerdings hatten die Besatzer Katakomben des Raubs und der Zerstörung ausgehoben. Die französischen Nationalsammlungen hatten dank der Raffinesse von Jacques Jaujard und des «guten» Deutschen Franz Graf von Wolff-Metternich bewahrt werden können, aber die privaten Sammlungen waren geplündert worden. Vor dem Krieg hatte sich der Grossteil des künstlerischen Reichtums von Paris in den Händen bekannter Bürger und Kunsthändler befunden – der Familien Rothschild, David-Weill, Rosenberg, Wildenstein, Seligman, Kann – allesamt jüdischer Herkunft. Unter der deutschen Besatzung durften Juden kein Eigentum mehr besitzen, daher wurden die Sammlungen vom deutschen Staat «beschlagnahmt». Nachdem sich die Plünderer diese Sammlungen angeeignet hatten, griffen die Konfiskationen auf die niedere jüdische Aristokratie über, dann auf die jüdische Mittelschicht, und schliesslich wurden alle davon heimgesucht, die einen jüdisch klingenden Namen hatten – oder etwas besaßen, das die Gestapo haben wollte. All dies entwickelte sich zu einer Massenplünderung, als Gestapo-Leute Haustüren aufbrachen und alles wegschleppten, was einen gewissen Wert darstellte – Kunstwerke, Tische, sogar Matratzen. Jaujard schätzte, dass insgesamt 22'000 künstlerisch wertvolle Objekte geraubt worden waren.

Bislang hatte Rorimer noch fast gar keine Informationen über diese Objekte auftreiben können. Die Besatzer hatten auch sämtliche Verzeichnisse mitgenommen oder zerstört.

Die meisten Opfer waren geflohen oder in Arbeitslagern verschwunden. Zeugen wollten nicht reden. Die Terrorwelle der Rachsucht war mittlerweile abgeklungen – jungen Frauen wurden nicht mehr in der Öffentlichkeit zwangsweise die Haare abgeschnitten, und es gab auch keine standrechtlichen Hinrichtungen vermeintlicher Kollaborateure mehr –, aber das Vertrauen in die neue Ordnung war noch gefährlich gering. Es gab noch zu viele Risiken und nicht genügend Anreize, zumindest bis jetzt, um jemanden zur Aussage zu bewegen. Nach Meinung der meisten gewöhnlichen Pariser war es am besten, den Champagner der Siegesfeiern zu trinken und ansonsten den Mund zu halten.

Dem französischen Museumsestablishment erging es nicht viel besser. Das erste Treffen einer Gruppe, die sich *Commission de Récupération Artistique* (Kommission zur Wiederbeschaffung von Kunstwerken) nannte, hatte am 29. September 1944 stattgefunden. Leiter dieser Kommission war Albert Henraux, der Kunstmäzen und einer von Jacques Jaujards wichtigsten Kontaktleuten in der Résistance. Sekretärin war Rose Valland, die stellvertretende Leiterin des Museums Jeu de Paume. Dies zeigte Rorimer eindeutig, dass unabhängig davon, wer die Leitung innehatte, sein Freund Jaujard weiterhin über beträchtlichen Einfluss verfügen würde. Aber dennoch war die Kommission erst vor zwei Tagen, am 24. November, von der Regierung formell anerkannt worden. Soweit Rorimer wusste, hatte sie bei der Wiederbeschaffung von Kunstwerken bislang noch keine grossen Fortschritte gemacht.

Daher suchte Rorimer am Ende seiner Tour durch den Louvre – wahrscheinlich der erste Nachmittag, den er nach seiner Ankunft in Paris mit der Besichtigung von Sehenswürdigkeiten verbracht hatte – seinen alten Freund in dessen Büro auf. Die Türen sollten gleich geschlossen werden, die letzten Besucher wurden aus dem Museum geleitet, aber Jaujard sass wie immer noch an seinem Schreibtisch. Der Mann war unermüdlich.

«Ein bemerkenswerter Erfolg», sagte Rorimer, womit er auf die Wiedereröffnung anspielte. Die Menschen stellten sich an und warte-

ten stundenlang in der Schlange, um den Teppich von Bayeux sehen zu können, obwohl der Eintritt zehn Franc kostete; nur Militärangehörige hatten freien Eintritt.

«Die Leute sind froh, dass es hier wieder eine Ausstellung gibt», erwiderte Jaujard. «Das ist ein wichtiger Schritt.»

«Aber dennoch versteht niemand ausserhalb der Museumsge-  
meinde, wie viel Arbeit nötig war, um das zu ermöglichen.»

«So ist es überall, James. Ich bin sicher, die Milchbauern beklagen sich auch darüber, wie wenig wir darüber wissen, wie schwierig es ist, die Milch auf den Markt zu bringen.»

«Und die amerikanischen Soldaten klagen darüber, wie schwer es ist, Pariser Frauen zu umgarnen und Parfüm zu kaufen. Manche Händler haben sogar angefangen, Geld dafür zu verlangen.»

Jaujard lachte. «Nur ihr Amerikaner könnt über eure Anwesenheit hier Witze machen. Wir Pariser ... wir klagen, aber unsere Erinnerungen an die Besatzung sind noch zu frisch, um euch nicht Wertschätzung entgegenzubringen. Selbst wenn jetzt nichts mehr verschenkt wird.»

Sie plauderten noch eine Weile über die Ausstellung und die Stadt. Sie waren Freunde geworden, verbunden durch die Umstände und durch gegenseitige Achtung. Als Rorimer spürte, dass die Gelegenheit günstig war, sprach er die Kommission an.

«Ich bin froh, dass Sie danach fragen», entgegnete Jaujard. «Das ist eine Sache, bei der Sie uns helfen könnten.» Er machte eine Pause, als überlege er, wie er die Situation am besten beschreiben solle. «Sie wissen natürlich, dass die Nazis die privaten Sammlungen geplündert haben.»

«Ja, 22'000 Kunstwerke. Wer könnte das vergessen!»

«Oh, das ist womöglich nicht alles. Sie haben überall in Paris und Umgebung geraubt. Alle Herkunftsorte ausfindig zu machen, ist nahezu unmöglich. Warum fangen wir also nicht am Ende an? Bevor sie aus Paris fortgeschafft wurden, hat man alle gestohlenen Kunstwerke an einen bestimmten Ort gebracht, wo sie katalogisiert und verpackt wurden: in den Jeu de Paume hier nebenan. Und wir hatten dort einen Spion sitzen.»

Rorimer spürte, dass er näher an Jaujard heranrückte. Einen Spion? War das der Durchbruch, auf den er gehofft hatte?»

«Und wer war das?», fragte er.

«Rose Valland.»

Rorimer erinnerte sich an die Verantwortliche im Jeu de Paume, die er vor knapp zwei Monaten in Jaujards Büro kennengelernt hatte. Er hatte sie seitdem noch einige Male gesehen, aber das Erste, was ihm wieder einfiel, war ihre triste Kleidung, ihre schmale Nickelbrille und ihr grossmütterlicher Haarknoten. Das Wort «Matrone» kam ihm abermals in den Sinn.

Sie vermittelte den Eindruck eines harmlosen älteren Fräuleins. Aber dennoch ... Er war immer überzeugt gewesen, dass noch etwas mehr hinter ihr steckte. Und das lag nicht nur am Feuer und der Intelligenz, die ihre Augen versprühten. Oder daran, dass er allmählich erkannt hätte, welche wichtige Rolle sie in Jaujards Welt spielte. Das wurde ihm erst jetzt klar. Bei allen ihren Begegnungen war sie ihm so unergründlich erschienen wie bei ihrer ersten Begegnung. Sie redete nicht viel und gab nie etwas von Belang preis. Sie scheute sich nicht, seine Annahmen infrage zu stellen, häufig mit einem Schuss trockenen Sarkasmus, aber niemals auf eine Art, die ihn dazu brachte, später nochmals darauf zurückzukommen. Er konnte sich überhaupt nicht an viel von dem erinnern, was sie gesagt hatte; allein schon das hätte ihn, wie er jetzt erkannte, argwöhnisch machen sollen. Gerade weil sie eine so altmodische, unscheinbare Museumsangestellte war, war sie auch noch etwas mehr. Sie war die ideale Spionin.

Jaujard lächelte. «Ich habe Ihnen ja gesagt, dass sie eine Heldin ist, aber Sie haben es nicht verstanden. Niemand versteht das. Rose Valland ist nicht jung oder besonders attraktiv, aber diese beiden Eigenschaften sind ihr bei ihren Aufgaben sehr zugute gekommen. Sie ist eine Frau in mittleren Jahren. Schlicht im Auftreten. Eine Frau, die man sofort wieder vergisst. Was tun Sie, James?»

«Mittelalt, schlichtes Auftreten ...», wiederholte Rorimer, während er sich auf einem abgerissenen Stück einer Zeitung ein paar Notizen machte.

«Selbstsicher. Unabhängig», fuhr Jaujard fort. «Sie setzt nicht auf ihren weiblichen Charme, ist aber so wenig auszurechnen wie eine Katze in einem Katz-und-Maus-Spiel... wenn die Katze einen davon überzeugen kann, dass sie die Maus ist. Zeigt aber durchaus Sinn für Humor, wenn man sie näher kennt. Sie seufzt, bevor sie spricht, mit einer gewissen weiblichen Geziertheit, doch sie ist immer fröhlich. Sie hat einen starken Willen, wollte sozusagen schon immer ihren eigenen Koffer tragen, ganz gleich, wie schwer er ist. Was haben wir noch? Sensibel, unerschütterlich, gewissenhaft... Reicht das?»

Rorimer blickte von seinen Notizen auf. «Das ist mehr als genug», sagte er. «Vor allem, weil ich nicht weiss, warum ich das überhaupt notiere.»

«Weil wir mit ihr sprechen werden, James.»

«Warum?»

«Sie sind seit drei Monaten in Paris, und in dieser kurzen Zeit haben Sie gesehen, was hier abläuft ... Es mangelt an Vertrauen, die neue Verwaltung fasst nur mühsam Tritt, überall müssen wir uns mit bürokratischen Verzögerungen herumschlagen. Es ist nicht überraschend, dass Mademoiselle Valland, nachdem sie vier Jahre im Jeu de Paume mit den Besatzern zusammengearbeitet hat, ihre Aufzeichnungen und Informationen nur widerstrebend preisgeben möchte.»

Rorimer nahm seine Papierschnipsel und steckte sie in das Heftchen zur Ausstellung des Bayeux-Teppiches, das er an der Tür mitgenommen hatte. «Vielleicht weiss sie auch nichts», sagte er.

«Das meint auch Ihr britischer Kollege, Monuments-Offizier McDonnell. Er hat sich mit der Sache beschäftigt und glaubt, dass nichts dahinter ist. Aber er irrt sich.»

Rorimer dachte einen Moment lang nach. «Es ergibt keinen Sinn. Wenn sie Informationen besass, warum sollte sie sie nicht weitergeben?»

Jaujard lehnte sich auf seinem Stuhl zurück. «Sie hat sie bereits weitergegeben ... zumindest einen Teil davon ... aber nur an mich. Sie müssen sich vor Augen führen, was es bedeutet, mit dem Verdacht zu

leben, in den vier Jahren der deutschen Besatzung eine Kollaborateurin gewesen zu sein. Sogar heute noch macht uns das allen grosse Sorgen. Die Tatsache, dass es so viele Kollaborateure gab, erschwert es ausserordentlich, den eigenen Landsleuten Vertrauen entgegenzubringen. Man weiss nicht, wem man trauen kann – selbst jetzt noch nicht.»

«Aber Ihnen kann sie doch bestimmt vertrauen.»

«Vertrauen ist nur ein Teil davon, James. Ich bin ein Geschöpf der französischen Bürokratie. Wenn sie mir in der Vergangenheit Informationen zukommen liess – und, glauben Sie mir, diese Informationen waren unschätzbar wertvoll –, habe ich meine Pflicht getan und sie an die entsprechenden Regierungsstellen weitergeleitet. Leider wurden nicht immer die gewünschten Massnahmen ergriffen oder zumindest nicht so schnell, wie es nötig gewesen wäre. Die Regierung brauchte zwei Monate – zwei Monate, James –, um n2 Kisten von geraubten Kunstwerken aufzuspüren, über die mich Mademoiselle Valland informiert hatte. In der Zwischenzeit waren diese Kisten nur schlecht bewacht.» Jaujard blickte Rorimer an, aber der Monuments Man reagierte nicht. «Es muss ein Aussenseiter sein, James», sagte er. «Jemand, der die Dinge voranbringen kann. Keinem anderen wird sie Vertrauen schenken.»

«Aber sie kennt mich doch gar nicht.»

«Sie mögen sie vielleicht nicht kennen, aber sie kennt Sie zweifellos. Sie hat Sie beobachtet. Und sie ist beeindruckt davon, was Sie für Frankreich geleistet haben. Das hat sie Ihnen auch selbst gesagt, damals, als Sie ihr in meinem Büro begegnet sind.»

Jaujard hob die Hand. «Widersprechen Sie nicht. Sie haben mehr getan, als Sie denken. Und wenn Sie auf Hindernisse gestossen sind ... nun, dann sind Sie mit dem Kopf gegen die Bürokratenmauer ange rannt. Das bedeutet schon was.»

Jaujard stand auf. «Aber sprechen wir nicht den ganzen Abend über Rose Valland. Reden Sie mit meinem Freund Albert Henraux. Er leitet die Kommission, und er ist derselben Ansicht. Er wird Ihnen alles Nötige mitteilen.» Er nahm seinen Hut vom Ständer neben der Tür und trat hinaus in den Gang. «Ich muss mir den Teppich von Bayeux immer wieder anschauen. Ist es zu fassen, dass er jetzt endlich hier ist,

im Louvre? Wissen Sie, wann er das letzte Mal in Paris war? 1804. Napoleon hat ihn in Bayeux beschlagnahmt und hierherbringen lassen. Damit wollte er seine Generäle inspirieren, als er die Absicht hatte, in Grossbritannien einzumarschieren.»

Rorimer blickte zu den Wänden, die in diesem Teil des Museums noch immer leer waren. Nur ein kleiner Teil der Sammlung war bisher zurückgekehrt; genau so, wie bei den Werken, die den französischen Bürgern geraubt worden waren. Aber dennoch war es ein Zeichen der Hoffnung.

«Ich frage es ungern, Jacques ... aber woher wissen Sie, dass sie nicht doch eine von ihnen war? Ich meine, woher wissen Sie, dass Rose Valland nicht mit den Nazis zusammengearbeitet hat?»

«Weil sie für mich spioniert hat. Ich habe ihr aufgetragen, im Jeu de Paume zu bleiben, und sie hat es getan, obwohl es gefährlich war. Sie hat mir fast jede Woche Informationen geliefert. Wertvolle Informationen. Ihr hat es die Résistance zu verdanken, dass sie die Abfahrt der letzten deutschen Züge mit wertvollen geraubten Kunstgütern aus den grössten französischen Privatsammlungen auf unbestimmte Zeit verzögern konnte.»

Jaujard blieb stehen. «Ich kenne sie, James. Ihre Loyalität gegenüber Frankreich und der Kunst steht ausser Frage. Wenn Sie sie näher kennenlernen, werden Sie das verstehen.» Er ging weiter. «Wenn Sie Zweifel haben», fuhr er lächelnd fort, «fragen Sie sie einfach nach Einzelheiten über den Kunstzug. Rose Valland hat wahrscheinlich mehr wichtige Gemälde gerettet, als die meisten Konservatoren in ihrem ganzen Leben in die Hände bekommen. Vor allem jene, die nicht diesen grauenhaften Krieg durchleben mussten. Ah, da sind wir.»

Sie betraten den Raum, in dem der Teppich von Bayeux der Länge nach über zwei Wände ausgebreitet war. Rorimer ging langsam an ihm entlang, fasziniert von seiner künstlerischen Vollendetheit. Die gelungene Darstellung der Details, die aussergewöhnliche Vielfalt der Geschichten und die Szenen des mittelalterlichen Lebens zogen an seinen Augen vorüber in all ihrer Pracht, ein Roman in Form von Bildern.

«Seit meinem Besuch vor zwei Wochen habe ich darüber nachgedacht», sagte Rorimer vom hinteren Ende des Raumes aus. Eine der letzten Szenen, in der, wenn er sich richtig erinnerte, versprengte Soldaten dargestellt waren, die ihre Waffen und Schilde in die Höhe reckten, war durch eine behelfsmässige Wand verborgen. «Wurde dieser Teil beschädigt? Nach so vielen Jahrhunderten?»

Jaujard schüttelte den Kopf. «Es hat nichts mit dem Zustand des Teppichs zu tun», sagte er «sondern mit der Inschrift: *Infuga verterunt Agli* – Die Engländer wandten sich zur Flucht.»

Rorimer fiel plötzlich ein, was die versprengten Soldaten darstellten: die englische Armee, die vor der Übermacht der Franzosen zurückwich. Er musste lachen. «Sehr rücksichtsvoll, finden Sie nicht auch?»

Jaujard zuckte mit den Schultern. «Wir befinden uns im Krieg.»



## WEIHNACHTSGRÜSSE

**Metz, Frankreich Dezember 1944**

Der Winter 1944/45 war vermutlich die härteste Phase des Krieges an der Westfront. General Montgomerys vereinigte 21. britische und kanadische Heeresgruppe rückte zum Rhein vor und lieferte sich heftige Kämpfe mit den dort verschanzten deutschen Streitkräften. Im Laufe mehrerer Wochen gelang es ihr, durch das tückische Delta zur wichtigen Hafenstadt Antwerpen vorzudringen, wo der dringend benötigte Nachschub angeliefert werden konnte.

Die 1. US-Armee war in den Hürtgenwald eingedrungen, einen Landstrich aus tiefen, bewaldeten Tälern, die mit deutschen Festungen, eingegrabenen Truppen und Minen durchsetzt waren. Im Dezember waren die Bäume tief verschneit, und stellenweise war der Boden so hart gefroren, dass man keine Schützenlöcher ausheben konnte. Das Vorankommen war höchst mühsam. In einem stark bewaldeten Abschnitt kam die Armee in einem Monat nur 3'000 Meter vorwärts und verlor dabei 4'500 Mann. Die Schlacht am Hürtgenwald, welche die längste in der Geschichte des US-Militärs werden sollte, dauerte vom September 1944 bis zum Februar 1945. Als sie endete, hatte die 1. Armee ein Gebiet von kaum 130 Quadratkilometern erobert.

Weiter im Süden beschloss die 3. US-Armee unter Generalleutnant Patton die stark gesicherte Stadt Metz unweit der französischen Ostgrenze. Die Stadt, die von Befestigungsanlagen und Beobachtungsposten umgeben war, die durch Gräben und Tunnel miteinander verbunden waren, war schon zur Römerzeit eine Zitadelle gewesen und hatte sich als letzte Stadt in der Region den germanischen Stämmen ergeben. Seitdem war sie ein strategisch höchst bedeutender Ort in Westeuropa gewesen, eine Stadt, die zahlreiche Angreifer einzunehmen versucht hatten, von den Kreuzfahrern, die hier im Jahr 1096 ein

Massaker an Juden verübten, bis zu den Bourbonen-Königen und zu englischen Banditen. Im Jahr 1870, während des Deutsch-Französischen Krieges, wurde Metz nach einer zweimonatigen Belagerung von den preussischen Truppen eingenommen und gehörte anschliessend zum Deutschen Reich. Im Zuge der Friedensverhandlungen nach dem Ersten Weltkrieg fiel die Stadt wieder an Frankreich zurück, bis die deutschen Besatzungstruppen 1940 einmarschierten. Im November 1944 war die 3. US-Heeresgruppe die nächste Streitmacht in einer langen Reihe von Armeen, die sich anschickten, Metz zu erobern.

Als die Luftangriffe keine Wirkung zeigten, schickte Patton die Infanterie. Der Kampf dauerte fast einen Monat; die Soldaten mussten dabei über Befestigungswälle aus Felsgestein klettern und in unterirdischen Tunneln kämpfen, die mit Stacheldraht und Eisengittern ausgelegt waren. Schliesslich fielen alle deutschen Bastionen mit Ausnahme der Feste Driant, des Eckpfeilers des äusseren Befestigungsgürtels, die kapitulierte, ohne eingenommen worden zu sein. Beim Vormarsch an der Mosel hatten die Amerikaner 47'000 Mann verloren und dabei kaum 50 Kilometer Gelände gewonnen. Wütend über den starken deutschen Widerstand wie auch über die heftigen Niederschläge während des Vormarschs schrieb General Patton an den amerikanischen Kriegsminister: «Ich bitte Sie, bei den späteren Friedensverhandlungen darauf zu dringen, dass die Deutschen Lothringen behalten, denn ich kann mir keine grössere Last vorstellen, als der Besitzer dieses grauenhaften Landstrichs zu sein, wo es jeden Tag regnet und wo der gesamte Reichtum der Bevölkerung aus säuberlich sortierten Misthaufen besteht.»<sup>125 1</sup>

Im Dezember wurde es noch schlimmer. Am 8. Dezember, jenem Tag, an dem sich die letzten Deutschen in Metz formell ergaben, schickte Patton seinen Truppen Weihnachtsgrüsse, die das folgende Gebet enthielten: «Allmächtiger und gütiger Herr, demütig flehen wir Dich an und bitten Dich, dass Du gütigerweise diesem unmässigen Regen ein Ende setzen mögest, mit dem wir zu kämpfen haben. Gewähre uns schönes Wetter für die Schlacht. Höre uns barmherzigerweise an, uns Soldaten, die wir Dich anflehen, dass wir, im Vertrauen auf Deine

Macht, vorrücken können von Sieg zu Sieg und den Widerstand und die Heimtücke unserer Feinde überwinden können, und errichte Deine Gerechtigkeit unter den Menschen und Nationen. Amen.»<sup>126</sup>

Das Gebet um gutes Wetter wurde nicht erhört. Der Himmel blieb wolkenverhangen; die Temperaturen gingen zurück. Schnee häufte sich schulterhoch in bewaldeten Schluchten und stürzte in eisigen Klumpen von den Ästen herab. Abermals stieg dichter Nebel auf und tauchte die Welt in Schatten, nur um sich dann schnell wieder zu verziehen, wodurch die dunkel gekleideten Soldaten leicht erkennbare Ziele im weissen Schnee wurden. In den Ardennen gefror der Boden so stark, dass die Soldaten mit ihren Klappschaufeln und Äxten die Oberfläche nicht mehr aufhacken konnten. Einige Einheiten erhielten Dynamitstangen, um Schützenlöcher ausheben zu können; andere behalfen sich mit Notzelten und Tüchern. In der beissenden Kälte erlitten viele Soldaten Erfrierungen an den Fingern, selbst wenn sie Handschuhe trugen. Viele erschöpfte Soldaten, die wegen der Kälte oder wegen geschwollener Füße ihre Kampfstiefel nicht mehr ausziehen konnten, wurden von Fussbrand befallen, einer Gewebefäule infolge von Durchblutungsstörungen, die durch die Temperatureinwirkung hervorgerufen wurden. Frostbeulen und Unterkühlung wurden zu einem ebenso gefährlichen Feind wie die deutschen Artilleriestellungen, die sich dicht gestaffelt von der Nordsee bis zur schweizerischen Grenze hinzuziehen schienen. Die westlichen Alliierten, die vor Kurzem noch so schnell vorangekommen waren, steckten nun in einem brutalen Abnutzungskrieg zu beiden Seiten der deutschen Grenze, bei dem man den Vormarsch nur in Metern, nicht mehr in Kilometern messen konnte.

Der Monuments Man Robert Posey, der Architekt aus Alabama, dachte hierbei wohl an seinen ersten Posten in der trostlosen nordkanadischen Provinz und dankte seinem Schicksal, dass er nun in der französischen Stadt Nancy einquartiert war und nicht mehr in seinem Zelt. In Metz, wo er häufig Inspektionstouren unternahm, waren die Kulturgüter erheblich beschädigt. Die berühmte Sammlung mittelal-

terlicher Handschriften war einem Brand zum Opfer gefallen. Posey hatte die meisten wertvollen Kunstwerke in Depots gefunden, doch die wichtigen religiösen Reliquien der Stadt, darunter auch ihr kostbarster Besitz, der Krönungsmantel Karls des Grossen, waren zusammen mit dem Domschatz nach Deutschland geschafft worden. Aber in Nancy gab es nur geringe Schäden, und da die 3. US-Armee hier den Grossteil des Winters verbringen sollte, entschloss sich Posey, eine kurze Zusammenfassung ihrer architektonischen und kunstgeschichtlichen Entwicklung zu schreiben. Nach seinen Erlebnissen an der Front begeisterte er sich für die Idee, sich für eine gebildete und interessierte Armee einzusetzen.

Seine Darstellung, die in Briefform gehalten war, sollte bei den Soldaten auf grosses Interesse stossen, denn sie lieferte ihnen Hintergrundinformationen über das Gebiet, um das sie kämpften, doch dies erleichterte das Schreiben nicht unbedingt. Nancy war ein wirtschaftliches und kulturelles Zentrum, aber an diesen kalten Dezembertagen dachte Posey in erster Linie an die militärische Geschichte der Stadt. Die Soldaten kämpften und starben draussen in der Kälte, das konnte er keinen Augenblick vergessen. Er war mittlerweile mehr Soldat als Architekt, erkannte er; er hatte seiner Frau Alice geschrieben, dass «eine Armee besser dazu geeignet ist als eine Hochschule, um Menschen kennenzulernen, mit denen man gerne Zeit verbringt. Hier gibt es anscheinend ein intensiveres Zusammengehörigkeitsgefühl.»<sup>127</sup> Und damit meinte er nicht seine Kollegen, die übrigen Monuments Men.

Posey hatte in der Vergangenheit keine Privilegien genossen. Er war auf einer kleinen Farm in der Nähe der Kleinstadt Morris in Alabama aufgewachsen, wo Architektur bedeutete, dass man ein paar neue Sperrholzbretter an der Hausmauer befestigte, und Kunst lediglich die Spiegelung des Himmels in einer Regenpfütze war. Doch was der Familie Posey an sozialer Stellung und materiellen Möglichkeiten fehlte, das glich sie durch ihre Geschichte aus. Alle Familienmitglieder – zumindest alle männlichen – konnten die Namen der ehrenvollen Vorfahren aufsagen: Frances Posey, der in den Kolonialkriegen gegen

die Franzosen und gegen die Indianer gekämpft hatte; Hezekiah Posey, der sich während des Unabhängigkeitskrieges als Freiwilliger der Miliz von South Carolina angeschlossen hatte und 1780 von den Engländern verwundet worden war; Joseph Harrison Posey, der im Krieg von 1812 gegen die Cree-Indianer gekämpft hatte; Carnot Posey – der Rufname von Roberts Sohn Dennis lautete nach diesem Vorfahren Carnot –, der die Schlacht von Gettysburg überlebte, aber vier Monate später an einer Verwundung aus dieser Schlacht starb; Carnots Bruder John Wesley Posey, der in der 12. Mounted Mississippi Infantry kämpfte – diese Soldaten ritten mit Pferden in die Schlacht und kämpften dann zu Fuss – und als einziger der acht im Militär dienenden Posey-Brüder den Bürgerkrieg nicht überlebte.

In Elsass und Lothringen im Osten Frankreichs war Posey von einer ähnlichen Geschichte von Ehre und Opfer umgeben. Wie die Friedhöfe bezeugten, hatte hier noch kaum eine Generation in Frieden gelebt, seit Attila das Römische Reich in die Finsternis gestossen hatte. Vor einiger Zeit war Posey durch die Stadt Verdun gefahren, den Schauplatz der blutigsten Schlacht des Ersten Weltkriegs, wo eine Million Soldaten verwundet worden und 250'000 umgekommen waren. Er hatte die Soldatenfriedhöfe in Meuse-Argonne und Romagne-sous-Montfaucon besucht, auf denen die Gefallenen dieses Krieges lagen. «Der Grosse Krieg», so nannten sie den Ersten Weltkrieg. «Der Krieg, der alle Kriege beenden sollte.» Aber in Montsec war das Denkmal zu Ehren der Toten des Ersten Weltkriegs von den Kugeln dieses neuen Krieges zerschossen worden. Und in St. Mihiel, einem amerikanischen Soldatenfriedhof, hatten deutsche Soldaten sämtliche Grabsteine zerstört, die einen Davidstern trugen.

Posey dachte auch an Weihnachten. Würde Woogie ihn vermissen? Würde es Geschenke und Strümpfe geben und Truthahn mit Füllung oder würde auch das rationiert sein? Hier in Europa würde eine kleine Feier stattfinden. Weihnachten war ein gewöhnlicher Werktag, so wie es auch in seiner Kindheit in Alabama gewesen war. In guten Jahren hatte der kleine Robert damals ein Taschentuch und eine Orange als Geschenk bekommen.

Einmal hatte sein Vater ein kleines Wägelchen gebastelt – wenngleich das im Frühjahr gewesen war, nicht zur Weihnachtszeit –, und die Kinder liessen sich abwechselnd von der Familienziege umherziehen. Dann starb der Vater, und der ii-jährige Robert, der miterlebt hatte, wie seine jüngere Schwester zur Tante gegeben wurde, weil die Familie sie schlicht nicht ernähren konnte, hatte zwei Jobs angefangen, im Lebensmittelgeschäft und in einer Getränkeabfüllung.

Das Militär war seine Rettung gewesen. Sobald er alt genug war, hatte er sich zum Reserve Officers' Training Corps (ROTC) der Armee gemeldet. Die Armee bot ihm Essen, Geld und eine Zukunft. Sie finanzierte seinen Weg zur Universität in Auburn. Dort sollte er ein Jahr studieren und sich dann mit seinem jüngeren Bruder abwechseln, denn sogar mit dem Geld des ROTC konnte die Familie die Ausbildung für beide nicht bezahlen. Robert erwies sich als derart guter Student, dass sein Bruder ihn dazu drängte, weiterzustudieren. In dieser Zeit entdeckte Robert seine zweite Liebe: die Architektur. Und so war es seitdem geblieben: Die Armee und die Architektur verschmolzen in seinem Geist und in seinem Herzen.

Er legte den Stift weg und griff nach seinen Feigen und Erdnüssen, ein Weihnachtsgeschenk von Alice. Feigen und Erdnüsse: Das war mehr, als er sich als Kind jemals hätte erträumen können. Und noch einige weitere Päckchen warteten darauf, ausgepackt zu werden, einige davon tatsächlich in Geschenkpapier eingewickelt. Diese wollte er sich für den Weihnachtsmorgen aufheben. Er dachte an jenen Augenblick, als ihm klar geworden war, dass es da draussen eine ganz andere Welt gab. Er war acht Jahre alt gewesen und hatte ein Bild von einem Berg gesehen. Auf dem Gipfel lag Schnee, aber im Tal darunter blühten Blumen. Je mehr er darüber nachdachte, warum das so sein konnte, umso komplizierter und wunderbarer erschien ihm das Leben. Es gab so viele Fragen, erkannte er, dass er für den Rest seines Lebens damit beschäftigt sein würde, Antworten auf sie zu finden.<sup>128</sup>

Viel Zeit war seitdem vergangen. Er hatte echte Berge zu Gesicht bekommen. Er hatte 300 Meter dickes Eis in der Arktis gesehen. Er

hatte Landebahnen auf diesem Eis konstruiert für den Fall, dass amerikanische Piloten hier würden landen müssen. Er hatte eine Pontonbrücke entworfen, um mitzerleben, wie sie einbrach und ein Panzer im schlammigen Wasser eines Flusses in Pennsylvania versank. Er war in London gewesen. Er hatte New York City nicht nur besucht, sondern dort auch gearbeitet.

Nun war er hier in Europa. Er konnte in eine alte Stadt gehen und Schneehaufen entlang der Strassen sehen und Häuserzeilen, die sich dahinter erhoben. Nein, er war nicht nur einfach hier. Er war ein Experte; es war seine Aufgabe, diese Stadt zu erhalten. Und er war Soldat. Er hatte sogar General George S. Patton Jr. persönlich kennengelernt, den berühmtesten Kämpfer der US-Armee. Ein Mann, den man einen Schweinehund nennen konnte – und alle in der 3. US-Armee taten das –, dem man aber zugleich Bewunderung entgegenbringen musste.

Posey erinnerte sich an eine Geschichte, die er von Soldaten über Pattons Zeit als Befehlshaber der 7. US-Armee 1943 in Sizilien gehört hatte. Nachdem er die Überreste der römischen Siedlung bei Agrigento besichtigt hatte, bemerkte General Patton gegenüber einem lokalen Fachmann: «Es war nicht die 7. US-Armee, die diese Zerstörungen verursacht hat, nicht wahr?»

Der Mann erwiderte: «Nein, Sir, das ist im letzten Krieg geschehen.»

«Welcher Krieg war das?»

«Der Zweite Punische Krieg.»<sup>129</sup>

Diese Anekdote sorgte für Erheiterung, hatte aber eine ernste Botschaft: dass die Geschichte lang ist, dass das kulturelle Erbe wichtig ist, dass die 3. US-Armee in jeder Hinsicht danach streben musste, die bedeutendste Kampftruppe zu werden, seit Hannibal in diesem Punischen Krieg mit seinen Elefanten die Alpen überquerte und das taumelnde Römische Reich beinahe bezwungen hätte. Robert Posey war kein Infanterist. Er schoss nicht mit einem Gewehr. Aber seine Aufgabe war wichtig, und er war entschlossen, sie mit all seiner Kraft zu erfüllen. Das Wetter und die Gefahren sollten verdammt sein. Nirgendwo auf der Welt wäre Robert Posey lieber gewesen als in der 3. US-Armee.

Ausser vielleicht zu Hause.

Abermals legte er den Stift weg. Er schaute zu den übrigen Päckchen von Alice und Woogie. Es war der 10. Dezember, zwei Wochen noch bis Weihnachten, aber er wollte nicht länger warten.

Die erste Schachtel enthielt kleine Geschenke für französische Kinder. Er hatte Alice geschrieben, ihm nichts dergleichen zu schicken, da er ständig unterwegs sei und keine Kinder kenne, aber dennoch hatte sie ihm diese Sachen zukommen lassen. Am nächsten Tag nahm er diese Geschenke mit und entdeckte zu seiner Überraschung auf den Strassen Kinder, die Stücke von Alufolien aufsammelten, um damit Christbäume zu schmücken. Deutsche Flugzeuge hatten die Alufolien abgeworfen, um das Radar der Alliierten zu stören; sie waren das Einzige, was es in diesem Jahr im Überfluss gab. Das erinnerte Posey an seine ärmliche Kindheit, und er fragte sich, ob Alice das im Sinn gehabt hatte. Er traf auf eine Gruppe französischer Mädchen. Er bot ihnen Alices Geschenke an, allerdings nur unter einer Bedingung: dass sie seinem Sohn Briefe auf Französisch schickten.



**Brief von Robert Posey an seinen Sohn «Woogie», 29. November 1944<sup>130</sup>**

Lieber Dennis!

Ich bin sicher, du möchtest diese Weihnachtskarte von der 3. US-Armee ganz für dich alleine haben. Ich hoffe, du hast den Schulterstreifen der 3. Armee erhalten, den ich dir vor zwei Monaten in einem Brief geschickt habe.

Auf der Karte sind unsere Panzer zu sehen, wie sie die deutschen Linien in der Normandie durchbrechen und in die Bretagne vorstossen, von wo sie durch Frankreich zogen und nun auf dem Vormarsch nach Berlin sind. Ich habe alles mit eigenen Augen gesehen, und wir sind so stark, dass ich sicher bin, es wird nicht mehr lange dauern, bis wir in Berlin einziehen.

Das alles ist sehr spektakulär und dramatisch, aber es ist auch schlecht, denn es verursacht grosses Leid unter den Menschen, die in den Kampfgebieten leben. Es führt auch dazu, dass Soldaten von zu Hause fortmüssen, und macht sie hart und manchmal auch verbittert.

Deutschland hat diesen Krieg angefangen, indem es ein kleines Land nach dem anderen besetzte, bis schliesslich Frankreich und England ihm den Krieg erklären mussten. Wir haben Frankreich und England geholfen, aber zunächst selbst nicht mitgekämpft. Dann hat uns plötzlich Japan angegriffen, und gleichzeitig hat uns Deutschland den Krieg erklärt, und so mussten wir kämpfen. Am Anfang war es mühsam, denn wir waren unvorbereitet. Jetzt aber sind wir stark; auch Deutschland ist stark; Russland, das von Deutschland angegriffen wurde, ist stark; Italien, das gemeinsam mit Deutschland gekämpft hat, wurde von uns besiegt und ist auf unsere Seite übergewechselt; Frankreich, das von Deutschland niedergeworfen, aber von uns befreit wurde, baut eine neue starke Armee auf. Griechenland, Belgien und Teile von Holland wurden

inzwischen befreit und helfen uns; China schüttelt unter grossen Mühen und Schmerzen das heimtückische japanische Joch ab.

Aus diesen Gründen glaube ich, dass wir Deutschland und Japan bald besiegt haben und ihnen eine Lektion erteilen werden, sodass du und andere kleine Jungen, wenn ihr einmal grösser seid, nicht noch einmal gegen sie werdet kämpfen müssen. Und ich hoffe, dass auch kein anderes Land in den Krieg ziehen wird, um seine Ziele durchzusetzen, denn Kriege sind schlecht.

Nachdem ich all das erkannt habe, fällt es mir nicht so schwer, dieses Weihnachten nicht bei dir und Marni sein zu können. Ich hoffe, dass du eine wunderschöne Zeit hast und viele schöne Geschenke bekommst. Bitte sei mein Stellvertreter und kaufe Marni schöne Geschenke zu ihrem Geburtstag und zu Weihnachten.

Auf Wiedersehen für heute und alles Liebe  
Bob

## **DIE MADONNA VON LA GLEIZE**

**La Gleize, Belgien Dezember 1944**

Während Robert Posey in Ostfrankreich im Einsatz war, fuhr der Bildhauer Walker Hancock durch Belgien und führte seine Arbeit in den eroberten Gebieten hinter der Front zu Ende. Orte wie das Dorf La Gleize, wo er auf seiner Reise einen Zwischenaufenthalt einlegte, waren nicht so eindrucksvoll wie Aachen und boten auch nicht den Reiz, möglicherweise ein Bild von Breughel an der Front zu entdecken, aber hier war es friedlich, und ausser einer kleinen Gruppe von schlichten Häusern, die still auf einem Hügel unter dem klaren winterlichen Himmel standen, gab es hier nicht viel zu sehen. Hancock war gekommen, um die Kirche zu inspizieren, die aus dem n. Jahrhundert stammte und auf seiner Liste der geschützten Kulturgüter eingetragen war. Als er sie nun betrachtete, war er tief enttäuscht. Er sah auf Anhieb, dass das Gebäude nicht mehr zu retten war. Der Turm war abgebrochen und die alten Steinmauern waren zerstört. Das war allerdings nicht auf Kriegshandlungen zurückzuführen, sondern auf schlecht durchgeführte Renovierungen. Die Kirche gehörte eindeutig nicht auf die Liste.

Nicht zuletzt aufgrund der Kälte entschloss er sich dennoch, in die Kirche hineinzugehen. Kurz hinter der Tür, auf einem Podest in der Mitte des Kirchenschiffs, stand eine Marienstatue. Hancock blieb stehen. Die Ausführung war plump, doch das schroffe Äussere betonte die aussergewöhnliche Anmut der Figur. Sie war kaum einen Meter gross und wirkte zerbrechlich, und irgendwie schien sie das Innere der Kirche zu beherrschen. Die Jungfrau Maria hatte eine Hand auf ihr Herz gelegt, die andere war geöffnet, und obwohl die Finger ihrer erhobenen Hand sehr filigran wirkten, veranlasste die Geste jedermann dazu, stehen zu bleiben.

Es war ein einfaches, schlichtes Kunstwerk, aber es besass eine Schönheit, die seine ärmliche Umgebung weit überstrahlte.

Der *curé* der Kirche war nicht da, aber eine junge Frau im Fremdenverkehrsbüro erklärte sich bereit, Hancock in La Gleize herumzuführen. Die abfallenden Felder der Ardennen boten einen lieblichen Anblick, aber die Stadt, mittlerweile fast menschenleer, war kaum mehr als ein Bauerndorf mit ein paar kleinen Geschäften. Hancock erschien sie wenig anziehend, die junge Frau aber fand sie sehr reizvoll. Ihr Vater betrieb ein Gasthaus im Ort, aber da es keinen Tourismus gab, beschäftigte er sich die meiste Zeit mit seiner Landwirtschaft. Die Nachbargemeinden beneideten den Ort um die Statue, die als Madonna von La Gleize bekannt war. Sie war im 14. Jahrhundert geschnitzt worden, aber erst vor fünfzig Jahren im Zuge einer der schlecht ausgeführten Renovierungen vom Pfarrer im Kirchturm entdeckt worden. Seit ein paar Jahren stand sie im Kirchenschiff.

Die junge Frau gab Hancock eine Postkarte mit dem Bild der Madonna, dem einzigen Foto, das von ihr vorhanden war, und lud ihn zum Essen ein. Das Haus war ein ansehnliches zweistöckiges Steinhaus, das ihr Vater, Monsieur Geneen, gebaut hatte. Das Essen war wirklich köstlich, nachdem sich Hancock einen Monat lang von den K-Rationen der Armee ernährt hatte, und die Gastgeber zeigten sich herzlich und aufgeschlossen. Die schlichte Schönheit von Menschen, die auf dem Lande arbeiteten, und dieses Dorfes, das ihm an diesem Nachmittag noch so primitiv erschienen war, übermannten den Monuments Man, als er sich an den rustikalen Holztisch setzte. Die Erinnerungen an dieses Mahl und an die rätselhafte, unbekannte Madonna begleiteten ihn in den folgenden Monaten durch den Regen und die Kälte, die Schützengräben, den Granatenbeschuss und die zerstörten Städte. Wenn es je einen Ort gab, der vom Krieg unberührt geblieben war, dann war es La Gleize.

**Brief von Walker Hancock an seine Frau Saima, 4. Dezember 1944<sup>131</sup>**

Liebste Saima!

Das ist der grosse Tag in unserem Leben – der Jahrestag des glücklichsten Tages in meinem Leben. Und wenn ich dich heute vor einem Jahr geliebt habe, dann tue ich es an diesem 4. Dezember umso mehr. Auch wenn wir nur einen so kleinen Teil dieses Jahres gemeinsam verbracht haben, sind wir die ganze Zeit im besten Sinne zusammen gewesen, und du hast mir in diesen interessanten, aber anstrengenden Monaten in einer Weise geholfen und mich unterstützt, wie es dir in einem normalen Leben zu Hause kaum möglich gewesen wäre. Dieses Leben wird kommen, und wir werden es über alle Massen geniessen können, aber was du in diesen Monaten der Trennung für mich gewesen bist, hätte ich mir ohne diese Erfahrung nie vorstellen können. Deine Briefe waren eine wichtige Stütze für mich. Nur der einfache Bericht, was du tust und denkst – und zwischen den Briefen denke ich an dich.

Der heutige Tag war sehr mühevoll – einer dieser Tage, an denen man denkt, man hat überhaupt nichts zustande gebracht. Aber ich hoffe, ich kann das alles im Laufe der Woche aufholen. Man muss einfach lernen, dass in der Armee alles seine Zeit braucht, und man darf kein grösseres Stück abbeissen, als man kauen kann ... Ein polnischer Soldat sitzt auf der Pritsche neben mir und erzählt, dass er jetzt sein sechstes Weihnachtsfest in der Armee und fern von seiner Familie verbringt. Er ist ziemlich entmutigt – aber wir haben ihm versprochen, dass es sein letztes Weihnachten in der Ferne sein wird.

Morgen oder übermorgen erwarte ich George Stout.

Ich möchte gern wissen, ob er zur 1. US-Armee zurückkehrt. Ich hoffe es, denn gegenwärtig ist hier mehr zu tun, als ich allein bewältigen kann. Alles Liebe für dich, mein Schatz. Ich liebe dich.

Walker

## DER ZUG

### Paris

#### August 1944 und Ende Dezember 1944

Rose Valland dachte abermals an diese letzten Tage im Jeu de Paume. Nachdem Jaujard und Graf Wolff-Metternich den Botschafter Abetz ausgespielt hatten, hatten die Besatzer eine neue Methode für den «legalen» Abtransport von Kulturgütern aus Frankreich gefunden. Am 17. September 1940 hatte Hitler dem Einsatzstab Reichsleiter Rosenberg (ERR) die Genehmigung erteilt, «in den besetzten Gebieten des Westens Logen, Bibliotheken und Archive nach für Deutschland wertvollem Material zu durchsuchen und dieses durch die Gestapo sicherzustellen».<sup>132</sup> Die offizielle Aufgabe des ERR bestand darin, Material zu beschaffen für Rosenbergs «Hohe Schule» der NSDAP, ein Forschungsprojekt, das auf den Aufbau einer nationalsozialistisch ausgerichteten Eliteuniversität zielte. Schnell erkannten die Nazis, dass sich der ERR ideal als Deckmantel eignete, um sich wertvolle Kunstwerke und Kulturgüter aus Frankreich anzueignen. Ende Oktober, nur wenige Wochen nach Hitlers Freibrief für den ERR, wurde im Jeu de Paume eine Organisation zur Katalogisierung, Verpackung und zum Abtransport von Kunstwerken eingerichtet.

In den folgenden vier Jahren nutzten die Deutschen das Museum, Vallands Museum, als Clearingstelle für ihr französisches Beutegut. Vier Jahre lang wanderten die privaten Sammlungen französischer Bürger, vor allem von Juden, durch seine Galerien nach Deutschland. Vier Jahre lang sorgten Wachmänner von der Gestapo dafür, dass niemand das Museum betrat ausser handverlesenen Personen, die von Oberst Kurt von Behr ausgewählt worden waren, dem Kommandanten des Jeu de Paume und örtlichen Leiter des ERR. Der Mitarbeiterstab war jedoch alles andere als diszipliniert; vielmehr wurde das Museum, sogleich nachdem es die Nazis mit Beschlag belegt hatten, zu einem

Treibhaus des Verrats, der Intrige und des Diebstahls. Dennoch verlief die Operation mit atemberaubender Effizienz; Ladung um Ladung geraubter Güter wurde in den Arbeitsräumen abgefertigt und heim ins Reich geschickt.

Doch im Sommer 1944 war es vorbei mit dieser Praxis. Die Alliierten waren am Strand der Normandie gelandet, und allgemein glaubte man, dass ihr Einzug in Paris nur noch eine Frage der Zeit sei. Im Juni kehrte Bruno Lohse, ein gewiefter deutscher Kunsthändler, der sich in der Hierarchie des ERR nach oben gearbeitet hatte, mit einem gebrochenen Bein und Nierenschmerzen aus einem Skiurlaub zurück. Beides sei vorgetäuscht, munkelte man, denn die verzweifelten Deutschen warfen nun jeden gesunden, wehrfähigen Mann an die Front. Ende Juli, als die Kämpfe ein kritisches Stadium erreichten, brach Lohse mit einem Revolver im Gürtel zur Normandie auf. Seine Abschiedsworte lauteten: «Auf in die Schlacht!», aber als er zwei Tage später zurückkehrte, war sein Laster gefüllt mit Hühnchen, Butter und einem ganzen Lamm. In der Pariser Zweigstelle des ERR wurde eine rauschende Party gefeiert, und sogar Oberst von Behr, sein Vorgesetzter und Konkurrent am Jeu de Paume, war dazu eingeladen.<sup>133</sup>

Aber dann war der Spuk plötzlich zu Ende. «*Ouf!*», schrieb Rose Valland in ihr Tagebuch. Eine Erleichterung. Endlich!<sup>134</sup>

Doch es war eine Erleichterung, die sich mit Beklemmung mischte. In ihren vier Jahren am Museum hatte Rose Valland eine gewisse Routine entwickelt, ein Verständnis für ihre Arbeit, das ihren Aufenthalt in der Löwengrube nicht unbedingt angenehm, aber erträglich machte. Sie wusste, was sie erwarten konnte. Sie konnte die anderen allesamt gut einschätzen. Borchers, der Kunsthistoriker, der mit dem Katalogisieren und Untersuchen des Beuteguts befasst war, vertraute ihr sogar geheime Dinge an. Sie benutzte ihn ohne sein Wissen, und er wurde eine ihrer Hauptinformationsquellen. Manch ein Geheimnis, das von Borchers stammte, gelangte so Jacques Jaujard und der Resistance zur Kenntnis. Valland wusste, Borchers würde sie nie verraten; er betrachtete sie als die einzige ihm nicht feindlich gesinnte

Person im Museum. Hermann Bunjes, ein bestechlicher Kunstgelehrter, der von Wolff-Metternichs Kunstschutz-Organisation in die Dienste von Reichsmarschall Göring und des ERR gewechselt war, verachtete sie zutiefst. Der verschlagene Lohse wünschte ihr den Tod, davon war sie überzeugt. Er war ein grosser, stattlicher Mann, der bei den Frauen von Paris gut ankam, aber Valland fand ihn aalglatt und kaltblütig. Wenn irgendwann einmal eirie ranghohe Person ihren Tod anordnen würde, dann würde dies wohl Lohse sein, glaubte sie. Er hatte bereits im Februar 1944 entsprechende Andeutungen gemacht, als er sie dabei ertappt hatte, wie sie eine Anschrift auf einigen Versanddokumenten zu entziffern versuchte.

«Sie könnten für die geringste Indiskretion erschossen werden», hatte er gesagt, während er ihr fest in die Augen blickte.

«Niemand hier ist so dumm, das Risiko zu ignorieren», hatte sie ruhig erwidert, ohne seinem Blick auszuweichen.<sup>135</sup>

So musste man mit Lohse umgehen. Man durfte niemals Furcht zeigen, niemals zurückweichen. Wenn die Nationalsozialisten entdeckten, dass sie einen herumschubsen konnten, dann taten sie es ausgiebig. Man durfte es ihnen nicht zu leicht machen, aber auch nicht zu störrisch sein – eine schwierige Gratwanderung, die sie aber im Laufe der Zeit immer besser beherrschte. Sie hatte mehrmals ihren Posten im Museum aufgeben müssen, weil man ihr Spionage, Diebstahl und Sabotage vorwarf oder sie beschuldigte, dem Feind Informationen geliefert zu haben. Stets hatte sie alle Vorwürfe energisch bestritten, und tagelang wurden Schuldzuweisungen hin- und hergeschoben. Am Ende durfte sie immer wieder zurückkehren. Je «verdächtiger» sie wurde, umso wertvoller war sie für ihre deutschen Vorgesetzten, denn sie konnten sie als Entschuldigung für alle auftretenden Probleme heranziehen. Das galt vor allem für Lohse, der im Verdacht stand, einzelne Objekte für private Zwecke abzuzweigen, als Geschenke für Freunde oder für seine Mutter. Valland wusste, dass er stahl; sie hatte ihn bereits Anfang Oktober 1942 beobachtet, als er Bilder in den Kofferraum seines Wagens legte. Sie hatte nie etwas gesagt. Zum einen lag dies daran, dass sie es als eine bittere Ironie empfand, dass ein Dieb andere



Diebe bestahl. Zum anderen hatte es auch damit zu tun, dass Lohse ihr Schweigen und ihr Durchsetzungsvermögen schätzte. Sie war eine grosse Ablenkung. Ihr schlimmster Feind, vermutete sie, war insgeheim auch ihr Beschützer.

Doch dies galt nur so lange, wie es praktisch war, sie im Museum zu behalten. Als die Raubzüge zurückgingen und die Alliierten auf dem Vormarsch nach Paris waren, wurde sie unbequem. Im Juni war eine französische Sekretärin verschwunden, die für den ERR gearbeitet hatte und von den Deutschen als Spionin verdächtigt wurde. Kurze Zeit später wurde eine deutsche Sekretärin, die mit einem Franzosen verheiratet war, unter dem Vorwurf der Spionage verhaftet. Die Besatzer brachten nicht nur die Kunstwerke weg, sie räumten auch das Personal aus dem Weg. Rose Valland war jedoch ziemlich sicher, dass sie die einzige französische Mitarbeiterin war, die nicht wirklich unter Verdacht stand. Aber das bedeutete nicht, dass man sie nicht möglicherweise auch töten würde. Wenn die Besatzer spürten, dass es zu Ende ging, dann würden sie nicht die Spione eliminieren, sondern vielmehr die Zeugen.

Am 1. August begann die Schlussphase. Die Deutschen leerten das Museum und schafften alles weg, bevor die Alliierten erschienen. Rose Valland blieb im Gebäude, um zu beobachten und zu lauschen. Lohse war nirgends aufzutreiben; Bunjes lief niedergeschlagen durch die Gänge. Doch inmitten dieser hektischen Aktivitäten tauchte Oberst Kurt von Behr auf, der Befehlshaber des Jeu de Paume. Sie erinnerte sich, dass sie ihn zum ersten Mal im Oktober 1940 gesehen hatte. Damals stand er in voller Uniform vor ihr, kerzengerade, streng und mit den Armen hinter dem Rücken verschränkt, in triumphierender Pose, gross und stattlich, ganz so, wie deutsche Kriegshelden auf Fotos gerne gezeigt wurden. Die Mütze beschattete seine Augen, was den Vorteil hatte, wie sie später erfuhr, dass er dadurch seine Glasauge verbergen konnte. Er war durchaus charmant, ein weltgewandter deutscher Adelliger, und sprach gut Französisch. Der Eroberer, der noch seinen Sieg feierte, war freundlich und schien bestrebt, sie davon zu

überzeugen, dass die Deutschen keine ungezügelte wilde Horde waren. In seinem Grossmut erlaubte ihr der Kriegsherr, in ihrem früheren Museum weiterzuarbeiten, das jetzt sein Reich war.

Vier Jahre später war er völlig verändert: gehetzt, gebeugt, mit zerfurchtem Gesicht und kahler werdendem Kopf. Er stieg auch nicht gerade in Vallands Achtung, weil er, wie sie in den vergangenen Jahren herausgefunden hatte, einer verarmten Seitenlinie seines Adelsgeschlechts entstammte und seine Jugend ziellos vergeudet hatte. Er war nicht einmal Soldat, er war vielmehr Leiter des Französischen Roten Kreuzes, ein Posten, den er den Nationalsozialisten verdankte. Er besass keinen offiziellen Rang, wenngleich er sich Oberst nannte. Und er hatte sich eine eigene Rotkreuzuniform gebastelt: schwarz, mit Hakenkreuzen verziert und auffallend ähnlich den Uniformen der Waffen-SS.

Er wirkte mitleiderregend, aber auch gefährlich. Denn das Auffälligste an ihm, als sein Reich in Trümmer fiel, war der Ausdruck in seinen Augen. Vier Jahre vorher war er noch weitläufig und gelassen erschienen, der vollendete Eroberer. Jetzt war sein Zorn zu spüren, der Zorn über die Erkenntnis, dass bald alles verloren sein würde.

«Vorsichtig», fuhr er die deutschen Soldaten an, die Bilder gegeneinander krachen liessen, als sie sie ohne Verpackungsmaterial in Kisten verstauten. In ihren Augen stand Angst, und man sah, dass sie fliehen wollten. Was war aus der viel gerühmten deutschen Disziplin geworden?

Rose Valland erinnerte sich, dass sie den Wunsch verspürte, sich von Behr zu nähern, etwas zu ihm zu sagen, etwas Demütigendes am liebsten. Doch der Oberst war von Männern mit Maschinenpistolen umringt. *Dommage*, hatte sie gedacht, schade.<sup>136</sup> Dann hatte er zu ihr geschaut, und sie hatte Wut und ein gefährliches Funkeln in seinen Augen gesehen. Da schoss ihr ein Gedanke durch den Kopf: *Die Zeugen eliminieren*.

«Oberst von Behr», sagte ein Soldat. Von Behr wandte sich von ihr ab und schaute ihn finster an. «Die Lastwagen sind fast voll, Herr Oberst.»

«Besorgt noch welche, ihr Dummköpfe», brummte er.

Bevor er sich wieder ihr zuwenden konnte, war Rose Valland weggegangen. Es war nicht an ihr, von Behr zu verhöhnen, und sie war auch keine Attentäterin. Ihre Rolle war die der Spionin, der stillen grauen Maus, die langsam aber sicher ein Loch in die Fundamente des Hauses nagte. Vier Jahre Besetzung würden nun in wenigen Tagen, vielleicht gar Stunden ihr Ende finden. Wenn es jemals angebracht war, sich unauffällig zu verhalten, dann jetzt.

Aber ihre Beharrlichkeit hatte sich wie üblich ausgezahlt. Die Lastwagen, die das Museum mit den letzten geraubten französischen Kunstwerken verliessen, sollten nicht direkt nach Deutschland fahren. Bei ihrem Rundgang durch das Museum hatte Valland erfahren, dass der Bahnhof in Aubervilliers am Rande von Paris ihr Ziel war, wo ihre Fracht in Personenwaggons verladen werden sollte.

Am nächsten Tag, dem 2. August 1944, wurden fünf Eisenbahnwaggons mit 148 Kisten Beutekunst in Aubervilliers versiegelt. Der ERR hatte in grosser Eile die letzte Lieferung vom Jeu de Paume fertig gemacht, aber einige Tage später standen die Waggons noch immer im Bahnhof. Der Kunstzug sollte noch um 46 weitere Waggons mit geraubten Kunstgütern ergänzt werden, die im Rahmen einer weiteren von Oberst von Behr geleiteten Aktion beschafft worden waren, der «M-Aktion» (M stand für *Möbel*). Zu Behrs grossem Verdruss waren diese Waggons noch nicht vollständig beladen.

Zug Nr. 40044 stand auch noch einige Tage später auf den Gleisen, als Rose Valland ihrem Vorgesetzten Jacques Jaujard einen Besuch abstattete. Sie hatte die Transportanweisung abgeschrieben, in der die Waggonnummern, die Zielorte der Kisten (Schloss Kogl in der Nähe von Vöcklabruck in Österreich und das Depot Nikolsburg in Mähren) sowie ihr Inhalt angegeben waren. Sie schlug vor, man solle versuchen, die Abfahrt des Zuges zu verzögern. Schliesslich waren jeden Tag die Alliierten zu erwarten.

«Einverstanden», erwiderte Jaujard.

Als von Behr auf den Bahnsteig stürmte und die Wachen und die Soldaten beschimpfte, die noch mit dem Beladen der Waggons be-

schäftigt waren, nutzten Jaujards Kontaktleute in der Résistance die Informationen, die von Rose Valland stammten, um den Zug zu stoppen. Am 10. August war der Kunstzug abfahrbereit, aber da traten tausend französische Eisenbahner in den Streik, und er konnte Aubervilliers nicht verlassen. Am 12. August waren die Gleise wieder offen, aber anstatt nach Deutschland abzufahren, wurde der Kunstzug auf ein Nebengleis geschoben, um Platz zu machen für andere Züge, die verschreckte deutsche Staatsbürger und ihre persönliche Habe beförderten. Die deutschen Wachposten, die nach zehn Tagen erschöpft waren, marschierten nervös hin und her und wünschten sich wohl, sie wären schon zu Hause. Die französischen Truppen, so munkelte man, seien nur noch ein paar Stunden entfernt. Zudem traten kleinere technische Probleme auf, sodass der Zug in der Reihenfolge der zu erledigenden Aufgaben ganz nach hinten gerückt wurde. Die französischen Soldaten liessen sich allerdings nicht blicken. Die jungen Männer seufzten erleichtert. Nach fast drei Wochen setzte sich der Zug schliesslich in Richtung Deutschland in Bewegung.

Aber er kam nur ein paar Kilometer weit bis Le Bourget. Mit seinen 51 Waggons, die vollgestopft waren mit Beute, war der Zug so schwer, dass ein Motordefekt auftrat (so lautete jedenfalls die Entschuldigung), der einen 48-stündigen Aufenthalt erforderlich machte. Als dieses Problem schliesslich behoben war, war es zu spät. Die Kämpfer der Résistance hatten an einem wichtigen Engpass der Bahnlinie zwei Lokomotiven zum Entgleisen gebracht. Der Kunstzug sass in Paris in der Falle. «Die Güterwaggons mit den 148 Kisten mit Kunstobjekten», schrieb Valland an Jaujard, «sind in unserer Hand.»<sup>137</sup>

Aber ganz so einfach war es nicht gewesen. Als die 2. Panzerdivision der Streitkräfte des Freien Frankreich einige Tage später auftauchte, wies die Résistance sie auf die Bedeutung dieses Zuges hin. Die Einheit, die von General Leclerc ausgeschickt wurde, stellte fest, dass mehrere Kisten aufgebrochen und zwei davon leergeräumt waren und dass eine komplette Silbersammlung fehlte. Sie entschied, 36 der 148 Kisten, gefüllt mit wichtigen Werken von Renoir, Picasso, Gau-

guin und anderen grossen Meistern, an den Louvre zu schicken. Das war der Grossteil der Sammlung von Paul Rosenberg, einem berühmten Pariser Kunsthändler, dessen Sohn zufällig der Kommandeur jener Division der Streitkräfte des Freien Frankreich war, die den Zug untersuchte. Aber dann musste Rose Valland frustriert zusehen, wie fast weitere zwei Monate verstrichen, bis auch die übrigen Kisten aus dem Zug entladen und ins Museum zurückgebracht wurden. Aber selbst als sie jetzt im Dezember, bei Kälte und Schnee, auf den Bahnhofsvorsteher wartete, damit er ihr die restliche Ladung des Zuges zeigte, war ihre Motivation ungebrochen.

«Wir möchten den Bahnhofsvorsteher sprechen», sagte James Rorimer zu dem Wächter am Gare de Pantin und hauchte sich in die Hände, um die Kälte zu vertreiben. Hinter ihm nahm Rose Valland gedankenversunken einen tiefen Zug aus ihrer Zigarette. «Ich weiss, es ist ein Laster», hatte sie zu Rorimer in einem ihrer ersten Gespräche gesagt, «aber wenn ich rauchen kann, dann sehe ich nur noch meine Arbeit.»<sup>138</sup>

Sie war immer so geheimnisvoll, sagte schlaue, rätselhafte Dinge. Er wusste nie recht, woran er mit ihr war. Sie hatten ein recht gutes Verhältnis zueinander, zweifellos. Henraux – der, ähnlich wie zuvor schon Jaujard, Rorimer gedrängt hatte, so viel wie möglich von Valland in Erfahrung zu bringen – bestätigte ihm ebenfalls, dass sie ihn beobachtet hatte und ihn verehrte. Und Valland hatte eine Woche vorher, am 16. Dezember, auch selbst etwas geäussert, als er mehrere weniger bedeutende Bilder und Stiche, die in einer amerikanischen Militäreinrichtung entdeckt worden waren, der Kommission übergeben hatte. «Danke», hatte sie gesagt. «Viel zu häufig haben uns die anderen Befreier schon den schmerzhaften Eindruck vermittelt, dass sie in ein Land einmarschiert sind, dessen Einwohner keine Rolle mehr spielen.»<sup>139</sup> Das war das Persönlichste, was Rose Valland je von sich preisgab.

Aber wie gut war ihr Verhältnis wirklich? Und wie stark vertraute ihm Valland? Rorimer dachte an die Geschichte, die ihm Jaujard er-

zählt hatte: Wie Valland allein auf sich gestellt sich gegen die Menschenmenge behauptet hatte, die am Tag des Einzugs von General Leclerc in Paris das Jeu de Paume gestürmt hatte. Sie liess nicht zu, dass die ganze aufgebrachte Menge in den Keller strömte, wo die Sammlungen des Museums während der Besetzung gelagert worden waren.

«Sie versteckt Deutsche!», rief jemand.

«Kollaborateurin!» Der Ruf hallte durch das Gebäude. «Kollaborateurin!»

Ruhig, trotz des Gewehrs in ihrem Rücken, hatte Valland ihren französischen Landsleuten gezeigt, dass der Keller leer war bis auf den Heizungskessel, Rohre und Kunstwerke. Und dann scheuchte sie die Leute hinaus, obwohl diese protestierten. Sie war kein Schwächling, so viel war klar. Sie war stark, starrköpfig, leicht zu unterschätzen und misszuverstehen. Sie hatte eigene Vorstellungen über Pflicht und Ehre, und sie hielt sich an ihre Grundsätze, auch wenn ihr jemand eine Schusswaffe in den Rücken drückte. Rorimer war nicht sicher, ob Jaujard ihm diese Geschichte erzählt hatte, um ihm zu zeigen, wie vertrauenswürdig und entschlossen sie war, oder ob er dadurch eine feine Trennlinie zwischen sie und sich ziehen wollte. Schliesslich war auch Jaujard von seinen Landsleuten bedroht worden.

Aber Rorimer hatte Fortschritte gemacht. Als er die geborgenen Objekte am 16. Dezember bei Valland im Jeu de Paume ablieferte, hatte er Albert Henraux aufgesucht, den Leiter der Commission de Récupération Artistique. Dieser teilte ihm mit, wo die neun Depots des ERR lagen, und erzählte ihm auch von den noch ungeöffneten Eisenbahnwaggons. Henraux ermutigte ihn, bei der Untersuchung dieser Depots mit Valland zusammenzuarbeiten. «Sie weiss mehr, als sie Ihnen bisher gesagt hat, James. Vielleicht können Sie herausfinden, was das ist.»

Rorimer hatte sich von Rose Valland von den neun Kunstdepots erzählen lassen, als sie gemeinsam dorthin unterwegs waren. Während ihrer Tätigkeit als Spionin im Jeu de Paume hatte sie die Adressen aller wichtigen deutschen Lagerhäuser in Paris ausfindig gemacht, und auch

die Pariser Wohnadressen der an den Raubzügen massgeblich beteiligten Deutschen. Diese Informationen hatte sie Anfang August an Jaujard weitergegeben. Der wiederum hatte sie an die neue französische Regierung zur Überprüfung weitergeleitet. Zwar waren mittlerweile einige Objekte an den Louvre zurückgegeben worden, aber darüber hinaus hatte sich nichts mehr getan.

Dies war nun Vallands erster Besuch in den deutschen Kunstdepots, die sie so mühsam aufgespürt hatte. Sie fanden nicht viel. Ein Depot enthielt Tausende seltener Bücher; in einigen anderen befanden sich einfachere Kunstwerke, die bei einer Durchsuchung des Gebäudes durch die französischen Behörden zurückgeblieben waren. Es war ernüchternd, ein weiterer Rückschlag. In seinen Briefen nach Hause schwärmte Rorimer zwar weiterhin von seinem Job, aber in seine Zufriedenheit mischten sich auch Zweifel und Frustration.

Zudem hatte er Heimweh. In England hatte er sich verpflichtet, keine sentimentalen Briefe in die Heimat zu schreiben, «weil dadurch der Verfasser wie auch die Empfänger nur unnötigerweise emotional aufgewühlt werden würden».<sup>140</sup> Ein halbes Jahr lang hatte er sich pflichtbewusst an diese Vorgabe gehalten. Doch Ende Oktober hatte er dagegen verstossen und seiner Frau geschrieben: «Ich denke oft an deine Probleme, vielleicht sogar ständig. Nicht dass ich dir nicht helfen möchte, in dieser Zeit dein Leben zu meistern, ich weiss nur, dass es töricht wäre, etwas anderes zu tun, als unsere gemeinsamen glücklichen Jahre in der Zukunft vorzubereiten. Ich frage nicht nach unserem Kind und will dir auch nicht sagen, wie sehr ich mich danach sehne, Anne zu sehen. Das wäre nicht fair ... Wenn ich das Kind der Concierge in unserem Haus sehe, spüre ich, wie sehr mir die gemeinsamen Momente fehlen.»<sup>141</sup> Anne war acht Monate alt, und ihr Vater hatte sie noch nie gesehen. Und er hegte auch nicht die Hoffnung, dass dies bald der Fall sein würde.

Er war ausgelaugt. Und die Schwierigkeiten in seiner Arbeit – die unzähligen Fehlschläge, die nervenaufreibende Bürokratie, die endlosen kleinen Störungen, die Isolation von der Familie und den Freunden – all dies setzte ihm zu. Was ihm schliesslich Ende November den Rest

gab, war ein kleines Ereignis: Seine geliebte Schreibmaschine, die er sich auf der Überfahrt nach Frankreich gekauft hatte, wurde gestohlen. Es erschien eigentlich kaum bedeutend, aber es waren keine anderen Schreibmaschinen verfügbar, und er fand auch keine, die zum Kauf stand, und daher musste er nach Hause schreiben und seine Mutter bitten, ihm eine Schreibmaschine zu schicken, wofür eine Erlaubnis der Armee erforderlich war.

Im Nachhinein war es ihm ein Rätsel, warum er damals explodiert war, aber dafür gab es einen tieferen Grund: Trotz der Abendessen mit bekannten Personen der gehobenen Gesellschaft, der erfreulichen Momente in Paris und seines Glaubens an die Arbeit hatte er allmählich erkannt, dass Paris nicht entscheidend war für die Bemühungen des Kunstgüterschutzes. Die wichtige Arbeit war nicht hier zu leisten, sondern in Deutschland. Rorimer betrachtete den Krieg als eine Gelegenheit, etwas zu tun, «was man einen Dienst an der Menschheit nennt», und er war entschlossen, seinen unverkennbaren Beitrag zu leisten.<sup>142</sup>

Als er in den ERR-Depots stand und die Lagerhäuser sah, die von den Nationalsozialisten mit «beschlagnahmten» Objekten angefüllt worden waren, begriff er das Ausmass und die Komplexität ihres Raubzugs. Hier handelte es sich nicht um eine versehentliche Beschädigung oder eine zornige Vergeltung, sondern um ein weit gespanntes Netz aus absichtlicher Täuschung, das sich über Paris und all die Strassen nach Deutschland erstreckte und bis zu Hitlers Bunker in Berlin reichte. Jaujard hatte ihn in dieses Netz gestossen. Der Franzose war der Orchesterdirigent, der Mann im Zentrum eines eigenen Ränkespiels, jene Person, die über die Verbindungen und den Weitblick verfügte, um dem Besitzstreben der Nazis wirkungsvoll Paroli zu bieten. Er hatte die Museen und die staatlichen Sammlungen geschützt, aber im Vergleich dazu hatte er wenig tun können, um auch den privaten Kunstbesitz in Frankreich zu sichern – die vielen unschätzbar wertvollen Kunstobjekte, die sich im Eigentum der Bürger befanden. Jaujard hatte eine Tür in diese verlorene Welt geöffnet, aber Rose Valland, das erkannte James Rorimer, sollte seine Führerin sein.



Die ersten neun Lagerstätten, die Valland ermittelt hatte, waren Gebäude. Die zehnte, und eindeutig die wichtigste, war der Kunstzug. Im August waren 36 Kisten, die sie während der letzten Tage der deutschen Besatzung identifiziert hatte, zur Aufbewahrung in den Louvre gebracht worden, aber Anfang Oktober befanden sich die übrigen 112 Kisten noch immer im Zug ... und der steckte irgendwo. Und trotz Jaujards wiederholter Bitten wollte niemand etwas über seinen Verbleib mitteilen. Irgendwo wusste irgendjemand, auf welches Gleis der Zug geschoben worden war, aber diese Informationen wurden in den Behörden nicht weitergegeben. Das Rätsel wurde schliesslich am 9. Oktober gelöst, als die Polizeistation in Pantin Kontakt mit dem Louvre aufnahm. Sie hatte sich mehrmals an die Regierung gewandt, aber niemand hatte irgendetwas unternommen wegen des Zuges, der in der Nähe des Bahnbetriebswerks Pantin unter der Edouard-Vaillant-Brücke abgestellt war. Die Polizeistation verfügte nicht über genügend Männer, um die wertvolle Fracht zu bewachen, und darüber hinaus stand der Zug gefährlich nahe bei den Frachtzügen, die mit Munition beladen waren. Sogleich wurde die Museumsgemeinde aktiv.

Am 21. Oktober teilte Rose Valland in einer Notiz an Jacques Jaujard mit, dass zwischen dem 17. und 19. Oktober die letzten 112 Kisten der «geborgenen Gemälde» zum Jeu de Paume gebracht worden seien. Mehrere seien geöffnet und ausgeräumt worden, berichtete sie, und äusserte die Befürchtung, dass «die meisten Waggons in diesem Zug, der geraubten Besitz von Juden beförderte, auf ähnliche Weise geplündert worden» seien.<sup>96</sup> Diese 46 Waggonladungen wollten Rorimer und sie jetzt untersuchen.

«Ich bin Monsieur Malherbaud», sagte ein älterer Mann und trat aus der Bahnhofstür, «der Stationsvorsteher.»

«Sind Sie der Mann, der den Kunstzug ausfindig gemacht hat? Den Zug, der Werke von Cézannes und Monet an Bord hatte?»

Der Mann warf einen argwöhnischen Blick auf Rorimers Uniform und schaute dann zu der unauffälligen Frau mit der Zigarette. Es

gab noch immer zahlreiche deutsche Spione und Saboteure in Paris, und die meisten waren sehr geübt darin, Racheakte zu verüben. Daher war es klug, sich vorsichtig zu verhalten.

«Warum fragen Sie?»

«Ich bin Leutnant Rorimer von der United States Army, Abteilung Seine. Das ist Mademoiselle Valland von den Musées Nationaux. Sie hat die Résistance über die Verschickung informiert.»

«Tut mir leid», sagte der Bahnhofsvorsteher. «Die Kunstwerke waren schon ausgeladen worden. Es war nichts mehr da.»

«Wir möchten uns gern den Rest des Zuges ansehen.»

Der Mann wirkte überrascht. «Dann folgen Sie mir.»

Der Inhalt der Waggons war in ein unscheinbares Lagerhaus gebracht worden.

«So viel zu nichts», sagte Rorimer zu Valland, als der Stationsvorsteher das Tor des Lagerhauses aufzog. Der Anblick, der sich ihnen bot, entsprach ganz und gar nicht seinen Erwartungen. Er wusste nicht genau, was er eigentlich erwartet hatte, zweifellos aber keinen riesigen, ungeordneten Haufen von gewöhnlichen Haushaltsgegenständen. Er erblickte einen enormen Berg von Sofas, Stühlen, Spiegeln, Tischen, Töpfen, Pfannen, Bilderrahmen und Kinderspielzeug, der mindestens doppelt so hoch war wie er selbst. Die Menge war überwältigend, doch war es nichts anderes als eben die Ladung von 46 Eisenbahnwaggons. Die «M-Aktion», so wurde nach dem Krieg festgestellt, hatte insgesamt 29 436 Waggonladungen solcher gewöhnlicher Haushaltsgüter nach Deutschland geschafft.

*Deswegen ist der Kunstzug aufgehalten worden?*, dachte Rorimer zutiefst enttäuscht. *Das ist wertlos. Lauter Plunder.* Dann bremste er sich. Die Sachen waren nicht wertlos, sie waren das Hab und Gut von Menschen – die Dinge, die ihr Leben ausgemacht hatten. Die Nazis waren in die Häuser eingedrungen und hatten einfach alles mitgenommen, sogar die Familienfotos.

«Das haben Sie wohl nicht erwartet, oder?», sagte Valland und schob die Hände in die Taschen.

Die versteckte Botschaft in ihrer schlichten Bemerkung traf Rorimer wie ein Blitz. Sie hatte die Nummern der Waggons gekannt, in

denen die Wertsachen versteckt waren; Rose Valland hatte gewusst oder zumindest stark vermutet, dass in diesem Zug nichts Wichtiges zu finden sein würde. Aber sie hatte es mit eigenen Augen sehen wollen. Dass sie es geschafft hatte, den Kunstzug aufzuhalten, war für sie ein grosser persönlicher Triumph gewesen, aber sie hatte den Zug selbst nicht sehen dürfen. Sie war schliesslich nur eine kleine Staatsangestellte, eine Frau. Valland besass die Informationen, aber ein amerikanischer Offizier hatte den Zugang zum Zug. Über ihn konnte sie Zutritt erlangen zu all jenen Orten, die ihr bisher versperrt gewesen waren – Orte, die sie unter Gefahr für ihr eigenes Leben ausfindig gemacht hatte.

Rorimer überlegte, über welche Informationen sie wohl noch verfügen mochte. Sie war der Schlüssel zum Verständnis des gesamten Raubzugs der Besatzer; ihre Bereitschaft zur Kooperation war die einzige realistische Möglichkeit, herauszufinden, was geraubt worden war, und es wieder zurückzubringen. Aber Valland stand ganz unten in einer Hierarchie von Funktionsträgern, und sie brauchte ihn genauso wie er sie.

«Sie wissen, wo die Sachen sind», sagte er. «Die geraubten Kunstwerke.»

Sie drehte sich um und begann wegzugehen.

«Sie wissen es, nicht wahr, Rose?» Er lief ihr nach. «Worauf warten Sie? Auf jemanden, dem Sie vertrauen können?»

«Sie wissen genug», erwiderte sie und lächelte.

Rorimer packte sie am Arm. «Bitte sagen Sie mir, was Sie wissen. Sie können sicher sein, dass ich Ihre Informationen nur so verwenden werde, wie Sie es wünschen: für Frankreich.»

Sie entzog sich seinem Griff. «Ich werde es Ihnen sagen», erwiderte sie, «wenn die Zeit dafür reif ist.»<sup>144</sup>

## DIE DEUTSCHE ARDENNENOFFENSIVE

### Westfront

16./17. Dezember 1944

Robert Posey konnte nicht mehr länger warten. Er hatte eigentlich das letzte Weihnachtsgeschenk in der Sendung von seiner Frau, das grosse Päckchen mit der Aufschrift «Mit lieben Grüssen von deiner Familie», bis zum Weihnachtstag aufheben wollen.<sup>145</sup> Jetzt hatte er schon sechs Tage gewartet, aber es war erst der 16. Dezember. Er konnte einfach nicht länger warten. Er riss die Schachtel auf und wühlte sich durch das Verpackungsmaterial. Schliesslich trafen seine Fingerspitzen auf etwas, das sich wie kaltes Plastik anfühlte. Es war eine Schallplatte.

«Die grösste Überraschung von allen», schrieb er am Abend in einem Brief an Alice, «war das Weihnachtspäckchen mit der Schallplatte. Ich bin damit sofort zum Special-Services-Büro gerannt, wo der Sergeant so ein Victrola-Gerät hatte, mit dem ich sie mir anhören konnte. Das ist das schönste Geschenk, das ihr mir machen konntet. Eure Stimmen waren perfekt, sogar die nicht für die Aufnahme bestimmten Anweisungen, die du Dennis gegeben hast („Sag irgendwas“) waren völlig klar, und keine Silbe ging verloren. Es war genauso, als wäret ihr beide gemeinsam im Radioprogramm aufgetreten. Das kleine Lied war sehr schön. Es hat mir viel Kraft gegeben, euch beide gemeinsam zu hören. Ich habe keine Veränderung bemerkt. Eigentlich hatte ich gedacht, Dennis' Stimme würde etwas älter klingen als damals, als ich ihn zum letzten Mal gesehen habe, aber anscheinend ist er immer noch der kleine Junge, und das Küken [Alice] ist noch immer ein wenig scheu.»<sup>146</sup>

Später an diesem Abend erlebte er noch eine weitere Überraschung: Die Deutschen hatten eine Offensive gestartet, wie der Sender der Streitkräfte meldete, und die Alliierten wurden zurückgedrängt.

Walker Hancock erfuhr von der Ardennenoffensive, die im englischsprachigen Raum «Battle of the Bulge» (Schlacht der Ausbuchtung) genannt wird, am nächsten Tag, als er von einer vorgeschobenen Einheit aufgehalten wurde, die ihm mitteilte, dass die Ortschaft Waimies, die er inspizieren wollte, sich jetzt in deutscher Hand befinde. In der folgenden Nacht fuhr er in einem abgedunkelten Konvoi nach Westen und folgte dabei stundenlang dem kleinen grünen «Katzenaugen»-Licht am Stossfänger des Jeeps vor ihm. Sie gerieten nur einmal unter Beschuss. Heiligabend verbrachte er in einem Keller in Lüttich; am nächsten Morgen wurde die Weihnachtsmesse von deutschen Bomben unterbrochen.

Ronald Balfour, der britische Gelehrte an der nördlichen Spitze des alliierten Dreizacks in der 1. kanadischen Armee, lag während der Ardennenoffensive im Lazarett. Am 29. November, vier Tage nach dem Einmarsch in Holland, brach er sich bei einem Unfall mit dem Lastwagen einen Fussknöchel. Er sollte sich erst Mitte Januar wieder zum Dienst melden.

George Stout war Anfang Dezember endgültig zur 12. US-Heeresgruppe versetzt worden, trotz seiner Hinhaltetaktik und obwohl Walker Hancock stark gehofft hatte, dass sein Mentor in die 1. US-Armee zurückkehren würde. Dies bedeutete, dass Stout längere Zeit dem Hauptquartier in Versailles zugeteilt sein würde. Am 14. Dezember 1944 inspizierte er zusammen mit James Rorimer die Mittelalterssammlung des Palastes, und die folgenden paar Wochen verbrachte er in einem Büro, verfasste Berichte über die Arbeit der Monuments Men im Jahr 1944 und überarbeitete ihre offizielle Aufgabenbeschreibung. «Ich bin die meiste Zeit drinnen», schrieb er an seine Frau Margie, «und arbeite an einem Schreibtisch. Ich habe auch nichts dagegen, denn das Wetter ist scheusslich.»<sup>147</sup> Es war der härteste Winter der jüngeren Zeit: viel Eis, Nebel und so kalt, dass der Diesel gefror. Sogar Paris lag unter einer Schneedecke.

Nachdem die Infanterie durch den unerwarteten deutschen Vorstoss schwere Verluste erlitten hatte, brauchte die 3. US-Armee Ersatzleute. Ein Freiwilliger fand sich in Robert Posey, dem Monuments

Man aus Alabama, den es mehr als alle anderen dazu drängte, Soldat zu sein. Posey hatte keine Kampfausbildung, und sein Sehvermögen war so schlecht, dass er einen feindlichen Soldaten in hundert Metern Entfernung nicht mehr sehen konnte, aber der Befehl, den er erhielt, war einfach: «Feuern Sie, bis Sie nicht mehr können.»<sup>148</sup> Und das tat er auch. Er feuerte im eisigen, verschneiten Wald der Ardennen, bis ihm die Munition ausging. Dann hielt er inne, um nachzuladen. Feindliche Kugeln fegten durch die vereisten Bäume, aber als seine Kameraden zu schießen begannen und vorrückten, folgte er ihnen, sprintete über eine Lichtung und verschwand im nebligen Wald.

## CHAMPAGNER

### Paris

#### Kurz vor Weihnachten 1944

In Paris stapfte Rose Valland durch den Schnee, der ganz Westeuropa zugedeckt hatte. Einige Tage vorher, als die Deutschen die geschwächten Linien der westlichen Alliierten überrannt hatten, hatte sie James Rorimer eine Flasche Champagner geschickt. Sie fürchtete, sie habe sich beim Kunstzug etwas zu schroff verhalten, und sie wollte nicht, dass er einen falschen Eindruck von ihr gewann. Sie war froh darüber gewesen, dass er sie gebeten hatte, ihre Informationen mit ihm zu teilen, und die Zeit, die sie mit ihm bei der Inspektion der deutschen Kunstdepots verbrachte, hatte sie als durchaus angenehm empfunden. Sie beide verband das professionelle Interesse von Museumsleuten, die von der Liebe zur Kunst motiviert wurden, aber sie bewunderte auch seine persönlichen Eigenschaften: seine Sorgfalt, seine Eigensinnigkeit, seine Auffassungsgabe, die es ihm ermöglichte, die Bedeutung einer Situation sofort zu erfassen ... und was vielleicht sonst noch in ihm stecken mochte. In erster Linie jedoch war er respektvoll. Er schätzte ihre Leistung. Sie wollte ihm begreiflich machen, wie viel es für sie bedeutete, dass sie Freunde und Kollegen waren. Daher der Champagner. Im Gegenzug hatte er sie eingeladen, mit ihm anzustossen. Als sie sich nun durch den Schnee kämpfte, musste sie daran denken, dass jetzt gewissermassen eine Entscheidung bevorstand. Sie wusste nur noch nicht, welcher Art diese Entscheidung sein würde.

Es war ein weiter Weg gewesen. Sie kam aus bescheidenen Verhältnissen, hatte kein Geld im Hintergrund und auch keine Privilegien genossen. Nach ihrer Jugend in einer Kleinstadt hatte sie in Lyon ein Studium der Bildenden Kunst begonnen, dann war sie nach Paris gegangen und hatte sich als Künstlerin versucht – eine romantische Vorstellung, bis man entdeckt, wie hart das Leben sein kann, wenn man

ständig am Hungertuch nagt. Die Realität veranlasste sie dazu, ausser einem Abschluss in Bildender Kunst an der Ecole des Beaux-Arts auch ein Examen in Kunstgeschichte an der Ecole du Louvre und der Sorbonne zu erwerben. Valland war entschlossen, sich in der europäischen Kunsthauptstadt erfolgreich zu behaupten. Ihre erste Chance erhielt sie im Jeu de Paume, wo sie zunächst unentgeltlich als Assistentin arbeitete, nur um in der Nähe der Kunst zu sein. Das war nichts Ungewöhnliches; Kunstliebhaber engagierten sich mit grosser Leidenschaft für ihr Gebiet, und viele waren bereit, ohne Bezahlung in Museen zu arbeiten, insbesondere in einem solch prestigeträchtigen wie dem Louvre. Die meisten dieser Freiwilligen stammten aus wohlhabenden oder adeligen Familien; sie brauchten das geringe Gehalt nicht, das die Museen gewöhnlich zahlten. Rose Valland, die kein Geld und auch keine Beziehungen hatte, bildete diesbezüglich eine Ausnahme. Sie schlug sich als freiberufliche Hauslehrerin durch. In ihrer knappen Freizeit erstellte sie Holzschnitte, malte und studierte. Sie wurde am Jeu de Paume nie befördert. Die Franzosen gingen sehr streng mit dem Titel «Kurator» um; er durfte nur von Leuten geführt werden, denen er offiziell verliehen worden war. Und nachdem sie ein Jahrzehnt in Paris verbracht hatte, wusste Rose Valland, wie schwierig es war, diesen Titel zu erlangen. Dennoch war sie entschlossen, gute Arbeit zu leisten.

Und dann kam der Krieg.

Im Jahr 1939 hatte sie Jacques Jaujard, dem Direktor der nationalen Museen, bei der Auslagerung der in staatlichem Besitz befindlichen Kunstwerke geholfen. Wie die übrigen Einwohner war sie aus Paris geflohen, als die Deutschen 1940 einmarschierten, und war in dem Verkehrschaos vor der Stadt stecken geblieben, während die Bomber der deutschen Luftwaffe am Himmel dröhnten und die Kühe auf den Weiden schmerzverkrümmt auf dem Boden lagen, weil niemand mehr kam, um sie zu melken. Aber sobald die Kämpfe vorüber waren, war sie in ihre unbezahlte Stelle zurückgekehrt, in das Museum, das ihr zur Heimat geworden war.



Aber im Oktober 1940 veränderte sich ihr Leben. Nach vier Monaten deutscher Besetzung hatte Jaujard ihr aufgetragen, am Jeu de Paume zu bleiben, zu beobachten, was die Deutschen taten, und ihm alles zu berichten, was wichtig war. Es war schon reichlich verwegen, eine kleine Angestellte aufzufordern, *ohne Bezahlung* auf diesem gefährlichen Posten auszuharren und die Nazis auszuspionieren, aber Valland nutzte die Chance. Sie hatte ohnehin bleiben wollen – sie war eine der wenigen französischen Mitarbeiter, die jeden Tag ins Museum kamen –, aber dass ihr Jaujard so grosses Vertrauen entgegenbrachte, hob ihren Auftrag auf eine höhere Stufe. Es bot ihr die Möglichkeit, etwas zu leisten, das für sie selbst wie auch für Frankreich von Nutzen war.

Kurze Zeit später wandte sich Jaujard abermals mit einer besonderen Aufgabe an sie. Er und der «gute Deutsche», Graf Wolff-Metternich, hatten sich darauf geeinigt, dass einige geraubte Kunstobjekte von der deutschen Botschaft in den Louvre gebracht werden sollten. Doch die drei dafür vorgesehenen Räume waren voll. Oberst von Behr und Hermann Bunjes, der bestechliche Kunstgelehrte, der damals für Wolff-Metternichs Kunstschutz-Organisation arbeitete (ein bequemer Unterschlupf für jemanden, der bislang noch nicht als Schurke in Erscheinung getreten war), verlangten von Jaujard, zusätzliche Lagerkapazität für beschlagnahmte Kunstobjekte zu schaffen. In dieser Anfangszeit kurz nach dem Fall der Stadt ging es noch sehr chaotisch zu, und jede NS-Organisation raffte zusammen, was sie kriegen konnte. Jaujard erkannte, dass es klug war, die Kunstwerke an einem Ort zusammenzuführen, und bot den Besatzern daher das Jeu de Paume als Depot an. Allerdings unter einer Bedingung: Die Franzosen sollten das Recht erhalten, alle Objekte zu inventarisieren.

*Manchmal*, dachte Rose Valland, während jetzt der Schnee auf sie herabrieselte, *wird einem das Schicksal förmlich aufgedrängt*.

Dieser Auftrag sollte mit erheblichen Komplikationen verbunden sein. Schon von Anfang an hatte sie das Gefühl, dass irgendetwas schrecklich schief lief. Als sie am ersten Tag, nachdem die Deutschen in das Jeu de Paume eingezogen waren, dem 1. November 1940, ins

Museum kam, erwartete sie, dort Verwaltungsbeamte anzutreffen. Doch die Deutschen kamen mit einer Armee.<sup>149</sup> Sie hatten alles vorbereitet. Rose Valland sah es sofort. Lastwagen um Lastwagen rollte heran, die Kunstwerke wurden entladen und von Soldaten in Uniform, die unter dem Befehl von Oberst von Behr standen, ins Gebäude getragen. Es war befremdlich, in diesem einstmals stillen Museum jetzt das Geräusch von Soldatenstiefeln und die kehligen deutschen Kommandos zu hören. Noch eigenartiger war der Anblick von Kisten schleppenden Soldaten, die sich vor der Eingangstür anstellten, und von Lastwagen vollgeladen mit Kisten, die draussen vorfuhren.

Am nächsten Morgen kamen die Soldaten wieder. Sie öffneten die Kisten mit Brechstangen und reichten die Bilder von Hand zu Hand weiter bis zu den rückwärtigen Galerien, wo sie mehr als eineinhalb Meter hoch an der Wand aufgestapelt wurden. Es war eine ungestüme, hektische Aktivität. Manche Bilder wurden fallengelassen, Leinwände wurden eingerissen, was bei einem solchen Trubel unvermeidlich war. Die Offiziere riefen nur: «Schneller, schneller!» Wenn ein Raum voll war, wurden die Gemälde im nächsten aufgestapelt. Rose Valland wanderte wie benommen durch das Museum. Sie sah berühmte Kunstwerke, viele davon ohne Rahmen, andere beschädigt, und erlebte, wie manche Bilder von deutschen Soldatenstiefeln zertrampelt wurden. Am Ende des Tages waren mehr als 400 Kisten abgeladen und ins Museum geschafft worden, von denen viele die Namen der bisherigen Eigentümer der Kunstwerke trugen: Rothschild, Wildenstein oder David-Weill.

Am nächsten Tag stellte Valland zusammen mit einigen Helfern im Gang einen Tisch auf. Als die Kunstwerke vorübergetragen wurden, notierten sie sich so schnell es ging deren Namen, die Künstler und ihre Herkunft. Vermeer, Rembrandt, Tenier, Renoir, Boucher. Viele Gemälde waren so berühmt, dass man sie auf Anhieb erkannte, aber sie wurden so schnell vorübergetragen, dass sie mit dem Aufzeichnen kaum Schritt halten konnten. Rose Valland war voll auf ihre Arbeit konzentriert, als sie plötzlich bemerkte, dass ein uniformierter Mann hinter ihr stand und über sie hinweg auf ihre Liste blickte. Es

war Hermann Bunjes, der Kunstschutz-Beamte, der zusammen mit von Behr die Übernahme des Museums organisiert hatte. Er blickte ernst und unfreundlich drein, war noch ziemlich jung, wirkte aber bereits gebeugt vom Gewicht seines immerwährenden Abscheus. Bunjes, der, ähnlich wie Rose Valland, ein unbedeutender Kunstwissenschaftler gewesen war, hatte alles, an das er früher geglaubt hatte, der Illusion nationalsozialistischer Macht und Grösse geopfert. Er sollte in den folgenden Jahren eng mit Lohse und den übrigen ERR-Vertretern zusammenarbeiten, die Raubzüge ersannen und mit Drohungen und Einschüchterungen operierten. Doch an diesem ersten Tag schaute er einfach nur neugierig darauf herab, was sie schrieb – die Inventarliste, um die er und von Behr sich kümmern würden, wie er zwei Tage vorher gegenüber Jaujard erklärt hatte –, und klappte ihr das Notizbuch zu.

«Das ist genug», sagte er. Drei Worte, und die Bestandsaufnahme für Jaujard war beendet.

Aber Rose Valland wurde nicht entlassen. Mit der Grosszügigkeit eines unantastbaren Kriegsherrn erlaubte ihr Oberst von Behr, weiterhin die ständige Sammlung des Museums zu betreuen, die mit moderner Kunst wie *Whistler's Mother* bei den Nationalsozialisten ohnehin auf Ablehnung stiess. *Das Schicksal kommt nicht plötzlich über einen*, dachte sie, als sie einige Jahre später an diesem kalten Abend in Paris darauf wartete, eine ruhige Strasse überqueren zu können, *sondern in tausend kleinen Momenten, die einen durch Einsicht und harte Arbeit dazu bringen, sich in die richtige Richtung zu bewegen, ähnlich wie ein Magnet es mit Metallteilchen tut.*

Sie brauchte nicht lange zu warten, bis das Schicksal auf sie zukam – nur drei Tage nach ihrer Beauftragung durch Jaujard. Am ersten Tag war das Museum leer. Am zweiten war es in jeder Ecke mit Kunstwerken vollgestellt. Am dritten Tag beherbergte es eine Ausstellung, die eines Königs würdig gewesen wäre. Gemälde und Teppiche waren geschmackvoll an den Wänden angebracht, und zwischen ihnen waren ergänzende Statuen aufgestellt. Auf jeder Galerie waren Sofas für die Betrachter aufgestellt, und auf dem Boden lagen kostbare Vor-

leger. In fast jeder Ecke stand, weitgehend unbemerkt, Champagner auf Eis. Die Wächter mit roten Armbinden und Hakenkreuzabzeichen an den braunen Uniformen behielten aufmerksam alles im Auge. Auch Oberst von Behr, Hermann Bunjes und die übrigen Leiter des Museums trugen Uniformen, einige hatten sogar Helme auf. Helme, als ob es sich hier um eine Armee handelte und sie in den Kampf ziehen mussten. Der Anblick all dieser Nationalsozialisten in ihren hohen, glänzenden Stiefeln und in Habachtstellung war eindrucksvoll, aber auch furchterregend. Sie warteten, das wusste Rose Valland, auf ihren König.

Der Mann, der schliesslich erschien, war aber nicht Hitler. Und es war auch nicht Alfred Rosenberg. Die Aktion im Jeu de Paume erfolgte nur nominell im Rahmen der Tätigkeit des Einsatzstabs Reichsleiter Rosenberg (ERR). Rosenberg war ein führender Rassenideologe der NSDAP, der in erster Linie die Minderwertigkeit der Juden unter Beweis stellen wollte. Die Kunst interessierte ihn in Wirklichkeit nicht. Er begriff nicht die volle Bedeutung des Blankoschecks, den Hitler ihm ausgestellt hatte: das Recht, sämtliche Objekte nach Deutschland zu schaffen, die ihm bei seinen rassenideologischen Forschungen hilfreich sein konnten. Valland erinnerte sich an einen der seltenen Besuche Rosenbergs im Jeu de Paume. Zu dieser Zeit, es war Ende 1942, hatte er wohl schon erkannt, dass ihm die Kontrolle entglitten war. Er schlurfte durch das Museum, nur von ein paar Assistenten begleitet. Für seinen Besuch waren lediglich in einigen Räumen Vasen mit Chrysanthenen aufgestellt worden. Es roch wie bei einer Beerdigung.

Dies unterschied sich deutlich von den Auftritten des wahren Meisters, der sich die Erfolge des ERR geschickt zunutze zu machen verstand. Für ihn wurden mit höchster Sorgfalt persönliche Ausstellungen organisiert, die seinem persönlichen Geschmack entgegenkamen. Die Champagnerflaschen wurden nicht geöffnet, sie wurden «geköpft», eine eindrucksvolle, theatralische Prozedur, bei der man einen Säbel am Flaschenkörper nach oben führte und dann mit einem einzi-

gen Hieb den Hals von der Flasche trennte, wobei der Korken unversehrt blieb. Die unterwürfigen ERR-Mitarbeiter prosteten ihm zu und rühmten seine Erfolge, dann folgten sie ihm auf dem Fuss, hungrig nach Belobigungen, und lachten über jeden dummen Witz. Und der Meister genoss die Verehrung, die man ihm entgegenbrachte, denn Hermann Göring, der Reichsmarschall des Grossdeutschen Reiches und zweiter Mann hinter Hitler, war ein eitler und gieriger Mensch.

Rose Valland wusste, sie würde seine Exzesse niemals vergessen. Er besass Dutzende massgeschneiderter Uniformen, die meisten goldbestickt und mit Seidenborten besetzt, eine mit mehr Schulterklappen, Quasten und Medaillen versehen als die andere. Er trug in den Taschen Smaragde bei sich und spielte mit den Fingern damit wie andere Leute mit Kleingeld. Er trank nur den besten Champagner. Als er im März 1941 die Rothschild-Juwelen durchstöberte, nahm er die zwei besten Stücke und schob sie sich einfach in die Tasche, als habe er gerade Lakritzstangen eingekauft. Wenn er sich grössere Kunstwerke aneignete, liess er einfach einen weiteren Waggon an seinen Privatzug anhängen und sie fortschaffen, so wie Cäsar auf seinen Feldzügen das Beutegut mit seinem kaiserlichen Wagen abtransportieren liess.<sup>150</sup> Auf der Zugfahrt nach Berlin hüllte er sich in einen riesigen Seidenkimono, der mit schweren goldenen Bordüren besetzt war.<sup>151</sup> Jeden Morgen stieg er in seine luxuriöse rote Marmorbadewanne, die in Übergrösse gebaut worden war, um seine Leibesfülle aufnehmen zu können. Er hasste das Schaukeln von Zügen. Dadurch schwappte sein Badewasser über. Wenn Reichsmarschall Göring in sein Bad stieg, blieb sein Zug an Ort und Stelle stehen. Dadurch mussten auch andere Züge auf dieser oder benachbarten Strecken anhalten. Erst wenn der Reichsmarschall mit seinem Bad fertig war, konnten Waffen, Ausrüstungsgegenstände und Soldaten wieder weitertransportiert werden.

Aber das sollte alles erst später kommen. An seinem ersten Tag im Jeu de Paume, inmitten all des Glanzes, der vom ERR beschafft worden war, schlenderte der rundliche Reichsmarschall in einem langen braunen Übermantel durch das Museum, einen verknautschten

weichen Filzhut tief in die Stirn gezogen, und in einem Dandy-Anzug, der durch einen hellen, bunten Schal farblich akzentuiert wurde. Rose Valland erinnerte sich daran, was sie gedacht hatte, als sie Göring an diesem Tag gesehen hatte: ein fetter, extravaganter, eingebildeter, aber in seinem Geschmack seltsam durchschnittlicher Mann.<sup>152</sup>

Woran das lag, fand sie später heraus. Ausser Reichsmarschall war Göring auch Chef der deutschen Luftstreitkräfte. Seine Machtstellung beruhte massgeblich darauf, dass man erwartete, seine Luftwaffe würde die Kapitulation Grossbritanniens erzwingen. Als er am 3. November 1940 im Jeu de Paume auftauchte, befand sich die deutsche Luftwaffe seit vier Monaten in der Luftschlacht um England, und seit drei Monaten wurden Angriffe auf London geflogen. Aber sie hatten Grossbritannien nicht zur Aufgabe zwingen können. Zum ersten Mal hatten die Tyrannen einen Rückschlag erlitten. Und Göring trug dafür die Verantwortung.

Gleichzeitig lief auch Görings privater Raubzug in Westeuropa nicht mehr reibungslos. Für den raffgierigen Reichsmarschall war dies ein ähnlich einschneidender oder vielleicht sogar schlimmerer Rückschlag als der erfolglose Luftkrieg um England. Nach den deutschen «Blitzkriegen» waren die Kunstmärkte in den Niederlanden und in Frankreich in Bewegung gekommen. Hier tummelten sich zwielichtige Gestalten aller Art, Kollaborateure, Opportunisten und Mittelsmänner, die bedenkenlos stahlen, schacherten, betrogen und Kunstwerke gegen Ausreisevisa aus Europa eintauschten. Es gab Hunderte Deutsche, die aus den Wirren der Zeit einen persönlichen Vorteil zu schlagen suchten. Göring war skrupellos, raffiniert und mächtig, aber auch eingebildet, und liess sich leicht hinters Licht führen. Er wandte viel Zeit und Energie für Verhandlungen mit Kunstagenten auf und bekam dennoch nicht einmal die Hälfte dessen, was er wollte. Er war nach Paris gekommen, um seine Missstimmung durch eine gross angelegte Einkaufstour zu vertreiben.

An diesem kalten Wintertag im Jeu de Paume, dem 3. November 1940, zeigten ihm seine Repräsentanten nicht nur jene Art von Kunst-

werken, die er begehrte; sie zeigten ihm auch eine neue Welt. Das war ihre geniale Leistung. Sie zeigten ihm einen kleinen Ausschnitt der Reichtümer Frankreichs und wie leicht es sei, sich auch den Rest anzueignen. Warum sollte man die Kunstwerke käuflich erwerben? Warum sollte man verhandeln und feilschen und versuchen, Parteigenossen auszutricksen, wenn Rosenberg die Möglichkeit hatte, zu stehlen und zu rauben? Im Rückblick erkannte Rose Valland, dass alles nur Theater war. Oberst von Behr, Hermann Bunjes und Görings persönlicher Kunstkurator und Haupteinkäufer Walter Andreas Hofer hatten die Vorführung für ihn arrangiert. Sie wussten, was der Reichsmarschall wollte, und sie wussten auch, wie sie es ihm verschaffen konnten. Sie mussten ihm jetzt nur zeigen, dass all dies erreichbar war. Auf ihre eigene Art wussten diese verschlagenen Nationalsozialisten die Gunst der Stunde zu nutzen. Sie verknüpften ihr eigenes Schicksal geschickt mit dem seinen. Sie sagten zu Göring: Wir sind die Männer und die Organisation, auf die Sie sich stützen können, und wir können Ihnen liefern, was Sie wollen. Sie müssen es nur verlangen.

Als Göring zwei Tage später, am 5. November 1940, zum Jeu de Paume zurückkehrte, war er ein anderer Mensch. Valland konnte die diebische Freude in seinen Augen sehen, seinen Triumph. Er sprach mit seinen Fachleuten laut und prahlerisch über die Kunstwerke, rühmte die Vorzüge seiner Lieblingsstücke und nahm Bilder von den Wänden, damit er sie genauer betrachten konnte. Innerhalb von zwei Tagen hatte er alles in die Wege geleitet. Er hatte auch bereits eine Proklamation verfasst. Von nun an sollte Hitler auf Befehl des Reichsmarschalls den ersten Zugriff auf die vom ERR beschlagnahmten Kunstwerke erhalten. Göring stand an zweiter Stelle. An dritter kam Rosenberg. Dieser beschwerte sich natürlich, aber Hitler schlug sich auf die Seite Görings. In der NSDAP-Führung gab es keine grossen Sympathien für Rosenberg. Die ganze Welt, dachte Valland, hasste diesen Mann. Und natürlich war Hitler sehr zufrieden über diese Lösung. Der Reichsmarschall setzte sich durch diese Entscheidung nicht in Gegensatz zu Hitler, vielmehr konnte er sich dadurch bei seinem

Gönner einschmeicheln. Zugleich erlangte er dadurch die Verfügungsgewalt über das kulturelle Erbe Frankreichs.

Nun war das System eingerichtet. Die ERR-Dependance in Paris wurde zu Görings persönlicher Kunstbeschaffungsorganisation. Er kam insgesamt 21-mal in das Jeu de Paume, stets begleitet von persönlichen Helfern: Oberst von Behr, Hermann Bunjes und später Bruno Lohse, dem Kunsthändler und seinem persönlichen Sachwalter im ERR. Diese Männer liessen sich in das Unternehmen hineinziehen, weil die Position des Reichsmarschalls im nationalsozialistischen Herrschaftsapparat mit den Verlockungen der Macht verbunden war. Mit echter Macht, die es ihrem Inhaber ermöglichte, ein grosses Vermögen anzuhäufen, über Leichen zu gehen und die Welt zu verändern. Die Männer im Jeu de Paume akzeptierten dies alles. Sie glaubten, am Hofe des Königs zu dienen. Der gierige Lohse versuchte wo immer möglich Geld herauszuschlagen. Der Emporkömmling von Behr stieg in die höchsten Ränge der Gesellschaft im besetzten Paris auf. Auch der machthungrige Bunjes erhielt eine einflussreiche Position.

Als Wolff-Metternich herausfand, dass Bunjes die Kunstschutzmision untergrub, entliess er ihn. Göring ernannte Bunjes daraufhin zum Offizier der Luftwaffe und bestellte ihn zum Direktor des deutschen Kunsthistorischen Instituts in Paris. Bis dahin war Bunjes ein kleiner Parteifunktionär und Wissenschaftler gewesen, jetzt leitete er eine bedeutende staatliche Organisation. Das verdankte er der Macht des Reichsmarschalls. Und die korrumpierten jungen Leute im Jeu de Paume, Bunjes und insbesondere Lohse, verehrten die Macht.

Ein kalter Wind wehte durch die Strassen von Paris. Trotz ihres schweren Mantels froh Rose Valland so stark, dass sie den Gehsteig verliess und sich kurz in einen schützenden Hauseingang stellte. Sie war nicht mehr weit von James Rorimers Wohnung entfernt, nur noch einen oder zwei Häuserblocks, und sie hatte wirklich das Gefühl, dass sie sich einer Entscheidung näherte. Sie zündete sich eine Zigarette an.



Sie lebte sehr bescheiden: eine kleine Wohnung, schlichte Möbel, keine besonderen Annehmlichkeiten und auch nicht viele Freunde. Das gehörte zu ihrer Schutzhülle. Sie hatte nichts, was die Nazis gegen sie verwenden konnten. Sie hatte keine engen Weggefährten, die ihre persönlichen oder beruflichen Geheimnisse hätten enthüllen können. Sie war sicher. Ihr engster persönlicher Kontakt, erkannte sie, war wohl ihr Chef Jacques Jaujard. Sie verehrte ihn sehr und würde ihm immer dankbar sein für die Chance, die er ihr geboten hatte.

Aber wollte Jaujard sie jetzt Rorimer in die Arme treiben? Diese Frage beschäftigte sie seit mehr als einer Woche. Der amerikanische *Monuments Man* genoss Jaujards Vertrauen und Bewunderung. Er hatte sie schon mehrere Male zur Zusammenarbeit angehalten, was nicht nur zu Fortschritten bei der Bergung von Eigentum Pariser Bürger geführt hatte, sondern auch eine Freundschaft zwischen ihnen hatte wachsen lassen.

Aber konnte sie ihm wirklich vertrauen? Sie hatte vier Jahre damit verbracht, Informationen zu sammeln. Vier entbehrensreiche Jahre. In den ersten Monaten hatte sie nur Angst empfunden. Aber sie war in ihrer Position gewachsen. Im Juli 1941 wurde der französische Kurator am *Jeu de Paume* krank, und Jaujard übertrug ihr dessen Aufgaben im Museum. Nach all den Jahren als freiwillige Hilfskraft erhielt sie erstmals als «*Attaché*» eine Bezahlung für ihre Arbeit – und später als «*Assistante du Jeu de Paume*». Nun war sie die Chefin der Instandhaltungsmitarbeiter, eine Aufgabe, die sie unverzichtbar machte und es ihr ermöglichte, sich im gesamten Museum frei zu bewegen. Sie übermittelte regelmässig Informationen an Jaujard, oft durch dessen loyale Sekretärin Josephine Bouchot-Saupique. Manchmal wurden ihre Berichte im Büro des Louvre geschrieben, häufig aber auf irgendein gerade verfügbares Blatt Papier gekritzelt. Bisweilen waren es auch mündliche Berichte bei Kurzbesuchen in Jaujards Büro. Als *Attaché* des *Jeu de Paume* hatte Valland das Recht, den Louvre aufzusuchen. Sie wusste, dass die Wachen sie dank ihres unscheinbaren Äusseren, das sie im Laufe dieser Jahre kultiviert hatte, ohne Kontrolle passieren lassen würden.

In den späteren Jahren, als die Angst nachliess, akzeptierte sie allmählich das Risiko. Es war zu schwierig, sich all die Versanddokumente, Zugnummern und Anschriften zu merken, daher begann sie sich Notizen zu machen. Dann fing sie an, die Dokumente abends nach Hause mitzunehmen, damit sie sie dort abschreiben konnte, und heftete sie stets am nächsten Morgen wieder in den jeweiligen Aktenordner ein, bevor die Deutschen erschienen. Sie lauschte auf Informationen bei Verpackern, Sekretärinnen und deutschen Offizieren. Sie merkte sich mitgehörte Gespräche; die Nazis ahnten nicht, dass sie Deutsch verstand. Die Deutschen waren sehr gewissenhaft bei der Dokumentation; sie registrierten und fotografierten alles. Sie entwendete die Negative und fertigte Abzüge von ihnen in der Nacht, sodass sie Fotos von allen hatte: von Hofer, Behr, Lohse und Göring, wie sie beschlagnahmte Kunstwerke musterten. Sie besass Informationen über jeden, der in diesem Haus ein- und ausging. Und sie hatte Listen von Kunstwerken, von Eisenbahnwaggons und Zielorten.

Sie hatte einen hohen Preis gezahlt. Viele Jahre mit schlaflosen Nächten. Wochen voller Angst, wenn sie sich mit der deprimierenden Erwartung arrangierte, dass sie die Besatzung wohl nicht überleben würde. Konnte sie wirklich alles, was sie in Erfahrung gebracht und zusammengetragen hatte, einem Offizier der US-Armee anvertrauen?

Sie startete über die Strasse zu einem unscheinbaren Hauseingang und beobachtete eine tief eingemummte Frau, die vorüberhastete. Anstatt einer Antwort auf ihre Frage überkam sie Erleichterung darüber, dass sie nun nach all den Jahren wieder als Französin ihre freien Entscheidungen treffen konnte. Sie erinnerte sich an jenen 19. August 1944, an dem die Résistance ihre ersten Schüsse abfeuerte. Wer konnte dieses Datum vergessen? Die Beschäftigten der Metro waren in einen Streik getreten, dann folgte die Polizei, schliesslich auch die Post. Zwar rechneten alle täglich mit dem Volksaufstand, aber als sie die ersten Schüsse hörten ... hob sich der Himmel über Paris wie der Deckel über einem brodelnden Kochtopf. Die Stadt war erfüllt von

der Begeisterung und dem Jubel ihrer Einwohner. Valland hielt sich gerade mit anderen Kuratoren im Louvre auf. Sie wollten die französische Flagge über dem Museum aufziehen, aber Jaujard untersagte es ihnen. Ihre Pflicht bestehe darin, die Sammlungen zu schützen. Sie durften keine deutsche Vergeltungsaktion riskieren.<sup>153</sup>

Sie verliess den Louvre und ging zum Jeu de Paume; sie war entschlossen, bis zum Schluss an der Seite der Kunst auszuharren. An der Ecke der Strasse stand ein deutscher Wachturm. Die Rohre der Maschinengewehre, die auf den Stufen standen, waren noch heiss. Die ganze Nacht waren deutsche Soldaten in den Jardin des Tuileries geströmt und hatten sich dort verschanzt. Gegenüber dem Park fällten Partisanen Bäume und rissen Pflastersteine heraus, um Barrikaden zu errichten. Aus einem Fenster im obersten Stockwerk konnte Valland die Citroën-Limousinen sehen, die in den Farben des Freien Frankreich bemalt waren. Doch dann geschah tagelang nichts. Paris köchelte vor sich hin.

Die Spannung entlud sich am Abend des 24. August. Blitze erhellten den Himmel, die Polizei marschierte auf. Artilleriegeschosse pfffen hinab zur Seine. Die Rohre der deutschen Maschinengewehre leuchteten glühend rot im Feuersturm. Am nächsten Tag kauerten deutsche Soldaten hinter den Statuen im Hof des Museums, umgeben von Sandsäcken. Sie sah, wie sie tot umfielen, einer nach dem anderen. Ein verängstigter junger Soldat wurde von seiner Einheit getrennt und auf den Stufen des Museums niedergemäht. Die Überlebenden ergaben sich. Innerhalb von zwei Stunden hatten General Leclercs Panzer in der Rue de Rivoli Stellung bezogen. Seine Soldaten schleppten erbeutete deutsche Munition und Helme in das Jeu de Paume, während sich Pariser Bürger auf den Terrassen versammelten und den Soldaten auf der Strasse zujubelten.

Und dann der Geschützdonner, das Schreien und die Menschenmenge, die gegen die Türen und Fenster des Jeu de Paume drückte. Eine Museumsmitarbeiterin, die dummerweise auf das Dach gestiegen war, um die Ankunft von Leclerc zu beobachten, wurde beschuldigt, eine deutsche Späherin zu sein. Sie wandte sich Hilfe suchend an meh-

rere von Leclercs Offizieren, bis endlich einer von ihnen eingriff. Als Rose Valland die Menge nicht in das Untergeschoss lassen wollte, wo die permanente Sammlung des Jeu de Paume verwahrt wurde, beschuldigte man sie, sie wolle Deutsche verstecken. Kollaborateurin! *Kollaborateurin!* Ein französischer Soldat drückte ihr die Mündung eines Gewehrs in den Rücken. Als sie die Wendeltreppe zum Kellergeschoss hinabstieg, dachte sie an den jungen deutschen Soldaten, den sie am frühen Morgen gesehen hatte, wie er sich in eines der Wachhäuschen drückte. Was würde passieren, wenn sie noch einen weiteren entdeckten? Nach allem, was sie erlebt hatte, hatte sie sich gefragt, ob es so enden musste. *Meine Verpflichtung*, sagte sie sich damals, wie auch jetzt wieder, *gilt der Kunst*.

Sie dachte an die knapp abgewendete Katastrophe mit dem Kunstzug: Unschätzbar wertvolle Kunstwerke, die aufgrund bürokratischen Wirrwarrs zwei Monate lang auf einem Nebengleis gestanden hatten. Sie fürchtete, einige Mitglieder der Museumsgemeinde könnten sie für selbstsüchtig halten. Ihr unterstellen, sie würde Informationen zurückhalten, um sich wichtig zu machen. Manche munkelten bereits, dass sie alles nur vorgespiegelt habe, dass sie gar keine wichtigen Informationen besitze. Schliesslich sei sie ja nur eine Assistentin, nicht einmal eine Kuratorin. Sie argwöhnten, sie wolle nur berühmt werden.

Vielleicht war da sogar etwas dran. Sie hatte erbost auf eine Geschichte über den Kunstzug in *Le Figaro* vom 25. Oktober reagiert, in der dem französischen Eisenbahnwesen das Hauptverdienst für die Rettung der Kunstwerke zugesprochen wurde. Sie hatte an Jaujard geschrieben und ihn darauf hingewiesen, dass in dem Artikel «den Nationalmuseen die Anerkennung verwehrt wurde, die sie verdient hatten». Wirklich wütend war sie aber über den vorhergehenden Absatz. «Ich wäre persönlich sehr froh», hatte sie geschrieben, «wenn diese Klarstellung die Tatsachen wieder zurechtrückte, denn ohne die Informationen, die ich liefern konnte, wäre es nicht möglich gewesen, diese Ladung gestohlener Gemälde in der Vielzahl von Frachtzügen, die nach Deutschland gingen, ausfindig zu machen.»<sup>154</sup>

Sie zog an ihrer Zigarette und starrte hinaus auf die verschneite Strasse. Sie wollte Anerkennung für die Arbeit, die sie geleistet hatte. Das Schicksal hatte sie vielleicht zur richtigen Zeit an den richtigen Platz gestellt, und sie hatte die Chance ergriffen. Andere waren geflohen oder hatten sich verkrochen, manche waren sogar zu den Nazis übergelaufen. Sie hatte ihr Leben für ihre Grundsätze und ihr Heimatland riskiert. Es war ihr dabei nicht um persönlichen Ruhm gegangen. Niemals. Sie hatte die Kunst geschützt. Sie war aufgestanden für etwas, das sie für richtig befunden hatte. Und am besten für die Kunst war es, das wusste sie, wenn man die Bürokratie und die kleinkarierten Auseinandersetzungen in der französischen Regierung umging und sich direkt an James Rorimer hielt. Für etwas anderes war schlicht keine Zeit. Das amerikanische Militär würde als Erstes die von den Nazis angelegten Kunstdepots in Deutschland und Österreich erreichen. Rorimer war der Einzige, dem sie vertrauen konnte. Und auch Jaujard vertraute ihm. Sie war sicher, dass Jaujard wollte, dass sie zu Rorimer ging, auch wenn er es nicht aussprach.

Sie ging weiter. Einige Minuten später stand sie vor der Wohnung des Amerikaners. Wegen der nächtlichen Stromausfälle, die in Paris nach wie vor auftraten, wurde der Raum durch Kerzen beleuchtet. Im Kamin loderte ein kleines Feuer, und es war warm in der Wohnung. Rorimer nahm ihr den Mantel ab und bat sie, sich zu setzen. Das war eine ganz andere Welt als die in der Eiskälte an den Frontlinien, aber dennoch eng damit verbunden. Manchmal erfolgen die entscheidenden Weichenstellungen einer Mission in einem kleinen Hinterzimmer bei einem Glas Champagner.

Später sollte Rorimer schreiben, dass dieses Treffen an Weihnachten ein Wendepunkt gewesen sei. Und für ihn war es das wohl wirklich, denn zum ersten Mal gab ihm Rose Valland einen Hinweis auf Umfang und Bandbreite ihrer Informationen: Sie wusste praktisch alles, was die richtige Person brauchte, um das geraubte kulturelle Erbe Frankreichs wiederzubeschaffen.

Aber für Valland war das, was an diesem Abend geschah, nur eine weitere Bestätigung dafür, dass James Rorimer der Mann war, an

den sie sich halten musste. Sein Vertrauen, sein Verständnis, sein Respekt und seine Intelligenz, aber auch seine Entschlossenheit und seine Durchsetzungskraft waren wie stets deutlich erkennbar. Es würde ihm wohl schwerfallen, zu verstehen, welche Opfer sie gebracht hatte, erkannte sie betrübt, aber das war eine bedeutungslose persönliche Überlegung. Sie sah, dass er etwas viel Wichtigeres mit ihr teilte: ihre Zielstrebigkeit. Wie Valland glaubte auch Rorimer, dass sein Schicksal mit jenen Informationen verbunden war, über die sie verfügte.

«Bitte geben Sie mir die Informationen», sagte Rorimer. «Weihen Sie mich ein in Ihr Wissen.»

Sie wusste, sie würde es tun. Natürlich hatte sie Jacques Jaujard ihre Berichte und ihre hastigen Notizen gegeben, denn das war ihre Pflicht gewesen. Aber sie war misstrauisch gegen die Bürokratie, denn eine einzige unachtsame oder eigensinnige Person irgendwo in der Befehlskette konnte den Informationsfluss unterbrechen. Und genau das geschah schliesslich auch. Mehrere Monate später, lange nach dem Ende des Krieges, wurden Fotos, die Valland an SHAEF übergeben hatte, in einem Aktenschrank in irgendeinem entlegenen Büro zwischen anderen «nutzlosen» Dokumenten gefunden.

Zum Glück hatte sie eine weitere Kopie der Dokumente für Rorimer zurückbehalten. Aber sie gab sie ihm nicht, zumindest noch nicht im Dezember 1944. Sie stellte dafür mehr als eine Bedingung. Sie wollte nicht, dass Rorimer ihre Informationen an irgendjemand anderen weitergab. Sie kannte die anderen tüchtigen Männer nicht, die für die MFAA bereits an den Fronten im Einsatz waren: Stout, Hancock, Posey, Balfour. Aber selbst wenn – es hätte für sie keine Rolle gespielt. Valland wollte nicht, dass Rorimer Informationen weitergab; sie wollte, dass er selbst sie verwendete. Und das bedeutete, dass er an die Front musste.

Das hatte sie ihm seit Monaten angedeutet, und jetzt versuchte sie es abermals. «Sie vergeuden hier Ihre Zeit, James. Männer wie Sie brauchen wir in Deutschland, nicht in Paris.»

«Ihre Informationen», erwiderte er.

Sie wusste, er würde an die Front gehen. Er würde sich der Herausforderung nicht entziehen ... und die Chance nicht ungenutzt verstreichen lassen. Es war nur eine Frage der Zeit. Aber Zeit war ein Luxus, den sie sich nicht leisten konnten. Sie hatte nur einen einzigen Trumpf auszuspielen: ihre Informationen. Sie überlegte es sich anders. Sie würde mehr bewegen können, wenn sie sie zurückhielt; es war besser, zu warten, bis sie sicher wusste, dass er nach Deutschland gehen würde.

«Rose», sagte Rorimer und griff sachte nach ihrer Hand.

Sie wandte sich ab. «*Je suis désolée, James*», flüsterte sie. «*Je ne peux pas.*»

Es tut mir leid. Ich kann nicht.

TEIL III

# DEUTSCHLAND



7. FEBRUAR 1945



## **EIN DEUTSCHER JUDE IN DER US-ARMEE**<sup>155</sup>

**Givet, Belgien Januar 1945**

Jeden Morgen bestieg Harry Ettlinger, der letzte Junge, der in Karlsruhe seine Bar-Mizwa begangen hatte, den Schulbus, der ihn von seinem Heim in einem Vorort von Newark, New Jersey, zur Highschool in der Stadtmitte brachte. Nachdem sie nun drei Jahre in Amerika lebten, hatte sein Vater endlich seinen ersten Job als Nachtwächter in einer Kofferfabrik gefunden. Die Familie war so arm, dass Harry die Rationierungen aufgrund des Krieges kaum mitbekam. Aber entlang der Fahrtroute des Busses waren die Veränderungen unverkennbar. In den winzigen Vorgärten der Stadt bauten die Leute Bohnen, Karotten und Kohl an, wie es auch Eleanor Roosevelt auf dem Rasen vor dem Weissen Haus tat. «Siegesgärten» wurden diese Parzellen genannt. Auch die freien Flächen waren von Schulkindern gesäubert und mit Bohnen bepflanzt worden. Diese Kinder und ihre Eltern fuhren nun «Siegesfahrräder», die aus wiederverwertetem Gummi und aus Metallen hergestellt worden waren, die nicht für den Krieg benötigt wurden. Der Bus fuhr an einem Plakat vorbei, das an einem Laternenmast befestigt war: «Wer allein fährt, fährt mit Hitler.» Das war eine Aufforderung, öffentliche Verkehrsmittel zu benutzen oder zumindest Fahrgemeinschaften zu bilden. Harry war froh, dass seine Familie kein Auto besass. Niemand fuhr allein; es war fast eine Sünde, auch nur daran zu denken. Er hatte gerüchteweise gehört, dass man bestraft werden konnte, wenn man bei Vergnügungsfahrten ohne konkretes Ziel erwischt wurde.

Der Bus erreichte das Gewerbegebiet von Newark, wo die Fabriken Tag und Nacht in Betrieb waren. Der Bus war jetzt immer voll, während er vor dem Krieg auf dieser Route meist nur schwach besetzt gewesen war. Nach der Haltestelle an der Fabrik, wenn die Arbeiter von der Nachtschicht zugestiegen waren, war er überfüllt, und es gab nicht einmal mehr Stehplätze. Harry sah, wie sie geduldig auf dem

Gehsteig warteten, überwiegend ältere Männer und Frauen, erschöpft, aber stolz. Um Stoff für Zelte und Uniformen zu sparen, trugen die Frauen kürzere Kleider, und Harry konnte ihre wohlgeformten Beine sehen, wenn sie nach Hause gingen oder auf den nächsten Bus warteten. Aus demselben Grund war es Männern nicht erlaubt, Hosenaufschläge zu tragen. Von dieser Veränderung war Harry weniger beeindruckt.

Was ihm allerdings auffiel, waren die Fahnen. An jeder Fabrik, an fast jedem Haus wehten amerikanische Fahnen. In den Wohngebieten gab es in nahezu jedem Fenster ein weißes Banner mit einem blauen Stern und einer roten Umrandung. Das Banner bedeutete, dass eines der Haushaltsmitglieder in der Armee Dienst tat. Wenn das Fähnchen einen goldenen Stern und eine gelbe Umrandung zeigte, war ein Haushaltsmitglied im Einsatz gefallen.

Als Harry die Highschool abschloss, wusste er, dass seine Eltern das blau-rote Banner ins Fenster hängen würden, vielleicht auch zwei, da auch sein Bruder Klaus zur Marine gehen wollte, sobald er 17 Jahre alt war. Einige Jungen hatten bereits die Highschool verlassen, darunter auch der Jahrgangsbeste Casimir Cwiakala, der später über dem Pazifik abgeschossen werden sollte. Nur ein Drittel der Jungen in Harrys Klasse hatten die Absicht, an der Abschlussfeier teilzunehmen. Die übrigen waren bereits in der Armee oder der Marine und wurden zu Piloten, Panzerfahrern oder Infanteristen ausgebildet.

Harry wollte sich nicht vor dem Krieg drücken, aber er hatte es auch nicht eilig, sich freiwillig zum Militärdienst zu melden. Der Krieg würde ihm nicht davonlaufen; es würde immer noch etwas für ihn zu tun geben. Innerlich befriedigte ihn dies nicht, aber seine Pflicht zu kämpfen stellte er nicht infrage. Wie jeder andere junge Mann würde Harry Ettlinger im Lauf des Jahres 1944 zum Militär gehen, nach Übersee geschickt werden und ein stolzer und disziplinierter, aber auch von Angst erfüllter Soldat werden. Er konnte sich nicht vorstellen, dass sich sein Leben anders entwickeln würde. Bislang hatte er noch keine Verantwortung getragen. Am Morgen fuhr er zur Schule. Nach der Schule arbeitete er in einer Fabrik, damit seine Familie

über die Runden kam. Vor dem Krieg hatte die Firma Shiman Manufacturing Schmuck hergestellt, jetzt fertigte sie Bestecke für Armeezahnärzte.

Wie erwartet, kam der Einberufungsbescheid nach der Abschlussfeier, und am n. August 1944 meldete sich Harry Ettlinger zu seiner Grundausbildung. Die Alliierten kämpften in der Normandie, und Harry zweifelte nicht daran, dass seine Mutter jeden Tag in der Zeitung die Landkarte mit den Frontverläufen in Europa studieren würde. Harry und seine Kameraden verfolgten den Vormarsch der Armee nicht. Er spielte für sie keine Rolle. Sie würden nach Europa gehen, sie würden kämpfen, und einige von ihnen würden sterben. Wo genau dies geschah, hatte keine Bedeutung.

Vorläufig befanden sie sich an einem Ort namens Macon in Georgia. Ihr Leben hatte täglich den gleichen Ablauf: früh aufstehen, waschen und anziehen, die Koje tipptopp herrichten, frühstücken, hierhin marschieren, dorthin marschieren, ein Mi-Gewehr zerlegen und wieder zusammensetzen, «ja, Sir», «nein, Sir», marschieren, essen, marschieren, putzen, sich schlafen legen, wieder früh aufstehen und alles wieder von vorn. Sie verbrachten den ganzen Tag in Einheiten aus zehn Männern, die sich der Grösse nach aufstellen mussten (Harry war der vierte), und diese Einheit war ihre ganze Welt.

Mitte November musste Harry Ettlinger gegen Ende einer Ausbildungsstunde beim Appell vortreten. «Sind Sie Bürger der Vereinigten Staaten von Amerika, Schütze Ettlinger?», fragte ihn ein Offizier.

«Nein, Sir.»

«Aber Sie sind Deutscher, richtig?»

«Deutscher Jude, Sir.»

«Wie lange leben Sie schon in diesem Land?»

«Fünf Jahre, Sir.»

«Dann kommen Sie mit.»

Einige Stunden später leistete Harry Ettlinger vor einem örtlichen Richter seinen Eid als US-Staatsbürger. Sechs Wochen später wartete er in Givet in Belgien, nur wenige Kilometer von der Grenze zu seinem

Heimatland entfernt, auf den Marschbefehl für seine Einheit, die an die Front geschickt werden sollte.

Givet war ein Ersatzdepot, das von den Männern auch als «Rekonvaleszenteneinheit» bezeichnet wurde, ein Aufmarschplatz für die Ersatztruppen, mit denen jene Kampfseinheiten aufgefüllt wurden, die besonders grosse Verluste erlitten hatten. In Givet lebten Harry und tausend weitere Soldaten in Dreifach-Schlafkojen, die in einer riesigen Scheune untergebracht waren. Es war der kälteste Januar seit Beginn der Wetteraufzeichnungen; die Wärme von den Kohleöfen stieg nach oben, kalter Wind blies durch die Ritzen der alten Holzbretter. Der Schnee lag so hoch, dass Harry keinen einzigen grünen belgischen Grashalm zu Gesicht bekam. Der Himmel klarte sich zwei Wochen lang nicht auf, und als schliesslich doch die Wolkendecke aufriss, sah man, wenn man ins Freie trat, Flugzeuge, die von einem Horizont zum nächsten flogen. Es war das erste Mal, dass Harry die eindrucksvolle Kriegsmaschinerie der westlichen Alliierten zu Gesicht bekam. Die Ardennenoffensive der Deutschen war gescheitert. Sie waren bei Bastogne zurückgeschlagen worden, und die Alliierten hatten ihren Vormarsch wieder aufgenommen. Die Deutschen wollten nicht kapitulieren, nicht, bevor alle ihre Städte zerstört und dem Erdboden gleichgemacht worden waren. Tausende alliierte Soldaten würden noch sterben müssen beim Kampf um jeden Zentimeter Boden, und auch Tausende deutscher Soldaten und Zivilisten. Ein klarer Himmel bedeutete Bomben, Tod und, was für die Männer in Givet im Moment wichtiger war, eisige Temperaturen. Diese Nacht war die kälteste, die Harry bisher erlebt hatte.

Einige Nächte später kamen die erwarteten Befehle. Die Ersatztruppen sollten ausrücken. Am nächsten Morgen reiheten sich mehr als hundert Lastwagen vor der Scheune auf. Die Offiziere riefen die Nummern der Einheiten, und die Männer stiegen mit ihren Säcken, Waffen und ihrer sonstigen Ausrüstung auf die Wagen. Sie hatten keine Ahnung, wohin sie gebracht werden würden, sie wussten nur, dass sie zur 99. Infanteriedivision stossen sollten, die irgendwo an der Front lag.

Harry sass mit den übrigen acht Männern seiner Einheit (einer war auf rätselhafte Weise verschwunden) auf dem fünften Lastwagen. Sie redeten nicht viel miteinander, während die übrigen Lastwagen beladen wurden, und sie sagten auch nicht viel, als sie hörten, wie der Lastwagen vor ihnen den Gang einlegte und abfuhr. Jetzt ging es los, und sie waren aufgeregt und ängstlich zugleich.

Aber dann lief plötzlich ein Sergeant am Konvoi entlang und wedelte mit den Armen, um den Wagen an der Spitze zum Halten zu veranlassen. Als die Lastwagen zum Stehen kamen, ging der Sergeant die Reihe entlang und rief immer wieder, sodass sämtliche Soldaten es hören konnten: «Folgende drei Männer packen ihre Sachen und kommen zu mir.» Harry war so entsetzt, als er seinen Namen hörte, dass er sich zunächst nicht bewegte.

«Das bist du», sagte jemand und stiess ihn an.

Harry stieg vom Lastwagen und legte seine Sachen vor sich auf den Boden. Weiter unten in der Reihe sah er, wie zwei weitere Männer von den mehr als 2'500 von ihren Lastwagen stiegen und ihre Ausrüstung ablegten. Er schaute ein letztes Mal zu den acht Männern zurück, die noch in seiner Einheit verblieben waren, seinen Waffenbrüdern. Innerhalb eines Monats würden drei von ihnen tot sein. Vier weitere würden schwer verwundet werden. Nur einer sollte den Krieg unverehrt überstehen.

«Schütze Ettliger, Sir.» Harry salutierte, als der Sergeant näherkam. Der Sergeant nickte, strich den Namen auf seinem Klemmbrett und signalisierte dem Konvoi, dass er jetzt losfahren könne. Als die Lastwagen hinausrollten, schulterte Harry seinen Sack und ging zurück zur Scheune. Er wusste nicht, wohin er jetzt kommen würde und warum, aber er war sicher, dass es nicht an die Front gehen würde. Es war der 28. Januar 1945, sein 19. Geburtstag. Harry Ettliger sollte diesen Geburtstag später als seinen schönsten in Erinnerung behalten.

## ÜBERLEBEN IN EINEM ZERSTÖRTEN DORF

La Gleize, Belgien Februar 1945

Walker Hancock kam an einem eisig kalten Februarnachmittag in La Gleize an. Vor der Ardennenoffensive der Deutschen hatte er hier einmal einen sehr angenehmen Nachmittag mit einer freundlichen Gastgeberin und einer entzückenden unbekanntem Skulptur der Jungfrau Maria verbracht. Während der Ardennenschlacht hatte er mit Entsetzen verfolgt, wie der Feind auf der Landkarte nach Westen vorrückte, Aachen zurückeroberte, den Westwall überquerte und schliesslich nach Belgien vorsties, wo er immer langsamer wurde und dann am Amblève-Tal zum Stehen kam. Genau an dem Punkt, wo die Front erstarre, direkt unterhalb der Nadel auf der Karte, lag der Ort La Gleize. Jedes Mal, wenn er auf diese Nadel blickte, dachte er an die junge Frau und die aussergewöhnliche Madonnenfigur, die noch vor wenigen Wochen so weit entfernt zu sein schienen vom Krieg. *Nichts kann sich diesem Krieg entziehen*, dachte er und überlegte, ob beide wohl unversehrt sein würden. *Nichts ist sicher*.

Nun, da die Ardennenschlacht vorüber war und die Alliierten den deutschen Vorstoss abgewehrt hatten, wollte Walker Hancock sehen, was aus dem friedlichen kleinen Dorf geworden war. Bill Lesley, der erste Monuments Man, der nach der Ardennenoffensive das Tal bereiste, hatte berichtet, dass La Gleize fast vollständig zerstört worden sei, aber dennoch war Hancock überrascht von dem grauenhaften Anblick, der sich ihm bot. Alle Häuser waren eingestürzt, die Mauern verkohlt, und überall lagen militärische Ausrüstungsgegenstände und Patronenhülsen herum. Die Kirche, die von schwerer Artillerie beschossen worden war, war fast nur noch eine leere Hülle. Sie schien sich an den Hügel zu lehnen, jederzeit bereit, umzustürzen und die letzten Reste der Stadt auszulöschen. Seltsamerweise war die Tür verschlossen; Hancock stieg durch ein grosses, klaffendes Loch in das Gebäude. Das

Dach war weggerissen worden, und die zersplitterten Balken schwan- gen im Wind, der Eis und Schnee ankündigte, gefährlich hin und her. Die Kirchenbänke waren umgedreht und zu Barrikaden aufgeschich- tet, die Stühle hochgeschleudert worden. Die Deutschen hatten die Kirche zuerst als Festung genutzt, dann als Lazarett, und Hancock ver- mutete, dass unter dem Schnee Erfrorene lagen, Deutsche oder auch Amerikaner. *Nichts kann sich diesem Krieg entziehen*, dachte er aber- mals.

Aber eines war unverändert: die Madonna. Sie stand noch immer da, wo sie auch schon vor zwei Monaten gestanden hatte, in der Mitte des Kirchenschiffs, mit einer Hand auf dem Herzen, die andere seg- nend erhoben. Sie schien in ihrer Konzentriertheit auf das ferne Gött- liche überhaupt keine Notiz zu nehmen von ihrer Umgebung. Doch vor diesem Hintergrund wirkte sie geheimnisvoller und hoffnungs- spendender denn je, ihre Schönheit triumphierte sogar inmitten all die- ser Verwüstung und Verzweiflung.

Das Dorf war nicht verlassen, zumindest nicht ganz. Als Hancock die vereiste Hauptstrasse hinabging, bemerkte er ein paar Leute, ver- störte und erschöpfte Menschen, die aus den Ruinen ihrer Häuser her- ausspähten. Der *curé* der Kirche war wieder nicht da, aber ein Mann namens Monsieur George, der mit seinem blutigen Verband um den Kopf das perfekte Bild eines Überlebenden darstellte, bot Hancock seine Hilfe an.

«Ich komme wegen der Madonna», sagte Hancock und setzte sich zu Monsieur George und seiner Frau an den Tisch in ihrer kleinen Kü- che. Er zog einen Brief heraus, der vom Bischof von Lüttich unter- schrieben war, zu dessen Diözese diese Kirchengemeinde gehörte. «Der Bischof hat mir bis zum Ende des Krieges die Krypta im Prie- sterseminar in Lüttich angeboten. Das Wetter ist schlecht, ich weiss, aber wir haben keine Zeit zu verlieren. Ich habe einen Lastwagen und einen guten Fahrer. Wir können sie gleich heute abholen.»

Monsieur George runzelte die Stirn. Ebenso seine Frau. «Die Ma- donna wird La Gleize nicht verlassen. Heute nicht und überhaupt nie-



mals.» Monsieur George wollte nicht einmal zulassen, dass sie aus der Kirche geholt wurde.

Aber der Schnee, die Kälte, das einsturzgefährdete Dach? – Hancock bemühte sich nach Kräften, aber der Mann liess sich nicht umstimmen.

«Ich werde eine Versammlung einberufen», sagte Monsieur George schliesslich und beendete damit das Gespräch. Eine Stunde später hatten sich ein Dutzend misstrauische Leute – Hancock überlegte, ob dies alles Überlebenden des Dorfes waren – im Haus von Monsieur George eingefunden und hörten sich an, wie Hancock seinen aussichtslosen Standpunkt vertrat.

«Dieses Haus hat einen guten Keller», erklärte Monsieur George schliesslich. «Der *curé* ist während der Kämpfe bei uns gewesen. Einige von uns wurden zwar durch Kugeln verwundet, die durch das kleine Fenster hereinfliegen, aber jetzt ist diese Gefahr vorbei. Ich schlage vor, wir bringen die Madonna in den Keller.»<sup>156</sup>

Hancock war nicht erfreut, aber dies erschien als der bestmögliche Kompromiss. Zumindest drohte dieses Haus nicht unmittelbar einzustürzen. Da sagte jemand: «Sie kann nicht weggebracht werden. Sie ist fest mit ihrem Sockel verbunden. Ich muss es wissen, ich habe sie schliesslich eingemauert.»

«Wenn Sie so gute Arbeit geleistet haben, wissen Sie doch sicherlich auch, wie man sie wieder loslösen kann», sagte Hancock.

Der Maurer schüttelte den Kopf. «Keine Macht der Welt kann sie aus dieser Verankerung befreien. Nicht einmal ich.»

«Und wie wäre es, wenn man den Sockel vom Boden löst?»

Der Maurer dachte einen Augenblick nach. «Das könnte gehen.»

«Sie darf nicht weggebracht werden», rief eine andere Stimme. Hancock drehte sich um und sah einen kleinen Mann mit kantigem Kinn, der von seinem Stuhl aufgestanden war.

«Sei jetzt vernünftig ...», rief Monsieur George, aber der Mann wollte nicht nachgeben. Die Madonna habe die Schlacht überstanden, sagte er. Sie sei alles, was ihnen von ihrem bisherigen Leben geblieben sei. Sie sei jetzt die Gemeinde. Sie verkörpere die Gnade Gottes, ihre

Errettung. Wer sei dieser Ausländer, dieser ... Amerikaner, dass er glaube, er könne ihnen vorschreiben, was sie zu tun hätten? Die Madonna könne dort stehen bleiben, wo sie schon immer gestanden habe, in der Kirche. Selbst wenn der Grossteil der Kirche zerstört sei.

«Ich bin derselben Meinung wie der *notaire*», sagte der Maurer.

Einige andere Anwesende rutschten auf ihren Sitzen umher. Hancock schaute von einem zum anderen, sah die ausgemergelten Gesichter und die vielen Verbände. Die Madonna war für diese Menschen kein Kunstwerk, erkannte er; sie verkörperte ihr Leben, ihre Gemeinschaft, ihre kollektive Seele. Warum sollte man sie in einem Keller verstecken, dachten sie, wenn wir sie jetzt mehr denn je brauchen? Sie hatte triumphiert. Nach allem, was sie durchgemacht hatten, konnten sie sich nicht vorstellen, dass die Gefahr zurückkehren könnte.

Aber Hancock wusste, dass die Gefahr noch nicht gebannt war, zumindest nicht für die Skulptur, denn das zersplitterte Dach und die schwer beschädigten Wände konnten Zusammenstürzen. «Gehen wir in die Kirche», schlug er vor. «Vielleicht finden wir dort eine Lösung.»

Die kleine Gruppe stapfte durch den leeren Ort, vorbei an Schneewehen, Eisklumpen, zerborstenen Granaten und Schutthaufen. Jemand hatte den Schlüssel dabei, und daher betraten sie die Kirche durch die Tür, obwohl nur wenige Zentimeter daneben keine Mauer mehr war. Grosse Schneeflocken fielen herab und blieben auf der Madonna liegen. Die kleine Gruppe versammelte sich um sie, als würde sie sie durch ihr Leuchten wärmen. Hancock blickte in ihr Gesicht. Es zeigte Traurigkeit, Frieden und vielleicht auch Überraschung.

Gerade als er beginnen wollte, zu den Leuten zu sprechen, gab das Dach nach. Es gab ein plötzliches Knirschen, dann krachte ein grosses Holzteil auf den Boden. Schnee und Staub wirbelten in einer Wolke nach oben, und grosse Eisbrocken regneten herab. Als die Luft wieder klar wurde und sich der Staub gelegt hatte, trat der *notaire* langsam nach vorn, sein Gesicht war kreidebleich. Er hatte fast unmittel-

bar unter dem herabgestürzten Balken gestanden. Nur um Haaresbreite hatte er ihn verfehlt.

«Nun ...», fing Hancock an, als ein weiteres Stück des Daches herabfiel und ein paar Zentimeter neben den Füßen des Notars aufschlug.

«Ich schlage vor, dass die Statue in den Keller im Häus von Monsieur George gebracht wird», sagte der Notar.<sup>157</sup>

Der Maurer hatte recht gehabt: Es war nicht möglich, die Statue von ihrem Fundament zu trennen. Daher wurden zwei zerbrochene Dachbalken zu dem steinernen Sockel gezogen, und ein paar Männer begannen die Skulptur hin und her zu drücken, um sie vom Boden zu lösen. Obwohl das Fundament der Figur nur 1,20 Meter dick war, waren acht Männer nötig, um sie aus der Kirche und über den rutschigen Hang zur Dorfmitte zu schleppen. Die Männer waren gebückt von dem Gewicht, schauten nach unten und suchten sich vorsichtig einen Weg über das Eis. Hancock trug seine Kampfuniform und seinen Helm; die Dorfbewohner hatten Filzhüte und Schirmmützen auf, einige ältere Männer trugen Anzüge und lange Mäntel. Eine junge Frau in einem Cape und einer Kapuze führte den Zug an. Die Madonna überragte alle um einen Kopf, sie wirkte feierlich und friedvoll. Es war der seltsamste Umzug, den La Gleize bisher gesehen hatte.

Nachdem die Madonna sicher im Keller untergebracht war, lud ein junger Mann Hancock und seinen Fahrer zum Essen ein. Hancock nahm dankbar an und war überrascht, dass er nun abermals die Gastfreundschaft von Monsieur Geenen genoss, des Bauern und Gastwirts, der ihn auch schon bei seinem ersten Besuch im Ort unterhalten und zum Essen eingeladen hatte. Hancock wollte nur seine K-Rationen und etwas heisses Wasser, um sein Kaffeepulver aufzulösen, doch abermals bestand die Familie auf einem vollständigen Mahl. Und dies, obwohl die hintere Hälfte des Hauses nicht mehr vorhanden und der Wohnbereich der Kälte ausgesetzt war. Durch eines der Löcher konnte Hancock einen grossen Stapel Granaten, Panzerfäuste und Munition sehen, welche die Familie auf dem Grundstück aufgesam-

melt hatte, durch das andere sah er nur Dunkelheit. Alles wirkte unrichtig, unwirklich. Aber es waren dieselben Menschen, die nun älter und erschöpfter aussahen, doch sie waren am Leben und wohlauf und bereiteten vor ihm nichts Geringeres als ein Festmahl aus. Inmitten all dieser Zerstörung waren frisch gekochtes Fleisch und Gemüse der wundersamste und unerwartetste Anblick, den man sich denken konnte.

Sie unterhielten sich über das Scheitern der deutschen Offensive, den Einfallsreichtum der amerikanischen Soldaten und über ihre mögliche Zukunft. Hancock liess es sich schmecken. Er liess seinen Blick über die Gesichter schweifen, die Löcher in den Hausmauern, den Stapel mit Sprengmaterial, durch die beiden kleinen Räume und schliesslich über das wunderbare Essen vor ihm. Da wurde ihm etwas klar.

«Das ist nicht das Haus, in dem ich damals war», sagte er.<sup>158</sup>

Monsieur Geenen legte seine Gabel weg und faltete die Hände. «Mitten in der Nacht», sagte er, «wurde ich wach und sah vom Bett aus den Himmel durch ein Granatenloch in der Mauer. Und als ich begriff, wo ich war und warum ich hier war, da dachte ich bei mir: ‚Ist es nicht schlimm, dass ich in meinem Alter noch so etwas erleben muss, nachdem ich mein ganzes Leben gearbeitet habe? Dass ich um mich und meine Familie herum nicht einmal vier intakte Wände habe?‘ Dann fiel mir ein, dass das nicht einmal mein eigenes Haus war, dass mein Freund, dem es gehört hatte, tot war, und dass von dem Haus, das ich gebaut hatte, nicht einmal mehr eine Mauer stehengeblieben war. Mich überkam eine tiefe Traurigkeit. Aber dann erkannte ich plötzlich die Wahrheit: Wir hatten den Krieg überstanden. In all dieser Zeit hatten wir genug zu essen gehabt. Wir waren wohlauf und wir konnten arbeiten.» Er deutete mit einem Kopfnicken zu seiner Familie, dann zu den beiden amerikanischen Soldaten, die auf der anderen Seite des Tisches sassen. «Wir haben Glück gehabt», sagte er.<sup>159</sup>

Der Kampf war vorüber. Hancock war sicher, dass der Krieg nicht mehr nach La Gleize zurückkehren würde. Aber weiter im Osten, in Deutschland, da war er noch voll im Gange.

## DER NEUE MONUMENTS MAN

**Luxemburg und Westdeutschland 5. Dezember 1944 bis  
24. Februar 1945**

Anfang Dezember 1944 wurde George Stout darüber informiert, dass der MFAA in der 12. US-Heeresgruppe mehrere neue Männer zugeteilt werden sollten. Dabei handelte es sich um Soldaten, die alle vorher Berufe im Kulturbereich ausgeübt hatten und den im Feld tätigen Monuments-Offizieren als Assistenten zur Seite stehen sollten. Wie üblich, würde es einige Wochen dauern, bis sie ihre formellen Marschbefehle erhalten würden, aber zumindest wusste er, dass Hilfe unterwegs war.

Sheldon Keck, den Stout dem jüngsten Monuments-Offizier der 9. Armee, Walter «Hutch» Huchthausen, zuteilen wollte, war ein angesehener Kunstkonservator. Er diente seit 1943 als Soldat in der Armee, war aber erst vor Kurzem für den Einsatz im Kulturgüterschutz ausgewählt worden. Keck war verheiratet, hatte einen kleinen Sohn – «Keckie» war erst drei Wochen alt, als sich sein Vater zum Dienst meldete – und war genau jene Art von Profi, den sich Stout für diese Arbeit gewünscht hatte.

Lamont Moore, ein Kurator an der National Gallery of Art in Washington, der 1941 bei der Verlegung von deren bedeutendsten Kunstwerken in das Biltmore Estate mitgewirkt hatte, sollte George Stout bei der Leitung des MFAA-Büros in der 12. Heeresgruppe behilflich sein – eine ausserordentlich wichtige Aufgabe, da Stout sehr häufig an der Front unterwegs war.

Walker Hancock sollte einen Assistenten im Offiziersrang erhalten, Corporal Lehman, doch dessen Überstellung wurde von der Militärbürokratie verzögert. Vorläufig musste Hancock daher noch alleine Weiterarbeiten – aber mit tatkräftiger Unterstützung durch George Stout.

Der letzte neue Mann war zweifellos der eindrucksvollste. Gefreiter Lincoln Kirstein, 37 Jahre alt, war ein bekannter Intellektueller, Schriftsteller und Impresario, der in der New Yorker Kulturszene über

beste Kontakte verfügte. Der Sohn eines Selfmade-Geschäftsmanns, der es bis zum Partner des späteren Präsidenten Roosevelt gebracht hatte, hatte sich schon als junger Mann durch grosse Begabungen hervorgetan. Als Student in Harvard hatte er in den 1920er-Jahren die Harvard Society for Contemporary Art gegründet, einen unmittelbaren Vorläufer des Museum of Modern Art in New York City. Darüber hinaus zählte Kirstein zu den Mitbegründern einer Literaturzeitschrift mit dem Titel *Hound and Horn*, die sich eine so grosse Reputation erwarb, dass darin Originaltexte von weltberühmten Schriftstellern wie Alan Tate und E. E. Cummings veröffentlicht wurden. In einem (unter Pseudonym verfassten) Artikel von Alfred Barr, dem ersten Direktor des neuen Museum of Modern Art in New York, wurde in *Hound and Horn* zum ersten Mal in Amerika vor Hitlers Einstellung gegenüber der Kunst gewarnt.

Nach seinem Studienabschluss wurde Kirstein Romanschriftsteller und Künstler. Aber er machte sich einen Namen eher als ein Förderer denn als ein Schöpfer der Kunst. Als angesehenes Kritiker wurde er schon mit Anfang dreissig zu einer führenden Figur der New Yorker Kunstszene und zählte den mit Staatspreisen ausgezeichneten Dichter Archibald MacLeish zu seinen Freunden ebenso wie den Schriftsteller Christopher Isherwood, dem seine Darstellung des nationalsozialistischen Berlin, *I Am a Camera*, internationalen Ruhm einbringen sollte (ein Werk, das später dem Musical und Kinofilm *Cabaret* als Vorlage diente).

Kirsteins wichtigster Beitrag zur Kunstwelt indes war im Stillen erfolgt und hatte sich, da gerade der Krieg begann, nur als mässig erfolgreich erwiesen. Im Jahr 1934 hatte er den berühmten russischen Choreografen George Balanchine überredet, in die USA zu emigrieren. Die beiden Männer gründeten die School of American Ballett sowie mehrere fahrende Ballett-»Karawanen« und die American Ballet Company in New York City.

Doch wie alle anderen stellte auch Kirstein 1942 seine Pläne zurück. Da er ständig zu wenig Geld hatte, um seine unterschiedlichen

Projekte zu finanzieren, und die Zukunft unsicher war, er aber kein einfacher Soldat in der Armee werden wollte, bewarb er sich bei den Reservisten der Marine. Er wurde abgelehnt, weil er wie die meisten Juden – aber auch Schwarze, Asiaten und Südeuropäer – nicht die rassistusverdächtige Voraussetzung erfüllte, dass er zumindest in der dritten Generation amerikanischer Staatsbürger war.<sup>160</sup> Bei der Küstenwache fiel er wegen seiner Sehschwäche durch. Daher ging er im Februar 1943 als Soldat zur Armee. «Mit 36 habe ich mühsam etwas vollbracht, was mit 26 noch hart gewesen wäre und mit 16 noch Spass gemacht hätte», berichtete er seinem engen Freund Archibald MacLeish, der damals Leiter der Library of Congress war, über seine Erfahrungen im Ausbildungslager.<sup>161</sup> Gegenüber einem anderen Freund bekannte er: «Ich bin ein alter Mann und finde die Gangart hier sehr anstrengend ... Ich bin so müde, weil ich nicht schlafen kann, aber ich glaube, sie achten nur darauf, dass man viereinhalb Stunden Schlaf bekommt ... Ich habe gelernt (zumindest einigermaßen), wie man schießt und ein Gewehr auseinandernimmt, sich von einem nicht sehr grossen Panzer herunterrollt, sehr langsam einen schrecklichen Hinderniskurs bewältigt und in vorbereitete Wasserhindernisse fällt. Mir macht das keinen grossen Spass – den meisten anderen aber schon.»<sup>162</sup> Zumindest, so scherzte er, sei es ihm gelungen, 20 Kilo abzunehmen.

Nach dem Abschluss der Grundausbildung wurde Kirstein ein drittes, viertes und fünftes Mal abgelehnt: von der Abteilung Spionageabwehr des Kriegsministeriums, vom Aufklärungsdienst der Armee und auch vom Signal Corps. Schliesslich begann er eine Pionierausbildung in Fort Belvoir, Virginia, wo er Befehlshandreichungen schrieb. Gelangweilt von den langsamen Abläufen im Militär, begann Kirstein von Soldaten geschaffene Kunstwerke zu dokumentieren, zunächst von den übrigen Pionierschülern in Fort Belvoir, dann auch von anderen Armeeangehörigen. Mithilfe zahlreicher Freunde und Korrespondenten entwickelte der rastlose Kirstein sein «War Art Project» allmählich zu einem grossen, von der Armee unterstützten Unternehmen.

Im Herbst 1943 wurden neun Bilder und Skulpturen von Soldaten, die von Lincoln Kirstein ausgewählt worden waren, in der Zeitschrift *Life* vorgestellt. Dann präsentierte er diese und weitere Werke in der Ausstellung «American Battle Art», die in der National Gallery of Art und der Library of Congress in Washington, D.C., gezeigt wurde.

Mittlerweile hatte die Roberts-Kommission Kirstein eine Stelle in der MFAA angeboten. Er war kein Offizier, aber die Kommission hatte sich wegen seiner herausragenden Qualifikationen für ihn eingesetzt. Kirstein war hin- und hergerissen zwischen seiner Liebe zum War Art Project und seiner Bewunderung für die Mission der MFAA, doch am Ende entschied er sich für den Schutz und die Erhaltung von Kulturgütern. Er kam im Juni 1944 in England an, zusammen mit drei weiteren *Monuments Men* im Unteroffiziersrang, die darauf brannten, an einer wirkungsvollen, klar umrissenen militärischen Operation teilzunehmen.

Davon konnte allerdings keine Rede sein. Die ursprünglichen 15 *Monuments Men* befanden sich entweder in der Normandie oder warteten auf die Überfahrt über den Ärmelkanal. In der Basis in Shrivenham tummelten sich zivile Experten und Offiziere von Civil Affairs, aber es fehlte eine militärische Struktur in Bezug auf die MFAA. Da die ausgebildeten Offiziere im aktiven Einsatz waren, gab es überhaupt keine effektive Organisation. Als Kirstein und seine Kameraden in London eintrafen, stellten sie fest, dass niemand über ihre Ankunft informiert worden war, und keiner, mit dem sie sprachen, hatte jemals von *Monuments*, Fine Arts and Archives gehört. Man sagte ihnen, sie sollten warten, bis der Papierkram erledigt sei. Da die Armee mit dem Kampf in der Normandie beschäftigt war, hatte sie die *Monuments Men* schlicht vergessen.

Kirstein gelang es, Kontakt mit James Rorimer aufzunehmen, der als Kurator des Metropolitan Museum demselben sozialen Milieu entstammte wie Kirstein. Rorimer schrieb an seine Frau:



«Dass ein Mann wie Lincoln, der sechs Bücher und unzählige Zeitungsartikel geschrieben hat, sechs Jahre in Harvard verbracht hat, für ‚Hound and Horn‘ verantwortlich war und Leiter des American School Ballett etc. war, sich als kleiner Gefreiter herumquälen muss, ist schon komisch. Verrückt, würden wir sagen. Aber auch Saroyan ist Gefreiter. Er wird wohl Stücke über den Krieg schreiben. Bei zehn Millionen Männern oder mehr ist es schlicht nicht möglich, jeden optimal einzusetzen. Ich weiss nicht, was wichtiger ist – Glück, Führung, Freunde, Antrieb, etc. Zweifellos wird Befähigung nicht von vornherein grosses Gewicht beigemessen.»<sup>163</sup>

Kirstein hatte das Pech, dass Rorimer gerade seinen eigenen monatelangen Kampf um eine Zuteilung zur MFAA zu Ende brachte und für den herausragenden, aber unbeachteten Gefreiten nichts tun konnte. Schliesslich gelang es dem unermüdlichen Kirstein, der über gute Kontakte verfügte, eine Versetzung nach Frankreich und schliesslich nach Paris zu erreichen, aber auch dort hatte er noch kein formell zugewiesenes Aufgabengebiet. Da er nichts zu tun hatte, richtete er sich mit Packkisten ein kleines Büro ein und stand jeden Morgen früh auf, um Briefe, Gedichte und Zeitschriftenartikel zu schreiben.

Die Zwecklosigkeit seines Tuns deprimierte ihn zusehends. Das war ein stets wiederkehrendes Muster in seinem Leben: Hektischer Aktivität folgte zermürende Verzweiflung. Seine manischen Phasen hatten zu aussergewöhnlichen kulturellen Erfolgen geführt, mündeten aber gewöhnlich in zunehmender Trübsal und dem Gefühl, eine Gelegenheit verpasst zu haben. Diese depressiven Zustände hatten zur Folge, dass er oft so wirkte, als sei er nicht fähig, konsequent bei einer Sache zu bleiben. Er war ein grosser, schwerfälliger Mann mit tief liegenden, durchdringenden Augen und einer Hakennase, ein Mann, der einschüchternd wirken konnte, wenn er einen anstarrte, der aber auch ein ausnehmend charmanter Essensgast oder Freund sein konnte. Hinter seinem etwas Furcht einflössenden Äusseren war er ein unsicheres, manchmal herrisches Genie, ständig auf der Suche nach einem kreativen Ventil.

Konfrontiert mit der zähen Militärbürokratie, trübte sich Kirsteins Stimmung im Frühherbst 1944 immer weiter ein, selbst als die alliierten Armeen ihren Vormarsch durch Europa antraten. Im Oktober, auf dem Tiefpunkt seiner Depression, begann er eine hitzige Korrespondenz mit der Roberts-Kommission. Er erläuterte, dass er die Stelle eines Oberfeldwebels in der Luftwaffe ausgeschlagen habe, um in der MFAA zu arbeiten, beklagte die Sinnlosigkeit seines Daseins als 37 Jahre alter Gefreiter und erklärte, dass «Skilton, Moore, Keck und ich der Kommission entweder zu unbequem waren oder schlicht vergessen wurden ... Ich jedenfalls empfinde das Verhalten der Kommission als gefühllos und beleidigend.»<sup>164</sup> Sofern er nicht bald seinen Verwendungsbescheid erhalte, schrieb er, habe er «absolut keine Lust mehr, weiter auf den Personallisten geführt zu werden».

Diese Briefe bewirkten nicht allzu viel. Die Roberts-Kommission wollte Lincoln Kirstein an die Front schicken, aber dieser hatte zu seiner Bestürzung festgestellt, dass es die Regeln des Militärs nicht erlaubten, dass Gefreite in der MFAA dienten. Dies setzte neue bürokratische Verfahrensabläufe in Gang, in die die gesamte Kommandokette einbezogen wurde, während sich die MFAA-Offiziere an der Front aufarbeiteten und ihre Assistenten untätig herumsassen. Im Dezember 1944 erhielt Kirstein schliesslich seinen Marschbefehl, mehr als ein halbes Jahr nach seiner Ankunft in England, und er meldete sich am 5. Dezember bei der 3. US-Armee zum zeitlich befristeten Dienst. Diese lange Verzögerung erboste ihn noch mehr, als er herausfand, wie dringend die *Monuments Men* der 12. US-Heeresgruppe Unterstützung benötigten.

George Stout, zu dessen Schülern Kirstein in Harvard gezählt hatte, wusste, dass der Gefreite ein brillanter Kopf war. Er kannte wahrscheinlich aber auch seine Schwächen: dass er sich leicht frustrieren liess, dass er launisch war und ihm das Leben im Militär nicht sonderlich behagte. Ob durch Zufall oder aus Absicht – und wenn man Stout kannte, konnte man mit ziemlicher Sicherheit auf Absicht tippen – wurde Kirstein einem idealen Partner zugewiesen: dem *Monuments Man* Max Robert Posey aus George Pattons 3. US-Armee.

Posey und Kirstein waren ein höchst eigenartiges Gespann: ein ruhiger, bodenständiger Architekt aus Alabama und ein manisch-depressiver, verheirateter, aber homosexueller Jude und Lebemann aus New York. Posey war beständig und ausgeglichen, Kirstein emotional. Posey war ein Planer, Kirstein wurde von Impulsen geleitet. Posey war diszipliniert, Kirstein freimütig und unverblümt. Posey war nachdenklich, Kirstein einfühlsam, aber oft auch brilliant. Während Posey von zu Hause nur verlangte, dass man ihm Hershey-Riegel schickte, enthielten Kirsteins Care-Pakete Rauchkäse, Artischocken, Lachs und Hefte des *New Yorker*. Am wichtigsten jedoch war, dass Posey sich als Soldat verstand. Kirstein rieb sich an der Rigidität und der Bürokratie der Armee und empfand die meisten Offiziere als unerträglich langweilig. Posey dagegen verstand und respektierte das Militär und seine Regeln. Er liebte es sogar. Er war während der deutschen Ardenenoffensive verwundet worden, aber unmittelbar nach seiner Genesung wieder in den Dienst zurückgekehrt, aus Loyalität nicht nur gegenüber seinem Auftrag, sondern auch gegenüber seinen Kameraden in der 3. Armee. Zusammen konnten die beiden Männer in der Armee weit mehr bewegen als jeder für sich allein.

Es gab zudem einige praktische Gründe, die dafür sprachen, die beiden zusammenzuspannen. Posey gehörte zu den erfahrensten MFAA-Offizieren. Er wusste, wie man den Job auszuführen hatte, und war zudem ein Fachmann für Gebäude und Baumaterialien. Aber er war kulturell nicht sehr bewandert und auch nicht besonders belesen, und er beherrschte keine Fremdsprachen. Da Kirstein mit der französischen und der deutschen Kultur vertraut war und über enorme Kenntnisse in der bildenden Kunst verfügte, war er eine ideale Ergänzung, und auch dass er fließend Französisch sprach, war von unschätzbarem Wert. Allerdings sprach keiner von ihnen Deutsch, wenngleich Kirstein Grundkenntnisse besass.

Obwohl kein Zweifel bestand, dass Kirstein hoch qualifiziert war für den Job im Kulturgüterschutz, wahrscheinlich sogar qualifizierter als sein Vorgesetzter Hauptmann Posey, war er nur ein einfacher Sol-

dat, und er musste die typischen Aufgaben eines neu eingetretenen Gefreiten ausführen: Wasser aus einem überfluteten Keller abpumpen, einen Maulkorb für den Hund des Obersts beschaffen, eine Ladung Sperrholz ausliefern, Mahlzeiten servieren, Latrinen ausheben und natürlich Berichte schreiben und Papierkram erledigen. Der Papierkram war am schlimmsten. Jedes Blatt musste in acht Ausführungen getippt werden, und wenn jemand irgendwo einen Tippfehler entdeckte, musste er alles noch einmal schreiben. Aber auch davon liess sich Lincoln Kirstein nicht unterkriegen. Nach einem siebenmonatigen Schwebzustand war er noch immer interessiert, aktiv und froh darüber, in der Nähe der Front zu sein.

Kirstein absolvierte seine Ausbildung als Monuments Man im französischen Metz. Gemeinsam mit Posey verbrachte er 'die letzte Januarwoche mit Reisen auf eisigen Strassen zwischen dem Hauptquartier der 3. US-Armee in Nancy und der Garnisonsstadt Metz, die von der 3. Armee im Herbst nach heftigem Kampf eingenommen worden war. Während der Ardennenoffensive, hatte ihm Posey erzählt, hatten die Deutschen zahlreiche Fallschirmspringer in amerikanischen Uniformen hinter den alliierten Linien abgesetzt. Man konnte sie nur enttarnen, indem man ihnen Fragen zu speziell amerikanischen Themen wie beispielsweise Baseball stellte. Davon hatten die Deutschen keine Ahnung.

Kurze Zeit später hörte Kirstein während einer Exkursion über eine Nebenstrasse zu einer abgelegenen Ortschaft Gewehrschüsse von den Bäumen. Da sie noch nicht ganz die Frontlinie erreicht hatten, dachte er, es handele sich um Übungsschiessen alliierter Soldaten. Erst am nächsten Tag erfuhr er, dass Deutsche sie beschossen hatten. Posey machte sich anscheinend keine Sorgen, das gehörte eben zum Job. Kirstein allerdings war sich nicht so sicher. Er konnte sich nur damit trösten, dass der alte Spruch wohl doch stimmte: Die «Jerries», wie die Deutschen von den amerikanischen Soldaten genannt wurden, konnten nicht geradeaus schiessen. Von nun an fuhr er nicht mehr besonders gern über Nebenwege.

Den Januar verbrachten die beiden zum grossen Teil auf Hauptstrassen. Seit dem Zusammenbruch der deutschen Ardennenoffensive hatte Robert Posey herauszufinden versucht, wo die Kulturschätze von Metz geblieben waren. Dazu gehörte in erster Linie die Befragung von Angestellten und Mitarbeitern der Kulturbehörden in der Stadt und im nahegelegenen und überfüllten alliierten Kriegsgefangenenlager. Die wirklichen Nazi-Verbrecher hatten sich längst in ihre Heimat abgesetzt. Es war eine ermüdende Aufgabe, weil die niederen Funktionsträger nur sehr wenig wussten. Wenn man sie intensiv befragte, konnten sie meist nur einen weiteren Namen oder eine weitere Adresse von irgendjemandem nennen, der möglicherweise vielleicht etwas wusste.

Das war die Methode, mit der die MFAA arbeitete, erkannte Kirstein: widerstrebende Beamte aufreiben und so lange ausfragen, bis die richtige Person gefunden wurde. Es war eine Art Ping-Pong-Spiel: Posey bekam einen Namen, machte die entsprechende Person ausfindig, holte ein paar Informationen und weitere Namen aus ihr heraus, bis er schliesslich durch harte Arbeit und stetige Wiederholung ein klareres Bild der Situation gewann. Selten kamen die Antworten nur aus einer einzigen Quelle. In den meisten Fällen formte sich im Zuge mehrerer wenig hilfreicher Befragungen das Gesamtbild eher langsam und zögerlich.

Bei besonders wichtigen Informanten wie beispielsweise Dr. Edward Ewing, einem Archivar, dessen Name wiederholt in Befragungen auftauchte, rief Posey den Monuments Man George Stout an. Kirstein begriff schnell, dass Stout, der schon seit dem Treffen am Met im Jahr 1941 die Aktivitäten zum Kulturgüterschutz massgeblich vorangetrieben hatte, der grosse Experte war, auf den sich die übrigen Monuments Men stützten. Wenn etwas zu tun war, wusste Stout, wie man es angehen musste.

Stout erhielt am 15. Januar einen Anruf. Zwei Tage später befragte er Dr. Ewing, während Kirstein das Gespräch aufzeichnete. Zunächst gab es nicht viel zu notieren. Dr. Ewing sass ruhig auf seinem Stuhl und beantwortete die Fragen schnell und knapp. Die deutsche Propaganda hatte lange Zeit behauptet, die Alliierten, insbesondere die Amerikaner, wollten sich europäische Kunstwerke aneignen und

sie dann an den Meistbietenden verkaufen, weil sie zu ungebildet seien, ihren Wert zu erkennen und zu würdigen. Zu den wichtigsten frühen Entscheidungen der MFAA gehörte es, bei ihrer Arbeit auf die Einbeziehung von Kunsthändlern zu verzichten und sich stattdessen auf Kulturbeamte aus dem öffentlichen oder akademischen Bereich zu konzentrieren. Durch das Vertrauen, das man den Beamten entgegenbrachte, konnten im Laufe der Zeit die Funktionsträger aus dem europäischen Kulturbereich zur Mitarbeit gewonnen werden, selbst jene, die früher der NSDAP angehört hatten. Und niemand war Vertrauen einflössender als George Stout. Er strahlte Wissen, Professionalität und Liebe und Respekt für die Kunst aus;

Schliesslich begann Ewing zu reden. Die Nationalsozialisten, erklärte er, betrachteten Metz als eine deutsche Stadt. Deutschland hatte sie am Ende des Ersten Weltkriegs an Frankreich abtreten müssen, aber sie sei deutsch geprägt und gehöre zum Deutschen Reich. Die Geschichte der Stadt war allerdings etwas komplizierter, aber die Nationalsozialisten neigten zu Vereinfachungen. Ewing zitierte Hitler: «Die Masse braucht in ihrer Schwerfälligkeit immer eine bestimmte Zeit, ehe sie auch nur von einer Sache Kenntnis zu nehmen bereit ist, und nur einer tausendfachen Wiederholung einfachster Begriffe wird sie endlich ihr Gedächtnis schenken.»<sup>165</sup>

Im Laufe von ungefähr zwanzig Minuten wurden Kirstein durch Ewing die Augen für die Herausforderungen geöffnet, die vor ihnen lagen. Es wurde mit dem Tode bestraft oder mit der Versetzung an die Ostfront, was schlimmer war als die Todesstrafe, wenn man die Meinung äusserte, dass es den Alliierten gelingen werde, auf das Gebiet des Deutschen Reiches vorzustossen. Sogar sich auf diese Möglichkeit vorzubereiten, galt als Hochverrat. Daher hatten die Kunstexperten in Metz die Kunstobjekte katalogisiert, aber keine Massnahmen ergriffen, um sie wegzuschaffen. Erst als der Vormarsch der Alliierten nicht mehr zu leugnen war, begannen sie mit der Auslagerung. Ewing bezeichnete es natürlich nicht als Auslagerung. Er nannte es eine vor-

übergehende Verwahrung, um die Sicherheit der Objekte zu gewährleisten, die allesamt zurückgegeben werden würden, wenn Deutschland den Krieg gewonnen habe.

«Dieses Leugnen ist üblich», erklärte Stout anschliessend Kirstein. «Die Verwendung des Wortes ‚sie‘ anstelle von ‚wir‘. Das Beharren darauf, dass irgendjemand anders die Verbrechen begangen hat. Es spielt keine Rolle. Unsere Aufgabe besteht nicht darin, zu richten, unser Job ist es, die Kunst zu retten.»

Die Kunstschätze von Metz waren an unterschiedliche Orte gebracht worden: in ein Hotel, in die Krypta einer Kirche, in eine Mine. Kirstein sah, wie Stout aufmerkte, als ein bestimmter Name fiel: Siegen.

Was war mit dem Genter Altar geschehen?

Ewing wusste, dass er weggeschafft worden war, und war sicher, dass er sich noch in Deutschland befand, möglicherweise in einem unterirdischen Bunker in der Nähe von Koblenz. Oder in Görings Landsitz Carinhall. Oder in Hitlers Berghof bei Berchtesgaden. «Oder vielleicht», sagte er, «wurde Van Eycks *Gotteslamm* in die Schweiz oder nach Schweden oder nach Spanien gebracht. Ehrlich gesagt, ich weiss es nicht.»

Kirstein begriff es erst später, aber er konnte den genauen Zeitpunkt nicht benennen. *Es gibt nicht nur eine Art von Deutschen, dachte er sich. Es gibt viele, die niemals Nazis waren, aber aus Angst geschwiegen haben. Und es gibt auch nicht nur eine Art von Nazis. Es gibt jene, die mitgemacht haben, um zu überleben oder um beruflich voranzukommen oder auch, weil sie die Dinge bequemerweise einfach hinnahmen, wie sie waren. Dann gibt es die schwereren Fälle, die überzeugten Parteigänger. Möglicherweise finden wir das, was wir suchen, erst, wenn der letzte überzeugte Nazi tot ist.*

## GEORGE STOUT UND SEINE LANDKARTEN

**Verdun, Frankreich 6. März 1945**

Der Monuments Man George Stout betrachtete die zerbeulten Päckchen, von denen eines vom Postmeister der Armee den Stempel «In beschädigtem Zustand erhalten» bekommen hatte. Er hob das erste hoch und drehte es um. Er hörte ein ominöses Scheppern, als ob der Inhalt beim Transport zerbrochen sei. Die Schrift auf dem Etikett war zweifelsfrei jene von seiner Ehefrau Margie, doch darüber hinaus wies an dem Paket nichts darauf hin, dass es von zu Hause stammte. Der Poststempel war von Anfang Dezember 1944, und jetzt schrieb man den 6. März 1945. George Stout war ziemlich sicher, dass er hier seine Weihnachtsgeschenke erhalten hatte. Er musste daran denken, wie viel sich in diesen drei Monaten getan hatte.

Zum einen die deutsche Ardennenoffensive. Dann der Vormarsch der westlichen Alliierten. Und der bitterkalte Winter. Und natürlich seine Versetzung zur 12. US-Heeresgruppe, der Befehlsgruppe für den Grossteil der amerikanischen Armee. Durch die Versetzung hatte er die Kampfzone verlassen und nach Frankreich zurückkehren müssen, was ihm aber immerhin ein warmes Bett eingebracht hatte. Ein nicht sonderlich warmes, strenggenommen – er verfluchte jeden Winter seine «elende Gewissenhaftigkeit», denn er war davor zurückgeschreckt, sich einen wattierten Schlafsack anzueignen, den die Deutschen im Herbst zurückgelassen hatten<sup>166</sup> –, aber dieses Bett war zweifellos besser als die Gräben und Maschinengewehrnester der Armee, in denen er auf seinem Weg nach Deutschland hatte schlafen müssen. Hier in Frankreich gab es sogar richtige Eier zum Frühstück und zum Essen etwas Wein, der den Soldaten in die Hände gefallen war. Zu seiner Position in der 12. Heeresgruppe gehörte auch ein Schreibtisch, ein kleines Büro und die Zuständigkeit für vier Armeen mit rund 1,3



Millionen Soldaten – von denen neun das Frontpersonal der MFAA bildeten.

Man hätte es als eine Beförderung betrachten können, aber für George Stout verkörperte dieser Posten seinen schlimmsten Albtraum: mittleres Management. Frankreich bedeutete Papierkram, Besprechungen, die Übermittlung von Meldungen vom SHAEF zu den Männern an der Front und zurück. «Ein administrativer Posten in der MFAA», hiess es in einem typischen Tagebucheintrag, «das bedeutet prüfen, auswählen, sich mit Qualifikationen, Bezahlung, Laufbahn, Unterordnung unter Ranghöhere beschäftigen, mit dem Problem der Zentralisierung der Museumsverwaltung, mit Mikroverfilmung sämtlicher MFAA-Dokumente im Feld, mit Informationen über die MFAA und andere Zivilbeschäftigte, mit Informationen über Kunstdepots in Deutschland.»<sup>167</sup>

Es ging ihm schon wesentlich besser, seitdem er wieder im vorgeschobenen Hauptquartier in Verdun unweit der deutschen Grenze und der Kampfzone war. Mit dem Vorrücken nach Osten waren ihm die Vorteile seines Postens bewusst geworden, und er fühlte sich zunehmend wohl in seiner neuen Rolle. Als leitender MFAA-Offizier war er nicht auf das Territorium beschränkt, das vor ihm lag. Er konnte auf dem Gebiet der 12. US-Heeresgruppe überallhin fahren – mit dem entsprechenden Passierschein, dessen Ausstellung aber mehrere Tage dauerte –, und daher riefen ihn seine Offiziere nun immer häufiger an, wenn sie etwas Wichtiges gefunden hatten. Vor Kurzem war er mit Walker Hancock im Amblève-Tal in Belgien gewesen und hatte dort die Schäden besichtigt, die in dem kleinen Dorf während der Kämpfe im Zusammenhang mit der Ardennenoffensive angerichtet worden waren. In Metz hatte er bei der 3. US-Armee Kriegsgefangene verhört. In Aachen hatte er die Schäden ermittelt, die im Oktober 1944 durch den Angriff der 1. US-Armee auf die Stadt entstanden waren. Er koordinierte die Arbeit, verfestigte die Struktur. Zum ersten Mal konnten die Männer im Feld erkennen, dass sie, zumindest durch diesen einen Offizier, eine Art von Organisation bildeten und nicht allein der euro-

päischen Kulturgüter wegen kämpften. Durch seine ungewollte Versetzung zur 12. Heeresgruppe war George Stout durch Zufall ein unverzichtbarer Mann geworden, der Fels, auf dem die Arbeit des Kulturgüterschutzes in Nordwesteuropa beruhte.

Aber vielleicht war es auch gar kein Zufall. Schon seit dem ersten Treffen in New York City im Dezember 1941, während der Ausbildung im englischen Shrivenham, beim Vorstoss durch die Hecken der Normandie und beim Sturm auf die deutsche Grenze war George Stout ein unverzichtbarer Mann gewesen. Der einzige Unterschied bestand darin, dass er jetzt eine offizielle Position bekleidete.

Und auch keinen Augenblick zu früh, denn am 6. März 1945 begann der schwierigste Teil der Arbeit. Stout legte seine Päckchen aus der Heimat beiseite – er würde sie später aufmachen, wenn er sie wirklich genießen konnte – und rollte seine Landkarte aus.

Die 2. britische Armee bildete die nördliche Flanke des Vormarsches in den Niederlanden. Sein alter Zimmerkollege, der britische Wissenschaftler Ronald Balfour, hatte die Dinge zweifellos gut im Griff, wenngleich er sein wichtigstes Zielobjekt erst noch ausfindig machen musste: die *Brügger Madonna* von Michelangelo.

Auf der südlichen Flanke hatte die 7. US-Armee noch keinen Monuments Man benannt. Das konnte Stout hinnehmen, weil die 7. Armee auf ein Zentrum der Schwerindustrie in Südwestdeutschland vorrückte, ein Gebiet, in dem es relativ wenige Kulturgüter gab. Dennoch würde auch diese Armee einen Kulturgüterschutzoffizier brauchen, und Stout hoffte sehr, dass die Offiziere im Hauptquartier der alliierten Streitkräfte für diese Aufgabe jemanden im Auge hatten, der dafür besonders geeignet war.

Zwischen diesen beiden Armeen lag Stouts Zuständigkeitsbereich: die 1., die 3., die 9. und die 15. US-Armee.

In der 15. Armee war der Monuments Man Everett «Bill» Lesley, der von der 1. Armee hierher versetzt worden war, für den Kulturgüterschutz verantwortlich.

Im Süden, im Tal der Mosel, lag General Pattons 3. Armee. Am 29. Januar 1945 hatte sie endgültig die Siegfried-Linie, den Westwall, vor Metz durchbrochen und rückte in Richtung des deutschen Kernlands vor. Nach allem, was er in den vergangenen Wochen gesehen hatte, war Stout zuversichtlich, dass Posey und Kirstein das richtige Gespann für diesen Job waren.

Die 9. US-Armee war mittlerweile auch dafür verantwortlich, die wichtige Stadt Aachen zu halten. Ihr Monuments Man war Hauptmann Walter Huchthausen, ein Architekturprofessor an der Universität Minnesota. Stout hatte «Hutch» noch nicht persönlich kennengelernt, und er wusste auch nicht genau, wie und wann der junge Mann zur MFAA gekommen war. Er wusste nur, dass er 1944 bei einem deutschen Bombenangriff auf London verwundet worden war, was eine Erklärung dafür sein mochte, dass er in der Zeit vor dem D-Day nicht in Shrivenham gewesen war. Soweit Stout informiert war, war Hutch für die erste Welle der Monuments Men vorgesehen gewesen.

Er verfügte zweifellos über die erforderlichen Qualifikationen: Er war klug, weltgewandt, professionell und energisch. Neben Architektur hatte er auch Design studiert und kannte sich gut aus in der europäischen Kultur. Er war vor Kurzem 40 Jahre alt geworden, ein typisches Alter für einen Monuments-Offizier, aber Stout kam er immer noch wie ein junger Mann vor. Und das lag nicht daran, dass er als Vorgesetzter eine gewisse Fürsorgepflicht für ihn empfand. Hutch hatte das sandblonde, jugenhafte Aussehen eines durch und durch amerikanischen Jugendlichen, das er zweifellos während seiner Jugend in der Kleinstadt Perry in Oklahoma angenommen hatte.

Doch mehr als seine guten Manieren und sein jugenhafter Charme beeindruckte George Stout an dem neuen Monuments Man dessen Engagement. Er hatte in Aachen bereits ein Bauamt aufgebaut, das die wichtigsten Reparaturmassnahmen in die Wege leitete, und er hatte das Suermondt-Museum, wo Walker Hancock im Herbst 1944 das Verzeichnis der deutschen Kunstdepots entdeckt hatte, in eine Sammelstelle für die Kunstwerke umgewandelt, die im Zuständigkeitsbereich der 9. US-Armee gefunden wurden. Nun strömten Kunst-

objekte nicht nur aus dem Feld, sondern auch aus Verstecken hierher, in denen deutsche Privatleute ihre wertvollen Stücke vor dem Zugriff der Regierung in Sicherheit gebracht hatten. Bei einem seiner letzten Besuche hatte Stout im Suermondt-Museum mehr Altarbilder gesehen, als er sich im gesamten Rheinland hatte vorstellen können. Und auch wenn die Monuments Men damit nichts zu tun hatten, wurden die Bilder alle inspiziert, repariert und dann ihren rechtmässigen Eigentümern zurückgegeben.

Stouts Hauptaugenmerk galt momentan jedoch der 1. US-Armee, wo er im Dezember durch seinen Kollegen Walker Hancock als Leiter des Kulturgüterschutzes abgelöst worden war. Die 1. Armee kämpfte sich durch die Wälder in Westdeutschland zum Rheinland vor, der dicht bevölkerten Region am Rhein, in der einige der bedeutendsten Kulturzentren Deutschlands lagen. Stout rollte seine grosse Karte mit den Frontverläufen zusammen und griff zu seiner Rheinlandkarte. Alle paar Tage brachte er die Eintragungen auf den neuesten Stand, sodass die Karte mittlerweile voll war mit Kreisen und Dreiecken, die jeweils die vermutete Lage eines deutschen Unterbringungsortes für Kunstwerke anzeigten. Alle befanden sich auf der deutschen Seite der Front, viele lagen aber auch verführerisch nahe jenseits des Flusses. Er wusste, dass die Deutschen die Kunstwerke vielleicht weiter nach Osten zu schaffen versuchen würden, wenn die Alliierten weiter vorrückten, was sie auch vor dem Fall von Metz und von Aachen getan hatten. Doch der Abtransport derartiger Mengen an Material erforderte Lastwagen, Treibstoff und Männer, alles Dinge, welche die Deutschen zu vergeuden sich nicht erlauben konnten. Er glaubte oder hoffte daher, dass sich die Objekte weiterhin hier befanden, auf dieser Seite des Rheins.

Stout fuhr mit dem Finger nach Süden zu der grossen Stadt Köln. Sie war das nächste Ziel der 1. Armee, am Rhein entlang zum grossen Dreieck bei Bonn. Köln war der letzte bekannte Wohnort von Franz Graf Wolff-Metternich, des ehemaligen Leiters des Kunstschutzes in Paris und jetzigen Konservators im Rheinland. Wolff-Metternich war

vermutlich der best informierte deutschen Kunstbeamte, und wenn man Berichten aus Paris Glauben schenken konnte, auch jener, der am ehesten zur Kooperation mit den Alliierten bereit war.

Aber Stouts Finger blieb nicht bei Bonn stehen, genauso wie er nie nur an den nächsten Schritt dachte, sondern immer auch gleich an den übernächsten und den überübernächsten. Jenseits des Rheins, nur ein paar Zentimeter östlich, lag Siegen.

Er klopfte zweimal auf den Ort. Siegen. Diese Stadt tauchte immer wieder auf. In Aachen, in Metz und in anderen deutschen Quellen. Stout war überzeugt, dass sich dort ein Kunstdepot befand, wahrscheinlich sogar ein grösseres. Es musste so sein. In allen befreiten Gebieten, von der Küste der Bretagne bis zum deutschen Kernland, wurden Kunstobjekte vermisst. Und zwar nicht nur irgendwelche Objekte, sondern Werke von unsterblichen Künstlern – von Michelangelo, Raphael, Rembrandt, Vermeer. Sie waren verschwunden, aber irgendwo mussten sie stecken.

Dann gab es noch die kirchlichen Schätze, Altäre, Thorarollen, Kirchenglocken, Buntglasfenster, Schmuck, Archive, Tapisserien, historische Objekte, Bücher. Sogar Amsterdamer Strassenbahnwagen, hiess es, seien gestohlen worden. Die Vielfalt der geraubten Gegenstände wurde nur durch ihre Menge übertroffen. Fünf Jahre waren eine lange Zeit, um Raubzüge durchzuführen, und an diesen Aktionen waren Tausende Leute beteiligt gewesen: Kunstsachverständige, Wächter, Verpacker und Techniker. Tausende Züge und Zehntausende Liter Treibstoff waren benötigt worden. Waren insgesamt vielleicht eine Million Objekte geraubt worden? Das erschien unmöglich, aber Stout gelangte allmählich zu der Annahme, dass die Nazis das tatsächlich getan hatten. Ihre Raubgier war unersättlich gewesen, und sie waren bekannt für ihre Effizienz, ihre Wirtschaftlichkeit und ihre Grausamkeit.

Doch trotz ihres Eifers gingen die Nationalsozialisten nicht besonders sorgsam mit den Kunstwerken um, soweit er bisher gesehen hatte. In Westeuropa waren die von ihnen eingerichteten Unterbringungsorte saubere, gut beleuchtete Lagerstätten gewesen, die auf Karten verzeichnet und viele Jahre vorher, teilweise schon vor hundert

Jahren, eingerichtet worden waren. Die Briten brauchten ein ganzes Jahr, um ihre grosse unterirdische Lagerstätte im Steinbruch Manod in Wales umzubauen. Die deutschen Kunstverantwortlichen, die Stout in Metz verhört hatte, hatten behauptet, sie hätten mit der Einrichtung ihrer Depots erst 1944 begonnen. Die meisten der geraubten Objekte, die von den Alliierten aufgespürt wurden, waren schlicht in Kellern aufgestapelt worden, wo einige vergilbten und andere Schimmel ansetzten. Die Leinwände mancher Gemälde waren durchstochen oder angerissen. Verschiedene Objekte wurden unsachgemäss oder überhaupt nicht verpackt. Die Dringlichkeit hatte anscheinend immer Planung und Sorgfalt verdrängt.

Was hatte Walker Hancock während ihrer gemeinsamen Fahrten immer gesagt? *Die Deutschen waren wunderbar diszipliniert und korrekt, solange sie die Oberhand hatten – und hatten zu wüten begonnen, als klar wurde, dass ihr Aufenthalt zu Ende ging.*

Wenn die Deutschen nun Kunstwerke absichtlich beschädigt hatten? Oder sie vernichtet hatten, um die Spuren ihrer Verbrechen zu beseitigen? Wenn sich skrupellose Nazibanden oder gewöhnliche Kriminelle wertvolle Stücke angeeignet hatten? Schliesslich wurden Kunstwerke im Krieg häufig als Tauschmittel für Essen, sicheres Geleit oder sogar für ein Menschenleben eingesetzt. Dies hatte besonders während des Aufstiegs der Nationalsozialisten gegolten.

Und wenn die Nazis versucht hatten, sie woandershin zu verlegen? Gemälde konnten von alliierten Kampfpiloten zerstört werden, die eine deutsche Lastwagenkolonne unter Beschuss nahmen und hinterher feststellen mussten, dass diese eine Skulptur von Michelangelo und keine deutschen Soldaten transportierte. Und wenn die Lastwagen auf Minen fuhren? Oder von einem Bombenhagel überrascht wurden? Die Sowjetunion trieb mit zwei Millionen Soldaten ihren Vormarsch an der Ostfront voran. Wer konnte garantieren, dass nicht sie als Erste auf die Kunstwerke stossen würden?

Stout dachte an seinen alten Partner, Geschwaderführer Dixon-Spain, der aus der MFAA ausgeschieden war, ihm aber eine wichtige Weisheit

mitgegeben hatte: «Im Krieg gibt es niemals einen Grund, etwas zu überstürzen.»<sup>168</sup> Doch nach Köln würden sich die Monuments Men tatsächlich in einem Wettlauf befinden: einem Wettlauf gegen Hitler, gegen die rücksichtslosen Elemente der Nazi-Partei und gegen die Rote Armee. Sie würden versucht sein loszulaufen, aber sie mussten vorbereitet sein. Etwas einmal zu tun und es richtig zu machen war besser, als es hastig zu erledigen und dann noch einmal machen zu müssen. Das war eine Lektion, die George Stout im Laufe der Jahre gelernt hatte.

Er legte seine Karte beiseite und wandte sich wieder seiner Schreibearbeit zu. Sein Monatsbericht an die Armee war vor zwei Tagen verschickt worden. Sein monatlicher Bericht an die Marine war kurz danach gefolgt. Der Bericht über seine jüngste Inspektionsreise war vor ein paar Tagen fertiggestellt worden, unterschrieben und abgelegt. Er hatte die Feldberichte für Februar von Lesley, Posey, Hancock und Hutch gelesen und dann die Objekte auf den Listen zusammengezählt. In der besetzten Zone gab es gegenwärtig 366 unter dem Schutz der MFAA stehende Kulturgüter, aber davon waren erst 253 inspiziert worden.

Fast 400 Stätten, und das war alles westlich des Rheins. Sobald die 12. US-Heeresgruppe auf die andere Rheinseite übergesetzt hatte, konnte sich die Front ohne Weiteres auf ein Gebiet von mehr als 1'500 Quadratkilometern ausdehnen, und er hatte nur neun Kulturgüter-schutzoffiziere, um diesen Bereich abzudecken. Zumindest waren ihnen jetzt vier Soldaten als Helfer zugeteilt worden. Anscheinend teilte das SHAEF die Auffassung von Dixon-Spain: Es gab niemals einen Grund, etwas zu überstürzen.

Stout hatte zum Glück noch immer seinen zuverlässigen Volkswagen; die meisten übrigen Monuments Men verfügten dagegen noch immer über keine eigenen Fahrzeuge. Sie mussten sich mit den Kameras begnügen, die gerade vom Hauptquartier geliefert worden waren. Immerhin hatten sie diesmal auch Filme erhalten. Die Kameras waren französische Gebrauchtgeräte, aber sie erfüllten ihren Zweck.

Diese verdammten Deutschen. Warum kämpften sie denn immer noch weiter? Der Krieg war entschieden worden, als die westlichen

Alliierten die Ardennenoffensive zurückgeschlagen hatten. Jeder wusste das. Die Frage lautete nicht mehr, *ob* die Alliierten gewinnen würden, sondern *wann* – und welcher Preis dafür würde bezahlt werden müssen ... an Soldaten, Zivilisten, Schuldigen und Unschuldigen, Alten und Jungen, ganz zu schweigen von den historischen Gebäuden, Kulturgütern und Kunstwerken. Ein Sieg auf dem Schlachtfeld war etwas anderes als ein Sieg beim Schutz des kulturellen Erbes der Menschheit, und auch die Ergebnisse würden unterschiedlich gewertet werden. Manchmal hatte Stout das Gefühl, dass er in einem ganz anderen Krieg kämpfte, einem Krieg im Krieg, einem sich rückwärts drehenden Wirbel in einem reissenden, nach unten stürzenden Strom. *Was ist, wenn wir den Krieg gewinnen, dachte er, aber die letzten 500 Jahre unserer Kulturgeschichte verlieren?*

«Du fragst vielleicht, warum die Deutschen den Kampf nicht aufgeben und das Schlachten beenden», schrieb Stout an seine Frau. «Du weisst, ich habe diese Nation nie auf einen Sockel gestellt, und meine geringe Wertschätzung für dieses Land sinkt noch weiter, je länger dieser Krieg andauert. Ich halte die Deutschen an der Spitze für unreif, gemein und hinterhältig, und jene unten für unreif und unglaublich dumm. Sie hätten durch eine Kapitulation nichts zu gewinnen, meinen sie in ihrer blödsinnigen Einstellung, aber indem sie weiterkämpfen, könnten sie sich die Illusion militärischer Grösse bewahren.»<sup>169</sup> Aber dennoch tat George Stout alles, um auch die deutsche Kultur zu schützen.

Er schaute auf seine Uhr. Es war schon nach Mittag, die Kantine würde geschlossen sein. Wieder einmal. Sein Magen knurrte. Sorgfältig rollte er seine Deutschlandkarte zusammen, schob sie in ihre Röhre und legte sie zurück ins Regal. Dann zog er die braune Schachtel in die Mitte des Tisches. Sie war ein Artefakt aus einer anderen Welt, eine Verbindung zu seinem alten Leben. Er betrachtete sie liebevoll. Schliesslich entfernte er das Band und öffnete die Schachtel. Darinnen fand er, inmitten von verpackten Geschenken, einen Früchtekuchen. Er dachte an seine Küche zu Hause und an seine Frau, wie sie sich über die Rührschüssel beugte, und an seine Söhne – den einen, der



sich noch an Mutters Schürzenzipfel klammerte, und den anderen, der vor Kurzem von der Marine eingezogen worden war. Er glaubte an Pflicht und Ehre, aber wie alle anderen hatte er Heimweh. Er zog seinen Dolch heraus und schnitt sorgfältig eine Scheibe von seinem Früchtekuchen ab. Der Kuchen war immer noch gut, feucht und schmeckte köstlich. *Es ist erstaunlich, wie sehr sich die Welt während der Lebenszeit eines Kuchens verändern kann*, dachte er.

An diesem Abend griff George Stout wieder, wie schon so oft nach einem langen Tag, zu seinem Füller.<sup>170</sup>

Liebe Margie,

es ist halb acht, und ich bin für heute mit meiner Arbeit fertig, bis auf einen Telefonanruf, den ich noch erwarte. Und in der Zwischenzeit will ich dir mit grosser Freude berichten, dass mich heute Nachmittag deine beiden Weihnachtspäckchen erreicht haben. Sie waren ein wenig zerbeult ... aber ich habe mich sehr darüber gefreut. Der Kuchen war völlig unversehrt und ist jetzt schon zum grössten Teil gegessen. Die Geschenke sind sehr schön. Die Socken kann ich gut brauchen, auch alles andere gefällt mir sehr. Berthas Taschentuch hat mich fast zu Tränen gerührt, und all die wundervollen Schleifen und Verpackungen. Die Weihnachtskerze ist ein kleines Meisterwerk. Das sind alles wunderbare Sachen, die man hier kaum bekommt...

Es gibt noch viel zu tun. Im Augenblick stehen wir etwas unter Druck, aber wir werden es schon schaffen. Wenn wir methodisch vorgehen, werden wir alles in den Griff kriegen. Und ich kann mich immer damit trösten, dass man hier mit den Notwendigkeiten der Situation zurechtkommen muss und nicht mit den Launen irgendwelcher Narren. Letzteres hat mich am Fogg immer wieder geärgert. Ich möchte gern wissen, wie es weitergehen wird.

Danke, mein Schatz

Ih Liebe

George

## KUNST IN BEWEGUNG

### Görings Landsitz Carinhall 13. März 1945

Nachdem die Rote Armee den Deutschen das besetzte Polen entrissen hatte, überschritt sie am 8. Februar 1945 die Oder. Einige Tage vorher hatte mit mehreren Bussen und Lastwagen die Ausräumung von Carinhall begonnen, des repräsentativen Anwesens von Hermann Göring in der Schorfheide nordöstlich von Berlin, in dem der Reichsmarschall auch seine private Kunstsammlung untergebracht hatte. Im nahegelegenen Bahnhof wurden die abtransportierten Objekte in die beiden Privatzüge Görings verladen, die noch um weitere elf Waggons ergänzt wurden. Die Fracht bestand zum grössten Teil aus Kunstgegenständen.

Einen Monat später, am 13. März 1945, liess Walter Andreas Hofer, der Kurator von Görings Kunstsammlung, einen weiteren Zug mit wertvollen Kunstobjekten aus dem Besitz des Reichsmarschalls beladen. Göring, dem seine persönlichen Besitztümer mehr am Herzen lagen als das Schicksal Ostdeutschlands, hatte in Carinhall persönlich die Objekte ausgewählt, die abtransportiert werden sollten. Er wollte vor allem jene Kunstwerke zurücklassen, die er durch die Tätigkeit des ERR in Paris erlangt hatte. Göring rühmte sich seiner Ehrlichkeit, und in gewisser Weise konnte man durchaus sagen, dass diese Stücke auf nicht ganz legale Weise in seinen Besitz gelangt waren. Hofer hatte dem Reichsmarschall heftig widersprochen und sich schliesslich auch durchgesetzt. Und so waren die meisten Kunstwerke, die vom Jeu de Paume nach Carinhall gewandert waren, nun doch zusammen mit Hunderten anderen Objekten auf dem Weg zu Görings weiter im Süden gelegenen Residenzen, weit weg von der Roten Armee.

Mehrere bedeutende kleine Gemälde – darunter auch sechs Bilder von Hans Memling und eines von Rogier van der Weyden – nahmen er und seine Gemahlin persönlich mit. Sie würden im Falle einer Kata-

strophe ihr finanzielles Sicherheitspolster sein, hatte Göring seiner Frau erklärt. Sie hatte auch den kostbarsten Besitz des Reichsmarschalls bei sich, Vermeers Gemälde *Christus und die Ehebrecherin*. Nachdem Göring zwei weitere verfügbare Bilder von Vermeer (dem insgesamt nur 37 Bilder eindeutig zugeschrieben werden) an Hitler hatte abgeben müssen, wollte er sich nicht auch dieses noch nehmen lassen. Er hatte im Tausch dafür 150 andere wertvolle Gemälde geopfert.

Andere Werke blieben zurück. Nach Jahren der «Erwerbungen» – Hofer dachte überhaupt nicht daran, den Begriff «Plünderungen» zu verwenden – hatte der Reichsmarschall Tausende von wertvollen Kunstobjekten angehäuft. Die Wände seiner Galerien und seiner Wohnräume in Carinhall waren voll mit Bildern, wobei aufgrund des chronischen Platzmangels manchmal zwei bis drei übereinander hingen. Sogar über Türrahmen und um Möbel herum waren Bilder angebracht, ohne dass besondere Rücksicht genommen worden wäre auf ihre Entstehungszeit oder ihren Stil. Es war eine prahlerische Zurschaustellung von Überfluss, nicht von Qualität, denn der Reichsmarschall hatte keinen Blick für wahre Genialität. Die meisten Kunsthändler in Europa wussten, dass er einem berühmten Namen nicht widerstehen konnte, und drehten dem arglosen Nazi-Führer auch Bilder minderer Qualität von bekannten Künstlern an. Göring besass 30 Gemälde des niederländischen Meisters Jakob van Ruisdael und fast ebenso viele des Franzosen François Boucher sowie mehr als 40 Bilder des niederländischen Malers Jan van Goyen. Von seinem Lieblingskünstler, dem deutschen Meister Lucas Cranach dem Älteren, besass er rund 60 Werke.<sup>171</sup> Hofer hatte ihm geholfen, seine Privatsammlung zu vertiefen und zu erweitern, und hatte die weniger wertvollen Werke in Görings Nebenwohnsitze in Veldenstein und Mauterndorf schaffen und die wichtigsten Objekte in dem Luftschutzbunker in Kurfürst unterbringen lassen, aber dennoch reichten zwei besonders lange Züge nicht, um sämtliche Schätze von Carinhall abzutransportieren. Da die Rote Armee nur noch 80 Kilometer entfernt war, wusste Hofer,

dass der zweite Zug die letzte Fracht befördern würde, und der Gedanke, alle diese Kunstwerke zurücklassen zu müssen, schmerzte ihn zutiefst.

Ein letzter Transport wurde schliesslich Anfang April durchgeführt, und auch danach war Carinhall noch nicht völlig leer. Ein grosser Teil der schwereren Skulpturen und der dekorativen Werke war auf dem Grundstück vergraben worden. Einige aussergewöhnlich grosse Kunstwerke und zahlreiche Stücke aus dem vom ERR beschafften Mobiliar standen noch immer in den riesigen Räumen. Der Leichnam von Görings erster Ehefrau Carin, nach der das Anwesen benannt worden war, wurde in einen nahegelegenen Wald umgebettet.<sup>172</sup> Zu den verbliebenen Kunstwerken auf dem Gut kamen nun Hunderte Kilo Fliegerbomben. Auf Befehl Görings hatten Experten der Luftwaffe das Gelände zur Sprengung vorbereitet. Der Reichsmarschall wollte verhindern, dass seine Besitztümer den Sowjets in die Hände fielen – selbst wenn das bedeutete, dass seine Ausstellungsräume und alles, was darin zurückgeblieben war, in die Luft gejagt wurde.

## ZWEI WENDEPUNKTE

**Kleve, 10. März 1945 Paris, 14. März 1945**

In Kleve beaufsichtigte Ronald Balfour, der britische Monuments Man, welcher der 1. kanadischen Armee zugeteilt war, das Verpacken der Kunstschätze der Christus-König-Kirche, die durch Bomben stark beschädigt worden war und einzustürzen drohte. Wie stets war das Material knapp, und das einzige Verkehrsmittel in der Stadt waren hölzerne Handkarren. Nun mussten vier deutsche Zivilisten einen voll beladenen Handkarren zum Bahnhof von Kleve ziehen, damit die Objekte für eine Übergangszeit weggebracht werden konnten.

*Mit einem Lastwagen würde das viel schneller gehen*, dachte Balfour. Aber seit seinem Lastwagenunfall Ende November 1944, durch den er fast zwei Monate hatte pausieren müssen, war alles noch komplizierter geworden. Die beiden Offiziere, mit denen er in der 1. kanadischen Armee zu tun gehabt hatte, waren durch andere ersetzt worden, und die neuen Männer hatten stets eine Ausrede parat. Einmal sagten sie, die Armee habe keine freien Fahrzeuge. Dann wurde ihm mitgeteilt, er könne keinen neuen Lastwagen erhalten, weil ihm der alte abhanden gekommen sei. Er entdeckte den alten Laster auf dem Parkplatz am Lager, aber man sagte ihm, dass es nicht genüge, den alten Lastwagen ausfindig zu machen; er benötige eine «BLR-Bescheinigung» – was immer das sein mochte –, um einen neuen beantragen zu können. Die neuen Offiziere weigerten sich natürlich, ihm diese Bescheinigung auszustellen. Schliesslich bekam er sie doch noch, erhielt aber dennoch keinen neuen Lastwagen, weil die MFAA in der letzten Fahrzeugzuteilung nicht berücksichtigt worden war.

Seit Längerem hatte Balfour nichts mehr von der *Brügger Madonna* gehört. Angesichts der chaotischen Situation in Belgien war das auch nicht verwunderlich. Auf eigenartige Weise verstärkte das Fehlen von Informationen den Reiz dieser besonderen Arbeit. Das erschien an-

gemessen, da auch die Figur selbst lange Zeit von Geheimnissen umgeben gewesen war. Michelangelo hatte darauf bestanden, dass niemand dieses Werk ohne seine Erlaubnis sehen dürfe. Die Skulptur konnte also nicht einfach öffentlich ausgestellt werden. Einige Kunsthistoriker vermuteten, dies habe daran gelegen, dass der Meister von der Qualität des vollendeten Werkes nicht überzeugt gewesen sei, aber es gibt eine wesentlich näherliegende Erklärung. Die Skulptur war dem Papst versprochen worden, wurde aber heimlich an die flämische Kaufmannsfamilie Mouscron verkauft, als der junge Michelangelo, der damals erst Anfang zwanzig war, von dieser Familie ein Kaufangebot erhielt, das er nicht ablehnen konnte.<sup>173</sup>

Die Familie Mouscron liess die Skulptur 1506 von Italien in ihre Heimatstadt Brügge schaffen. Im 15. Jahrhundert war Brügge ein Handelszentrum und die Heimat von drei der berühmtesten Künstler Flanderns gewesen – der Gebrüder van Eyck, die den von Hitler begehrten Genter Altar geschaffen hatten, sowie von Hans Memling, den Göring besonders schätzte. Doch 1506 hatte die Stadt bereits viel von ihrer Bedeutung verloren, da ihr Hafen, der für den Handel einst sehr wichtig gewesen war, allmählich versandete und von vielen Schiffen nicht mehr angelaufen werden konnte. Nachdem sie sich nun in einer absteigenden Stadt in Nordwesteuropa befand, deren Einwohner noch nie etwas von einem jungen Künstler namens Michelangelo gehört hatten, geriet die *Madonna* allmählich in Vergessenheit. Der berühmte Künstlerbiograf Giorgio Vasari, der Mitte des 16. Jahrhunderts lebte, wusste so wenig über die Skulptur – das einzige Werk des Meisters, das sich zu dessen Lebzeiten ausserhalb Italiens befand –, dass er glaubte, sie bestehe aus Bronze statt aus weissem Marmor.

Doch wenn man die *Madonna* betrachtete – das wunderschöne Gesicht der Jungfrau Maria, die fein gemeisselten Gewänder, die an Michelangelos anderes Meisterwerk, die *Pietà*, erinnerten, das Jesuskind, das nicht in den Armen seiner Mutter lag, sondern in den Falten ihrer Gewänder stand, aber dennoch von ihr beschützt wurde –, wusste man sofort, dass man es mit etwas Grossartigem zu tun hatte. Im 17. Jahrhundert, als der Ruhm Michelangelos immer mehr zunahm, er-

kannte man in Flandern, dass die Skulptur ein nationaler Kulturschatz war, und ein Jahrhundert später wurde er für die Franzosen zu einem Objekt der Begierde. Im Jahr 1794, nachdem sie im Zuge der Napoleonischen Kriege Flandern besetzt hatten, holten sie die *Brügger Madonna* nach Paris. Erst zwei Jahrzehnte später, nach der Niederlage Napoleons, wurde sie zurückgegeben. Würde die *Madonna*, wie auch die Welt insgesamt, diesmal ebenso viel Glück haben?

Die Antwort, hoffte Ronald Balfour, war in Vlissingen in den Niederlanden zu finden, einer Hafenstadt in der Nähe der Rheinmündung. Wenn sie über das Meer abtransportiert worden war – und anders war es nicht möglich, da die Alliierten die Strassen und Bahnlinien blockierten und die Skulptur für viele Flugzeuge zu schwer war –, dann hatte die *Madonna* Vlissingen passieren müssen. Balfour hatte entlang des Rheins Erkundigungen eingeholt, allerdings nur mit geringem Erfolg. Vlissingen, so glaubte er, würde die letzte Chance sein, eine heisse Spur zu finden. Doch er gelangte erst Ende Februar in die Stadt, und zu diesem Zeitpunkt war die Spur schon erkaltet. Die Niederländer wussten nichts. Alle höheren deutschen Verwaltungsbeamten, die über den Transport Bescheid wissen konnten, hatten sich abgesetzt. Die *Madonna* war unterwegs nach Osten und ihm abermals entschlüpft.

Doch die Enttäuschung, die er in Vlissingen erlebt hatte, wurde in Kleve zumindest zum Teil wieder aufgewogen. Es war noch immer kalt, aber durch den Schnee von Anfang März wurde die historische Stadt, die Heimat von Anna von Kleve, der vierten Gemahlin Heinrichs VIII., noch bezaubernder. Als Wissenschaftler hatte Balfour eine hohe Wertschätzung für historische Dokumente, und es war ihm eine persönliche Ehre, die Archive und die Kunstschatze von Kleve zu retten. Er schaute über die Strasse zu den vier Deutschen, die einen Handkarren zogen, der beladen war mit goldenen Kelchen, Seidengewändern und silbernen Kirchenutensilien. Die Welt mochte staunen über diese Pracht, aber Balfour hätte sie gern eingetauscht gegen die sanfte Wärme von altem Papier.

Balfour blickte auf und bemerkte, dass der Bahnhof nur noch einen halben Häuserblock entfernt war. «Warten Sie bitte einen Moment», rief er Hachmann zu, dem Messdiener der Christus-König-Kirche, der dem Handwagen auf der anderen Strassenseite folgte. «Ich komme gleich rüber.» Aus Gewohnheit schaute er nach beiden Seiten, obwohl es in der verlassenen Stadt keinen Verkehr gab. Und gerade, als er über den Bordstein trat, da zerbarst die Welt um ihn herum.

Auf der anderen Strassenseite geriet der Kirchendiener durch die Erschütterungen des Knalls ins Taumeln. Eine Rauchwolke hüllte ihn ein, und in seinen Ohren schrillte es wie bei einem Sirenenalarm. Als sich der Rauch langsam verzog, kam die Welt wieder zum Vorschein. Die Gebäude standen wie eh und je an ihren Plätzen, aber Hachmann war allein auf der Strasse. Die vier Deutschen hatten sich in Sicherheit gebracht. Ungefähr zwölf Meter entfernt lehnte der Monuments Man Ronald Balfour an einem Geländer, über und über mit Blut bedeckt.<sup>174</sup>

Am 14. März 1945, vier Tage nach der Explosion in Kleve und einen Tag nach dem zweiten Abtransport aus Carinhall, fuhr der vor Kurzem beförderte Leutnant James Rorimer mit dem Fahrrad zu Rose Vallands Wohnung im fünften Arrondissement, einem alten Stadtviertel von Paris, das auch als Quartier Latin bekannt ist. Das Viertel war vor dem Krieg vor allem bei Touristen beliebt, aber wohl nur wenige Besucher der Stadt, vermutete Rorimer, hatten sich jemals in die gutbürgerliche Wohngegend verirrt, wo Valland lebte, einen abgelegenen Bezirk unweit eines Platzes, an dem bei einem deutschen Bombenangriff im August 1944 ein grosses Feuer gewütet hatte. Als er sich mithilfe seiner Taschenlampe im dunklen Treppenhaus seinen Weg suchte – auch sieben Monate nach der Befreiung gab es in einigen Teilen von Paris noch keinen Strom –, wurde Rorimer daran erinnert, wie leicht es für die Nazis gewesen wäre, Rose Valland verschwinden zu lassen.

Er kam an die Front. Endlich. Am 28. Dezember 1944, kurz nach seinem Treffen mit Valland, hatte er mit seinem vorgesetzten Offizier über eine Versetzung gesprochen. Die Nachricht, dass die Franzosen



bereits mit dem Vorschlag einer solchen Versetzung an die Amerikaner herangetreten waren, hatte ihn nicht überrascht, insbesondere da er sich daran erinnerte, dass bei einer Zusammenkunft von Jaujards Mitarbeitern im Louvre am 26. August 1944, auf der Jaujard von Rorimers früherer Ankunft in Paris berichtete, angeblich Tränen geflossen waren.<sup>175</sup> Er war sicher, dass er die lange erhoffte Wendung dem Wirken Jaujards und Vallands hinter den Kulissen zu verdanken hatte. Rose Valland hatte ihm gesagt, er würde an der Front gebraucht werden, und er kannte sie mittlerweile gut genug, um zu wissen, dass sie sich auf ihre eigene leise, unaufdringliche Art in ihrem Behördenapparat für seine Versetzung stark gemacht hatte. Aber dennoch hatte es zwei Monate gedauert, bis zum 1. März 1945, bis Rorimer die offizielle Mitteilung erhielt, dass er in Kürze Monuments-Offizier in der 7. US-Armee werden würde.

Valland rief ihn kurz danach an und lud ihn zu sich in ihre Wohnung ein. In den vergangenen paar Monaten hatte sie ihm tröpfchenweise Informationen zukommen lassen. Rorimer hatte alles wissen wollen, und dessen war sich Valland bewusst. Aber als sie sich besser kennenlernten, akzeptierte er, dass sie ihm jene Informationen, die er wollte, erst dann geben würde, wenn er sie auch brauchte, und nicht früher. Je mehr er erfuhr, umso aufgeregter wurde er. Er hatte zusammen mit Valland Lohses Wohnung in Paris aufgesucht, aber dort lebte mittlerweile ein französischer Oberst, der nichts über den früheren Bewohner wusste. Unverdrossen kehrte er am nächsten Tag zurück, hielt sich eine Stunde vor dem Haus auf und versuchte, seinen defekten Fahrradreifen zu «reparieren», aus dem er zuvor absichtlich die Luft abgelassen hatte. Aber keine verdächtige Person betrat oder verliess das Gebäude.

Als er diesmal in Rose Vallands Wohnung ankam, fiel ihm auf, dass sie sich anders verhielt. Sie wusste, dass er zur 7. US-Armee versetzt worden war, und sie war fast so aufgereggt wie er. Sie besass alle Informationen, die er brauchte.

«Das hier ist Rosenberg», sagte sie und zeigte ihm das erste Bild aus einem grossen Stapel von Fotografien, «der Mann, den Hitler mit

der geistigen und philosophischen Ausbildung der Nazis beauftragt hat. Mit anderen Worten, er ist der oberste Rassenideologe.»

Rorimer sass in ihrem Wohnzimmer, das nur durch ein kleines Feuer und eine matte Glühbirne erleuchtet wurde. In einer Vase auf einem Beistelltischchen steckten Blumen, auf der Kommode stand eine Flasche Cognac. Während ihm Valland die weiteren Bilder zeigte – Göring, Lohse, von Behr und die übrigen leitenden ERR-Mitarbeiter –, versuchte Rorimer sich an den kleinen Kuchen interessiert zu zeigen, die sie für seinen Besuch gebacken hatte. Doch das gewöhnliche Umfeld konnte nicht die aussergewöhnliche Natur der Entdeckungen verringern, die er hier machte.

Valland zeigte ihm weitere Fotos von Göring, wie er zusammen mit Walter Andreas Hofer, Bruno Lohse und Oberst von Behr Kunstwerke inspizierte. Auf einem anderen Bild hielt er ein kleines Landschaftsgemälde in der Hand, mit einem Seidenschal um den Hals und einer Zigarre in der Hand. Lohse war zu sehen, wie er seinem Herrn ein Gemälde überreichte; von Behr stand in Uniform hinter seinem riesigen Schreibtisch, seine Lakaien sassen daneben auf Stühlen. Gewöhnlich erkannte Rorimer die Männer schon, bevor ihm Valland ihre Namen nannte. Er kannte sie, das wurde ihm klar, weil Valland sie ihm vorher schon oft beschrieben hatte.

*Sie bereitet mich vor, dachte er. Das tut sie schon die ganze Zeit.*<sup>76</sup>

Rose Valland verschwand und kam dann mit weiterem Material zurück. Quittungen, Fahrpläne und sonstiges Material, das die westlichen Alliierten benötigen würden, um nachzuweisen, welche Gegenstände geraubt und über das Jeu de Paume nach Deutschland verfrachtet wurden. Sie stand auf und kehrte kurz darauf mit einem weiteren Stapel zurück: Fotos von einigen der betroffenen Werke, von denen viele aus ihren Rahmen genommen worden waren, um sie besser transportieren zu können. Ein weiteres Foto zeigte eine Vielzahl von Kunstobjekten, die hinter einem Vorhang dicht an einer Wand aufgestapelt und in Regale gestopft waren.

«Vermeers *Astronom*», sagte Rose Valland und hielt bei einem besonders wichtigen Gemälde inne. «Es wurde vom ERR direkt von der Wand im Wohnzimmer von Edouard de Rothschild entwendet. Göring hatte an Vermeers Bildern einen Narren gefressen.»

Rorimer war verblüfft, nachdem er das alles gesehen hatte. *Der Astronom* gehörte zu jenen wenigen Gemälden, die allgemein als Meisterwerk galten.

«Das ist dann also in Görings Privatsammlung gelandet?», fragte er.

«Nein, dieses Bild ging an Hitler. Es heisst, Hitler habe danach grösseres Verlangen gehabt als nach jedem anderen französischen Gemälde. Daher hat Göring es ihm im November 1940 geschickt, kurz nachdem er sich entschlossen hatte, von Rosenberg die Kontrolle über die Aktivitäten des ERR zu übernehmen. Göring wollte Hitler beweisen, dass diese Unternehmung den Ruhm Deutschlands mehren würde, und sorgte dafür, dass die besten Werke, jene, die für den Führer reserviert waren, ausfindig gemacht und nach Deutschland geschafft wurden. Viele andere allerdings verschwanden in Görings privater Sammlung.»

«Und der Rest?»

«Einige wurden verbrannt», antwortete Valland. «Im Sommer 1943. Meist Werke von modernen Künstlern, die von den Nationalsozialisten aufgrund ihrer Darstellung der Welt als entartet betrachtet wurden. Mehrere dieser Bilder wurden allerdings aufbewahrt, weil man sie verkaufen zu können glaubte. Die ‚wertlosen‘ Objekte wurden mit Messern zerschnitten, auf Lastwagen zum Jeu de Paume geschafft und dann in den angrenzenden Gärten verbrannt. Ich würde schätzen, es war eine vollständige Ladung eines Militärlastwagens, ungefähr fünf- bis sechshundert Werke. Klee, Miro, Max Ernst, Picasso. Die Rahmen brannten als Erstes. Dann gingen die Gemälde in Flammen auf, brannten lichterloh und wurden schnell zu Asche. Es war unmöglich, irgendetwas zu retten.»<sup>177</sup>

«Wie in Berlin 1938», sagte Rorimer und dachte an die Verbrennungen von Werken moderner Kunst, die zu jener noch friedlichen

Zeit die ganze Welt entsetzt hatten. Mittlerweile hatte die Welt begriffen, dass es nichts gab, was man den Nazis nicht zutrauen konnte.

«Was ist mit den übrigen Bildern geschehen?», fragte er.

Rose Valland stand auf und ging in ihr Schlafzimmer. Als sie zurückkam, brachte sie einen weiteren Stapel von Beweismitteln. «Der Rest befindet sich in Deutschland», sagte sie und reichte ihm Dokumente über die Unterbringungsorte in Heilbronn, Buxheim und Hohen Schwangau – alles Namen, die Rorimer schon früher von ihr gehört hatte. Als Valland ihm die Lage dieser Orte und ihre Bedeutung erklärte, wurde Rorimer eines klar: Die Depots befanden sich alle im südlichen Deutschland, was bedeutete, dass sie im Zuständigkeitsgebiet der 7. US-Armee lagen. Seiner Armee. Auf *seinem* Gebiet. Plötzlich spürte er die Last der Verantwortung. Mehr als vier Jahre lang war Rose Valland für die Erhaltung dieser Kulturschätze verantwortlich gewesen; heute übertrug sie ihm diese Bürde – dieses Privileg, diese Verpflichtung.

«In diesem Schloss», sagte Valland, «haben die Nazis Tausende geraubte Kunstwerke aus Frankreich zusammengezogen. Wenn Sie dorthin kommen, werden Sie neben den Kunstwerken auch sämtliche Berichte und Dokumentationen des ERR finden.» Sie machte eine Pause. In der ganzen Welt war Neuschwanstein bekannt als romantisches Märchenschloss des bayerischen Königs Ludwig II., dem ein Hang zu allerlei Träumereien und Verrücktheiten nachgesagt wurde. Valland erklärte ihm, dieses Schloss sei wahrscheinlich die grösste Schatzkammer der Welt. Aber Neuschwanstein lag hoch oben auf einem Felsen in den bayerischen Alpen, abgeschottet und mit modernen Fahrzeugen nur schwer erreichbar. Es musste eine gewaltige Anstrengung erfordert haben, Hunderte schwere Kisten mit Kunstobjekten an einen solch entlegenen Ort zu schaffen, denn insgesamt hatte Rose Valland rund 20'000 Objekte dokumentiert, die durch das Jeu de Paume gewandert waren.

«Wie können Sie so sicher sein?», fragte er.

«Vertrauen Sie mir», erwiderte Rose Valland. «Das ist mehr als weibliche Intuition.»<sup>178</sup>

## HITLERS NERO-BEFEHL

**Berlin**

**17./19. März 1945**

Albert Speer, der Architekt Hitlers und ab 1942 Reichsminister für Bewaffnung und Munition, war in Verlegenheit geraten. Speer gehörte nicht zu den frühesten Parteimitgliedern – er hatte die Mitgliedsnummer 474 481 –, aber er war seit Mitte der 1930er-Jahre eng mit Adolf Hitler verbunden. Der «Führer» hielt sich selbst für einen Amateur-Architekten und empfand stets eine besondere Zuneigung zu «Künstlerkollegen». In den zehn Jahren, die sie zusammenarbeiteten, widersetzte sich Speer nicht ein einziges Mal einem von Hitlers direkten Befehlen. Doch nun hatte Hitler einen Plan zur Zerstörung der deutschen Infrastruktur ausgearbeitet – von Brücken, Bahnlinien, Fabriken, Lagerhäusern und anderen Einrichtungen, um den Vormarsch des Feindes zu behindern. Wochenlang hatte Speer erfolgreich um Besonnenheit und Zurückhaltung geworben.

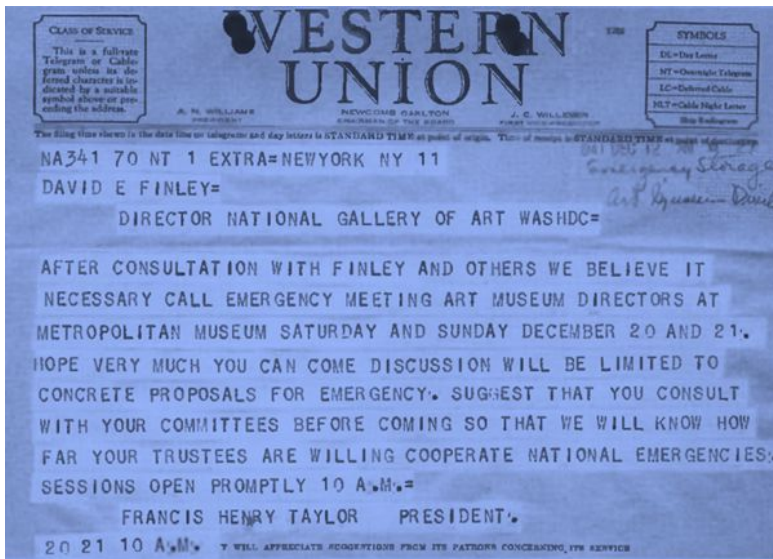
Aber am 15. März 1945 wurde Speer mitgeteilt, dass vier Offiziere auf Befehl Hitlers hingerichtet worden waren, weil sie die Brücke in Remagen nicht gesprengt hatten, was es den westlichen Alliierten ermöglichte, über den Rhein vorzustoßen. Da er fürchtete, dass Hitler den Fehlschlag bei Remagen dazu benutzen würde, seine Politik der «verbrannten Erde» umzusetzen, verfasste Speer eilig eine 22 Seiten umfassende Denkschrift, in der er auf die katastrophalen Auswirkungen der geplanten Zerstörungen hinwies. «Wenn im Ruhrgebiet die zahlreichen Brückenbauten der Bahn über die kleineren Kanäle und Täler oder die Überführungsbauwerke gesprengt werden, dann ist das Ruhrgebiet nicht mehr in der Lage, auch nur diejenigen Produktionen aufzunehmen, die notwendig werden, um die Brücken wiederherzustellen.»<sup>179</sup> Ein noch düstereres Bild zeichnete er von den Folgen für die deutschen Städte. «Die in Berlin vorbereiteten Brü-



**Berlin, März 1945:** Nur wenige Wochen vor seinem Selbstmord entfloH Hitler beim Betrachten eines massstabgetreuen Modells des geplanten «Führermuseums» in Linz immer wieder der depressierenden Realität von Deutschlands hoffnungsloser militärischer Lage. (*Ullstein Bild, Frentz*)



**Berchtesgaden:** Hitler, Gauleiter August Eigruber (links) und Architekt Hermann Giesler studieren Pläne für die Umgestaltung von Linz. Das Foto wurde im Berghof, Hitlers Haus in Berchtesgaden, aufgenommen. (*Sammlung Walter Frentz, Berlin*)



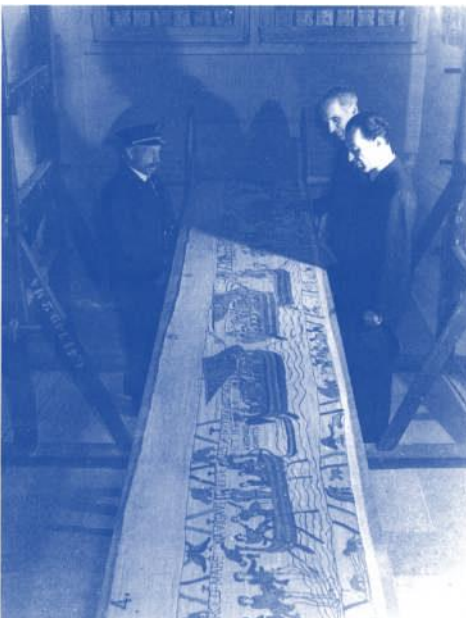
Dieses Western-Union-Telegramm rief die Leiter bekannter Museen zum Treffen im Metropolitan Museum of Art in New York City auf, das am 20. Dezember 1941 stattfand, weniger als drei Wochen nach dem Bombenangriff auf Pearl Harbor. (National Gallery of Art, Gallery Archives)



**Monte Cassino, 27. Mai 1941'**  
Monuments Man Lt. Col. Ernest Dewald (Mitte) auf dem Weg zu den Ruinen der Benediktinerabt Monte Cassino, die im Februar 1944 von den Alliierten bombardiert wurde. (National Archives and Records Administration, College Park, MD)



**Saint-Lô, Juli 1944:** «Der Sarg von Maj. Thomas D. Howie (oben Mitte), Kommandeur des 3. Bataillons der 116. Infanteriedivision, inmitten der Ruinen der Kathedrale Notre-Dame in Saint-Lô, bedeckt mit der US-Flagge. Howie wurde am 17. Juli in der Nähe der Stadt durch Mörserbeschuss getötet. Die Einsatzgruppe, die am folgenden Tag die Stadt einnahm, führte seinen Leichnam auf dem Ambulanzwagen mit sich als ein Symbol der Kameradschaft und des Siegeswillens.» Viele Städte und Dörfer der Normandie trugen nach dem D-Day diese Zeichen der Zerstörung. (AP Images, Harry Harris)



**Paris, Herbst 1944:** Jacques Jaujard (ganz rechts, im Vordergrund), Direktor der französischen Nationalmuseen, untersucht den weltberühmten Teppich von Bayeux zusammen mit Monsieur Verrier, dem Generalinspekteur der Monuments Historiques (links), während seiner Ausstellung im Louvre Ende 1944. (Archives des Musées Nationaux)





1 JULY

CORRESPONDANCE

DEAR WALKER,  
 YOU CAN SCARCELY  
 IMAGINE THE LIFE. ITS  
 WORKING OUT MARVEL-  
 LOUSLY, BUT WOULD HAV  
 BEEN COMPLETELY  
 RUDDERLESS WITHOUT  
 THOSE WEEKS WITH YOU.  
 GOT YOUR DEPOSITS  
 YESTERDAY. & ALSO  
 SHIPPED OFF THE FIRST  
 LONG REPORT. IT MUST  
 BE VERY HARD FOR YOU  
 TO GUESS WHERE I AM.  
 Yours, Bancel

ON ACTIVE SERVICE

LB. LaFarge  
 ADRESSE  
 CAPT. L. BLATARGE  
 0-905778  
 1<sup>st</sup> CA UNIT ECAD  
 APO 65876 P. H., N.Y., N.Y.

Free  
 N° d'ordre que sur  
 le côté réservé à  
 la correspondance

CAPTAIN  
 WALKER HANCOCK  
 SHAEF, G-5  
 APO 757,  
 U. S. ARMY

FIELD POST OFFICE  
 1 JULY 1944  
 9476

LB. LaFarge

Eine Postkarte, die Monuments Man Capt. Bancel LaFarge am 1. Juli 1944 an seinen Kollegen Capt. Walker Hancock schickte. Er informiert ihn über seine Ankunft in Bayeux, Frankreich. (Walker Hancock Collection)



**Paris, 2. Dezember 1941:** Reichsmarschall Hermann Göring im Museum Jeu de Raume, in der linken Hand ein Gemälde, in der rechten eine Zigarre. Er betrachtet zwei Bilder von Henri Matisse, gehalten von Bruno Lohse. Links von Göring sein Kunstberater, Walter Andreas Hofer. Auf dem Tisch steht eine Champagnerflasche. Beide Bilder wurden von den Nazis aus der Sammlung von Paul Rosenberg gestohlen und nach dem Krieg wiedergefunden und zurückgegeben. Das linke Bild, *Marguerites*, hängt heute im Art Institute of Chicago, das andere, *Danseuse au Tambourin*, im Norton Simon Museum in Pasadena, Kalifornien. (*Archives des Musées Nationaux*)



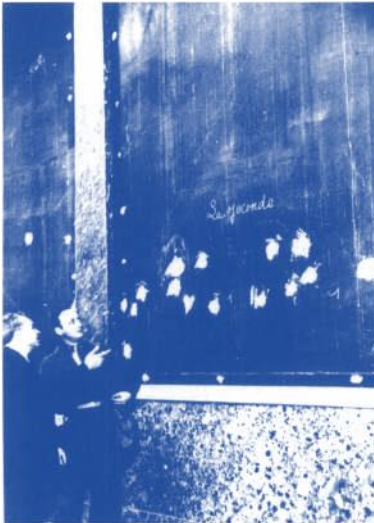
**Paris:** Göring verlässt das Jeu de Paume in Paris nach einem seiner 20 Besuche, bei denen er sich aus den von französischen Sammlern gestohlenen Kunstwerken für seine eigene Sammlung etwas aussuchte. Im Vordergrund von Behr; Bruno Lohse auf der Türschwelle links neben Walter Andreas Hofer. (*Library of Congress, Washington, D.C.*)



Die *Brügger Madonna* von Michelangelo, 1503-1504, Marmor, 121,9 cm hoch. Kathedrale Notre Dame, Brügge. (Scala/ Art Resource, NY)



*Der Astronom* von Jan Vermeer, 1668. Öl auf Leinwand, 51 x 45 cm. Louvre, Paris. (Réunion des Musées Nationaux/Art Resource, NY)



**Paris, 12. September 1944:** Monuments Man James Rorimer (rechts) und Robert Rey, Direktor der Ecole du Louvre, vor der leeren Wand, an der die *Mona Lisa* vor ihrer vorsorglichen Evakuierung aus dem Louvre 1939 hing.

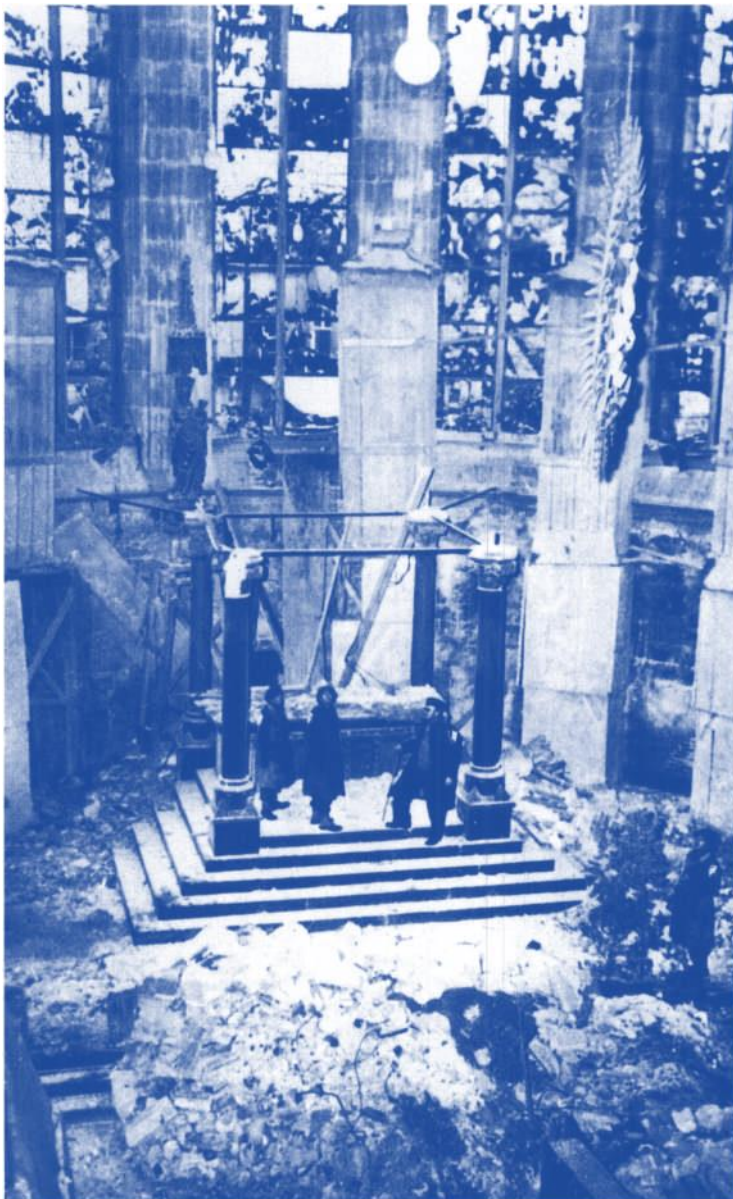


**Paris, 1945:** Zwischen 1939 und 1945 war die *Mona Lisa* an sechs verschiedene Orte verbracht worden, bevor sie nach ihrer Rückkehr in den Louvre wieder ausgepackt wurde. (Roger-Viollet)



Der Genter Altar von Jan van Eyck (Innenenteil), 1432. Öl auf Leinwand, 3,5 x 4,6 m.  
Kathedrale Saint Bavo, Gent. (Reproductiefonds/photo Hugo Maertens)





**Aachen, Oktober 1944:** Auf dieses Bild der Zerstörung trafen die Monuments Men Walker Hancock und andere Soldaten der 1. Armee bei ihrer Ankunft im Aachener Dom am 25. Oktober 1944. (*National Archives and Records Administration, College Park, MD*)



**La Gleize, 1. Februar 1945:** Während der Ardennenoffensive wurde die Kirche in La Gleize schwer beschädigt. Diese Statue, die *Madonna von La Gleize*, stand während eines der strengsten Winter unter freiem Himmel. (Walker Hancock Collection)



**La Gleize, 1. Februar 1945:** Monuments Man Walker Hancock (vorne links, mit Helm) half den Bewohnern der Stadt La Gleize bei der Bergung der Madonna. (Walker Hancock Collection)



**Merkers, April 1945:** In den Salzminen von Merkers war ein Grossteil der deutschen Goldreserven und des Papiergeldes versteckt. Die Gemälde aus dem Kaiser-Friedrich-Museum in Berlin wurden mit Ausnahme der grössten, ebenfalls hier verwahrt. *(National Archives and Records Administration, College Park, MD)*



**Merkers, 12. April 1945:** Gen. Omar N. Bradley, Lt. Gen. George S. Patton Jr. und Gen. Dwight D. Eisenhower inspizieren die in der Mine von Merkers gelagerten deutschen Museumsschätze. Mitte: Maj. Irving Leonard Moskowitz. *(National Archives and Records Administration, College Park, MD)*





**Neuschwanstein:** In Schloss Neuschwanstein, im 19. Jahrhundert von König Ludwig II. erbaut, verwahrten die Nazis die meisten der in Frankreich gestohlenen Kunstwerke. Die Monuments Men benötigten ganze sechs Wochen, um sie zu bergen. *(National Archives and Records Administration, College Park, MD)*



**Neuschwanstein, Mai 1945:** Monuments Man James Rorimer (links) und Sgt. Antonio T. Valim untersuchen wertvolle Kunstobjekte, die vom Einsatzstab Reichsleiter Rosenberg (ERR) aus der Rothschild-Sammlung in Frankreich gestohlen und in Schloss Neuschwanstein gefunden wurden. *(National Archives and Records Administration, College Park, MD)*

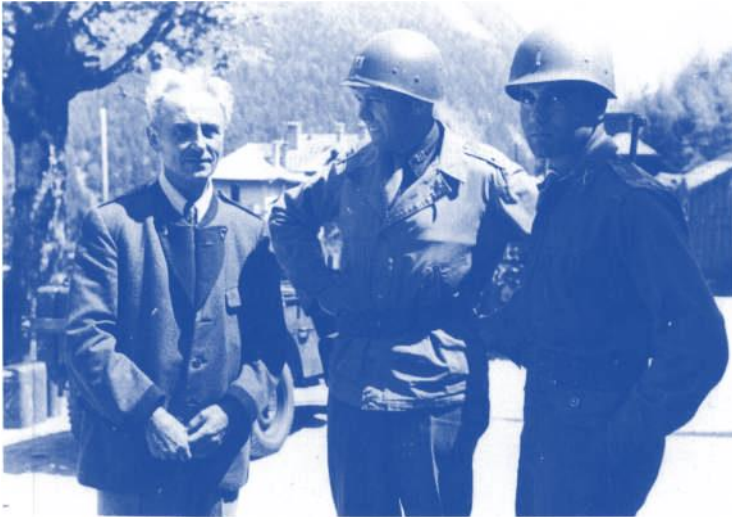




**Bernterode, Mai 1945:** Der Bronzesarg Friedrich Wilhelms von Preussen war einer von vier riesigen Särgen, die Monuments Men Walker Hancock im Bergwerk von Bernterode entdeckte. (*Walker Hancock Collection*)



**Bernterode, Mai 1945:** Die Monuments Men George Stout (links), Walker Hancock (Mitte rechts) und Steven Kovalyak (rechts) während der Bergung der Kunstschätze in Bernterode. (*Walker Hancock Collection*)



**Altaussee, Mai 1945:** Dr. Hermann Michael, Monuments Man Robert Posey und der US-Leutnant Frederick C. Shrady vor dem Verwaltungsgebäude des Salzbergwerks während der ersten Tage nach ihrer Ankunft in Altaussee. (Walker Hancock Collection)



**Altaussee, Österreich, Mai 1945:** Österreichische Bergleute, darunter Karl Sieber (links, sitzend, im Anzug) und Dr. Hermann Michael (sitzend zwischen zwei US-Soldaten), mit zwei der 500 kg schweren Bomben, die in Kisten mit der Aufschrift «Vorsicht! Marmor – nicht stürzen» versteckt waren.



**Altaussee, 13. Mai 1945:** Die Monuments Men Robert Posey und Lincoln Kirstein fanden bei ihrem Eintreffen am 12. Mai 1945 sogenannte «gelähmte» Tunnel vor. Dennoch gelang es ihnen binnen weniger Tage, den Inhalt der Minen zu untersuchen. Im Bild ein Bergmann und ein US-Soldat beim Graben, (Robert Posey Collection)



**Altaussee, Mai 1945:** Eine der zahlreichen grossräumigen Kammern im Salzbergwerk, in denen eine Unmenge gestohlener Kunstschätze in eigens angefertigten Holzregalen verwahrt wurden. (Robert Posey Collection)

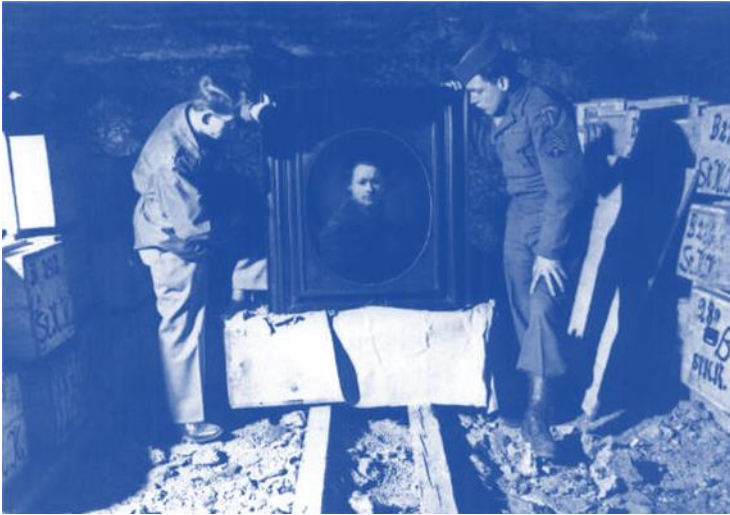


**Altaussee, 10. Juli 1945:** Die Bergung der Kunstwerke von unschätzbarem Wert aus dem Salzbergwerk von Altaussee stellte Monumenten Man George Stout vor ungeahnte Schwierigkeiten. Er konstruierte einen Flaschenzug, um Michelangelos *Brügger Madonna* auf den Karren zu heben, auf dem sie ihre lange Heimreise nach Belgien antrat. Ganz links im Bild Monumenten Man Steve Kovalyak, Experte im Verpacken von Kunstwerken, der Stout massgeblich zur Seite stand. (*National Gallery, Washington D.C., Gallery Archives*)



**Altaussee, Juli 1945:** Wegen seiner Grösse und seines Gewichts erwies es sich als extrem schwierig, das Mittelstück des *Genter Altars* durch die engen Gänge zu befördern. Weitere Teilstücke des Altars sind hinter Stout (mit dem «N» für «Navy» auf seiner Jacke) zu erkennen. Die Bildoberfläche ist mit Tüchern bedeckt, um abblätternde Farben zu schützen. (*National Archives and Records Administration, College Park, MD*)





**Heilbronn, 1946:** Dieses Selbstporträt von Rembrandt, hier in Augenschein genommen von den Monuments Men Dale V. Ford und Harry Ettlinger (rechts), wurde zur Sicherung von leitenden Angestellten des Museums aus Karlsruhe in die Mine von Heilbronn verbracht. Die Kisten rechts und links der beiden Männer enthalten weitere der Tausende von Kunstwerken, die in Heilbronn versteckt waren. (*National Archives and Records Administration, College Park, MD*)



**New Jersey:** Beinahe 65 Jahre später erinnert sich Harry Ettlinger mit Stolz an seine Zeit als Monuments Man. Hier mit einem Nachdruck jenes Gemäldes, das er als kleiner Junge in Karlsruhe nie sehen durfte. (*Bill Stahl*)

ckensprengungen hätten zum Beispiel zur Folge, dass die Stadt Berlin ernährungsmässig nicht mehr versorgt werden kann und darüber hinaus auch die industrielle Produktion und das Leben der Menschen in dieser Stadt auf Jahre hinaus unmöglich gemacht wird. Diese Sprengungen wären damit der Tod von Berlin.»

Am 19. März, nur einen Tag später, erhielt er die Antwort Hitlers. Sie kam in Form eines Befehls an alle militärisch und politisch Verantwortlichen:<sup>180</sup>

Der Kampf um die Existenz unseres Volkes zwingt auch innerhalb des Reichsgebietes zur Ausnutzung aller Mittel, die die Kampfkraft unseres Feindes schwächen und sein weiteres Vordringen behindern. Alle Möglichkeiten, der Schlagkraft des Feindes unmittelbar oder mittelbar den nachhaltigsten Schaden zuzufügen, müssen ausgenützt werden. Es ist ein Irrtum, zu glauben, nicht zerstörte oder nur kurzfristig gelähmte Verkehrs-, Nachrichten-, Industrie- oder Versorgungsanlagen bei der Rückgewinnung verlorener Gebiete für eigene Zwecke wieder in Betrieb nehmen zu können. Der Feind wird bei seinem Rückzug uns nur eine verbrannte Erde zurücklassen und jede Rücksichtnahme auf die Bevölkerung fallenlassen.

Ich befehle daher:

1. Alle militärischen Verkehrs-, Nachrichten-, Industrie- und Versorgungsanlagen sowie Sachwerte innerhalb des Reichsgebietes, die sich der Feind für die Fortsetzung seines Kampfes irgendwie sofort oder in absehbarer Zeit nutzbar machen kann, sind zu zerstören.
2. Verantwortlich für die Durchführung dieser Zerstörungen sind die militärischen Kommandobehörden für alle militärischen Objekte (einschliesslich der Verkehrs- und Nachrichtenanlagen), die Gauleiter und Reichsverteidigungskommissare für alle Industrie- und Versorgungsanlagen sowie sonstige Sachwerte. Den Gauleitern und Reichsverteidigungskommissaren ist bei der Durchführung ihrer Aufgabe durch die Truppe die notwendige Hilfe zu leisten.

**306 DEUTSCHLAND**

3. Dieser Befehl ist schnellstens allen Truppenführern bekannt zu geben.  
Entgegenstehende Weisungen sind ungültig.

gez. Adolf Hitler

## **DIE 1. US-ARMEE ÜBERSCHREITET DEN RHEIN**

### **Köln und Bonn**

**10. bis 20. März 1945**

Walker Hancock, der Monuments Man der 1. US-Armee, drückte aufs Gaspedal und jagte den Jeep durch die Vororte von Bonn. In den vergangenen Tagen war er mit seinem neuen Vorgesetzten (und früheren Kollegen) George Stout unterwegs gewesen; er hatte sich wohl gefühlt in seiner Gesellschaft und war dankbar dafür, dass Stout ihn an seinem enormen Wissen hatte teilhaben lassen. In Aachen war Hancock zu Fuss durch die Stadt gegangen. In einem Strassenzug gab es ein offenes Restaurant, auf dem Gehsteig waren einige Leute unterwegs, und eine Frau trug eine Tasche mit Lebensmitteln unter dem Arm. Hinter der nächsten Ecke war Aachen eine tote Stadt, ein Friedhof aus Stacheldraht, verrostetem Metall und Geröllhaufen, die nach Hundekot stanken. Als er einige Strassen hinabblickte, stellte er sich vor, dass niemals mehr jemand hierher zurückkehren würde. Vielleicht waren die früheren Bewohner alle tot. In diesem Augenblick hatte er gedacht, dass es nirgends schlimmer sein konnte als in Aachen. Aber dann hatte er Köln gesehen.

Nach dem Willen der Alliierten sollte Deutschland zur Unterwerfung gezwungen werden. Dies war Hancock bekannt gewesen, doch hatte er keine genaue Vorstellung davon gehabt, was unter «massiven Luftbombardements» zu verstehen war, bis er nach Köln kam. Die Stadt war mehrmals Ziel alliierter Luftangriffe gewesen – genauer gesagt, von insgesamt 262 Angriffen, was Walker Hancock aber nicht wissen konnte –, und die Innenstadt lag in Schutt und Asche. Sie war nicht verwüstet, sondern verschwunden, zerstört und dann immer und immer wieder bombardiert worden, bis nichts mehr übrigblieb. Es war eine «schlimmere Verheerung», schrieb er an Saima, «als sich ein Mensch vorstellen kann.»<sup>181</sup> George Stout schätzte, dass 75 Prozent der Kulturgüter in diesem Bereich zerstört waren, aber das war noch



nicht die ganze Wahrheit. Die Objekte, die verschont geblieben waren, lagen in den Randbezirken der Stadt. Im Stadtzentrum gab es nichts mehr zu inspizieren oder zu untersuchen. Lediglich der Dom stand noch, fast unversehrt inmitten all der Verwüstung. Er hätte eigentlich ein erhebender Anblick sein können, ein Beispiel für die Rücksichtnahme der westlichen Alliierten, aber Hancock konnte es nicht so sehen. Das Ausmass der Zerstörung – die Brutalität der alliierten Luftangriffe, die dazu dienten, den Kampfeswillen der Deutschen zu brechen – war schmerzhaft. Fast schien es ihm, als enthalte dieser Wahnsinn eine Botschaft. *Wir hätten alle Gebäude schonen können*, schien das Bild der Kathedrale mitteilen zu wollen. *Dieses Gebäude ist das einzige, das wir uns ausgesucht haben.*

«Das hat mich dazu veranlasst, mehr Zeit damit zu verbringen», bekannte Hancock gegenüber Saima, «in Gedanken in *unsere* Welt zu entfliehen, zu *unseren* Plänen und *unseren* Hoffnungen. In gewisser Weise erscheinen sie mir wirklicher als das, was meine Augen hier gesehen haben.»<sup>182</sup>

Die Alliierten waren wütend. Es gab keine andere Erklärung. Die Alliierten waren wütend auf die Deutschen und alles, was mit ihnen zu tun hatte. Der Zorn hatte sich im Laufe von Monaten aufgestaut, vielleicht seit der Normandie, aber in dem harten Winter hatte er sich verstärkt. Vor dem Krieg hatte Köln fast 800'000 Einwohner gezählt; jetzt lebten kaum noch 40'000 Menschen hier, wie Hancock schätzte. Diejenigen, die geblieben waren, waren gezeichnet und verbittert. «Ich habe ihre Bitterkeit, ihren Hass gespürt, so wie man eine kalte Windbö von Norden spürt», sollte Stout später über die Bewohner der Stadt schreiben. «Aus Neugier habe ich nach Spuren von Gefühlen in ihren Gesichtern gesucht. Es war immer das Gleiche. Eine Art von Hass und so etwas wie Verzweiflung – oder auch Ausdruckslosigkeit.»<sup>183</sup>

Als er in diese ausdruckslosen und gebrochenen Gesichter blickte, dachte Walker Hancock an Saima und an ihre Pläne, ein Haus zu bauen (er sparte dafür, indem er einen Teil seines Solds zurücklegte), sesshaft zu werden, eine Familie zu gründen. Er musste sich einfach

die Frage stellen: Wenn er mit einer Familie in Köln zu Mittag essen würde, würde er diesen Menschen gegenüber dasselbe empfinden wie gegenüber Monsieur Geneen und dessen Familie in La Gleize? Oder wurden seine Gefühle dadurch beeinflusst, dass Geneen ein Belgier war, ein Opfer und kein Aggressor?

Ein Gedanke liess ihn nicht los: Die Kultur der eigenen Verbündeten zu retten, war nichts Grossartiges. Die Kultur des Feindes zu schützen, das eigene Leben und das Leben anderer zu riskieren, um sie zu retten, um sie ihm zurückzugeben, wenn der Krieg gewonnen war ... so etwas hatte es noch nicht gegeben, doch genau das hatten sich Walker Hancock und die übrigen Monuments Men vorgenommen.

Die Kunstschatze von Aachen befanden sich irgendwo da draussen. Es war seine Pflicht, sie zu finden. Doch allein die Pflicht reichte dafür nicht als Antrieb, das wusste er. Erfolg erforderte Überzeugung, den Glauben daran, dass die Mission des Kulturgüterschutzes nicht nur richtig, sondern auch notwendig war. Es konnte nicht lediglich eine Pflicht sein; es musste eine Leidenschaft daraus werden. Und je mehr Zerstörung Hancock sah, umso leidenschaftlicher wurde er.

Köln hatte keine Anhaltspunkte gebracht. Die beweglichen Kunstobjekte waren weg, waren vor den schlimmsten Zerstörungen ausgelagert worden. Er und Stout kannten die Namen einiger örtlicher Kulturfunktionäre aus Befragungen in anderen zerstörten Städten, hatten aber keinen von ihnen aufreiben können. Die Kulturgüter waren zu Staub zerfallen. Nach nur einem Tag verliess Stout Köln, um sich einige kleinere Städte in der Umgebung anzuschauen; Hancock fuhr nach Bonn zum letzten bekannten Büro von Graf Wolff-Metternich, des früheren Leiters der Kunstschutz-Organisation in Paris. Aus Paris war die Kunde gekommen, dass Wolff-Metternich ein guter Mensch sei und nicht nur Sympathien für die Anliegen der Franzosen gezeigt, sondern sie auch aktiv unterstützt habe. Er hatte tatsächlich seinen Posten verloren, weil er sich mehr als einmal auf die Seite der Franzosen und gegen seine Vorgesetzten gestellt hatte.

Wenn jemand Informationen besass, dann er. Und wenn er selbst nicht mehr da war, würde es noch immer Dokumente und Aufzeichnungen geben. Die Deutschen waren in dieser Hinsicht sehr penibel. Die langen Monate, in denen er im Dunkeln getappt war, näherten sich allmählich dem Ende, davon war Hancock überzeugt.

In den Vororten Bonns schien die Sonne. Die Häuser waren unversehrt. Doch wie in so vielen anderen Städten nahmen die Schäden zu, je weiter man in die Stadt hinein kam. Das Stadtzentrum war durch die alliierten Luftangriffe grösstenteils zerstört worden, doch selbst hier zwischen den Ruinen sah Hancock blühende Kirschbäume. Er hielt vor einem Haus aus dem 18. Jahrhundert an. Der gewölbte steinerne Hauseingang war nur einen knappen Meter vom Strassenrand entfernt, gewundenes metallenes Gitterwerk hing am Schlussstein, aber die Tür stand offen. Hancock trat in den dunklen Hausflur, stieg eine schmale Holzterrasse hinauf und stand einige Augenblicke später überwältigt in dem winzigen Raum, in dem Ludwig van Beethoven geboren worden war. In der Umgebung der Stadt hatte Hancock Bauern gesehen, die ihr gesamtes Hab und Gut auf klapprigen Karren hinter sich herzogen, brennende Kohlenminen und rauchgeschwärzte Häuser und Felder. Aber dieses Refugium, dieses künstlerische Kleinod war erhalten geblieben. Er dachte an die Kirschbäume zwischen den Ruinen. Sogar in Deutschland hatten Splitter von Hoffnung und Schönheit überlebt – und von Glück und Kunst.

Das Büro des Konservators lag in einem Wohngebiet, das die alliierten Bomberpiloten unbeachtet gelassen hatten. Hancock war zuversichtlich, frohgemut sogar und erfüllt von der Ruhe und dem Frieden, den Beethovens Zimmer ausstrahlte. Dann bog er um die Ecke und sah die Lücke in der Häuserreihe. Er brauchte die Adresse gar nicht zu überprüfen; er wusste sofort, was geschehen war. Nur ein Gebäude in diesem Häuserblock war dem Erdboden gleichgemacht worden, und das war das Haus in der Bachstrasse Nummer 9, das Büro des Konservators. Was hatte er denn erwartet? Natürlich hatten die

Nationalsozialisten es lieber in die Luft gejagt, als es dem Feind in die Hände fallen zu lassen. Hancock sass enttäuscht und niedergeschlagen in seinem Jeep. Dann zog er seinen Helm fest und begann an die Türen zu klopfen.

«Nein, nein.» Niemand wollte reden. «Wir wissen nichts.»

Schliesslich fand er einen Mann, der bereit war, mit ihm zu sprechen, aber er wusste nicht viel über das Haus, nur dass es ein Bürogebäude gewesen und durch eine Bombe zerstört worden war.

Gab es Papiere und Dokumente?, fragte Hancock. Akten? Inventarlisten? Der Mann zuckte mit den Schultern. Er wusste es nicht. Er vermutete, diese Unterlagen seien fortgeschafft worden. «Sie sind schon vor Wochen nach Westfalen abgereist», sagte er. «Sie haben alles mitgenommen.»

Hancock runzelte die Stirn. Westfalen lag noch immer hinter den feindlichen Linien. Und wenn die Alliierten dort ankamen, würden Wolff-Metternich und die Akten, davon war Hancock überzeugt, schon wieder verschwunden sein.

«Ich weiss, dass ein Mann hiergeblieben ist», fuhr der Passant fort. «Ein Architekt, der Assistent des Konservators. Er ist in Bad Godesberg. Sein Name lautet Wey res.»

«Vielen Dank», sagte Hancock erleichtert. Es war doch keine Sackgasse, zumindest noch nicht. Er wandte sich zum Gehen, aber der Mann hielt ihn auf.

«Möchten Sie seine Adresse?»

Walker Hancock rief aus Bonn seinen Chef George Stout an. Stout hatte gerade niederschmetternde Nachrichten erhalten. Sein früherer Zimmerkollege, der britische Monuments-Offizier Ronald Balfour, war tot. Bei der Arbeit in der Stadt Kleve war ihm ein Granatsplitter in den Rücken geflogen.

Walker Hancock hatte Balfour nicht sehr gut gekannt, aber dennoch war der plötzliche Tod eines Monuments-Kameraden ein Schock für ihn. Er erinnerte sich an Balfours ironisches Lächeln während ihrer Zeit in Shrivenham, das Funkeln seiner Gelehrtenbrille, die überraschende Kraft, die in seiner kleinen Gestalt steckte. Der «Gentleman-Gelehrte» war ein echter Gentleman gewesen, ein Bursche, mit dem

man gern auf ein Bier ging. Aber Hancock hatte ihn nicht wirklich gekannt. Er überlegte, ob der Tote eine Ehefrau hinterliess, ein Kind, trauernde Eltern, unerfüllte Versprechen und gescheiterte Hoffnungen.

Walker Hancock dachte an seine geliebte Saima, die nun seit mehr als einem Jahr seine Braut war, wenngleich sie nur eine kurze Zeit als Mann und Frau gemeinsam verbracht hatten. Balfours Tod erinnerte ihn an die Gefahren ihrer Mission; die Zeit, die er von ihr getrennt war, konnte sehr wohl viel mehr werden als nur ein vorübergehender Aufschub des langen Lebens voller Liebe und Glück, das er sich erhoffte.

Und Balfours Tod verdeutlichte einmal mehr die Einsamkeit in diesem Job, die Isolation von Freunden und Gefährten selbst in einer Millionarmee. Ronald Balfour war vor zehn Tagen gestorben, und die anderen Monuments Men an der Front hatten erst jetzt davon erfahren. Hancock hatte keinen Gehilferi, der mit ihm reiste. Nachdem sie so viel Zeit in unterschiedlichen Kampfgebieten verbracht hatten, überlegte Hancock, ob er Robert Posey oder Walter «Hutch» Huchthausen überhaupt wiedererkennen würde, wenn sie durch die Tür kämen. Nach den verdichteten Ereignissen des Krieges, in dem neun Monate wie neun Jahre erschienen, waren sie schlicht Namen auf Berichten, die er las. Aber George Stout war immer da, in Fleisch und Blut, wenn er ihn brauchte.

Hancock hatte zumindest ausgezeichnete Nachrichten für seinen Vorgesetzten, auch wenn sie die Trauer teilten. Er hatte Weyres, den Assistenten von Graf Wolff-Metternich, in Bad Godesberg ausfindig gemacht. Der Mann war eine Schatztruhe an Informationen, und Hancock wollte wissen, wie er mit ihm umgehen sollte. Stout, der anscheinend noch in Gedanken bei Ronald Balfour war, teilte ihm schlicht mit: «Ich muss Ihnen nicht sagen, was Sie zu tun haben, Walker.»

Am nächsten Morgen übermittelte Hancock detaillierte Informationen über Kunstdepots an die vorgeschobenen Einheiten der 1. US-Armee. Nach wenigen Tagen hatte er den Truppen an der Front die Lage von 109 Unterbringungsorten östlich des Rheins mitgeteilt, wo-

durch sich die Zahl der bekannten Lagerstätten in Deutschland verdoppelte.

Eine Woche später, am 29. März 1945, klopfte ein amerikanischer Feldkommandeur, der gerade aus dem Kampf kam, an die Tür des Wohnhauses des Bürgermeisters von Siegen. Als der Mann erstaunt öffnete, fragte der Kommandeur einfach nur: «Wo sind die Gemälde?»

## SCHATZKARTE

Trier

20. bis 29. März 1945

Ende März 1945 waren Hauptmann Robert Posey und Gefreiter Lincoln Kirstein, die beiden so ungleichen Monuments Men in Pattons 3. US-Armee, im Tal der Saar an der Grenze zwischen Frankreich und Deutschland unterwegs. Um sich herum sahen sie die Auswirkungen der Besatzung in den brachliegenden Feldern und den rostenden, kapputten Fabriken. Fleisch, so hiess es, sei so schwer aufzutreiben, dass Steckrüben mittlerweile zum Grundnahrungsmittel der Bevölkerung geworden seien. Die Bürger, die den westlichen Alliierten meist freundlich begegneten, boten ihre Hilfe an und erwarteten dafür nur eine Zigarette. Tabakwaren waren so selten geworden, dass die Raucher ihre Bedürfnisse jahrelang nur mit den Stummeln hatten befriedigen können, die Kriegsgefangene weggeworfen hatten, die zu den Internierungslagern weiter im Landesinneren gebracht wurden. Das Land war durch den Krieg verarmt und wurde von der 3. US-Armee als Versorgungsgebiet genutzt, aber Kirstein sah auch seine Schönheit: die sanft geschwungenen Hügel, die sich langsam begrüneten, nachdem der Schnee geschmolzen war, die träge fliessenden Flüsse in den Tälern, die dunklen Wälder, die an die Märchen der Gebrüder Grimm denken liessen. Die kleinen Bauernhöfe wirkten so alt wie die Erde, und die historischen Stadttore und Türme erinnerten ihn an die fantasievollen Hintergründe in den Zeichnungen Albrecht Dürers.

«Wir können jetzt die Einstellung der deutschen Bevölkerung uns gegenüber beobachten», schrieb Robert Posey an seine Frau Alice, nachdem er die Mosel überquert hatte und auf deutsches Gebiet gelangt war.<sup>184</sup>

«Der Vormarsch geht so schnell vonstatten, dass viele Städte nicht stark beschädigt werden. In diesen und auch in den beschädigten Städten ste-

hen die Leute auf den Gehsteigen und verfolgen unsere vorbeiziehenden Konvois, wie sie es auch in der Normandie getan haben. Sie jubeln uns natürlich nicht zu, aber man glaubt fast, dass das nur daran liegt, dass sie weniger emotional sind als die Franzosen. Sie wirken alle auf aufgeweckte Weise neugierig. Die älteren Männer betrachten bewundernd unsere Fahrzeuge, die mit begeisterten, gesunden Männern besetzt sind. Kinder rufen uns etwas zu, die kleinen Mädchen lächeln fröhlich und winken. Obwohl wir sie nicht beachten sollen, bringe ich es nicht übers Herz, ihr Winken nicht zu erwidern. Grössere Menschenmengen ziehen umher und beobachten unsere Pioniere, wenn sie eine Holzbrücke bauen neben einer, die ihre eigenen Soldaten vor ein paar Tagen gesprengt haben, als wollten sie die unvermeidliche Zerstörung ihrer Waffen hinauszögern. Anstelle der neu aufgezogenen Trikolore wie in Frankreich wehen hier weisse Fahnen auf den Häusern und verkünden die bedingungslose Kapitulation. ... Eine alte Frau wischte sich mit dem Schürzenzipfel eine Träne aus dem Auge, aber die schwache, gebeugte, weisshaarige Frau dachte wahrscheinlich an ihren eigenen Sohn, der vielleicht für Hitler sein Leben gelassen hat. ... Wenn unsere Bulldozer die Balken beiseite räumen, die die Strassen versperren, schauen die Leute zu, bis die Arbeit erledigt ist, und dann sägen sie die Balken auseinander und spalten sie zu Brennholz. Junge Mädchen versuchen ein wenig zu flirten, wenn sie sich sicher sind, dass sie niemand sieht. Es ist kein völlig trostloses Bild, aber warum kämpfen sie noch weiter?»

Am 20. März 1945 erreichten die Monuments Men die Basis der 3. US-Armee in Trier, einer der geschichtsträchtigsten Städte in Nordwesteuropa. «Trier gab es schon 1'300 Jahre vor Rom, möge es weiter bestehen und sich ewigen Friedens erfreuen», lautete eine berühmte Inschrift an einem Haus auf dem grössten Marktplatz der Stadt. Das Gründungsdatum war erfunden, aber Trier war tatsächlich schon eine Garnisonsstadt gewesen, bevor die römischen Legionäre in der Zeit von Augustus dort erschienen. Bedauerlicherweise hatte die Stadt diesen Krieg nicht so gut überstanden wie das «sanfte bezwungene» Tal der Saar.<sup>185</sup>



Posey bezeichnete Trier in einem Bericht über den Vormarsch der 3. Armee als «zerschmettert». <sup>186</sup> Kirstein meinte, die Stadt befinde sich in einem schlimmeren Zustand als in jedem anderen Zeitabschnitt seit dem Mittelalter. «Die Verwüstung ist wie erstarrt», schrieb er, «als sei der Augenblick des Feuersturms plötzlich angehalten worden und als habe die Luft ihre Kraft verloren, die Atome zusammenzuhalten, und als hätten sich verschiedene Gravitätszentren einen Nahkampf um die Materie geliefert, den die Materie verlor. Aus unbekanntem Grund ist eine bestimmte Brücke unversehrt geblieben ... Es gab nur noch Platz für einen einzigen Weg, nachdem alles auf die Strasse gestürzt war. Die Stadt war praktisch menschenleer. Von den früher 90'000 Einwohnern hielten sich nun nur noch 2'000 in der Stadt auf und hausten in einem System von Weinkellern. Diese Menschen sahen recht munter aus, die Frauen trugen Hosen, die Männer gewöhnliche Arbeitskleidung. Es ist üblich, sie nicht zu beachten. Aus den Fenstern einiger Häuser hängen weisse Laken oder Kissen. Es ist kaum noch etwas intakt geblieben. Fragmente von Wasserspeiern aus dem 15. Jahrhundert, barocke Giebel und gotische Türmchen mischen sich auf eindrucksvolle Weise mit Fleischermessern, Champagnerflaschen, Reiseplakaten, frischen violetten und gelben Krokussen und einem schönen Tag, mit Gas und Zersetzung, Emailleschildern und versilberten Kronleuchtern und grauenhaftem, entsetzlichem Schutt und Geröll. Zweifellos war es in Saint-Lô schlimmer, aber dort gab es nichts von Bedeutung. Hier stammt alles aus der Frühzeit des Christentums oder der Romanik oder der Neuromanik oder dem wunderbaren Barock.» <sup>187</sup>

Die NS-Regierung hatte für die Erhaltung Triers viel Geld aufgewendet; besonderes Augenmerk hatte dem Hauptmarkt gegolten, der jetzt zum grossen Teil in Trümmern lag, und der Simeonstrasse, die auch «Strasse der deutschen Geschichte» genannt wurde. Die Fassade des Doms und der damit verbundene Kreuzgang sowie der umgebende Bezirk waren stark beschädigt. Der barocke Palast der Grafen von Kessel war zusammengestürzt. Das Wohnhaus von Karl Marx,

der hier 1818 das Licht der Welt erblickt hatte, war von den Nationalsozialisten als Druckerei für eine Parteizeitung genutzt worden. Die Alliierten hatten es bei einem Luftangriff in Schutt und Asche gelegt.

Aber dennoch waren Bauwerke von grosser kulturhistorischer Bedeutung erhalten geblieben. «Im Inneren war der Dom unversehrt», schrieb Kirstein, «abgesehen davon, dass die Glocke durch den Turm gefallen war; die Liebfrauenkirche war schwer beschädigt, aber sie stand noch. St. Paulinus, eine Orgie in Lila und blauem Rokoko, wurde nur deswegen getroffen, weil die dämlichen Nazis Panzer an einer Ecke der Fassade postiert hatten, die Porta Nigra blieb unversehrt ausser an den Stellen, wo Maschinengewehre aufgestellt waren, auch die Matthäus-Abtei blieb unbeschädigt bis auf die Einschüsse in der Sakristei».<sup>188</sup> Der Domschatz, darunter der «Heilige Rock», der Fragmente der Tunika von Jesus Christus enthalten soll, wurde in geheimen Bunkern in den alten Steinfundamenten der Stadt entdeckt.

Posey und Kirstein begannen sogleich damit, die alliierten Soldaten auf die Schätze der Stadt hinzuweisen. Poseys frühere historische Darstellungen über die Kulturgüter von Nancy und Metz waren sehr erfolgreich gewesen, und daher hatte er, bevor die 3. US-Armee Trier erreichte, zusammen mit Kirstein eine Abhandlung über die Geschichte und die kulturelle Bedeutung der Stadt und ihrer Bauwerke verfasst. Sie fürchteten, dass die Soldaten, nachdem sie sich nun im Land des Feindes befanden, mit historischen Kulturgütern weniger achtsam umgehen und sich möglicherweise leichter zu Plünderungen hinreissen lassen würden. Indem die Monuments Men ihnen die deutsche Kultur nahebrachten, die schon lange vor der NS-Zeit existiert hatte, hofften sie, das Interesse der Soldaten zu wecken und ihre Aufmerksamkeit zu schärfen, sodass sie sich rücksichtsvoller verhalten würden.

Aber auch die beiden Kulturgüterschutzoffiziere erlaubten sich gelegentlich, ein kleines Souvenir mitzunehmen. Posey schickte mehrmals kleine Gegenstände für Woogie nach Hause – meistens Karten und deutsche Münzen. Aus Trier schickte er ihm eine kleine Fahnenstange aus Aluminium und erklärte Woogie, dass die Nazi-Fahne ver-

brannt sei und der Mast «wahrscheinlich den ganzen Krieg mitgemacht hat. Die Deutschen hatten in den letzten drei oder vier Jahren nicht einmal mehr für die Flugzeuge genug von diesen kleinen Fahnenstangen.»<sup>189</sup>

Posey und Kirstein kannten aus ihren Befragungen in Metz und anderen Städten die Namen der meisten Beamten in der Stadt und nutzten dieses Wissen, um einen aus fünf Personen bestehenden Ausschuss von Fachleuten einzurichten, der «die Fragmente sichern, beschädigte Mauern abstützen und behelfsmässige Reparaturen durchführen sollte, wo immer dies möglich war, der verstreute Dokumente sammeln und Geheimgänge öffnen ... und bei erforderlichen Notfallmassnahmen beratend mitwirken sollte.»<sup>190</sup> Drei Tage nachdem die 3. US-Armee in Trier eingezogen war, nahm der Ausschuss seine Arbeit auf. Diese Beamten, von denen sich einer als NSDAP-Mitglied herausstellte und daher den Ausschuss verlassen musste, lieferten Informationen über Kulturfunktionäre in den weiter östlich gelegenen Städten. Das Modell, das in Trier entwickelt wurde – Aufklärung in Verbindung mit Beteiligung ortsansässiger Funktionsträger – sollte von den Monuments Men der 3. US-Armee auch während des restlichen Feldzuges beibehalten werden. Doch am 29. März 1945 dachte Robert Posey nicht unbedingt an die nächste Stadt, die im Osten auf sie warten würde. An diesem Tag beschäftigten ihn nur seine Zahnschmerzen. Wie viele Soldaten hatte er während seines Einsatzes immer wieder unter Schmerzen gelitten. In der Normandie war er am Rücken verletzt worden, als ihm ein Sergeant auf die Hand trat, während die Soldaten über die Takelage in ein Landungsboot stiegen, und er dadurch ungefähr einen Meter tief auf den Geschützturm eines Maschinengewehrs fiel. Während der deutschen Ardennenoffensive hatte er sich einen Fusstrücken gebrochen. Ein Offizier der 3. Armee hatte ihm dafür eine Auszeichnung mit dem Purple-Heart-Orden angeboten, doch Posey hatte abgelehnt. Diese Auszeichnung war für Soldaten gedacht, die vom Feind im Kampf verwundet worden waren, nicht für Soldaten, die in weich gepolsterte Schneelöcher fielen.

Doch keine Verletzung war so schlimm gewesen wie diese Zahnschmerzen. Dummerweise war der nächste Armeezahnarzt 160 Kilometer entfernt in Frankreich. Posey versuchte tapfer zu sein, doch die ständigen Schmerzen waren nicht auszuhalten. Weder er noch Kirstein sprachen gut Deutsch, daher hielt Kirstein eines Tages einen kleinen Jungen auf der Strasse an – Kinder waren gewöhnlich die besten Informationsquellen – und stellte ihm pantomimisch Zahnschmerzen dar. Nachdem der Junge drei Streifen Kaugummi erhalten hatte, nahm er Kirstein an der Hand und führte ihn zu einer gotischen Tür ein paar Häuserblocks entfernt, über der ein Schild in der Form eines Zahnes hing.

Der Zahnarzt, ein älterer Mann, sprach Englisch mit schwerem deutschem Akzent und «schwätzte mehr als ein Barbier».<sup>191</sup> Er kannte anscheinend jeden in Trier und interessierte sich anscheinend ebenso stark für den Auftrag der Monuments Men, die deutschen Kulturgüter zu schützen, wie für Poseys schmerzenden Weisheitszahn.

«Sie sollten mit meinem Schwiegersohn sprechen», sagte er, als er am Ende der Behandlung seine Instrumente beiseitelegte und sich das Blut von den Händen abwischte. «Er ist Kunstgelehrter und kennt Frankreich. Er hat während der Besetzung dort gelebt.» Er machte eine Pause. «Aber er wohnt mehrere Kilometer von hier entfernt. Ich kann Sie nur hinbringen, wenn Sie einen Wagen haben.»

Die drei Männer verliessen die Stadt in östlicher Richtung. Auf den Strassen lagen Munitionsreste und Granatsplitter, und einige Bauerngehöfte rauchten noch. Die Bäume waren grün und braun, die Weinreben ungepflegt. Sie fuhren an einem Kind vorbei, das sie finster und still anstarrte. Der Zahnarzt war bester Laune. «Wunderbar», sagte er bei jeder kleinen Stadt, in die sie kamen. «Wunderbar. Mir kommt es vor, als hätte ich Trier seit Jahrzehnten nicht mehr verlassen.» Er bat sie, an einem Bauernhaus anzuhalten, um Freunde zu besuchen, oder an einem kleinen Laden, um Lebensmittel einzukaufen. «Wunderbar», sagte er, als er mit den Lebensmitteln zurückkehrte. «Wir haben seit Monaten keine frische Milch mehr getrunken.»

«War das wirklich eine gute Idee?», fragte Kirstein Posey, als die Monuments Men in einem anderen kleinen Dorf vor einer Schenke auf den Zahnarzt warteten. Sie waren jetzt knapp zwanzig Kilometer von Trier entfernt, und mit jedem weiteren Kilometer erschienen ihm die umliegenden Hügel bedrohlicher und gefährlicher. Alle Dörfer wirkten verlassen, und in den Fenstern hingen nun keine weissen Kopfkissenbezüge mehr zum Zeichen der Kapitulation. *Alles ist plötzlich leer*, dachte Kirstein. *Keiner will sich sehen lassen*.

«Wahrscheinlich nicht», erwiderte Posey. Aber dann schwieg er und starrte zu dem Höhenrücken, der das Ende des Tales bildete. Sein Mund fühlte sich an, als habe jemand mit einem Vorschlaghammer darauf geschlagen, aber Unannehmlichkeiten gehörten zum Job.

Der Zahnarzt kam zurück und lächelte. Er hatte Gemüse in der Hand. «Wunderbar», sagte er. «Einfach wunderbar.»

«Ab jetzt keine weiteren Aufenthalte mehr», brummte Posey und fuhr sich mit der Zunge über sein geschwollenes Zahnfleisch. Er hielt den Zahnarzt zunächst für einen harmlosen Schwindler, aber je mehr Zwischenstopps er einlegte und je näher das Ende des Tales heranrückte, umso mehr erschien Posey diese Fahrt als eine Falle.

Schliesslich sagte der Zahnarzt, sie sollten am Strassenrand anhalten. Ein grosses, weiss verputztes Haus stand am Fusse eines Hangs, der mit Bäumen bewachsen war. «Hier entlang», sagte der Zahnarzt und deutete zur rückwärtigen Seite des Hauses. Ein Stück weiter oben am Hang stand ein kleines Gebäude, ein abgeschiedenes Wochenendhäuschen, das sich perfekt als Hinterhalt eignete, um sorglosen Kunstexperten aufzulauern. Posey und Kirstein schauten einander an. Wie dumm waren sie eigentlich gewesen? Selbst wenn der Schwiegersohn ein Kunstgelehrter war und selbst wenn er sich allein in dem Haus aufhielt, was konnte er schon wissen? Widerstrebend begann Posey den Hang hinaufzusteigen.

In dem Häuschen war es hell und aufgeräumt, es war eine Huldigung an Frankreich und wurde anscheinend von einem Menschen be-

wohnt, der guten Geschmack besass und das Schönegeistige liebte. Die Wände waren mit Fotos vom Eiffelturm, Notre Dame, Versailles und anderen berühmten Wahrzeichen bedeckt. In einigen Vasen steckten Blumen, die wahrscheinlich auf den umliegenden Hügeln gepflückt worden waren. Auf den Bücherregalen standen Bücher über Kunst und Geschichte, allgemeine wie auch entlegene Gebiete betreffend. Das Haus strahlte für Kirstein «die angenehme Atmosphäre eines kultivierten Gelehrtenlebens aus, es war heimelig, konzentriert, weit weg vom Krieg.»<sup>192</sup> Das war das erste, vom Eigentümer bewohnte Privathaus, das er in Deutschland betrat, und er fühlte sich sogleich wie zu Hause.

Der Bewohner war gut aussehend und überraschend jung, vermutlich Mitte dreissig. Da er am Beginn seiner beruflichen Karriere stand, hätte er eigentlich einen frohen, begeisterten Eindruck vermitteln sollen, aber irgendwie wirkte er gedrückt und erschöpft. Der Krieg hatte niemanden verschont, dachte Kirstein, nicht einmal diesen jungen Wissenschaftler vom Lande. Dennoch lächelte der junge Mann, als er die alliierten Kunstoffiziere erblickte. «*Entrez*», sagte er auf Französisch. «Ich habe schon auf Sie gewartet. Ich habe noch mit niemandem gesprochen, seit ich 24 Stunden vor dem Einmarsch Ihrer Armee Paris verlassen habe. Die grosse Stadt fehlt mir sehr.»

Er deutete zu zwei Stühlen, dann drehte er sich um, um den Besuchern die übrigen Bewohner des Hauses vorzustellen. «Das ist meine Mutter. Und meine Frau Hildegard.» Er warf einen nervösen Blick auf deren Vater, den Zahnarzt. «Meine Tochter Eva. Und mein Sohn Dietrich», sagte der Wissenschaftler stolz und deutete zu dem Baby im Arm seiner Ehefrau.

Posey streckte einen Finger aus, den das Kind ergreifen sollte, aber das Baby zuckte zurück. Der Kleine sah ganz anders als Woogie aus, aber jedes Kind erinnerte ihn an den Jungen, den er in seiner Heimat zurückgelassen hatte.

«Mein Schwiegervater hat mir berichtet, dass Sie die Kunstgelehrten sind, die im Dienst der amerikanischen Armee stehen», sagte der Mann und setzte sich. «Sie müssen beeindruckt sein von Trier. Ich

habe erfahren, dass die Paulinerkirche unversehrt geblieben ist, Gott sei Dank. Das Deckengewölbe ist etwas ganz Besonderes, ein echtes Kunstwerk, wenngleich nur zweihundert Jahre alt. Mein Forschungsgebiet ist das Mittelalter: das Ende der alten Welt und die Geburt unseres Zeitalters. Oder vielleicht ist das etwas zu dramatisch ausgedrückt. Ich bin schliesslich nur ein gewöhnlicher Kunstwissenschaftler. Ich stelle gerade ein Buch über die Bildhauerei in der Ile-de-France im 12. Jahrhundert fertig. Ich habe es anfangs zusammen mit Arthur Kingsley Porter geschrieben, den Sie wahrscheinlich kennen.»

«Natürlich», erwiderte Kirstein und dachte an den betagten Professor, bei dem er im Grundstudium Kunstgeschichte studiert hatte. «Ich kenne ihn aus Harvard.»

«Ich ebenfalls», sagte der deutsche Wissenschaftler. «Meine Abschlussarbeit. Seine Ehefrau ist mir noch immer in guter Erinnerung. Die klügste Verrückte, die ich jemals kennengelernt habe.»<sup>193</sup>

Dann wandte er sich plötzlich zu seiner Frau. «Cognac», sagte er. Nachdem sie, die Kinder und der Zahnarzt den Raum verlassen hatten, veränderte sich der Tonfall des Wissenschaftlers. Er beugte sich nach vorn, begann schneller zu sprechen und erzählte seinen Besuchern ein wenig von seiner Vergangenheit.

«Ich möchte Sie nicht belügen», sagte er. «Ich habe Göring in Paris getroffen. Und ich kannte Rosenberg. Ich habe mit ihnen zusammengearbeitet. Als Wissenschaftler, wohlgemerkt, ich war kein wichtiger Mann, aber ich habe sie beobachtet und ihre Aktivitäten verfolgt. Ich war da, als Göring seine erste Zugladung mit Kunstwerken fortzuschaffen liess. Ich habe ihm gesagt, dass sein Umgang mit den beschlagnahmten jüdischen Kulturgütern den Bestimmungen der Haager Landkriegsordnung widerspricht und auch der Auslegung von Hitlers Befehlen durch die Armee. Er verlangte eine genauere Erklärung. Als ich damit fertig war, sagte er einfach: ‚Ich befehle Ihnen schlicht, mir zu gehorchen. Sie werden genau entsprechend meinen Anweisungen handeln/194 Als ich ihm sagte, dass die Militärverwaltung in Paris und die Juristen wahrscheinlich eine andere Haltung einnehmen würden,

erklärte er mir: ‚Mein lieber Bunjes, lassen Sie das meine Sorge sein. Ich bin der höchste Jurist im Staate‘. Das hat er mir ins Gesicht gesagt, Gentlemen. Wortwörtlich, am 5. Februar 1941. Was hätte ich als kleiner Kunstgelehrter tun sollen? Und ausserdem waren die Kunstwerke sicherer, wenn sie sich in Görings Besitz befanden, als wenn sie durch die Hände Tausender rangniedriger Nazis gewandert wären, die sie auch gerne besessen hätten. Sie sehen also, ich habe zum Schutz der Kunstwerke beigetragen. Es war ein Schutz durch Erwerbung.»

Da kam seine Frau mit dem Cognac. «Ich danke dir, Schatz», sagte er und schenkte sich selbst, Kirstein und Posey jeweils ein Glas ein. Posey zögerte und zündete sich stattdessen eine Zigarette an. Beide Männer brauchten etwas Ablenkung und mussten ihre Überraschung erst verarbeiten. Dieser Mann, der Kunstgelehrte vom Lande, war in Paris gewesen. Er kannte die Zusammenhänge und die Verantwortlichen. Er würde all die Fragen beantworten können, mit denen sie sich seit Monaten herumplagten.

«Ich weiss viel», sagte der Wissenschaftler, nachdem er mehrere Male am Cognacglas gerochen hatte, «aber ich verlange auch etwas dafür: sicheres Geleit für mich und meine Familie, wenn wir Deutschland verlassen. Ich möchte nur mein Buch vollenden und in Frieden leben. Ich werde Ihnen nicht nur sagen, was alles abtransportiert wurde, sondern auch, wo sich diese Gegenstände befinden.»

«Warum brauchen Sie sicheres Geleit?», fragte Kirstein.

«Ich war Hauptmann der SS. Fünf Jahre lang. Nur zu beruflichen Zwecken, wenn Sie verstehen, stets im Dienst der Kunst. Aber wenn die Bewohner dieses Tales das erfahren ... würden sie dafür kein Verständnis aufbringen. Sie würden mich wahrscheinlich erschossen lassen. Sie machen uns für alles verantwortlich ... für alles, was geschehen ist.»

Posey und Kirstein schauten sich an. Sie hatten schon viele Kunstverantwortliche befragt, aber noch keinen SS-Offizier. Was für eine Art Gelehrter war er eigentlich?



«Ich habe nicht die Befugnis, Ihnen ein Geschäft anzubieten», sagte Posey, und Kirstein übersetzte. Der Deutsche seufzte. Er nahm einen Schluck Cognac und dachte anscheinend über seine Optionen nach. Dann stand er plötzlich auf und verliess den Raum. Ein paar Minuten später kam er mit einem kleinen gebundenen Büchlein zurück. Es war ein Verzeichnis der Kunstwerke, die in Frankreich geraubt worden waren: Name, Grösse, Wechselkurs, Preis und ursprünglicher Eigentümer waren darin verzeichnet. Der Mann erläuterte es seinen Besuchern und übersetzte die deutschen Einträge. Dann bat er sie, ihre Landkarten auf dem Tisch auszubreiten, und begann ihnen zu zeigen, wo sie die verschiedenen Objekte finden würden. Er wusste anscheinend alles auswendig, bis ins kleinste Detail. «Görings Privatsammlung befindet sich nicht mehr in Carinhall», sagte der Kunstwissenschaftler überzeugt. «Sie lagert jetzt in Veldenstein. Hier. Aber ich bin nicht sicher, ob sie dort noch lange bleiben wird.»

Er erzählte den Amerikanern von den inneren Abläufen in der deutschen Kunstszene. Wie die Kunstschatze aus Polen und Russland an verschiedene deutsche Museen verteilt worden waren. Welche Kunsthändler in Berlin noch aktiv mit Beutekunst handelten. Welche geraubten französischen Meisterwerke in der Schweiz versteckt waren und welche in Deutschland weiter ins Landesinnere geschafft worden waren.

«Was ist mit dem Genter Altar?», fragte Posey.

«Van Eycks *Anbetung des Lamms*», nickte der Kunstgelehrte. «Die Flügel befinden sich in Hitlers umfangreicher Sammlung von künstlerischen Meisterwerken.» Er fuhr mit dem Finger weit in die österreichischen Alpen. «Hier im Salzbergwerk Altaussee.»

Hitlers Kunstsammlung? Posey und Kirstein sagten nichts. Sie blickten sich nicht einmal an. Die vielen Kilometer, die sie zurückgelegt hatten, all die ergebnislosen Befragungen, das mühsame monatelange Sammeln von Informationen – und plötzlich wurde ihnen alles, was sie sich erhofft hatten, und noch viel mehr auf einen Schlag präsentiert. Sie hatten jetzt nicht nur Informationen erhalten, sie hatten eine Karte bekommen, die sie zur Schatzkammer des Führers bringen würde.

«Die Nazis sind Banausen», fuhr der Kunstgelehrte fort. «Dummköpfe und Tölpel. Sie haben kein Auge für die Schönheit der Kunst, sie wissen nur, dass sie irgendwie wertvoll ist. Sie haben der Familie Rothschild das Silberservice geraubt und es dann als gewöhnliches Tischbesteck in irgendeinem Fliegerklub in Berlin verwendet. Ihnen zuzuschauen, wie sie mit diesen kostbaren Gabeln ihr Essen verzehrten, hat mich regelrecht angewidert.»

Der Gelehrte stand auf und schenkte sich Cognac nach. Als er zurückkam, begann er über seine Arbeit zu sprechen, über Paris, die Kathedralen und das 12. Jahrhundert und dessen bemerkenswerte Grabplastiken und darüber, wie viel davon in den Wirren der Zeiten und durch sinnlose Kriege verloren gegangen war. «Hier», schrieb Kirstein später, «in diesem kühlen Frühling an der Mosel, weit entfernt vom Morden in den Städten, arbeitete ein deutscher Gelehrter, der Frankreich liebte, leidenschaftlich liebte, mit diesem hoffnungslosen, frustrierten Fatalismus», der so bezeichnend sei für die Deutschen.<sup>195</sup> Kirstein konnte nicht anders, er musste diesen Mann mögen.

«Ich stehe Ihnen zu Diensten, Gentlemen», sagte der Kunstgelehrte schliesslich. «Ich tue alles, was Sie verlangen. Ich möchte nur, dass ich mit meiner Familie nach Paris zurückkehren kann.» Als hätten sie auf diesen Augenblick gewartet, kamen seine Frau und seine Kinder plötzlich durch die Tür.

«Ich werde sehen, was ich tun kann», sagte Posey, dann standen er und Kirstein auf, um zu gehen. Sie wirken ruhig, aber innerlich waren sie voller Begeisterung. In den vergangenen zwanzig Minuten hatten sie mehr erfahren als in den vergangenen zwanzig Wochen. Und jetzt hatten sie einen Auftrag, einen anspruchsvollen Auftrag: Sie mussten Hitlers geheimen Hort finden, wo er die Meisterwerke versteckt hatte.

Der deutsche Kunstwissenschaftler lächelte und streckte den Besuchern seine Hand entgegen. Wenn er enttäuscht darüber war, dass sie ihm kein sicheres Geleit versprochen hatten, dann zeigte er es nicht. «Es war mir ein Vergnügen, meine Herren», sagte er freundlich. «Danke, dass Sie gekommen sind.»

«Wir danken Ihnen, Dr. Bunjes. Sie waren eine grosse Hilfe für uns.» Posey und Kirstein hatten keine Ahnung, dass sie an diesem Nachmittag mit Görings bestechlichem Kunstschutzbeauftragten gesprochen hatten, der bei den Raubaktionen am Jeu de Paume eine bedeutende Rolle gespielt hatte.

## ENTTÄUSCHUNG

**Nordwesteuropäischer Kriegsschauplatz 30./31. März 1945**

Schütze Richard Courtney war frustriert. Wie die meisten seiner Kameraden in der 1. US-Armee hegte er diese Unzufriedenheit seit den Bodenkämpfen in der Normandie. Er hatte den Feuersturm der Deutschen am Strand überlebt und er hatte den Westwall überstanden. Er hatte im September bei der Einnahme Aachens mitgekämpft und dann abermals bei der Rückeroberung der Stadt nach dem Scheitern der deutschen Ardennenoffensive. Jetzt durchsuchte er ein Landhaus – was das Militär als «Clearing» bezeichnete – auf der anderen Seite des Rheins, in der Nähe der Kleinstadt Breidenbach, und auch nach neun Monaten im Kriegseinsatz wollte er seinen Augen nicht trauen. Das Haus, so hatten ihm die Soldaten erklärt, gehöre einem Naziführer, und als sie nun von einem Raum in den anderen kamen, staunten sie über diese aussergewöhnlich reichhaltige Sammlung von Gemälden, Kristallgläsern, Silberzeug und Skulpturen. Das Sammeln von Kunst war sehr beliebt in den höheren Rängen der NSDAP, zweifellos auch aus dem Bestreben der Parteifunktionäre heraus, sich beim Führer und beim Reichsmarschall einzuschmeicheln. Der Parteiführer, in dessen Haus sie sich hier befanden, hatte Kunstobjekte aus allen Teilen Europas «gesammelt».

Aber Courtney wurde erst richtig wütend, als er in den Keller kam, der vom Boden bis zur Decke mit Hilfspaketen des Roten Kreuzes vollgestopft war, die für amerikanische Kriegsgefangene bestimmt gewesen waren. Warum lagen diese Pakete hier? Was wollte ein hoher Parteifunktionär mit Schiffszwieback und Wundpflaster? Je länger er diese Pakete betrachtete, umso zorniger wurde Courtney. Schliesslich griff er nach einer Brechstange und begann damit, Kartons, Spiegel, Porzellan, Kunstobjekte und Kronleuchter zu zertrümmern. Er war so in Rage, dass er sogar Lichtschalter von der Wand abschlug. Niemand fiel ihm in den Arm.

«Was sollte denn das?», fragte ein anderer Soldat, als das Schlagen aufgehört hatte.

Schütze Courtney warf die Brechstange weg und betrachtete die Zerstörung, die er angerichtet hatte. «Das war für unsere Jungs in den Lagern», sagte er.

Unterdessen beschäftigte sich Schütze Harry Ettliger in einem «Ersatzdepot» im belgischen Lüttich mit Würfelspielen. Er hatte sich seit einem Monat dagegen gestäubt, aber es gab nichts anderes zu tun. In der ersten Woche gewann er 1'500 Dollar, nachdem er seinen Monatssold von 60 Dollar eingesetzt hatte. Am nächsten Tag verlor er alles wieder. Er ging nach draussen und schaute hinauf in den nächtlichen Himmel. Alles schien unendlich weit weg. Zwei Monate lang hatte sich nichts getan. Er wollte nicht unbedingt an die Front, aber das Leben mit den Kameraden, die sich schon lange im «Ersatzdepot» aufhielten, deprimierte ihn. Ein Soldat hatte sich Parfüm gekauft, als er in Paris stationiert gewesen war, und verkaufte es jetzt zu überhöhten Preisen. Der Parfümgeruch verbreitete sich im gesamten Lager, aber der Mann dachte nur daran, nach Paris zu fahren und sich Nachschub zu besorgen. Ein solcher Soldat wollte Harry Ettliger nicht sein. Ihm war bewusst, dass er hier seinen Beitrag zu leisten hatte, aber er hatte noch keine Ahnung, warum er an seinem 19. Geburtstag von diesem Lastwagen hatte absteigen müssen. Niemand hatte ihm irgendetwas gesagt.

In Paris wurde James Rorimer mitgeteilt, dass er als Monuments Man zur 7. US-Armee versetzt werden sollte, in der es bislang keinen Kulturgüterschutzoffizier gegeben hatte. Das von ihr in Deutschland besetzte Territorium erstreckte sich über eine Länge von 450 Kilometern und war durchschnittlich 130 Kilometer breit. Er würde der einzige Monuments Man auf diesem 58'000 Quadratkilometer grossen Gebiet sein. Aber er verfügte über etwas, das kein anderer Monuments Man bisher besessen hatte: die Informationen, die Rose Valland ihm zwei Wochen vorher gegeben hatte, und das Wissen, an dem sie ihn in den

vergangenen paar Monaten hatte teilhaben lassen. Dank Valland wusste er genau, wohin er sich begeben musste: zum Märchenschloss Neuschwanstein. Seit Monaten ging ihm dieser Name im Kopf herum. Nur was genau er dort finden würde und wie er möglichst schnell dorthin kommen konnte, das wusste er noch nicht.

«General Rogers ist gestern Abend in Paris beim Essen auf mich zugekommen und hat mir gesagt, was für eine gute Arbeit ich geleistet habe», schrieb Rorimer an seine Frau. «Mein Vorgesetzter Oberstleutnant Hamilton hat unserer Gruppe Cocktails ausgegeben und weinte fast, als ich aus seinem Stab nach Deutschland abgezogen wurde. Ja, ich hatte mich hier eingerichtet und muss nun unter völlig anderen Bedingungen etwas Neues aufbauen.»<sup>196</sup>

Er hatte keine Zweifel. Das war der wichtige Auftrag; das war die Aufgabe, die er sich schon immer gewünscht hatte. Als er seine Sachen packte, blickte er zwar wehmütig zurück auf seine Zeit in der Stadt der Lichter, aber er freute sich auch auf die Abenteuer, die vor ihm lagen: die grossen Kunstdepots des ERR, die Auseinandersetzung mit den Nazi-Verbrechern und die Chance, das kulturelle Erbe Frankreichs zu sichern. Und trotz seiner freudigen Erregung – oder gerade deswegen – dachte er über Rose Valland nach. Jacques Jaujard hatte recht gehabt. Sie war wahrscheinlich die grosse Heldin der französischen Kulturwelt. Aber was sollte sie jetzt anfangen? Sie hatte ihrem Protégé die Arbeit übergeben, deretwegen sie ihr Leben aufs Spiel gesetzt hatte. Was sollte eine Lehrerin tun, wenn der Schüler weg war?

Rorimer grübelte immer wieder darüber, und schliesslich wurde ihm klar, dass er die Antwort kannte. Rose Valland, die häufig unterschätzt wurde, aber sich durch nichts einschüchtern liess, strebte einen Posten in der französischen Armee an. Sie war überzeugt, dass sie mit James Rorimer den richtigen Mann gefunden hatte, doch die Aufgabe der Rettung der französischen Kunst war zu gewaltig, um sie einem einzigen Menschen anzuvertrauen. Rose Valland war keine furchtsame Kulturfunktionärin und auch keine welkende Blume; sie war ei-

ne Kämpferin, die sich hinter einer bestimmten Fassade verbarg. Und sie war entschlossen, an die Front zu kommen und die französischen Kunstschätze aufzuspüren.

In Berlin stand Albert Speer wieder einmal vor seinem Führer. Die sowjetische Artillerie und die Bomber der westlichen Alliierten griffen die Stadt pausenlos an, und Adolf Hitler, der Mann, auf den es ankam, hatte sich in seinen riesigen abgeschotteten Führerbunker unter der Reichskanzlei zurückgezogen. Er hatte sich von der Welt abgeschnitten, selbst von den Verzeichnissen der Kunstwerke, die für sein Museum in Linz bestimmt waren, dessen Planung ihn in dunklen Stunden immer wieder aufgeheitert hatte. So konnte er zum Beispiel nicht mehr die Fotografie von Vermeers *Astronom* betrachten, jenem Gemälde, das er am meisten schätzte; es zeigte einen Gelehrten, leicht vom Betrachter abgewandt, der mit einer Hand seinen Globus berührte, als wollte er die Welt ergreifen. Aber Hitler hatte die Baupläne von Linz in den Bunker mitgenommen, und er verfolgte noch immer seine Vision. Er mochte bleich und ausgezehrt sein, aber er besass noch immer einen eisernen Willen – ein Mann, der sich seiner misslichen Lage bewusst, aber noch nicht imstande war, zu begreifen, dass sein Reich dem Untergang geweiht war.

Hitler war kein Mann, der Sachen auf die lange Bank schob. Sein persönlicher Sekretär Martin Bormann hatte ihn unterrichtet, dass Speer ins Ruhrgebiet gefahren war, um die dortigen Gauleiter zu überreden, Hitlers Nero-Befehl nicht Folge zu leisten und die deutsche Infrastruktur nicht zu zerstören.

Speer leugnete es nicht. Hitler, ein Mann, der zu heftigen Wutausbrüchen neigte, aber weder paranoid noch debil war, legte seinem Freund und Rüstungsminister nahe, sich krankschreiben zu lassen. «Wenn Sie», sagte er zu Speer, «davon überzeugt sein können, dass der Krieg nicht verloren ist, dann können Sie Ihr Amt weiterführen.»

«Ich kann es nicht», entgegnete Speer, «beim besten Willen nicht. Und schliesslich möchte ich nicht zu den Schweinen in Ihrer

Umgebung gehören, die Ihnen sagen, sie glaubten an den Sieg, ohne an den Sieg zu glauben.»

«Sie haben vierundzwanzig Stunden Zeit! Sie können sich Ihre Antwort überlegen», sagte Hitler und drehte sich um. «Morgen geben Sie mir Auskunft, ob Sie hoffen, dass der Krieg noch gewonnen werden kann.»<sup>197</sup>

Unmittelbar nach dieser Besprechung erhielt Speer ein Fernschreiben des Chefs des Transportwesens, in dem der «Nero-Befehl» bekräftigt und die «Schaffung einer Verkehrswüste» angeordnet wurde. Zerstört werden sollten «Brücken aller Art, die Gleisanlagen, die Stellwerke, alle technischen Anlagen an den Rangierbahnhöfen, Betriebs- und Werkstatteinrichtungen, aber auch die Schleusen und Schiffshebwerke unserer Schifffahrtswege. Gleichzeitig sollten alle Lokomotiven, Personen- und Güterwagen, alle Frachtschiffe und Lastkähne restlos zerstört, durch Schiffsversenkungen in den Kanälen und Flüssen starke Sperren geschaffen werden.»<sup>198</sup> Hitler verlangte nicht weniger als die vollständige Zerstörung des Reiches.

In dieser Nacht schrieb Speer einen Brief an Hitler. «Ich kann aber nicht mehr an den Erfolg unserer guten Sache glauben, wenn wir in diesen entscheidenden Monaten gleichzeitig und planmässig die Grundlagen unseres Volkslebens zerstören. Das ist ein so grosses Unrecht unserem Volk gegenüber, dass das Schicksal es mit uns dann nicht mehr gut meinen kann. ... Ich bitte Sie daher, nicht selbst am Volk diesen Schritt zu vollziehen. Wenn Sie sich hierzu in irgendeiner Form entschliessen könnten, dann würde ich wieder den Glauben und den Mut haben, um mit grösster Energie Weiterarbeiten zu können. Es liegt nicht mehr in unserer Hand, wohin sich das Schicksal wendet. Nur eine bessere Vorsehung kann unsere Zukunft noch ändern. Wir können nur noch durch eine starke Haltung und unerschütterlichen Glauben an die ewige Zukunft unseres Volkes dazu beitragen. ... Gott schütze Deutschland.»<sup>199</sup>

Hitler weigerte sich, den Brief entgegenzunehmen, und verlangte eine mündliche Antwort. Am 30. März 1945, als er vor dem Führer stand, den er verehrt und dem er ergeben gedient hatte, verliess Speer



### 332 DEUTSCHLAND

der Mut. «Mein Führer», sagte er. «Ich stehe bedingungslos hinter Ihnen.»<sup>200</sup>

Drei Tage später, 560 Kilometer westlich von Berlin, waren die Monuments Men Walker Hancock und George Stout unterwegs zu einer Stadt, die sie seit Monaten in Gedanken beschäftigte, weil sie voller Geheimnisse steckte und eine Vielzahl von Kunstschätzen zu bergen versprach: Siegen in Westfalen.

**Brief von Walker Hancock an seine Frau Saima, 4. April 1945<sup>201</sup>**

Die vergangenen Tage waren die unglaublichsten in meinem bisherigen Leben. So habe ich neulich zusammen mit George Stout und dem Pfarrer von Aachen eine lange Fahrt unternommen, um einen Ort aufzusuchen, an dem die bedeutendsten Kunstschatze Deutschlands versteckt sind. Wir kamen am selben Tag in die Stadt, an dem sie eingenommen wurde. Nur eine Einfallstrasse in die Stadt war befahrbar, weil es auf den umliegenden Hügeln noch immer einige «Widerstandsnester» gab. Immer wieder hörte man die Detonationen von Granaten und Maschinengewehrfeuer. (Es bestand keine echte Gefahr, aber es war alles sehr aufregend.) Die Stadt war seit drei Monaten heftig bombardiert worden, und seit Wochen tobten Kämpfe in den Strassen, daher kannst Du Dir vielleicht vorstellen (oder auch nicht), wie es in der Stadt ausgesehen hat. Einzelne Bewohner wagten sich aus ihren Verstecken, aber im Grossen und Ganzen war die Stadt leer und trostlos – eine Blutlache, neben der ein amerikanischer Helm lag, war bezeichnend für die Situation –, und es herrschte die übliche Zerstörung, die wir mittlerweile so gut kennen.

Unser geistlicher Begleiter führte uns zum Eingang des Stollens, wo die Kunstobjekte gelagert waren. Anders als im Rest der Stadt wimmelte es hier von erbarmungswürdigen Gestalten. Wir betraten den schmalen Durchgang und gingen in die dunkle, stickige Mine. Die Menschen, die sich darin aufhielten, waren so eng gedrängt, dass ich mich fragte, wie man unter diesen Bedingungen länger als einen Tag überleben konnte. Keiner von ihnen war seit zwei Wochen ins Freie gekommen. Wir drangen immer tiefer in den Berg vor, und als sich unsere Augen an die Dunkelheit und unsere Ohren an das Flüstern gewöhnt hatten, wurde uns allmählich die Dramatik der Situation bewusst. (Unsere Nasen konnten sich allerdings nicht an den Gestank gewöhnen.) Wir waren die ersten Amerikaner, die diese Menschen zu Gesicht bekamen. Sie riefen «Amerikaner, Amerikaner! Sie kommen!» Mütter zogen ihre Kinder aus Angst an sich.

Aber andere fürchteten sich nicht. Ein kleiner Junge nahm George an der Hand und liess sie über einen langen Teil des Weges nicht mehr los. Einige versuchten uns auf Englisch anzusprechen. Die Alten und die Jungen, die Kranken, alle lagen in übereinander gestapelten Schlafkojen oder drängten sich aneinander. Wir gingen immer weiter – fast einen halben Kilometer in den Berg hinein.

Walker

**Brief von George Stout an seine Frau Margie, 4. April 1945<sup>202</sup>**

Liebe Margie, ich habe jetzt seit vier Tagen nicht mehr geschrieben – ich war im Feld unterwegs und jede Stunde war verplant – [aber] gestern war ein sehr ereignisreicher Tag, über den man eigentlich ausführlicher berichten müsste, als ich es hier tun kann. Ich darf Dir den Namen der Stadt nicht nennen – sie liegt ein Stück weit östlich des Rheins –, weil noch nicht bekanntgegeben werden darf, was sich dort befindet. Aus Informationen, die wir letzten November [in Aachen] erhalten haben, wussten wir, dass sich dort ein Depot befindet, und mittlerweile haben wir noch mehr darüber erfahren. Wir wussten, dass es in irgendeiner Eisenerzmine am Rande der Stadt war. Wir haben einen deutschen Priester aufgetrieben, einen wirklich furchtlosen Mann, der schon einmal dort gewesen war und uns anbot, uns hinzuführen.

Zuerst wurde ein bewaffneter Trupp losgeschickt, dann folgten Teile eines Infanterieregiments. Den ganzen Tag über gab es Kämpfe, aber der grösste Teil der deutschen Truppen war schon abgezogen. Wir kamen gegen 16.30 Uhr an. Walker Hancock, zwei Soldaten, der Priester und ich. Die Strassen waren wegen des Schutts und herabhängender Strassenbahnleitungen nicht besonders sicher für ein Auto. Es gab nur geringen Artilleriebeschuss, sporadisch und schwach. Die deutschen Soldaten waren eingekesselt und leisteten keinen nennenswerten Widerstand. Wir sahen drei Zivilisten, zwei deutsche Krankenschwestern und einen humpelnden jungen Mann. Er sagte, er wolle auf der anderen Seite der Stadt seine Schwester suchen, und wollte wissen, ob es gefährlich sei, dorthin zu gehen. All das war alltäglich und hatte sich schon viele Male vorher ereignet.

Einen unserer Soldaten hatten wir beim Fahrzeug zurückgelassen. Wir anderen gingen ungefähr einen knappen Kilometer durch die verwüstete Stadt und gelangten schliesslich zu der Mine. Unser unerschrockener Priester wusste nicht mehr genau, wo der Ein-

gang war. Was dann folgte, war allerdings nichts Alltägliches mehr.

Um ein Loch in dem steilen Hang standen ungefähr zwanzig Leute herum. Sie machten Platz, und wir gingen hinein. Der Tunnel – ein alter Bergwerkstollen – war ungefähr 1,80 Meter breit und 2,45 Meter hoch, gewölbt und uneben. Nachdem wir uns ein Stück vom Eingang entfernt hatten, füllten dichte Dunstschwaden den Gang, und unsere Taschenlampen konnten in der Dunkelheit nur noch schwach kleine Punkte erhellen. Im Gang befanden sich Menschen. Ich dachte, wir würden sie bald hinter uns lassen, und es seien ein paar Versprengte, die hier Schutz suchten. Aber die Menschenansammlung nahm kein Ende.

Es war schwer, die Entfernung abzuschätzen. Wir gingen mindestens 400 Meter, wahrscheinlich aber nicht mehr als 800 Meter weit in den Stollen hinein. Andere Stollen zweigten davon ab. Stellenweise war er auf ungefähr sechs Meter verbreitert worden. Meistens war der Durchgang nicht mehr als 45 Zentimeter breit. Der Rest wurde von zusammengedrängten Menschen eingenommen. Sie standen und saßen auf Ästen und auf Steinen. Sie lagen auf Pritschen oder Liegen. Das waren die Einwohner der Stadt, all jene, die nicht hatten wegkommen können. Einmal blieb der Priester stehen und sprach mit einer kranken Frau. Viele dieser Leute waren vermutlich krank. Ein beissender Geruch lag in der feuchten Luft. Kleinkinder schrien erbärmlich.

Wir waren die ersten Amerikaner, die diese Leute zu sehen bekamen. Man hatte ihnen zweifellos gesagt, dass wir Barbaren seien. Die bleichen, verhärmten Gesichter, die wir mit unseren Taschenlampen einfingen, waren voller Angst und Hass. Kinder wurden von ihren Müttern vor uns weggezogen. Und uns eilte die Furcht einflössende Nachricht voraus, gemurmelt oder geflüstert: «Amerikaner». Das war der beklemmende Teil dieses Erlebnisses, wie der Hass und die Angst von Hunderten Menschen uns umschlossen und wir zu ihrer Zielscheibe wurden.

Doch es gab auch Gleichgültigkeit. Ein ungefähr zehn Jahre alter Junge blies in eine Tasse. Irgendwo im Dunst und im Gestank hatte er etwas Heisses zu trinken gefunden und versuchte es auf Trinktemperatur zu bringen. Er beachtete uns überhaupt nicht. Er zeigte kaum eine Regung, weder Angst noch Sorglosigkeit. Wir hatten nun ungefähr die Hälfte des Weges hinter uns. Da spürte ich, wie jemand meine freie Hand berührte, und richtete meine Lampe darauf. Es war ein Junge, ungefähr sieben Jahre alt. Er lächelte, umfasste meine Hand und ging mit mir weiter. Ich hätte es nicht zulassen sollen, aber ich tat es und war froh. Ich weiss nicht, warum er sich so verhielt. Woher wusste er, dass ich kein Ungeheuer war? Er und ein weiterer Junge folgten uns an die frische Luft. Wir gelangten schliesslich durch einen anderen Eingang zu unserem Kunstdepot, aber ich bedauere es eigentlich nicht, dass wir zuerst einen falschen genommen haben. Das war jetzt sehr lang und unzureichend, aber ich dachte, es könnte Dich interessieren.

Alles Liebe, mein Schatz George

## IM BERG

### Siegen April 1945

George Stout hob die Faust und hämmerte gegen eine verschlossene Tür, die rund 800 Meter tief in einem Berg verborgen lag. Es war ein weiter Weg gewesen, durch eine zerstörte Stadt, dann 800 Meter weit durch einen falschen Tunnel und schliesslich durch einen Nebeneingang, aber nach all den Monaten des Wartens hatte sich der Aufwand gelohnt. Als die Tür aufging, erwartete Stout schon fast, dass künstlerische und kulturelle Schätze auf den Gang herausquollen. Stattdessen erblickte er einen ernsten kleinen Mann.

Nach allem, was sie hinter sich gebracht hatten, hätte die Monuments Men nichts mehr überraschen können, aber mit diesem Wächter hatten sie nicht gerechnet. Er schaute verwundert den amerikanischen Offizier an, dann den Aachener Priester neben ihm und schliesslich die beiden amerikanischen Soldaten, die sie begleiteten.

«Hallo, Etzkorn», sagte der Geistliche. Die Kulturgüterschutzoffiziere hatten an diesem Morgen wertvolle Zeit mit dem Versuch vergeudet, im Hauptquartier einen «Führer» aufzutreiben, doch der Pfarrer Stephany war die Mühe wert gewesen. Es war jener Mann, dem Hancock im Aachener Dom begegnet war und der ihn gebeten hatte, ihm dabei zu helfen, die für den Dom zuständigen Feuerwehrmänner freizubekommen. Er war überrascht gewesen, seinen alten Besucher wiederzusehen, und musste verlegen zugeben, dass er über die Kunstschätze in Siegen Bescheid gewusst hatte, obwohl er Hancock gegenüber behauptet hatte, er habe keine Ahnung, wo der Aachener Domschatz geblieben sei.

«Seien Sie willkommen, Herr Pfarrer», erwiderte der kleine Mann, der als Erzkorn angesprochen worden war, mürrisch und trat widerwillig einen Schritt zurück, um die Soldaten durchzulassen.

Als er die Tür zufallen liess, eilten ein paar uniformierte Deutsche herbei, anscheinend Wächter, aber auch sie liessen die Monuments Men passieren. Hinter ihnen befand sich eine Tresortür. Herr Erzkorn zückte den Schlüssel, bevor man ihn dazu aufforderte.

Als die Tür aufging, erblickte Hancock im Licht seiner Taschenlampe ein geräumiges Ziegelgewölbe. Dann spürte er die Luft: Sie war warm und feucht. Das Belüftungssystem war durch alliierte Bomben irreparabel beschädigt worden, und Wasser tropfte von der Decke. George Stout betrat den Raum als Erster; der Strahl seiner Taschenlampe fiel auf eine Reihe massiver Holzgestelle. Diese Gestelle, bemerkte Hancock, reichten bis hinauf zur Decke. Und jede Ecke war mit Kunstgegenständen ausgefüllt: Skulpturen, Gemälde, Dekorationen, Altäre – und alles so dicht zusammengepackt wie die Einwohner der Stadt in diesem schrecklichen anderen Gang. Im Licht seiner Lampe erkannte Hancock Bilder von Rembrandt, van Dyck, van Gogh, Gauguin, Cranach, Renoir und vor allem von Peter Paul Rubens, dem grossen flämischen Maler aus dem 17. Jahrhundert, der in Siegen geboren worden war. Auf einigen der Leinwände bemerkte er Schimmel, während die Farbe auf einigen Tafelbildern sichtbar Blasen gebildet hatte und abgeblättert war.

«Es ist noch da!», rief der Geistliche aus einer dunklen Ecke.

Stout und Hancock eilten zur letzten der 14 grossen Mauernischen. Darinnen befanden sich sechs riesige Kisten mit der Aufschrift «Aachener Dom».

«Die Siegel sind nicht erbrochen», bemerkte Stout.

«Vor zwei Wochen hat der Oberbürgermeister von Aachen ...», begann der kleine Mann mit dem Namen Erzkorn.

«Der ehemalige Oberbürgermeister», korrigierte ihn Pfarrer Stephany.

Erzkorn schien den feindseligen Ton des Geistlichen bei der Erwähnung des Parteifunktionärs nicht zu bemerken. «Der ehemalige Oberbürgermeister von Aachen», fing er noch einmal an, «hat versucht, die Kunstschatze wegzubringen, als die Amerikaner anrückten. Aber die Kisten waren zu schwer.»



Hancock strich mit der Hand über das Holz. In den Kisten befanden sich die aus Gold und Silber gefertigte Büste Karls des Grossen, die einen Teil von dessen Schädel barg, das Gewand der Jungfrau Maria, das Vortragekreuz Lothars II., das mit der Kamee versehen ist, die Kaiser Augustus zeigt, sowie viele weitere vergoldete oder geschmiedete Metallgegenstände. Vorsichtig hob er den Deckel einer unbeschrifteten Kiste an. Darin kam der aus dem 12. Jahrhundert stammende Schrein der Kirche St. Heribert in Deutz zum Vorschein.

«Ist das aus Gold?», fragte eine Stimme ehrfürchtig flüsternd.

Hancock hatte den Soldaten fast vergessen, der sie in die Mine begleitet hatte. Die Monuments Men hatten seit Monaten über dieses Kunstdepot Bescheid gewusst. Sie konnten sich ungefähr vorstellen, was sie dort erwarten würde, doch auch für sie war schwer zu begreifen, dass sich hier, in dieser eigenartigen und wenig erbaulichen Umgebung, eine solche Fülle von kostbaren Gegenständen fand, die auf elementare Weise mit der Menschheitsgeschichte verbunden waren.

«Aus Gold und Emaille», antwortete Hancock und bedeutete dem Soldaten, er solle ihm helfen, den schweren Deckel ganz hochzuklappen.

«Wie viel ist das wert?»

«Mehr als sich jeder von uns vorstellen kann.»

Erzkorn führte sie kurz herum. In den meisten der Nischen befanden sich Objekte aus westdeutschen Museen, vor allem aus Museen in Bonn, Köln, Essen und Münster. Andere Nischen enthielten die Kunstschätze von Kirchen im Rheinland. Enttäuscht stellten die Amerikaner fest, dass es ausser Objekten aus der französischen Stadt Metz, von denen sie bereits Kenntnis hatten, hier keine weiteren ausländischen Kunstwerke gab. Das geraubte kulturelle Erbe der übrigen Länder Nordwesteuropas befand sich irgendwo anders, vielleicht in einem anderen Bergwerk, und musste erst noch gefunden werden.

Erzkorn deutete zu einem Stapel aus vierzig Schachteln. «Aus dem Beethovenhaus in Bonn. Das Originalmanuskript der 6. Symphonie ist irgendwo da drin.»

«Ich habe das Haus schon besucht», flüsterte Hancock und dachte an die Kirschblüten zwischen den Ruinen.

In der Nähe des Eingangs standen zwei massive Holztüren. Hancock erkannte das raue, flache Relief der zahlreichen Paneelen, die das Leben Christi darstellten. Er hätte gern seine Bildhauerhände darauf gelegt, um die Kerben der alten Steckbeitel zu fühlen. Die Schnitzereien waren primitiv, aber sie verkörperten auch Geschichte, und sie verströmten für die Menschen des Mittelalters, die sie einst betrachtet hatten, einen grösseren Zauber als Worte.

«Die Türen von St. Maria im Kapitol in Köln», erklärte Etkorn sichtlich bewegt. «Ich kenne diese Kirchengemeinde sehr gut.»

Hancock nickte, sagte aber nichts. St. Maria war zerstört worden. Diese Türen waren vermutlich das Einzige, was von der Kirche übriggeblieben war.

«Ich weiss, was Sie denken», sagte Stout zu Hancock, nachdem sie ihre flüchtige Überprüfung abgeschlossen hatten. «Es erscheint törricht, die Dinge alle hierzulassen. Die Feuchtigkeit, die schlechte Luft, die ... unzuverlässigen Wachen. Aber wir haben keine Lastwagen, keine Packer, keine Fahrer. Wir haben nicht einmal einen besser geeigneten Ort, wo wir sie hinbringen könnten. Wir stellen einen Soldaten aus der Infanteriedivision als Wächter auf, kommen morgen zurück und untersuchen die Funde genauer. Wir können nichts von hier wegnehmen, solange die entsprechenden Massnahmen nicht in die Wege geleitet sind. Aber keine Sorge, Walker, hier sind die Objekte einigermassen sicher. Jetzt wird ihnen nichts mehr zustossen.»

Sie verliessen die Mine durch einen Tunnel, der noch kürzer war als die beiden anderen und offenbar den Haupteingang zum Depot bildete. Wie der erste war auch er voll mit Menschen, die hier vor den alliierten Bombern Zuflucht gesucht hatten. Doch die meisten der Flüchtlinge hier trugen Uniformen. Diese hatten unterschiedliche Formen und Farben, die Hancock grösstenteils nicht kannte. Als die Amerikaner vorübergingen, nahmen viele dieser Uniformierten Haltung an und salutierten.

«*Quand pourrons-nous rentrer en France?*», rief jemand.<sup>203</sup>

Hancock drehte sich um und entdeckte eine Gruppe französischer Kriegsgefangener, die ihn erwartungsvoll anblickten. Wann würden die Alliierten kommen, um sie zu befreien? Hancock wusste es nicht, daher erklärte er ihnen nur, dass er in den vergangenen Wochen viele Lastwagen mit Kriegsgefangenen gesehen habe, die nach Westen unterwegs waren. Am Eingang packte ein alter Mann Hancock am Ärmel und schimpfte über die Grausamkeit der Nazis. Er ereiferte sich so sehr, dass ihm Schaum in die Mundwinkel trat. Er versuchte den Amerikanern zu folgen, war aber zu schwach. Hancock liess ihn am Fuss des Hügels bei den anderen zurück. Als er sich nach einer Weile umblickte, stand der Mann noch immer da und beobachtete sie. Hancock empfand Mitleid, aber er war hundemüde, und er konnte nichts anderes tun. Er hatte sich einen Nachmittag lang unter der Erde aufgehalten, aber es erschien ihm wie eine Ewigkeit.

Er schaute ein letztes Mal zurück. Im abendlichen Dämmerlicht wirkte der Berg wie jeder andere beliebige Berg in Deutschland, ramponiert und verlassen und von Schutt übersät. Nichts deutete auf die Wunder und die Schrecken hin, die er in sich barg.

## GEFALLEN

### Östlich von Aachen

4. April 1945

Hauptmann Walter «Hutch» Huchthausen und sein Assistent Sergeant Sheldon Keck, die Monuments Men der 9. US-Armee, fuhren durch Rheinland und Ruhrgebiet zur Front, um Berichten über einen Altar nachzugehen. Huchthausen war ein leutseliger Junggeselle, der sich mittlerweile von den Verletzungen erholt hatte, die er bei der Bombardierung von London erlitten hatte und der jetzt mit 40 Jahren allmählich zeigte, was in ihm steckte. Keck, ein verheirateter Konservator, war 1942 in die Armee eingetreten, als sein Sohn «Keckie» erst drei Wochen alt war. Seitdem hatte er sein Kind nicht mehr gesehen, aber seine Frau Catherine, ebenfalls Kunstkonservatorin, beklagte sich niemals. Sie hatte in den 1930er-Jahren in Berlin studiert, als es wenig zu essen und keine Arbeitsmöglichkeiten gab, aber die Korruption überhandnahm. An ihrer Universität brachten sich jeden Monat 15 Studenten um, bis die Hochschule schliesslich geschlossen wurde. Zweimal hatte sie einer Rede von Hitler beigewohnt, und seine Worte jagten ihr einen kalten Schauer über den Rücken. Sie wünschte sich Sheldon zurück, wusste aber auch, wie wichtig seine Mission war. Ausserdem redete sie sich ein, dass der kleine Keckie in den ersten Jahren vielleicht gar nicht mitbekommen würde, dass sein Vater nicht da war.

«Nicht viel Verkehr hier draussen», bemerkte Keck, nachdem sie zwanzig Minuten gefahren waren. Die Landkarten hatten sich wie üblich als nutzlos herausgestellt, da viele Strassen durch Beschädigungen oder feindliche Kombattanten unpassierbar geworden waren. Die Monuments Men waren es gewohnt, herumzuirren, aber sie waren es auch gewohnt, Jeeps, Panzern und Lastwagen zu begegnen, den üblichen Fahrzeugen an der Front. Doch hier gab es nichts dergleichen.

«Fragen wir jemand nach dem Weg», schlug Keck vor.

Es gab keine alliierten Militärposten an der Strasse, aber ein paar Kilometer weiter entdeckte Hutch amerikanische Soldaten, die von einer Böschung aus die Strasse beobachteten.

«Gott sei Dank», sagte er und fuhr langsamer.

Aber als er bremste, begann der Beschuss. Sheldon Keck, der auf dem Beifahrersitz sass, hörte die Explosion fast im selben Augenblick, als er spürte, dass ihn eine starke Kraft zu Boden riss. Er sah, dass amerikanische Soldaten in der Böschung aufsprangen, dann überwältigte ihn das Adrenalin, die Welt um ihn herum wurde schwarz und alles verschwand im Dunkel. Später erinnerte er sich nur noch daran, dass ihn hilfsbereite Hände in ein Schützenloch gezogen hatten. Der Jeep wurde auf der Strasse zerschossen. Die Soldaten konnten ihm nur berichten, dass Hutch von Sanitätern weggebracht worden war.

«Er blutete aus einem Ohr und sein Gesicht war schneeweiss».<sup>204</sup>

Zwei Tage lang eilte Keck von einem Feldlazarett zum nächsten und suchte nach seinem vorgesetzten Offizier. Nirgendwo erfuhr er etwas; es gab keine verwundeten Soldaten mit den Erkennungsmarken seines alten Freundes. Schliesslich fand er ihn doch noch, aber nicht in einem Feldlazarett, sondern auf der Liste der Toten. Walter «Hutch» Huchthausen war von Kugeln getroffen worden und auf der Strasse östlich von Aachen gestorben. Sein Körper war jene Kraft gewesen, die Keck auf den Boden des Jeeps gedrückt, ihn dadurch vor den Kugeln abgeschirmt und ihm das Leben gerettet hatte. Das war ein Augenblick, an den sich Keck – und auch sein Sohn Keckie, der dank Hutch seinen Vater nicht im Krieg verloren hatte – immer erinnern würde.

Die Nachricht von Huchthausens Tod verbreitete sich wie jene vom Tod Ronald Balfours nur langsam in den Reihen der MFAA. Von den neun Offizieren, die an der Front eingesetzt waren, hatte nun der zweite sein Leben verloren. Die Reaktion der Kameraden bestand aus Schweigen, aus Resignation und aus stiller Besinnung, was auch im langsamen Gang jenes Offiziers zum Ausdruck kam, der auf das kleine Haus in Dorchester in Massachusetts zuging, um Walter Huchthausens Mutter mitzuteilen, dass ihr Sohn gefallen war.

«Er war ein wunderbarer Kamerad», schrieb Walker Hancock mehrere Monate später an seine Frau Saima, als er fürchtete, dass Hutch's Arbeit in Vergessenheit geraten würde, «und er glaubte wirklich an das Gute in jedem Menschen. Bill [Lesley] kannte ihn besser als ich – er war ein alter Freund von ihm – doch Hutch's Einstellung gegenüber seinem Auftrag im Krieg werde ich nie vergessen ... Die Häuser, die er als junger Architekt bauen zu können hoffte, wird es nie geben ... aber die paar Menschen, die ihn bei seiner Arbeit erlebt haben – Freund wie Feind – müssen seinetwegen ein besseres Bild von der Menschheit haben.»<sup>205</sup>

## EINE DENKWÜRDIGE WOCH

### Merkers

#### 8. bis 15. April 1945

Am 6. April 1945, zwei Tage nach Walter Huchthausens Tod, fuhr ein amerikanischer Jeep langsam hinter zwei verhüllten Gestalten her, die langsam am Rande der staubigen Strasse gingen. «Guten Morgen, meine Damen», sagte einer der Militärpolizisten, mit dem Finger am Abzug seiner Maschinenpistole. «Wissen Sie nicht, dass hier Sperrgebiet ist? Befehl von General Patton.» Da bemerkte er, dass eine der Frauen schwanger war.

Es handelte sich um französische Vertriebene, die zu einer Hebamme in der nahe gelegenen Stadt Kieselbach unterwegs waren. Nachdem sie im Büro der Militärpolizei befragt worden waren, boten die Polizisten den Frauen an, sie in die Stadt zu bringen. Kurz vor der Ortschaft Merkers bemerkte der Fahrer einige Eingänge an einem Hügel und fragte die Frauen, an was für einem Bergwerk sie hier vorbeiführen. Eine der Frauen deutete zu einer kleinen Tür und sagte «*Or*.» Das französische Wort für Gold.

Der Militärpolizist hielt an. «Gold? Sind Sie sicher?»

Die Frau nickte. – «*Lingots d'or*.» Goldbarren.

Robert Posey und Lincoln Kirstein, die Monuments Men der 3. US-Armee, erschienen zwei Tage später an der Mine, am Nachmittag des 8. April 1945. Sie hätten den Eingang nicht verfehlen können. Alle paar Stufen kamen sie an einer Gruppe von Soldaten vorbei, die hier Wache standen, und an der schmalen Strasse waren Flugabwehrgeschütze aufgestellt. Posey vermutete, dass hier eine ganze Kompanie im Einsatz war (mehr als hundert Mann), aber nachdem er weitere Posten und Kontrollpunkte passiert hatte, kam er zu dem Schluss, dass es sich wohl eher um ein halbes Bataillon (mindestens 200 Mann) handeln musste. Tatsächlich wurde Merkers von zwei vollständigen Infanteriebataillonen bewacht, die durch Einheiten aus zwei Panzerbataillonen unterstützt wurden.

Der Grubenaufzug, der mit Offizieren aus dem Hauptquartier in Frankfurt besetzt war, die den Wert des Goldes und des Papiergeldes ermitteln sollten, roch nach Schwefel und knarzte wie die Holzstufen einer alten Treppe. Bald spürte Kirstein den Druck schmerzhaft in den Ohren. «Wie tief ist die Mine?», fragte er den Aufzugführer.

«640 Meter», antwortete ein Offizier. «Der Aufzugführer ist übrigens ein Deutscher. Er versteht kein Wort.»

«Ich hoffe, er ist nicht einer jener SS-Offiziere, denen man befohlen hat, zurückzubleiben.»<sup>206</sup>

«Keine Sorge, Gefreiter. Hier sind überall Dreisternegeneräle. Er interessiert sich nicht im Geringsten für Sie.»

Als sich der Aufzug öffnete, bot sich ein Bild wie aus Dantes Inferno: Dunkelheit, Schatten, Männer, die kreuz und quer umherliefen, Dampf, Wasser, Drähte, Metallgegenstände, die überall umherlagen, und Offiziere, die Befehle brüllten, wobei jedes Geräusch von den steinernen Wänden als Echo zurückkam. Die Lichter, zumindest jene, die funktionierten, warfen verzerrte Bilder an die Wände und machten dicke Schichten von weissem Reif auf dem Hals und den Armen der meisten Männer sichtbar. Mit Schläuchen wurden Männer und Ausrüstung abgespritzt, und das Wasser bildete auf dem Boden matschige Pfützen. Innerhalb von Sekunden, so kam es Kirstein vor, war auch er von der Feuchtigkeit durchnässt. Er wischte sich die Augenbrauen ab, dann massierte er sich seinen schmerzenden Hals.

«Das liegt an den Mineralsalzen in den Wänden», sagte jemand und reichte ihm einen Lumpen. «Drücken Sie sich das vor die Nase. Wischen Sie sich damit auch Ihre Stiefel ab, wenn Sie wieder oben sind. Das Salzwasser frisst sich in einem Tag durch das Leder.»

Sie begegneten weiteren Wachsoldaten sowie einer Gruppe von Männern, die einen grossen Stapel Papiergeld, der neben dem Aufzug abgestellt worden war, zur Seite zogen. Deutsche Bankbeamte hatten eine Woche vorher versucht, das Geld in Sicherheit zu bringen, aber es war Ostersonntag gewesen, und am Bahnhof waren keine Züge gefahren. Auf der anderen Seite des Geldstapels befand sich eine mit



Sandsäcken umgebene Geschützstellung, die von ein paar stillen Gis mit Flakhelmen besetzt war. Hinter ihnen lag eine grosse stählerne Tresortür. Anscheinend hatte niemand einen Schlüssel dafür, denn in die 90 Zentimeter dicke Ziegelmauer, welche die Tür umgab, war ein Loch gesprengt worden. Posey und Kirstein krochen durch die Öffnung. Als Erstes sahen sie einen amerikanischen Offizier, der sich gerade fotografieren liess. In einer Hand hielt er einen Helm, der von Goldmünzen überquoll, hinter ihm befand sich Raum Nr. 8, die grosse Schatzkammer der Nazis.

Lincoln Kirstein blickte nach oben. An der massiven Steindecke über ihm spiegelten sich Hunderte Lichter. Er schätzte, dass die Decke mindestens 45 Meter lang war und 23 Meter breit und nicht einen einzigen Stützbalken besass. Wie hoch mochte der Raum sein? Vielleicht sechs Meter, und in der Mitte hing eine Reihe von Lampen von der Decke herab. Unterhalb der Lichter verlief ein Bahngleis. Mehrere Waggons, die mit Kisten beladen waren, standen am hinteren Ende des Raums. Posey erschien diese Kisten klein und wenig eindrucksvoll, aber dann erkannte er, dass dies nur eine Frage des Blickwinkels war. Sie waren grösser als die Soldaten, welche die Waggons beluden. Vor den Kisten lagen Tausende Beutel, die den grössten Teil des Bodens einnahmen. Sie sahen alle gleich aus: unauffällig braun, ungefähr so gross wie ein Laib Brot und oben zugebunden. Sie waren in Stapeln zu zwanzig Stück aufgehäuft, vier übereinander und fünf nebeneinander, und zwischen den Stapeln gab es jeweils einen kleinen Durchgang. Kirstein versuchte die Stapel zu zählen, aber das war unmöglich. Die letzten Stapel waren so weit hinten, dass er die Durchgänge und die einzelnen Beutel nicht mehr erkennen konnte. Sie wirkten wie kleine Punkte in der Ferne. Und alle diese tausend oder zehntausend oder hunderttausend Beutel waren mit Gold gefüllt.

Bei den Kunstwerken, die in einem benachbarten Raum untergebracht waren, handelte es sich hauptsächlich um Gemälde. Einige lagen in Kisten, manche befanden sich in beschrifteten Behältern mit aufklappbaren Deckeln und Vorhängeschlössern, andere waren

schlicht in braunes Papier eingewickelt. Viele Bilder waren in Holzregalen übereinander gestapelt wie Plakate in einem Ramschladen. Kirstein schaute sie kurz durch. Ein schönes Gemälde von Caspar David Friedrich, das ein in der Ferne über das Meer ziehendes Segelschiff zeigte, hatte im Himmel einen hässlichen Riss, die übrigen Bilder aber schienen unversehrt.

«Eigentlich nicht viel», bemerkte Posey.

«Oh, das ist noch nicht alles», sagte ein Offizier, der gerade vorüberging, und lachte. «Da unten gibt es Kilometer von Tunneln.»

Die äusseren Gänge waren weniger spektakulär als Raum Nummer acht. Dort war auch weniger los, und man spürte zum ersten Mal die Beklemmung, die Menschen erfassen konnte, die sich in einer engen Röhre einen Dreiviertelkilometer unter der Erde aufhielten. Kirstein dachte an versteckte Sprengzünder und daran, ob die Deutschen vielleicht auf die Ankunft der Kunstexperten gewartet hatten, um den Tunnel in die Luft zu jagen und sie in einem unterirdischen Grab zu verschütten, ähnlich wie der Schurke mit dem Fass Amontillado in der bekannten Kurzgeschichte von Edgar Allan Poe.

«Mich würde interessieren, wie viele Tonnen Erde im Moment gerade über uns sind», bemerkte Kirstein, als er durch den schmalen Gang spähte. Er dachte an Caspar David Friedrichs Segelschiff unter dem kräftigen Himmel.

«Als Soldat in diesen Tunneln sein zu müssen, ist schon schlimm genug», bemerkte Posey, «aber noch schlimmer ist es, wenn man als Bergmann hier unten arbeiten muss.» Er wusste nicht, dass es noch etwas Schrecklicheres gab: Alle diese Tonnen Gold und die Kunstwerke waren von Zwangsarbeitern, überwiegend osteuropäischen Juden und Kriegsgefangenen, unter Tage verfrachtet worden.

Allmählich begriffen die Monuments Men, was in den Stollen des Bergwerks in Merkers alles versteckt war. Skulpturen in Kisten, eilig verpackt und mit Fotos aus Museumskatalogen versehen, damit man wusste, was sich in den Kisten befand. Alte ägyptische Papyrusurkunden in Metallbehältern, die durch das Salz im Bergwerk zu weicher

Pappe geworden waren. Es war keine Zeit, die kostbaren Objekte darin zu untersuchen, denn in anderen Räumen befanden sich griechische und römische ornamentale Kunstwerke, byzantinische Mosaiken, islamische Tapissereien, Mappen aus Leder oder Steifleinen. Versteckt in einem unscheinbaren Nebenraum entdeckten sie die Original-Holzschnitte von Albrecht Dürers berühmter *Apokalypse-Serie* aus dem Jahr 1498. Ausserdem fanden sich noch weitere Kisten mit Gemälden – ein Rubens, ein Goya und ein Cranach waren mit weniger bedeutenden Bildern zusammengepackt.

«Hier gibt es keinerlei System», stellte Kirstein fest. «Die Zeitabschnitte und Stile sind völlig durcheinandergewürfelt, alte Meisterwerke stehen neben neueren Werken, die Kartons stammen aus unterschiedlichen Museen. Was ist hier geschehen?»

«Sie wurden nach der Grösse verpackt», entgegnete Posey und deutete zu den einheitlich grossen Gemälden in einer der Kisten.

Am Abend verliessen die Monuments Men das Bergwerk und fuhren nach Frankfurt zurück, um über ihre Funde Bericht zu erstatten. Sie wurden begleitet von Major Perera, einem Offizier, der von der 3. US-Armee entsandt worden war, um die Gold- und Papiergeldfunde zu untersuchen. Perera berichtete, dass es sich nach einer ersten Zählung um 8'198 Goldbarren, 711 Beutel mit amerikanischen 20-Dollar-Goldmünzen, mehr als 1'300 Beutel mit anderen Goldmünzen, Hunderte Beutel mit ausländischer Währung und 2,76 Milliarden Reichsmark handelte, dazu kamen weitere ausländische Banknoten, Silber und Platin sowie die Prägeplatten der deutschen Regierung für die Papiergeldherstellung.<sup>207</sup> Ein Bankbeamter namens Veick, der in der Mine angetroffen wurde, habe bestätigt, dass dies den Grossteil des deutschen Staatsschatzes darstelle.

Posey berichtete, dass einer provisorischen Überprüfung zufolge auch die Kunstwerke aus Berlin stammten. Sie seien nachlässig und hastig verpackt worden, und wahrscheinlich habe man schlicht eingepackt, was gerade greifbar war. Aber dennoch befänden sich in dem Schacht insgesamt Tausende Kunstwerke.

Dem ersten Anschein nach handele es sich dabei allerdings nicht um Beutegut aus anderen Ländern.

Am nächsten Morgen rief Posey George Stout an. Der Brite Geoffrey Webb, der kommandierende Offizier der MFAA, hielt sich gerade bei Stout in Verdun auf, und Posey schlug den beiden vor, sofort herzukommen. Dann brachen er und Kirstein in die nahe gelegene Stadt Hungen auf, die vor Kurzem von der 3. US-Armee eingenommen worden war. Einige Stunden später entdeckten sie in Schloss Braunfels, das 1246 als Festung errichtet worden war, eine grosse Zahl von Inkunabeln, alten Manuskripten und religiösen jüdischen Schriften, die ein ganzes Museum hätten füllen können. Das geraubte Material war für das Forschungsinstitut von Alfred Rosenberg bestimmt gewesen.

«Ich glaube, es ist besser, ich schreibe einen kurzen langweiligen Brief als überhaupt nichts», schrieb Posey seiner Frau Alice an diesem Abend. «Ich werde momentan von meiner Arbeit so in Anspruch genommen, dass ich abends zu erschöpft bin, um noch irgendwelche Gedanken zu Papier zu bringen. Wenn man fast sechzehn Stunden am Tag sieben Tage in der Woche arbeitet, bleibt nicht mehr viel freie Zeit.»<sup>208</sup>

Je näher das Kriegsende rückte und je wichtiger die Arbeit der Monuments Men wurde, umso weniger Zeit fanden sie, ihren Angehörigen zu Hause von ihren Erlebnissen zu berichten.

George Stout traf am 11. April 1945 in Merkers ein. Er kam gerade von seiner Inspektionstour in Siegen, wo er bei der englischen Infanteriedivision hatte durchsetzen können, dass genügend Wachen aufgestellt worden waren. Hier erwartete er nun eine halb vergessene Mine. Stattdessen wimmelte es in Merkers von Offizieren der westlichen Alliierten, deutschen Führern und Fachleuten aus allen Bereichen der Abteilung Civil Affairs. Die Wachmannschaft hatte mittlerweile fast die Stärke von vier Bataillonen (mehr als 2'000 Mann), dazu gehörte auch ein Infanteriebataillon, das von der Front zurückgerufen worden war, und noch immer hatte es den Anschein, als ob mehr Kriegskorrespondenten als Soldaten hier versammelt wären. Kirstein schrieb:

«Weil die Kunstwerke gewissermassen nebenbei, im Zusammenhang mit der Entdeckung der deutschen Goldreserven aufgespürt wurden, fand die Geschichte besondere Beachtung in der Presse.»<sup>209</sup> Anders gesagt, den Reportern ging es nicht in erster Linie um die grossen deutschen Kunstwerke – sie brachten sogar die Fakten durcheinander und bezeichneten beispielsweise die Büste der Herrscherin Nofretete als Mumie –, sondern die Tatsache, dass es hier ein Bergwerk gab, das vollgestopft war mit Gold, beherrschte die Schlagzeilen. Patton war so wütend darüber, dass die Information über diese Entdeckung an die Presse gelangt war, dass er den verantwortlichen Militärzensor feuerte, obwohl er dazu gar nicht die Befugnis besass. Aber der Schaden war nicht mehr wiedergutzumachen. Die Soldatenzeitung *Stars and Stripes* berichtete eine Woche lang täglich über Merkers, und Zeitungen in aller Welt griffen die Geschichte auf. Drei Tage später machte eine weitere, vermeintlich noch spektakulärere Entdeckung international Schlagzeilen, zumindest so lange, bis jemand erkannte, dass es sich bei der neuen «Mercedes»-Mine nur um eine falsche Schreibweise von «Merkers» handelte.

Stout hatte man mitgeteilt, er solle um 15 Uhr eintreffen, und zwar ohne den ranghöheren (aber britischen) Offizier Geoffrey Webb. Webb war der Zutritt zum Bergwerk durch die Finanzabteilung von Civil Affairs untersagt worden. Stout erschien um 14.45 Uhr mit einem Jeep der 3. US-Armee und wurde sofort von einem Oberstleutnant unter dessen Fittiche genommen, der ihm ein Quartier zuwies, das er nur nach Aufforderung verlassen durfte. Die Unterkunft war voll mit Finanzmitarbeitern. Um 21.15 Uhr kam Oberst Bernstein, der General Eisenhower in Finanzangelegenheiten und anderen Fragen der Militärverwaltung beriet, und teilte Stout mit, dass der MFAA-Offizier in seiner Einsatzgruppe mitarbeiten solle. Als sich Stout darüber beschwerte, dass sein Vorgesetzter Geoffrey Webb nicht hinzugezogen worden sei, zeigte ihm Bernstein einen Brief von Patton, in dem es hiess, dass ihm, Bernstein, die Leitung der Operation im Bergwerk übertragen worden sei. Es gab keine Diskussionen, und die Botschaft war eindeutig: Dies war eine amerikanische Operation – er habe

nichts gegen Webb, erklärte er, aber britische Offiziere seien hier unerwünscht. Und es war auch eine *finanzielle Operation* der Amerikaner. Die Kunstwerke waren nebensächlich. Nachdem Stout verärgert Lincoln Kirstein aufgetragen hatte, Webb die schlechte Nachricht zu überbringen, dass Patton «keine verdammten Briten» im Bergwerk sehen wolle<sup>210</sup>, verbrachte er den Rest des Abends mit der Befragung von Dr. Schawe, einem deutschen Bibliothekar, der ihm «behäbig und unnötig rachsüchtig» erschien.<sup>211</sup>

Am nächsten Morgen traf sich Stout mit Dr. Paul Ortwin Rave, einem deutschen Kunstexperten, der seit dem 3. April mit seiner Familie auf dem Militärgelände lebte und seine Privatbibliothek und seine preisgekrönte Tapisseriesammlung mitgebracht hatte. Die Presse hatte berichtet, dass Rave stellvertretender Direktor der Nationalgalerie in Berlin sei; tatsächlich aber war er Assistent des Direktors dieses Museums. Doch er war mehr als ein reiner Befehlsempfänger. Durch seine Weigerung, der NSDAP beizutreten, war dem eingefleischten, engagierten Museumsmenschen eine berufliche Karriere verwehrt geblieben.

Zu Beginn des Krieges, erklärte Rave, seien die Bestände der staatlichen Museen in Banktresore und Luftschutztürme in und um Berlin ausgelagert worden. Im Jahr 1943 hatte sich Rave dafür eingesetzt, die Sammlungen aus dem Raum Berlin wegzubringen, der nun zunehmend von den Alliierten bombardiert wurde. Daraufhin warf man ihm gefährlichen Defätismus vor. Dennoch drängte er auch im folgenden Jahr auf eine Auslagerung der Kunstgüter, doch abermals wurden seine Vorschläge abgelehnt, und auch sein Leben geriet in Gefahr. Erst als weitreichende sowjetische Bodenartillerie die Stadt zu beschossen begann, wurde die Erlaubnis erteilt, die Kunstsammlungen nach Merkers zu verlagern. Vierhundert der grössten Bilder – darunter Werke von Caravaggio und Rubens – sollten in den Berliner Flaktürmen bleiben, daneben auch zahlreiche Skulpturen und verschiedene Antiquitäten. Rave hatte angegeben, dass man acht Wochen brauchen würde, um alles wegzuschaffen; ihm wurden nur zwei Wo-

chen bewilligt. Die letzte Lieferung kam am 31. März 1945 im Bergwerk an. Fünf Tage später überrannten die Amerikaner das Gebiet.

«Zwei Wochen Zeit, um eine so grosse Menge von Kunstwerken abzutransportieren», bemerkte Stout am Ende von Raves Geschichte. «Was für ein Luxus. Uns hat man nur sechs Tage gegeben.»

Die Generäle – Dwight D. Eisenhower, Oberbefehlshaber auf dem europäischen Kriegsschauplatz, Omar Bradley, Kommandeur der 12. US-Heeresgruppe, Manton Eddy, Befehlshaber des XII. Armeekorps, und George Patton, der unverwüstliche Titan der 3. Armee – flogen am Vormittag des 12. April nach Merkers. Brigadegeneral Otto Weyland, der Befehlshaber des XIX. Taktischen Luftkommandos der 9. Armee, stiess dort zu den übrigen Generälen. Zusammen mit einigen Stabsmitarbeitern und einem deutschen Aufzugführer fuhren sie mit dem alten Aufzug 640 Meter tief hinab in den Hauptstollen von Merkers. Die langsame Fahrt, die sich in völliger Dunkelheit vollzog, dauerte mehrere Minuten. Auf halber Strecke, als man nur noch das Knarzen des Aufzugs hörte, scherzte Patton: «Wenn diese Wäscheleine hier reisst, dann wird es in der Armee der Vereinigten Staaten von Amerika eine Menge Beförderungen geben.»<sup>212</sup>

«Okay, George, das reicht», sagte Eisenhowers Stimme aus der Dunkelheit. «Keine Witzchen mehr, bis wir wieder festen Boden unter den Füssen haben.»

Das Einfahren in eine Kalimine – oder eine Kupfermine, eine Saline oder irgendein anderes deutsches Bergwerk – war ein unbequemer Vorgang. Hierbei handelte es sich um Minen, die noch in Betrieb waren, nicht um Schaubergwerke für Touristen, und die Stollen waren roh behauen, niedrig und eng. Die Ausrüstung war zum grossen Teil veraltet und nur schlecht gewartet worden, weil durch den Krieg Männer und Material abgezogen worden waren. Die Deutschen hatten ihre Kunstdepots in tiefen Bergwerksschächten eingerichtet, daher mussten die Soldaten oft fast einen halben Kilometer nach unten fahren und dann knapp einen halben Kilometer weit seitwärts gehen. Sich in völliger Dunkelheit zurechtfinden zu müssen, tief unter der Erdoberflä-

che, ohne eine Karte des Schachts und ohne genau zu wissen, ob der nächste Stollen nicht vermint oder die nächste Nische nicht voll mit Dynamit war, erwies sich als ein nervenaufreibendes Unterfangen. Zudem lagen die meisten Schächte in Gegenden, die bereits bombardiert oder von Artillerie beschossen worden waren, um sie von ihrer Energieversorgung abzuschneiden. Hier war es dunkel, kalt und feucht.

Verständlicherweise schlugen die Generäle ein flottes Tempo an. In Raum Nummer acht, in dem sich jetzt nur noch das unbedingt benötigte Personal aufhielt, erblickten die Männer Reihen von Goldbarren und Banknoten, die Hunderte Millionen Dollar wert waren. Im angrenzenden Raum bekamen sie die Gemälde zu sehen. Patton dachte, die Bilder seien «vielleicht 2,50 Dollar wert und bestenfalls für Kneipen geeignet»<sup>213</sup>; in Wirklichkeit hatte er Gemälde aus dem weltberühmten Kaiser-Friedrich-Museum (heute Bode-Museum) in Berlin vor sich. Andere Räume, die der SS vorbehalten gewesen waren, waren vollgestopft mit Gold- und Silbergeschirr und Vasen, die allesamt durch Hammerschläge geplättet worden waren, um sie besser transportieren zu können. Grosse Truhen waren mit Schmuck, Uhren, Silberzeug, Kleidung, Brillen und goldenen Zigarettenetuis gefüllt, die letzten Spuren des umfangreichen Beuteguts, das die SS nicht mehr hatte einschmelzen können. Es gab acht Säcke mit Goldringen, viele davon Eheringe. Ein Soldat öffnete einen anderen Sack und hob eine Handvoll Goldfüllungen heraus. Sie stammten aus den Zähnen von Holocaust-Opfern.

«Was würden Sie mit all diesem Beutegut tun?», fragte Eisenhower beim Mittagessen.

Patton antwortete in seiner üblichen schroffen Art, dass er es für Waffen oder eine Goldmedaille verwenden würde, «für jeden dieser Hurensöhne in der 3. Armee».<sup>214</sup> Die Generäle lachten, doch diese Frage war keineswegs nur akademischer Natur. Bestürzt stellten Stout und die Monuments Men fest, dass Bernstein davon ausging, dass alles, was in diesem Bergwerk gefunden worden war, Beutegut des Feindes sei. Es sollte Monate dauern, bis Bernstein von dieser Ansicht abrückte.



Die Unbeschwertheit der Generäle an diesem Nachmittag verschwand unvermittelt, als sie Ohrdruf besuchten, das erste NS-Arbeitslager, das von amerikanischen Truppen befreit worden war. Ohrdruf war kein Todeslager wie Auschwitz, wohin «unerwünschte» Personen zur Vernichtung gebracht wurden, sondern ein Ort, an dem sich Menschen systematisch hatten zu Tode arbeiten müssen. Schweigend gingen die Generäle und ihre Stabsmitarbeiter durch das Lager. «Der Geruch des Todes überwältigte uns», schrieb General Bradley, «schon bevor wir durch die Einfriedung getreten waren. Mehr als 3200 nackte, ausgemergelte Leiber waren in flache Massengräber geworfen worden. Andere waren auf den Strassen dort liegengeblieben, wo sie umgefallen waren. Läuse krochen über die gelbe Haut ihrer knochigen Gestalten. Ein alliierter Wachsoldat zeigte uns, wie das Blut zu grossen schwarzen Krusten geronnen war, wo die sterbenden Gefangenen den Toten ihre Eingeweide herausgerissen hatten, um etwas zu essen zu bekommen ... Ich war zu entsetzt, um etwas zu sagen. Denn hier verbanden sich Tod und Erniedrigung auf eine solche grauenhafte Weise, dass es uns gleichermassen bestürzte und betäubte.»<sup>215</sup>

Mehrere Überlebende, zu Skeletten abgemagert, schleppten sich auf verschrumpelten Beinen umher und salutierten vor den Generälen, als diese vorübergingen. Die Generäle schwiegen, ihre Lippen waren fest zusammengepresst. Mehreren Mitgliedern ihres Stabes, die ebenfalls durch den Krieg gestählt waren, standen Tränen in den Augen. Der abgebrühte Patton, ein Mann «aus altem Schrot und Korn», ging hinter ein Gebäude und erbrach sich.

Jeder amerikanische Soldat, verfügte Eisenhower, jeder Mann und jede Frau an der Front, sollte dies mit eigenen Augen sehen. «Man sagt, die amerikanischen Soldaten wüssten nicht, wofür sie kämpfen. Nun, jetzt wissen sie wenigstens, wogegen sie kämpfen.»<sup>216</sup>

Patton drückte es unverblümt aus: «Man glaubt nicht, wie unmenschlich diese Krauts sein können, bis man dieses Totenhaus selbst gesehen hat.»<sup>217</sup>

Erst gegen Mitternacht legte sich Patton, erschöpft durch zwei der aussergewöhnlichsten und erschreckendsten Besichtigungstouren des Krieges, zum Schlafen nieder. Bevor er das Licht ausmachte, bemerkte er, dass seine Armbanduhr stehen geblieben war. Als er den Sender BBC einschaltete, um sich die genaue Uhrzeit zu holen, bekam er noch den letzten Teil der Nachrichten mit: US-Präsident Franklin Delano Roosevelt war gestorben.

Während die Generäle den Hauptstollen von Merkers besichtigten, war Stout in benachbarten Stollen unterwegs. Der Bergwerkskomplex von Merkers erstreckte sich über Tunnel von mehr als 56 Kilometern Länge und hatte ein Dutzend Eingänge.<sup>218</sup> Es gab kein Verzeichnis der Kunstwerke, die im Bergwerk eingelagert worden waren, aber Dr. Rave besaß eine Liste der Museen und Sammlungen, aus denen sie stammten. Die Sammlungen der *Berliner* Museen waren als Erste eingetroffen und im Schacht Ransbach deponiert worden. Rave hatte diesen Schacht jedoch als unzureichend beurteilt, sodass die künftigen Lieferungen nach Merkers gingen. Dies beunruhigte Stout, denn das feuchte, salzige Merkers war noch weniger für die Lagerung von Kunstwerken geeignet, aber der Aufzug in Ransbach war ausser Betrieb, und daher konnte er diesen Schacht nicht inspizieren.

Auf jeden Fall gab es genug zu tun. Als er in den Schacht von Philippstal hinabfuhr, fand er Verzeichnisse und Karten. Lincoln Kirstein fuhr in den Menzengraben-Schacht hinab, wo der Strom ausfiel und er in völliger Dunkelheit viele hundert Meter unter der Erdoberfläche gefangen war. «Anstatt auf die doppelte Höhe des Empire State Building hinaufzusteigen», schrieb er später, «erforschte ich ein riesiges Uniformdepot der Luftwaffe und nahm ein Fallschirmmesser als Souvenir mit.»<sup>219</sup>

Am Vormittag des 13. April erstellte George Stout eine Liste des Materials, das benötigt wurde, um all die Kunstwerke transportfertig zu machen: Kartons, Kisten, Ordner, Klebeband, Tausende Meter Packpapier. Er kam zu dem Schluss: «Es besteht keine Chance, diese Dinge aufzutreiben.»<sup>220</sup>

Als der Aufzug wieder funktionierte, fuhr er zusammen mit dem ihm unsympathischen Dr. Schawe in den Ransbach-Schacht hinab. Diese Mine war fast zweimal so tief wie der Hauptschacht in Merkers und wesentlich enger. Die Bücher nahmen den meisten Platz ein. Stout schätzte, dass es eine Million Exemplare waren, vielleicht sogar zwei Millionen. Die 45 Kisten mit Kunstwerken aus Berliner Museen standen noch immer dort, wo sie Rave hatte hinstellen lassen. Sieben zeigten Einschusslöcher, aber bedeutende Werke von Dürer und Holbein waren unversehrt. Die Sammlung von Kostümen aus der Staatsoper war geplündert worden. «Russische und polnische Arbeiter», brummte einer der deutschen Wächter. Stout wusste, dass er *Zwang sarbeiter* meinte, und es fiel ihm schwer, ihnen diesen Diebstahl zu verübeln.

Zurück in Merkers erfuhr Stout von Bernstein, dass die Pläne geändert worden waren. Statt am 17. April sollten die Objekte bereits am 15. April abtransportiert werden. «Ein überstürztes Vorgehen», notierte Stout in seinem Tagebuch, «das mit militärischen Notwendigkeiten begründet wurde.»<sup>221</sup>

«Militärische Notwendigkeiten» war übertrieben. «Militärische Zweckmäßigkeit», vor der Eisenhower in seinem ursprünglichen Befehl in Bezug auf den Kulturgüterschutz gewarnt hatte, wäre vermutlich passender gewesen. General Patton stürmte voran und wollte nicht vier Bataillone zur Bewachung einer Goldmine zurücklassen. Zudem hatte Bernstein noch weitere Gründe, um zur Eile zu drängen. Auf der Konferenz von Jalta Ende Februar hatten Roosevelt, Churchill und Stalin Deutschland in Besatzungszonen aufgeteilt. Merkers mit all seinen Schätzen lag in der sowjetischen Zone. Wenn die sowjetischen Truppen hier ankamen, bevor die Mine ausgeräumt war – und es gab immer wieder Gerüchte über Kontakte zwischen amerikanischen und sowjetischen Spähtruppen im «Niemandsländ» in der Mitte Deutschlands –, würden alle darin befindlichen Güter der Roten Armee in die Hände fallen. Die Sowjetunion war verständlicherweise nicht zu besonderer Rücksichtnahme aufgelegt. Das Land hatte durch den Einmarsch der deutschen Truppen einen hohen Blutzoll entrichten müssen; allein bei der Belagerung Stalingrads waren 1,5 Millionen Menschen umgekom-

men. Zu den Truppen der Roten Armee, die sich ihren Weg auf deutsches Gebiet bahnten, gehörten auch sogenannte Trophäenbrigaden: Offiziere und Einheiten, deren Aufgabe darin bestand, Wertgegenstände, die sich im Besitz des Feindes befanden, aufzuspüren und zu beschlagnahmen. Stalin wollte die Verluste, die sein Land erlitten hatte, durch Gold, Silber, behauenen Marmor und Kunstschatze aller Art aus Deutschland wieder ausgleichen.

Am 15. April, eine halbe Stunde nach Mitternacht, stellte George Stout seinen Plan für die Ausräumung von Merkers fertig. Da er kein Verpackungsmaterial hatte beschaffen können, hatte er aus dem Luftwaffendepot, das Kirstein entdeckt hatte, tausend Schafwollmäntel requiriert, die deutsche Offiziere an der Ostfront trugen. Der Grossteil der rund 40 Tonnen Kunstwerke sollte in diese Mäntel eingewickelt, zusammen mit ähnlichen Werken wieder in Kisten verpackt und dann zu passenden Sammlungen zusammengestellt werden. Stout traf sich mit Oberst Bernstein. Das Gold war zu schwer für die Lastwagen; daher sollte es mit Gemäldekisten gemischt werden, um die Ladekapazitäten optimal auszunutzen. Die Beladung sollte in rund einer Stunde beginnen, um 2 Uhr, 36 Stunden vor dem ursprünglich geplanten Zeitpunkt. Um 4.30 Uhr wurden die Kunstobjekte, die bereits in Kisten oder Kartons verpackt waren, nach oben befördert und verladen. «An Schlafen ist nicht zu denken», notierte Stout.<sup>222</sup> Er musste Rechnungen schreiben und detaillierte Anweisungen für das Entladen und die Lagerung der Kunstgegenstände in Frankfurt ausarbeiten.

Um 8 Uhr, eine Stunde vor der Abfahrt des ersten Konvois, nahm sich Stout die noch nicht verpackten Gemälde vor. Er beabsichtigte, sie nach oben zu schaffen und in einem oberirdischen Gebäude vorübergehend zu lagern, aber auch mit 25 Männern erwies sich diese Aufgabe als unlösbar. Stout entschloss sich daher, die Bilder unten im Stollen in Kisten zu packen. Unglücklicherweise waren die grossen Kisten schwierig zu handhaben, vor allem in dem Durcheinander, das in den Gruben herrschte.

Jeeps waren nach unten gebracht worden, um beim Transport des Goldes zu helfen, und versperrten einige der Durchgänge. Ihre Auspuffgase verpesteten die Luft, und die gelegentlichen Fehlzündungen von Motoren hallten in den felsigen Gängen Unheil verkündend wider. Die Goldbarren wurden mit Wasser besprüht, um das zersetzende Salz der Mine abzuspülen, und im Hauptstollen zum Aufzug stand knöcheltief das abfließende Wasser. Soldaten eilten mit Stapeln von Papiergeld und Behältern voller Gold oder alten Kunstwerken hin und her, und Stout musste aufpassen, dass seine Männer in dem Durcheinander nicht verschwanden, um nicht mehr zu ihrer Arbeit zurückzukehren.

Am 16. April um fünf Minuten nach Mitternacht, meldete Stout: «Sämtliche Gemälde sind oben, an drei Plätzen. Alle Kartons mit Grafiken sind oben, an zwei Plätzen. In Kisten verpackte Objekte wurden unten neu zusammengestellt und teilweise aufeinandergestapelt, um sie zum Aufzugschacht zu bringen.»<sup>223</sup> Die Verladung in Ransbach begann um 8.30 Uhr, die in Merkers eine halbe Stunde später mit 75 Männern und fünf Offizieren. Um 13 Uhr wurden Kriegsgefangene herangeschafft, die bei der Arbeit zu helfen hatten. Um 21 Uhr waren alle Gemälde verladen. Stout begab sich zum Dietlas-Schacht, den man durch einen unterirdischen Stollen von Merkers aus erreichte, und fand dort Fotoausrüstung, moderne Gemälde und Regale mit Archivbeständen vor. Ein Regal aus Weimar trug die Beschriftung «933-1931» und enthielt Material aus tausend Jahren kommunaler Geschichte. «Inspektion um 23 Uhr beendet», notierte Stout. «Nach Merkers zurückgekehrt, zu Abend gegessen, Bericht geschrieben.»<sup>224</sup>

Der Kunstkonvoi – er bestand aus 32 Zehntonnern mit einer motorisierten Infanterieeskorte und Fliegerschutz – setzte sich um 8.30 Uhr in Richtung Frankfurt in Bewegung. Um 14 Uhr kam er an seinem Ziel an. Stout notierte knapp: «Schwieriges Entladen. L. Kirstein eine grosse Hilfe. Alles durchgeführt von 105 Kriegsgefangenen in schlechter körperlicher Verfassung. Vorübergehende Lagerung in 8 Räumen im Erdgeschoss und einem grossen Raum im Untergeschoss.» Auf Stouts Liste waren 393 Gemälde (noch nicht in Kisten verpackt),

2'091 Kartons mit Grafiken, 1'214 Körbe und 140 Textilien verzeichnet, die den Grossteil der preussischen Staatssammlung darstellten. «Um 23.30 Uhr Auftrag beendet und Gebiet gesichert.»<sup>225</sup>

«Als ich ihn das letzte Mal gesehen habe», schrieb Kirstein in seinem Bericht über die Aktion, «überprüfte Leutnant Stout mit einem Luftdichtemesser sorgfältig alle Ecken der neuen Lagerstätte und ermittelte die Feuchtigkeit im Raum.»<sup>226</sup> Er war seit fast vier Tagen auf den Beinen, aber wie stets führte George Stout einen Job zu Ende, der ihm aufgetragen worden war – und er erledigte ihn gewissenhaft.

«Ich hatte ein ungutes Gefühl, dass ich dir in den vergangenen fünf Tagen nicht schreiben konnte», schrieb Stout mit seinem üblichen Understatement am 19. April an seine Frau Margie. «Ich hatte wirklich viel zu tun ... es war eine eigenartige und ausgefallene Arbeit – in ein paar Salzbergwerken mit 365 bis 765 Metern Tiefe. Du hast darüber wahrscheinlich schon in den Zeitungen gelesen. Ein Fehler, dass das überhaupt bekannt geworden ist, wirklich ein schwerer Fehler. Die Presse hat sich natürlich darauf gestürzt, aber ich darf dir vorerst nichts Näheres berichten. Heute war es hier sehr warm, ich bin eineinhalb Stunden spazieren gegangen. Die Sonne tut gut, und nach der Hetzerei der letzten zwei Tage komme ich langsam wieder zu mir und erkenne, dass ich keine Maschine bin. Manchmal ist es gut, nur ein Rädchen in einem Getriebe zu sein, denn dann träumt man nicht von zu Hause und wünscht sich keine Annehmlichkeiten, die man nicht bekommen kann. Aber ich bin nicht krank. Der Job ist interessant. Und er muss getan werden. Und mir geht es sehr gut.»<sup>227</sup>

Zum Schluss berichtete er Margie noch von seiner Erwerbung in Merkers: zwei pelzbesetzte Mäntel von der Ostfront, die er als Bettvorleger verwenden wollte. Diese Mäntel und ein Fallschirmmesser waren seine einzigen Kriegssouvenirs.

Robert Posey, der in Merkers immer wieder mit Stout zusammengearbeitet hatte, betrachtete ihre Aufgabe um einiges nüchterner. «In der Goldmine haben sie meinen Helm mit amerikanischen Zwanzigdollar-münzen aus Gold gefüllt und mir gesagt, ich dürfte sie behalten», schrieb

gesagt, ich dürfte sie behalten», schrieb er am 20. April an Alice, ein paar Tage nachdem er von dem Bergwerk zurückgekommen war. «Ich konnte den Helm nicht vom Boden hochheben – sein Inhalt war ungefähr 35'000 Dollar wert –, daher haben wir die Münzen wieder in den Sack zurückgeschüttet und dort gelassen. Anscheinend habe ich überhaupt kein Verlangen nach Geld, denn es elektrisierte mich überhaupt nicht, als ich so viel von dem Zeug auf einem Haufen sah. Dein Gedicht bedeutet mir mehr.»<sup>228</sup>

Es waren denkwürdige Wochen gewesen, aber keinem der Monuments Men war nach Feiern zumute. Wenn die westlichen Alliierten Merkers hatten entdecken können, dann konnten sie leicht auch noch andere ebenso spektakuläre und unerwartete Entdeckungen machen, wie der Monuments Man Walker Hancock feststellen sollte. Und da draussen gab es noch zwei weitere bedeutende Unterbringungsorte für geraubte europäische Kunstwerke, die sich nach wie vor in der Hand der Nazis befanden: Schloss Neuschwanstein, wo laut Rose Valland die wichtigsten Stücke des französischen kulturellen Erbes untergebracht waren, und Hitlers Schatzkammer in Altaussee in den österreichischen Alpen, wo viele der bedeutendsten Kunstwerke der Welt eingelagert sein sollten.

TEIL IV

# DIE LEERE





## SALZ

### Altaussee, Österreich 1100 bis 1945

Die Alpen, das höchste und am stärksten zerklüftete Gebirge in Europa, erreichen entlang der deutsch-österreichischen Grenze eine Höhe von rund 1'600 Metern über dem Meeresspiegel. Sie bilden eine Landschaft aus schroffen Felswänden und schneebedeckten Bergen, über die malerische Hütten verstreut sind. Von Salzburg aus, dem wichtigsten Einfallstor im Norden, windet sich die Strasse in Haarnadelkurven die Berge hinauf und wieder hinab in dicht bewaldete grüne Täler, von denen eines abgelegener erscheint als das andere. Kilometerweit sind die Wälder so dicht, dass man nichts als Bäume sieht. Dann taucht plötzlich ein Bergsee auf und an den dahinter liegenden Hang schmiegt sich ein Städtchen im Zuckerbäckerstil, dessen Häuser mit spitzen Dächern und Holzschnitzereien versehen sind. Ungefähr 70 Kilometer von Salzburg entfernt liegt der Pötschenpass. Die Strasse, die über ihn führt, ist so steil, kurvenreich und gefährlich, dass man sie mit dem Auto kaum befahren kann, doch der Pass weicht schliesslich einem alpinen Hochtal, an dessen Ende das kleine Bad Aussee liegt und einige Kilometer weiter, wiederum am Ufer eines spektakulären Bergsees, das noch kleinere Dorf Altaussee.

Von hier aus steigt die Strasse so steil an, dass der Pötschenpass im Vergleich dazu wie ein gemässigter Hang wirkt. Neben der Strasse fliesst ein klarer, rauschender Gebirgsbach, und dahinter erheben sich gewaltige, atemberaubende Berge. Sie bestehen aus Kalksteinablagerungen, die sich in den Tiefen eines Jahrtausenden alten Sees anhäuferten, und erscheinen unterhalb ihrer Schneekappen selbst an den sonnigsten Tagen grau. Ein schlichtes Steingebäude, das gefährlich nahe an einem 300 Meter tiefen Abgrund steht, markiert den Anfang vom Ende. Dahinter gibt es nur noch ein niedriges windschiefes Gebäude

ckensprengungen hätten zum Beispiel zur Folge, Felswand, die steile Seite des Sandling, eines allein stehenden Berges. In diesen Berg wurde ein kleiner Tunnel hineingetrieben, der Haupteingang zu einer alten Saline. Einer Legende zufolge wurde hier schon vor dreitausend Jahren Salz abgebaut – vor der Gründung Roms, in der Hochphase des altägyptischen Reiches. Die schriftlichen Aufzeichnungen reichen allerdings nur bis ins 12. Jahrhundert zurück.

Zu jener Zeit, an der ersten Jahrtausendwende, stellte Salz eine Grundlage der Zivilisation dar. Ohne Salz konnten Nahrungsmittel nicht aufbewahrt oder transportiert werden, daher war die Gesellschaft zu ihrem Überleben auf Salz angewiesen. Römische Legionäre wurden manchmal mit Salz bezahlt (daraus entwickelte sich das englische Wort *salary* für «Bezahlung» oder «Sold»), und Kaufleute zogen mit grossen Karawanen über die Salzstrassen, die das abendländische Europa mit dem Morgenland, mit Asien und Arabien verbanden. In Tibet beobachtete Marco Polo, dass Salz in Scheiben gepresst wurde, die, versehen mit dem Bild des Grosskhans, als Zahlungsmittel dienten. In Timbuktu, der grossen untergegangenen Kultur in Afrika, war Salz ebenso viel wert wie Gold. Die frühen Germanen, deren westgotische Vorfahren Rom geplündert und drei Hochkulturen in die Dunkelheit gestossen hatten, waren wirtschaftlich von ihren Salinen und vor allem von den Zolleinnahmen auf ihren Salzhandelswegen abhängig. München, die spätere «Hauptstadt der Bewegung»\* der Nationalsozialisten, wurde 1158 von Heinrich dem Löwen, dem Herzog von Sachsen und Bayern, gegründet, um sich die Zölle auf den durchlaufenden Salzhandel zu sichern, in dem auch Salzburg eine wichtige Rolle spielte.

Über all die Jahrhunderte, in denen Städte und Reiche entstanden und untergingen, wurde in Österreich in der Steinberg-Mine im Berg Sandling, ein Stück weit oberhalb des Dorfes und des Sees, die beide Altaussee heissen, Salz gefördert. Das Salz wurde nicht mit Pickeln und Schaufeln abgebaut, sondern durch Wasser aus den Vorkommen herausgelöst, das man durch spezielle Rinnen und Schleusen leitete.

Das Wasser kam vom Berg herab, vor allem während der Schneeschmelze im Frühjahr, und wurde durch die Schwerkraft durch die Mine gespült. Dort strömte es über das Steinsalz und wurde anschließend weiter den Berg hinabgeleitet in das rund 27 Kilometer entfernte Bad Ischl, wo man das Salzwasser verdampfen liess, das sich dann in Form von Salzkristallen niederschlug. Insgesamt wurden 125 Bergleute eingesetzt, um die Rinnen und Schleusen instand zu halten, die Kammern gegen Druck aus dem Berg abzustützen und dafür zu sorgen, dass sich die Räume und Gänge in dem ausgedehnten Labyrinth nicht überschneiden und dadurch die Struktur des gesamten Bergwerks gefährdeten.

Seit dem 14. Jahrhundert war diese Arbeit von den Mitgliedern einer kleinen Gruppe von Familien ausgeführt worden, die auf den Bergen im Umkreis der Saline lebten. Im Laufe der Jahrhunderte wurden die Menschen grösser, die Bergleute aber behielten ihre ursprüngliche Körpergrösse, sodass es schien, ihr Wuchs würde durch die Anforderungen des Bergwerks und ihren Aufenthalt unter der Erde behindert werden (während jedoch die Ernährung und Inzucht wahrscheinlichere Ursachen waren). Noch Anfang des 20. Jahrhunderts sprach diese isolierte Gemeinschaft einen Dialekt, der im Mittelalter weit verbreitet gewesen war. Sie erforschten ihre Gänge mithilfe von Karbidfackeln und trugen die weissen Leinengewänder und Schirmmützen der mittelalterlichen Bergleute.

Doch im Winter 1943/44 brach die moderne Welt in das Salzbergwerk von Altaussee ein. Als Erstes kamen die Kettenfahrzeuge, die man benötigte, um auch im Winter die Strassen befahren zu können, wenn sich fünf Meter hohe Schneewehen bis zu den Baumwipfeln hoch türmten. Ihnen folgten Militärjeeps und schliesslich eine schier endlose Kolonne von Lastwagen, die über die schmalen Bergpässe hin- und herpendelten. Deutsche Offiziere wurden an der Saline als Wachen aufgestellt. Es kamen Arbeiter, die Gewölbe aushoben und in Dutzenden von Salzkammern hölzerne Böden, Wände und Decken einbauten. In Arbeitsräumen im Inneren des Berges wurden riesige Holzregale zusammengenagelt und aufgestellt, teilweise bis zu drei

Stockwerke hoch. Fachleute und Helfer trafen ein; tief im Bergwerk wurde eine Werkstatt eingerichtet, wo Techniker mehrere Tage arbeiten und auch leben konnten. Und all dies geschah für die Kunst.

Wiener Museen hatten als Erste einen Teil ihrer Bestände in Altaussee eingelagert, doch bald nahm Hitler das Bergwerk für seine persönlichen Zwecke in Beschlag. Besorgt über die zunehmenden Luftangriffe der westlichen Alliierten, liess der Führer alle Kunstobjekte, die für sein Museum in Linz bestimmt und bislang über verschiedene Depots verstreut waren, hierher in Sicherheit bringen. Nicht nur durch die Abgeschiedenheit des Bergwerks, sondern auch seine relative Nähe zu Linz, das nur rund 160 Kilometer entfernt war, erschien Altaussee als idealer Unterbringungsort. Die horizontal in den massiven Berg hineingetriebene Mine war durch Luftangriffe nicht verwundbar – selbst wenn die Bomber den Ort in dem weitläufigen Gebirge im steirischen Salzkammergut ausmachen konnten. Das Salz in den Wänden absorbierte übermässige Nässe, weshalb die Feuchtigkeit konstant bei 65 Prozent lag. Die Temperaturen schwankten zwischen 4,5 Grad (im Sommer, wenn es in der Saline am kühlfsten war) und 8,3 Grad Celsius (im Winter). Diese Umgebung war sehr förderlich für die Erhaltung der Gemälde und Grafiken, und Metallgegenstände wie Waffen konnten durch eine dünne Fettschicht leicht vor Rost geschützt werden. Niemand, nicht einmal Hitler, hätte sich ein besser geeignetes natürliches Versteck für die Tonnen von Beutekunst ausdenken können.

Und zugleich arbeiteten die Bergleute weiter, wie sie es seit Jahrtausenden getan hatten; sie leiteten Wasser in leere Gänge und schwemmen das Steinsalz über den Berg hinab nach Bad Ischl. Auch als 1944 und Anfang 1945 immer mehr Kunstobjekte angeliefert wurden, ging die Arbeit im Bergwerk weiter. Häufig mussten die Männer beim Abladen der Kisten mit anpacken, die meist mit der Aufschrift «A. H., Linz» versehen waren. Von Mai 1944 bis April 1945 wurden mehr als 1687 Gemälde von Hitlers Führerbau, seinem Büro in München, hierher ausgelagert. Im Herbst 1944 wurde der Genter Altar nach

Neuschwanstein gebracht, Michelangelos *Brügger Madonna* folgte kurz darauf, nachdem sie im Oktober 1944 per Schiff aus Belgien abtransportiert worden war.

Am 10. April 1945 und abermals drei Tage später, am 13. April, wurden acht weitere Kisten in das Bergwerk geschafft. Diese stammten nicht von hohen NS-Funktionären in Berlin, sondern kamen von August Eigruher, dem örtlichen Gauleiter. Auf den Kisten stand: «*Vorsicht! Marmor – nicht stürzen [sic]*». <sup>229</sup> Aber sie enthielten keine Skulpturen, wie die Bergleute vermuteten, die sie ins Innere der Saline trugen. Gauleiter Eigruher war ein entschiedener Befürworter von Hitlers Nero-Befehl. Die Kisten enthielten keine Kunstgegenstände, sondern 500 Kilogramm schwere Bomben, von denen jede so gross war, dass bequem sechs Männer darauf hätten sitzen können. Eigruher war entschlossen, das Bergwerk zu zerstören ... und damit auch die unschätzbar wertvollen Kunstwerke, die sich darin befanden.

Der alliierte Oberbefehlshaber Dwight D. Eisenhower betrachtete besorgt die Landkarte Deutschlands. Mit der Überquerung des Rheins durch die Truppen der westlichen Alliierten in Verbindung mit dem Vorrücken der Roten Armee über die Oder war Deutschlands Schicksal besiegelt worden. Churchill und andere Politiker appellierten an die westlichen Alliierten, sich Gedanken über ihre Nachkriegsziele zu machen, was kurzfristig vor allem bedeutete, die Sowjets nach Berlin zurückzudrängen. Eisenhower hatte diesem Plan zunächst zugestimmt, doch aufgrund der Umstände auf dem Kriegsschauplatz begann er daran zu zweifeln, dass ein Marsch auf Berlin tatsächlich klug sein würde. Bei einer Pressekonferenz am 27. März wurde er mit einer entsprechenden Frage konfrontiert. Die westlichen Alliierten waren noch immer 320 Kilometer von der deutschen Hauptstadt entfernt; die Sowjets hatten dagegen nur noch 50 Kilometer nach Berlin. «Nun», räumte Eisenhower ein, «die Entfernung spricht dafür, dass sie [die Sowjets] es wohl schaffen werden.» <sup>230</sup>

Doch nicht die Rote Armee bereitete ihm Sorgen. Die Niederlage der Deutschen mochte unabwendbar sein, aber sie waren bei Weitem

noch nicht besiegt. Die Wehrmacht kämpfte weiterhin an allen Fronten und hatte eine starke Festung im Rücken: die Alpen.

Seit Monaten gingen die westlichen Kriegsplaner davon aus, dass die deutsch-österreichische Grenzregion – der Raum zwischen Salzburg im Norden, Linz im Osten und dem Brenner-Pass an der italienischen Grenze – der letzte Rückzugsort des NS-Regimes sein würde. In dieser Region, Hitlers Heimat, waren grosse Mengen an Waffen und Lebensmitteln gelagert, und man vermutete, dass es dort eine Vielzahl von befestigten, gut gesicherten Verteidigungsstellungen gab. In einem Bericht des Hauptquartiers (SHAEF) hatte es geheissen: «Dieses Gebiet ist aufgrund des Terrains nahezu uneinnehmbar.»<sup>231</sup>

Eisenhower und seine wichtigsten Berater wie beispielsweise General Bradley fürchteten, Hitler könnte sich aus Berlin absetzen und in den Bergen Zuflucht suchen. Seit Wochen meldeten die Geheimdienste, dass SS-Eliteeinheiten von Berlin nach Süden verlegt wurden, von der sowjetischen Front nach Westen und vom italienischen Kriegsschauplatz nach Norden. Sie sollten anscheinend in Berchtesgaden zusammengezogen werden, der kleinen Marktgemeinde, in der Hitler und sein engster Kreis ihre Sommerresidenzen hatten und auch häufig Regierungsgeschäfte erledigten. Mit Hitler an der Spitze oder auch ohne ihn – Eisenhower fürchtete, dass selbst eine kleine Truppe bestens ausgebildeter, entschlossener Kämpfer, die sich in den Bergen verschanzte, die alliierten Streitkräfte jahrelang würde hinhalten können.

Eisenhower verachtete die Deutschen. Er machte sie für den Krieg verantwortlich und für dessen häufig unmenschliche Zerstörungskraft. Und er war noch immer aufgebracht über das Arbeitslager in Ohrdruf, das er mit einigen seiner Generäle besichtigt hatte. «Was ich dort gesehen habe, entzieht sich jeder Beschreibung», schrieb er an seinen Vorgesetzten, General Marshall. «Als ich das Lager besichtigte, traf ich auf drei Männer, die dort Insassen gewesen waren und denen durch irgendeine List die Flucht geglückt war. Ich befragte sie mithilfe eines Dolmetschers. Der visuelle Eindruck und die mündlichen Aus-

sagen über Hunger, Grausamkeit und Bestialität waren so überwältigend, dass es mir schier den Magen umdrehte. In einem Raum waren zwanzig oder dreissig nackte Männer aufeinandergestapelt, die verhungert waren. Patton weigerte sich, diesen Raum zu betreten. Er sagte, ihm würde dabei übel werden. Ich habe diesen Besuch mit voller Absicht durchgeführt, um aus erster Hand berichten zu können, falls später einmal der Versuch unternommen werden sollte, diese Beschuldigungen als reine ‚Propaganda‘ abzutun.»<sup>232</sup> In schlichteren Worten schrieb er seiner Frau Mamie: «Ich hätte mir nie träumen lassen, dass es so viel Grausamkeit, Bestialität und Brutalität auf der Welt geben kann. Es war grauenhaft!»<sup>233</sup> Eisenhower war entschlossen, die Nazis nicht entkommen zu lassen und ihnen jeglichen Funken Hoffnung zu nehmen.

Am 12. April 1945, dem Tag, an dem er Merkers und Ohrdruf besichtigt hatte, wies der Oberbefehlshaber Patton an, mit der 3. US-Armee nach Süden in Richtung Nürnberg und München vorzurücken. Sie sollte den süddeutschen Raum sichern und die verbliebenen Nazis aus den Alpen vertreiben.

Patton widersprach energisch. «Es wäre besser, wenn wir Berlin einnehmen, und zwar schnell», erklärte er, «und dann zur Oder vorstossen» – der deutschen Ostgrenze.<sup>234</sup> Seine 3. Armee, wagte er sogar zu behaupten, könne in 48 Stunden in Berlin sein.

Eisenhower erwiderte, die westlichen Alliierten seien durchaus imstande, Berlin einzunehmen, aber er bezweifelte, dass sie als Erste dort ankommen würden. Und selbst wenn sie es schafften, wer würde das wollen? General Bradley schätzte, dass die Eroberung der Stadt bis zu 100'000 Todesopfer fordern würde – zu viel für ein solches «Prestigeprojekt».

Also rückten die 3. und die 7. US-Armee im April 1945 nicht in östlicher Richtung nach Berlin vor, sondern nach Süden, in Richtung Österreich und zur «Alpenfestung», dem letzten Zufluchtsort der NS-Führer. Die Monuments Men – vor allem Robert Posey, Lincoln Kirstein und James Rorimer, die diesen beiden Armeen zugeteilt waren –



### **372 DIE LEERE**

begriffen, dass sie durch Eisenhowers Entscheidung zu den beiden wichtigsten Kunstdepots im deutschen Kernland gelangen würden: Neuschwanstein und Altaussee. Aber auch sie hatten keine Ahnung davon, was Gauleiter Eigruber und die auf dem Rückzug befindlichen SS-Einheiten planten.

## SCHRECKEN UND ENTSETZEN

### Mitte und Süden Deutschlands Zweite Aprilwoche 1945

Walker Hancock hatte wieder einmal das Gefühl, er sei in eine andere Welt geraten. Die 1. US-Armee bahnte sich in der Mitte Deutschlands durch ein dünn besiedeltes und dicht bewaldetes Gebiet ihren Weg nach Osten. Es gab gelegentliche Mörserangriffe oder kleine Feuergefechte, aber die deutsche Wehrmacht hatte sich weitgehend aufgelöst, und viele der Dörfer wirkten unversehrt. In einigen lagen zwar Munitionsreste herum und es waren auch zerstörte Häuser zu sehen, aber im Vergleich zu dem, was Walker im deutschen Grenzgebiet gesehen hatte, erschien diese Welt noch weitgehend in Ordnung. «Wir haben das Gebiet der völligen Zerstörung hinter uns gelassen», schrieb er an Saima. «Ich habe mich also geirrt mit meiner Vermutung, dass ich in Deutschland keine einzige unzerstörte Stadt zu Gesicht bekommen würde.»<sup>235</sup>

Dennoch klagte er, dass er emotional und physisch überfordert sei. «Die Armee rückt so schnell vor, dass wir uns mittlerweile fast wie eine reisende Theatertruppe vorkommen», schrieb er in einem weiteren Brief an seine Frau. «Es ist ein eigenartiges Gefühl, wenn man sich an einem solchen Ort aufhält und in keiner Weise die Möglichkeit hat, an seinem Leben teilzunehmen. Ich komme mir vor wie in einer Vakuumröhre, aus der heraus ich die Aussenwelt betrachte.»<sup>236</sup>

Anscheinend war Hancock nicht bewusst, dass seine Abstumpfung weniger mit der unvermeidlichen Verhärtung eines Kämpfers zu tun hatte als mit seinem Versuch, eine Distanz zur Welt der Deutschen aufzubauen. Das Konzentrationslager in Buchenwald war am 12. April von der 3. US-Armee befreit worden. Walker Hancock hatte sich in Weimar aufgehalten, als ihn die Kunde von den schrecklichen Ereignissen erreichte, die sich nur wenige Kilometer entfernt abgespielt hat-

ten. Er hörte zum ersten Mal Beschreibungen von Vernichtungslagern und Gaskammern und war entsetzt über Geschichten von abgemagerten Überlebenden, die unter den Leibern ihrer Freunde und Familienangehörigen zusammengekauert gelegen hatten. Es war unmenschlich. Beispiellos. Hancock hatte das Gefühl, dass die Konfrontation mit solchen Schrecken ihn – einen Mann, der aus Ruinen Blüten spriessen sah – für immer verändern würde, und er traf die bewusste Entscheidung, niemals ein Konzentrationslager zu besichtigen.

«Mehrere unserer Offiziere haben sich das Lager angeschaut», schrieb er. «Ich bin nicht mitgegangen, denn bei meiner Arbeit war ich auf ein gutes Verhältnis zu den Deutschen angewiesen, und ich fürchtete, wenn ich die schrecklichen Dinge in diesem Lager gesehen hätte, dann hätte dies meine Einstellung auch zu den unschuldigen Menschen beeinflusst (viele der Offiziere, die hingegangen sind, konnten danach eine Weile nichts essen, einige haben tagelang nur von Whisky gelebt).»<sup>237</sup>

Ein paar Tage später bekam er die Chance, einen alten Freund, einen jüdischen Geistlichen, wiederzusehen. Dieser Geistliche hatte vor Kurzem in Buchenwald einen Gottesdienst für die Überlebenden zelebriert; es war der erste für die meisten von ihnen seit ihrer Inhaftierung. Die Geschichte, die der Geistliche erzählte, war «haarsträubend und auf das Höchste emotional aufwühlend», vor allem, als er erwähnte, wie sehr es ihn schmerzte, dass er keine Thora hatte.

«Ich weiss nicht, wo ich eine herbekommen soll», klagte er. «Sie sind alle vernichtet worden.»

«Nicht alle», erwiderte Hancock. Er hatte in seinem Büro eine Thora; er hatte sie gerade an diesem Tag aus dem örtlichen SS-Hauptquartier erhalten.

«Ein Wunder», rief der Geistliche und fuhr dann mit der Thora-rolle nach Buchenwald.

«Kurze Zeit später war er wieder in meinem Büro», schrieb Hancock, «und erzählte mir, wie er empfangen worden war – die Menschen weinten, streckten die Hände nach der Thora aus, küssten sie, überwältigt vor Freude über den Anblick des Symbols ihres Glau-

bens.»<sup>238</sup> Walker Hancock hatte wieder einmal eine Rose in den Ruinen gefunden, aber zu welchem Preis?

Zum Glück war er mit seiner Arbeit so beschäftigt, dass er keine Zeit fand, über diese Frage nachzudenken. Die Armee rückte zügig in Richtung des Treffpunkts mit der Roten Armee in Dresden vor, und da es immer noch keinen Assistenten gab, der Hancock zur Seite stand, hatte er alle Hände voll zu tun, um seinen grundlegenden Aufgaben nachzukommen. In seinen sechzehnstündigen Arbeitstagen, berichtete er Saima, schmerzte es ihn immer wieder, wenn er sah, «wie etwas Schönes sinnlos zerstört worden war von jenen, von denen wir erwartet hätten, dass sie etwas mehr Zivilisiertheit an den Tag legen würden»; zugleich aber freute es ihn auch, dass nun der Frühling wieder Einzug in die deutschen Kleinstädte auf dem Land hielt.<sup>239</sup> Nachts lag er wach und dachte an seine junge Ehefrau und an das Haus, das sie eines Tages gemeinsam kaufen würden, an die Kulturgüter, die er aus Zeitgründen nicht besichtigen konnte, und an die irrsinnigen Mengen an Kaffee, die er trank, aber nur der Kaffee hielt ihn manchmal auf den Beinen.

«Wie soll ich die eigenartige Verbindung der unterschiedlichen Eindrücke beschreiben, die an diesem wunderschönen Ort auf mich einstürmen?», schrieb er an Saima. «Für die Augen ist es ein ständiges Fest. Es ist später Frühling. Überall blühen die Bäume, und der Charme der romantischen kleinen Städte und der Märchenschlösschen auf dem Land wird verstärkt durch dieses Aufblühen und diese Frische. Und inmitten von alldem ziehen Tausende von heimatlosen Fremden in bedrückenden Kolonnen umher. Deutsche in Uniform, denen meist ein Arm oder ein Bein – oder auch mehr – fehlt, Kinder, die freundlich sind, ältere Leute, die uns hassen, die Verbrechen stehen ständig im Vordergrund. Fülle, Elend, Beschuldigungen, Mitleid. Es ist ein solch überzeichnetes Bild einer menschengemachten Lebensweise in einer von Gott erschaffenen Welt. Wenn all dies nicht die Notwendigkeit eines Himmels beweist, dann weiss ich nicht, was sonst. Ich glaube, dass all diese Schönheit, die durch den Schutt und

die Verwüstung aufscheint, uns nur eine Vorahnung jener Freuden vermitteln soll, für die wir geboren sind.»<sup>240</sup>

Etwas weiter im Süden hatte Lincoln Kirstein wieder einmal eine seiner depressiven Phasen. Die Energie und der Optimismus, die er vor Merkers empfunden hatte, waren verschwunden. Wie Hancock war auch er Buchenwald ferngeblieben, als Posey das Lager einen Tag nach dessen Befreiung besuchte. Aber auch Kirstein konnte dem Schrecken nicht entinnen. Er lag in der Luft, die er atmete, auf dem deutschen Boden, über den er ging. Im Geiste sah er die Spuren auf der Erde, wo sich die Überlebenden davongeschleppt hatten. Posey hatte mit eigenen Augen gesehen, wie Männer an den Folgen ihrer Behandlung im Konzentrationslager starben. Sie waren so ausgezehrt, dass sie das Fleisch nicht hatten verdauen können, das ihnen die amerikanischen Soldaten zu essen gegeben hatten. Sie brachen einfach zusammen und pressten sich schmerzverzerrt die Hände auf den Bauch. Selbst aus zweiter Hand davon zu hören, konnte einen erwachsenen Mann dazu bringen, sich eine Hand auf den Magen zu drücken und zu Boden zu sinken.

Es hatte Kirstein nicht geholfen, dass er in «die Leere» eingetreten war, eine Welt, die durch Anarchie bestimmt wurde und in der es anscheinend weder Vernunft noch Regeln gab. Das NS-Regime brach zusammen, die deutsche Armee zerfiel; es gab keine Autoritäten mehr und auch keine funktionierenden sozialen Strukturen. Kirstein wusste, dass dies nur eine vorübergehende Situation war, eine Übergangsphase zwischen dem Ende der einen Wirklichkeit und dem Beginn einer neuen. «Götterdämmerung» nannte man das in Deutschland, eine Zeit, in der der Zusammenprall der Götter zum Untergang der Welt führte. Die Dörfer brannten, die Zivilisten standen auf den Strassen und hofften darauf, dass ihnen jemand sagte, was sie tun sollten. Häufig gesellten sich deutsche Soldaten in Uniform zu ihnen, die darauf warteten, gefangengenommen oder weggeführt zu werden. Aber dennoch ging der Krieg weiter. Ohne einen klaren Frontverlauf, ohne die

Möglichkeit, Freund und Feind zu unterscheiden. Tage vergingen ereignislos, dann lagen plötzlich Einheiten der Wehrmacht wie aus dem Nichts gekommen an einer Brücke, oder die Strasse wurde mit Maschinengewehren beschossen. Und überall war Zerstörung.

«Immer werden Teile der Innenstädte völlig zerstört, die eigentlich nicht besonders interessant sind», schrieb Kirstein. «Die meisten Kulturgüter in den Innenstädten standen unter dem Kunstschutz und blieben unversehrt, aber die barocken Paläste und die Kirchen, die den wahren Schatz Süddeutschlands darstellen, wurden zerstört und sind nicht einmal mehr romantische Ruinen. Ich frage mich, wie sie die Städte wieder aufbauen wollen, wo der Schutt sechs Meter hoch liegt und sie weder Maschinen noch Arbeitskräfte haben und wo sie auch nicht in die Vorstädte ausweichen können, in denen es noch schlimmer aussieht.»<sup>241</sup>

Kirstein empfand nur wenig Mitleid. Er hatte praktisch aufgehört, Deutsch zu lernen, denn er wollte nichts mehr mit den Deutschen zu tun haben. Er hegte kein Mitgefühl für sie, und er bereute jede Minute, die er in diesem Land verbringen musste. Er wusste, dieses Vakuum war eine Übergangszeit, die letzte Phase in einem langen und schmerzhaften Einsatz, aber das bedeutete nicht, dass er bereits ein Ende hätte absehen können.

«Das Schlimmste ist», schrieb er an seine Schwester, «dass es in fünf Jahren nicht einmal halbwegs Frieden geben wird, und solange Deutschland besteht, glaube ich, werden sie weiterkämpfen. Trotz des Zusammenbruchs der Wehrmacht und der Siegesmeldungen in den Zeitungen werden immer noch viele Menschen getötet bei dem Versuch, den Krieg zu gewinnen ... Ich hoffe, ich sehe dich wieder, bevor ich meine Rente bekomme.»<sup>242</sup>

Obwohl er die Deutschen verachtete, war Lincoln Kirstein entsetzt über die Zerstörung der deutschen Kultur. Der Anblick von niedergebrannten Kulturgütern und vor allem der Gebäuderuinen entsetzte ihn. «Die grauenhafte Verwüstung der deutschen Städte sollte uns mit einem zornigen Stolz erfüllen», schrieb er:<sup>243</sup>

### 378 DIE LEERE

Wenn jemals eine mosaische Rache verübt wurde, nun, dann ist dies eine. Die Augen und die Zähne, sie zucken und knirschen in dieser hypnotisierenden Katastrophe. Doch die Erbauer des Kurfürstlichen Palais, des Zwingers, von Schinkels grossen Häusern, die Schöpfer der Marktplätze der berühmten deutschen Städte waren nicht die Henker von Buchenwald oder Dachau. Keine historische Epoche hat so viele wertvolle Ruinen hervorgebracht. Sie sind zwar eher filigran und klein im Vergleich zu jenen der Antike, doch was ihnen an Zauberhaftigkeit und Grösse fehlt, wird wettgemacht durch die Ausdehnung des Gebietes, das sie bedecken ...

Es bringt nicht viel, sich jetzt darüber Gedanken zu machen, was man tun soll – sollen die Städte um die erhalten gebliebenen Kirchen herum wieder aufgebaut werden, kann die Kirche genügend Kraft für einen Wiederaufbau aufbringen? Woher sollen die Fahrzeuge, der Treibstoff, das Material und die Arbeitskräfte kommen, die nötig sind, um den Schutt und das Geröll beiseite zu räumen, bevor man überhaupt an einen Wiederaufbau denken kann?

Um ein vorläufiges Fazit zu ziehen: Wahrscheinlich sind die staatlichen und die privaten Sammlungen von tragbaren Objekten nicht irreparabel beschädigt worden. Aber die Tatsache, dass die Nazis immer nur im Sinn hatten, den Krieg zu gewinnen, ohne an eine mögliche Vergeltung oder eine Niederlage zu denken, ist verantwortlich dafür, dass die monumentalen Bauwerke der deutschen Städte zerstört wurden. Sie waren zwar weniger grossartig als jene in Italien und weniger nobel als jene in Frankreich, und ich würde eher einen Vergleich ziehen mit dem Verlust von Wrens Londoner Kirchen, aber auch das ist zu viel Anmut, um sie vom Angesicht der Erde zu tilgen.

## DER GAULEITER

**Altaussee, Österreich 14. bis 17. April 1945**

August Eigrubers Büro in Linz war voll mit Leuten, die alle etwas von ihm wollten. Als Dr. Emmerich Pöchmüller, der Generaldirektor der Alpenländischen Salinen, der damit auch für das Salzbergwerk Altaussee zuständig war, sich einen Weg durch die Menge bahnte, sah er darunter nicht nur Geschäftsleute, sondern auch Militärbefehlshaber und SS-Offiziere, die alle durcheinanderredeten und mit dem Gauleiter sprechen wollten. Einer von ihnen war ein alter Freund von ihm, der Direktor des Kraftwerks Oberdonau. Der arme Mann, bemerkte Pöchmüller, sah verschwitzt und blass aus.

«Er will das Kraftwerk sprengen», sagte der Mann.

Pöchmüller bekam einen Schreck. «Sie sind hergekommen, um ihn umzustimmen, nicht wahr?»

«Ja. Und was ist mit Ihnen?»

«Ich möchte ihn dazu bringen, das Salzbergwerk nicht in die Luft zu sprengen.»<sup>244</sup>

Am 14. April 1945 hatte Pöchmüller herausgefunden, dass Eigrubers Kisten keinen Marmor enthielten, sondern Bomben. Er hatte den Gauleiter angerufen, um sich zu beschweren, aber sein Anruf wurde nicht entgegengenommen. Zwei Tage später hatte sich Eigrubers Adjutant gemeldet und ihm mitgeteilt, dass die Entscheidung des Gauleiters unumstösslich sei. Das Bergwerk solle zerstört werden.

Am 17. April hatte sich Pöchmüller entschlossen, nach Linz zu fahren. Schliesslich hiess es in den neuen Anweisungen von Albert Speer, dass eine Zerstörung nicht erforderlich sei, wenn die Fabriken «gelähmt» und für den Feind unbenutzbar gemacht werden könnten. Dann hatte Martin Bormann, Hitlers Privatsekretär – nachdem sich Pöchmüller an dessen Assistenten Dr. Helmut von Hummel gewandt hatte –, per Funkspruch die Weisung des Führers bekräftigt, dass zwar



die Zugänge zu dem Bergungsort gesprengt werden sollten, die Kunstwerke aber unter allen Umständen erhalten bleiben müssten.<sup>245</sup> Dies hätte für Eigruber Grund genug sein müssen, einzulenken. Aber als Pöchmüller nun im Büro des Gauleiters stand, erkannte er, dass auch andere Funktionsträger im Bezirk Oberdonau Gründe dafür vorzubringen hatten, dass ihre jeweilige Fabrik oder Einrichtung verschont werden sollte. Was womöglich bedeutete, dass keine der Anlagen erhalten bleiben würde.

Pöchmüller wurden fünf Minuten gewährt. Eigruber forderte ihn nicht auf, sich zu setzen. Der Gauleiter hatte früher in der Eisen- und Stahlherstellung gearbeitet und gehörte zu den Mitbegründern der Hitlerjugend in Oberösterreich. Mit 22 Jahren wurde er Bezirksleiter der NSDAP für Steyr-Land. Er stand in unverbrüchlicher Treue zum Führer, oder zumindest zu jenem Mann, den er als Führer kannte: einer zur Auslöschung und Vernichtung entschlossenen Kraft, die kein Mitleid und keine Reue kannte. Eigruber fürchtete, dass «abweichlerische» Anordnungen von Speer oder anderen Hitlers Nero-Befehl abmildern könnten. Und es war für ihn unvorstellbar, dass der Führer Ausnahmen bewilligt haben könnte, insbesondere für die Erhaltung von Kunstwerken. Wenn Befehle aus Berlin widersprüchlich oder verwirrend waren, war es das Recht – oder vielmehr die Pflicht – von August Eigruber, sie richtig auszulegen. Und er wusste, was der Führer dachte. Hatte der grosse Mann nicht sein ganzes Leben von Vernichtung gepredigt: von der Vernichtung der Juden, der Slawen, der Zigeuner, der Kranken und der Lebensuntüchtigen? Hatte er nicht mutig deren Auslöschung befohlen, ein Befehl, den Eigruber im Konzentrationslager Mauthausen-Gusen beherzt umgesetzt hatte wie Tausende andere in den über Osteuropa verstreuten Lagern auch? Hatte Hitler nicht die verderbliche, entartete moderne Kunst verdammt? Hatte er nicht im Zentrum von Berlin Bücher auf grossen Scheiterhaufen verbrennen lassen? Hatte er nicht Warschau und Rotterdam zerstört, anstatt sie dem Feind in die Hände fallen zu lassen? Hatte er nicht zugelassen, dass man das Gesicht der kunstreichen Stadt Florenz ent-

stellte? Ohne diesen schwachen, törichten General von Choltitz würde Paris heute ein von Seuchen heimgesuchtes Trümmerfeld sein. Eigruber war entschlossen, dafür zu sorgen, dass sich zumindest in seinem Zuständigkeitsbereich das Schwache nicht durchsetzen würde. Absolut nichts, was einen gewissen Wert besass, schwor er sich, würde in die Hände des Feindes fallen. Er zweifelte niemals daran, dass dies die Billigung des Führers finden würde.

«Tun Sie, was Sie für notwendig halten», sagte Eigruber, als Pöchmüller auf die Sprengkraft der Bomben zu sprechen kam. «Die Hauptsache bleibt die Vernichtung. Wir bleiben stur wie die Böcke.»<sup>246</sup>

## DIE RAMPONIERTE SALINE

Heilbronn 16. April 1945

James Rorimer kam am 16. April 1945 endlich in der südwestdeutschen Stadt Heilbronn an, dem ersten Ziel des Kulturgüterschutzoffiziers der 7. US-Armee.<sup>247</sup> Seine Reise war, zurückhaltend formuliert, ziemlich chaotisch verlaufen. Die 7. Armee hatte den Rhein überquert und rückte so schnell vor, dass kaum noch jemand wusste, wo sich gerade ihr Hauptquartier befand. Das Railroad Transportation Office hatte Rorimer zunächst nach Lunéville geschickt, dann riet ihm ein Offizier, nach Sarrebourg zu fahren, das am Ende der Front lag. Ein Soldat, der das Gespräch mitbekommen hatte, nahm ihn auf seinem Zweieinhalbtonner nach Worms mit. Von dort fand Rorimer eine Mitfahrgelegenheit zum Hauptquartier der Militärregierung, wo man ihm mitteilte, dass sich die 7. US-Armee mittlerweile südlich von Darmstadt befinde, auf der anderen Rheinseite. «Wir warten seit Monaten auf Sie», brummte Oberstleutnant Canby, als sich Rorimer im Hauptquartier der 7. US-Armee zum Dienst meldete. «Ich habe schon im Januar die Nachricht erhalten, dass Sie diesem Hauptquartier zugeteilt werden sollen.»

Als Rorimer dann versuchte, sich einen Überblick zu verschaffen, beschied ihm Canby allerdings unverblümt: «Hier gibt es für den Kulturgüterschutz nichts zu tun. Die Luftwaffe hat praktisch alle grösseren Städte in Süddeutschland zerstört, und unsere Bodentruppen erledigen den Rest. Ihr Job, so wie ich es sehe, besteht darin, die Kunstobjekte ausfindig zu machen, die in den Ländern unserer westeuropäischen Alliierten geraubt wurden. Die 3. Armee hat mittlerweile genug Publicity erhalten» – damit bezog er sich auf Merkers, das weiterhin weltweit für Schlagzeilen sorgte – «und jetzt wird es Zeit, dass auch die 7. Armee ein Salzbergwerk oder zwei bekommt.»<sup>248</sup>

Rorimer begriff, was Canby mit völliger Zerstörung meinte, als er in die Vororte von Heilbronn kam. Teile des VI. Korps der 7. US-Armee hatten am 2. April die Stadt erreicht, am selben Tag, an dem George Stout und Walker Hancock in den Schacht bei Siegen einfuhren. Sie hatten sich auf ihrem Weg nach Stuttgart durch die südwestdeutschen Industriezentren vorangekämpft und rechneten in dieser typischen mittelgrossen Stadt nicht mit starkem Widerstand. Heilbronn war nur irgendeine kaputte Stadt, glaubten sie, schwer beschädigt durch die britischen Luftangriffe; vor allem bei einem verheerenden Angriff im Dezember 1944 waren 62 Prozent der Infrastruktur der Stadt vernichtet und 7'000 Zivilisten getötet worden, darunter auch tausend Kinder unter zehn Jahren.

Doch der Schein konnte trügen, vor allem in der grossen Leere, die momentan in Süddeutschland herrschte. Als die 7. US-Armee am Morgen des 3. April den Neckar zu überqueren versuchte, erwachte die kaputte Stadt zum Leben. Der Neckar war bis zu hundert Meter breit, und die Verbände der Wehrmacht, die in den Hügeln östlich der Stadt versteckt lagen, hatten perfekte Sicht auf die schwerfälligen Angriffsboote. Immer wieder wurden einzelne Boote versenkt oder zurückgetrieben. Als die Pioniere eine Schwimmbrücke über den Fluss zu legen begannen, nahmen die Deutschen sie unter Mörserbeschuss und versenkten zwei Panzer. Soldaten, die es ans andere Ufer schafften, wurden durch feindliches Feuer niedergestreckt. Die deutschen Mörser feuerten alle drei Minuten und auch öfter, sobald sich Ziele auf dem Fluss oder am Ufer zeigten. Als die amerikanischen Soldaten in die Strassen vordrangen, entdeckten sie, dass die wütenden Einwohner die Trümmer ihrer Häuser und Läden zu Barrikaden zusammengeschoben hatten, und an allen wichtigen Punkten hatten deutsche Elite-truppen Verteidigungsstellungen eingerichtet. Neun Tage lang war Heilbronn Schauplatz eines der heftigsten Kämpfe des gesamten Krieges, als sich die 7. US-Armee in der zusammenbrechenden Stadt von einem Häuserblock zum nächsten, von einem Haus zum anderen und schliesslich von einem Raum zum nächsten vorankämpfte.

James Rorimer, der den grössten Teil seines Europa-Einsatzes in Paris verbracht hatte, hatte dergleichen seit seiner Inspektion von Saint-Lô in der Normandie nicht mehr gesehen. «Was in den Zeitungen steht, ist nicht übertrieben», schrieb er an seine Frau. «Die Geisterstädte sind sehr bedrückend. Besonders schlimm sieht es dort unmittelbar nach der Kapitulation aus.»<sup>249</sup>

Eine Route war freigeräumt worden, alle übrigen Strassen schienen unpassierbar zu sein. Bis auf die Bulldozer der Alliierten, die damit beschäftigt waren, den Schutt beiseitezuräumen, war die Stadt verlassen. Von den Deutschen waren anscheinend nur die Toten zurückgeblieben. Der Gestank war überwältigend.

Nach abgefangenen deutschen Geheimdienstberichten befanden sich die Kunstgüter im Salzbergwerk der Stadt, dessen Oberbau – ein Metallgerüst, in dem der Aufzug ruhte – eineinhalb Kilometer weit sichtbar war. Rorimer ging die Salzstrasse entlang, dann über den Salzwerkplatz und kam schliesslich zur Salzgrundstrasse, von wo aus er das Ziegelgebäude sehen konnte, in dem der Schacht begann. Nach den heftigen Kämpfen stieg von einigen Gebäuden noch immer Rauch auf. Auf der Strasse drängten sich Menschen, die erschöpft wirkten, aber noch am Leben waren. Rorimer blieb neben zwei Männern stehen und fragte sie nach dem Bergwerk.

Sie schüttelten die Köpfe. «*Russo*», sagten sie. Sie waren sowjetische Zwangsarbeiten

«*Deutsch?*», fragte Rorimer. Er wollte wissen, ob sie jemanden kannten, der Deutsch sprach.

Sie zuckten mit den Schultern. Wer wusste in diesen Tagen überhaupt etwas?

Schliesslich entdeckte Rorimer zwei verängstigte deutsche Frauen in einer Arbeitersiedlung. Die Nazis hätten die Saline eigentlich zerstören wollen, erzählten die Frauen, aber die Bergleute hätten sich geweigert. «Wir können ohne die Nazis leben», sagten sie, «aber nicht ohne das Salz.» Unter Heilbronn lag ein mehr als 50 Quadratkilometer grosses Salzvorkommen, gross genug, um Generationen von Bergleuten Arbeit zu geben. Das wollten sich die Kumpel nicht wegnehmen

lassen; zum Glück hatten die NS-Funktionäre noch andere Sorgen. Am Ende wurde das Salzbergwerk durch die heftigen Kämpfe gerettet.

Aber da war noch immer das Problem mit dem Wasser.

Die Saline, die 180 Meter tief hinabreichte, bestand aus Dutzenden von Kammern, die auf zwei Ebenen angeordnet waren, eine über der anderen. Der Grossteil des ausgedehnten Tunnelsystems verlief unter dem Neckar. Durch Risse in den Felsen sickerte ständig Wasser in die Gänge. Dieses Sickerwasser musste täglich acht Stunden lang abgepumpt werden, um eine Überflutung der Saline zu verhindern, aber weil die Stromversorgung zusammengebrochen war, arbeiteten die Pumpen nicht mehr. Wegen des Stromausfalls war auch der Aufzug ausser Betrieb. Seit den Kämpfen hatte niemand mehr das Bergwerk betreten, aber die Frauen vermuteten, dass die untere Ebene mit Wasser vollgelaufen sein würde.

Rorimer hatte nur einen kurzen Zwischenstopp eingeplant. Auf dem Weg nach Neuschwanstein lagen mehrere Kunstdepots, und er konnte sich nicht bei jedem lange aufhalten. Aber in Heilbronn, erkannte er, war eine Katastrophe im Anzug, und es lohnte sich, hier mehr Zeit zu investieren. Daher begab er sich zusammen mit dem Bürgermeister von Heilbronn unverzüglich zum Hauptquartier der Militärregierung, um Pioniere anzufordern. Die Armee wollte jedoch nur eine Wache vor der Saline aufstellen, und daher fuhr er am nächsten Tag abermals zum Hauptquartier nach Darmstadt, wo ihm ein Oberst kurz und bündig erklärte: «Wir können niemanden entbehren. Für das Bergwerk sind Sie zuständig. Sie müssen sich selber helfen.» Die 7. US-Armee strebte zwar ebenfalls nach dem Ruhm, den es mit sich brachte, wenn man über ein wichtiges Kunstdepot gebieten konnte, aber sie war nicht bereit, mehr als einen einzigen Mann abzustellen – James Rorimer –, um es zu sichern.

Rorimer kehrte nach Heilbronn zurück und wandte sich direkt an den Bürgermeister. Dieser schickte Boten zum Chefindingenieur und stellvertretenden Direktor des Bergwerks, Dr. Hans Bauer, der aus der Stadt geflohen war. Bauer bestätigte, dass die Saline als Unterbringungsort für Kunstwerke genutzt worden sei, die Bergwerksleitung

aber keine Inventarliste erhalten habe. Bauer erinnerte sich unter anderem an einen berühmten Rembrandt, *Paulus im Gefängnis*, und an Buntglasfenster aus der Strassburger Kathedrale. Und obwohl das eindringende Wasser ein ernstes Problem darstellte – der Neckar drückte jeden Tag mehr als 370'000 Liter Wasser in die Saline –, versicherte er Rorimer, dass die Objekte dennoch nicht verloren seien. Sie befänden sich auf der oberen Ebene, die wahrscheinlich in den nächsten Tagen oder vielleicht auch Wochen noch nicht überflutet werden würde.

«Sind Sie sicher?», fragte Rorimer.

«Nein, aber es gibt eine Möglichkeit, um das herauszufinden.»

Bauer führte Rorimer zu einem Loch im Boden des Bergwerksgebäudes. «Unser Notausgang», sagte er. Auf einer Seite des Loches befand sich eine schmale, klapprige Leiter. Knapp drei Meter unterhalb des Loches verschwand die Leiter im Dunkeln.

«Wie weit reicht sie hinab?»

«180 Meter.»

Rorimer startete in das Dunkel und überlegte, ob es wirklich notwendig war, in den Schacht hinabzusteigen. «Hören Sie etwas?», fragte er.

Die Männer spähten hinab in das Loch und wichen dann zurück, als zwei nasse, schmutzige Männer aus der Dunkelheit auftauchten. «Gefreiter Robert Steare, Kompanie B, 2826. Pioniereinheit, Sir», sagte einer von ihnen.

Er war fast noch ein Kind. «Was hast du da unten gemacht, Junge?»

«Ich habe die Saline erkundet, Sir. Zusammen mit einem Bergmann.»

«Wer hat dir das befohlen?»

«Niemand, Sir.»

Rorimer betrachtete das erschöpfte, schmutzverkrustete Gesicht und fragte sich, warum ein junger Mann sich dazu bereitfand, 180 Meter tief in einen überfluteten Bergwerksschacht hinabzusteigen. Er vermutete, es würde wohl an der Torheit und dem Wagemut der Jugend liegen.

«Was habt ihr gesehen?»

«Da unten funktioniert nichts mehr, Sir. Alles pechschwarz. Das Wasser steht 90 Zentimeter hoch, auch die Pumpen sind unter Wasser. Am Ende des Gangs gibt es abgesperrte Lagerräume. Wir haben nicht versucht, sie zu öffnen.»

«Gibt es irgendwelche Hinweise, was darin sein könnte?»

«Auf einem steht mit Kreide geschrieben ‚Strassburg‘. Auf den anderen ‚Mannheim‘, ‚Stuttgart‘ und ‚Heilbronn‘. Das ist alles, was wir gesehen haben.»

«Und hat das Wasser sie schon erreicht?»

«O ja, Sir, das Wasser ist überall.»

Bauer brauchte zwei Wochen, bis zum 30. April, um einen umsetzbaren Plan auszuarbeiten. Die Reserve-Dampfmaschinen waren nur leicht beschädigt, und es gab noch ausreichend Kohle, um sie ein paar Monate laufen zu lassen. Nach einigen Reparaturen und Anpassungen waren die Aufzüge und die Förderkörbe, die das Salz vom Boden der Saline nach oben transportierten, wieder einsatzfähig. Indem die Bergleute die Fördergefäße umbauten und einen riesigen Kübel am Boden der Aufzugsplattform anschweissten, konnten sie das Wasser aus dem Schacht heraufholen. Dadurch kam das Versickern zwar nicht zum Stillstand, aber der Wasserspiegel konnte niedrig gehalten werden, solange sich die Pumpen und die elektrischen Motoren noch in Reparatur befanden. In Anbetracht der Umstände war dies eine recht elegante Lösung. In der toten Stadt Heilbronn war etwas noch am Leben und unermüdlich im Einsatz: die eisernen Hände des Salzbergwerks, die das Wasser nach oben transportierten, um die Kunst zu schützen.

Als der Plan schliesslich ausgeführt wurde, war James Rorimer schon wieder weg. Die 7. US-Armee näherte sich München, und er hatte keine Zeit mehr zu verlieren.



## DER LETZTE GEBURTSTAG

**Berlin**

**20. April 1945**

Am 20. April 1945, dem 56. und letzten Geburtstag Hitlers, kamen die Naziführer in die Reichskanzlei zu einer hastig vorbereiteten Geburtstagsfeier – und um einander «Lebewohl» zu sagen. Die meisten Angehörigen der Parteilite wären wohl lieber an einem anderen Ort als in Berlin gewesen. Es war der Geburtstag des Führers, aber zum Feiern war keinem der Teilnehmer zumute. An diesem Tag hatten die Truppen der westlichen Alliierten Nürnberg eingenommen und die amerikanische Fahne über jener Arena gehisst, in dem die Nationalsozialisten ihre jährlichen Reichsparteitage abgehalten hatten. In der Heimatstadt des berühmten deutschen Künstlers Albrecht Dürer hatte es schwere Zerstörungen gegeben; die obersten Stockwerke des Hauses, in dem eines von Hitlers besonders geschätzten Kunstwerken untergebracht worden war – der Altar von Veit Stoss, der zu Kriegsbeginn in Polen geraubt worden war –, waren eingestürzt. Zum Glück war der Altar vorher im Keller in Sicherheit gebracht worden.

Diese Rettung mochte tröstlich sein für die Welt, aber für die Männer, die sich im Führerbunker versammelt hatten, war sie völlig bedeutungslos. Ihre Welt wurde von Tag zu Tag kleiner, und ihre Zeit neigte sich dem Ende zu. Nichts konnte ihren bevorstehenden Untergang besser symbolisieren als diese improvisierte Geburtstagsfeier. In den vorangegangenen Jahren hatten sie ausgiebig gefeiert und gezecht, und die Ranghöchsten von ihnen hatten ihren Führer mit Geschenken überhäuft, meist geraubten Kunstwerken, die er gern entgegennahm. Nun beschloss die Rote Armee Berlin, und die Detonationen ihrer Granaten konnte man sogar hier tief unter der Erde hören. Die NS-Führer, die nicht in Berlin ansässig waren, wollten so schnell wie möglich wieder weg, und jene, die bei Hitler blieben, sehnten sich nach einer Gna-

denfrist. Verwegene Hoffnungen wurden zu Verzweiflung. Gerüchte über militärische Erfolge wichen quälenden Geschichten über Fahnenflucht und Kapitulation. Hitler liess sich nur noch selten blicken. Die Gespräche drehten sich hauptsächlich um Selbstmord – sollte man Zyankali nehmen oder sich lieber erschiessen? Die Haupttätigkeit der Anwesenden bestand darin, sich zu betrinken.

Das Erscheinen Adolf Hitlers, der zu seiner eigenen Feier zu spät kam, trug nicht dazu bei, seine Anhänger aufzuheitern. Hitler wirkte plötzlich wie ein alter Mann, aschfahl und grau. Er zog den linken Fuss nach, und sein rechter Arm hing schlaff an der Seite herab. Seine Haltung war eingefallen, sein Kopf schien fast in die Schultern versunken zu sein. Er konnte noch immer zornig werden gegenüber seinen Untergebenen, vor allem seinen Generälen, doch anstatt seines früheren Feuers zeigte er nun eiskalte Wut.<sup>250</sup> Er glaubte, er sei betrogen und verraten worden. Überall sah er Schwäche. Doch bei dieser Feier konnte er nicht einmal mehr Verachtung zum Ausdruck bringen. Er war so deprimiert, dass seine Ärzte ihm ein Mittel verabreichen mussten, bevor er vor seinen engsten Vertrauten erscheinen konnte, den Männern und Frauen, die ihm zum letzten Akt auf die Bühne gefolgt waren. Seine Augen, einstmals so glühend vor Charisma, dass sie eine ganze Nation in den Wahn hatten treiben können, waren leer.

Nachdem Hermann Göring Hitler die Hand gereicht hatte, erklärte er, er habe dringende Aufgaben zu erledigen, und verliess das Gebäude. Albert Speer hatte das Gefühl «eines historischen Augenblicks: Die Führung des Reiches ging auseinander.»<sup>251</sup> Am nächsten Tag, dem 21. April, kam Göring in Berchtesgaden an, dem Zentrum der sogenannten Alpenfestung. Dort erwartete ihn Walter Andreas Hofer, sein persönlicher Kunstkurator. Görings Kunstsammlung war Anfang April aus seinem Landgut bei Veldenstein abtransportiert worden und kam nach mehreren Verzögerungen aufgrund der zusammenbrechenden Zugverbindungen am 16. April in Berchtesgaden an. Acht Tage später wurden die acht Waggonen mit Kunstgegenständen in Richtung Nordwesten nach Unterstein weitergeleitet. Als Göring erschien,

standen in Berchtesgaden nur noch zwei oder drei Waggons, die mit Möbeln, seinen Aufzeichnungen und seiner Bibliothek beladen waren. Hofer wohnte in einem dieser Waggons.

Die Situation war aussichtslos, das wusste Göring. Der Führer war eindeutig krank; jeder, der über einen einigermaßen gesunden Menschenverstand verfügte, wusste, dass der Führerbunker bald zu seinem Grab werden würde. Der Krieg war verloren; das Beutegut, das er in all den Jahren angehäuft hatte, war verstreut; die nationalsozialistische Bewegung zerfiel. Der Reichsmarschall, der momentan in den Alpen noch sicher war, glaubte, er sei der einzige Mann, der imstande war, die letzten Reste des Reiches zusammenzuhalten und mit dem Feind erfolgreiche Friedensverhandlungen zu führen. Zudem war er auch Hitlers designierter Nachfolger.

Am 23. April schickte Göring ein Telegramm an Hitler. Da Berlin umzingelt und die Lage hoffnungslos war, bot der Reichsmarschall Hitler an, die Führung des Reiches zu übernehmen. Wenn er bis um 22 Uhr dieses Tages nichts Gegenteiliges höre, würde er davon ausgehen, dass der Führer nicht mehr handlungsfähig sei, und in all seine Ämter eintreten. Hitler antwortete erst am 25. April, aber seine Reaktion war wütend und eindeutig: Er befahl der SS, seinen Stellvertreter zu verhaften. Das Dritte Reich zerfiel.

In Altaussee strich der Restaurator Karl Sieber mit der Hand über die Maserung eines seiner bedeutendsten Werke. *Hier ist der Flügel gespalten worden*, dachte er und fuhr mit den Fingern über das Holz. *Und hier hat die Farbe Blasen geworfen*. Vor dem Krieg war Sieber ein gewöhnlicher, aber angesehener Kunstrestaurator in Berlin gewesen, ein Mann, der so ruhig und geduldig war und so sehr für seine Arbeit lebte, dass manche ihn für den letzten ehrlichen Kunsthandwerker Deutschlands, andere dagegen für einen Einfaltspinsel hielten. Er war aus beruflichen Gründen und auf den Rat eines jüdischen Freundes der NSDAP beigetreten, und daraufhin begann sein Geschäft zu florieren. Aus den besetzten Gebieten kamen vermehrt Kunstwerke

nach Berlin, und auch wenn sie geraubt oder unter zwielichtigen Umständen erworben worden waren, mussten sie gepflegt und gegebenenfalls restauriert werden. Dies umso mehr, als die NS-Führer weniger Kunstliebhaber denn gierige Kunstsammler waren und ihre Besitztümer häufig nachlässig behandelten. Sieber hatte in den vergangenen vier Jahren an mehr erstklassigen Objekten gearbeitet, als die meisten anderen Restauratoren in ihrem ganzen Leben zu Gesicht bekamen. Aber er hätte sich nie träumen lassen, dass er es einmal mit einem solch monumentalen Werk zu tun bekommen würde, einem der Wunder der abendländischen Kultur: dem Genter Altar. Und er hätte auch nie gedacht, dass er einmal unter solchen Umständen arbeiten würde: eineinhalb Kilometer weit in einem Berg in einem abgelegenen österreichischen Salzbergwerk.

Er ging um den Flügel herum, sodass er dem heiligen Johannes ins Gesicht blicken konnte. Welche Menschlichkeit lag in diesen alten Augen! Welche Kunstfertigkeit zeigte sich in der präzisen Darstellung der Details! Jedes Haar war mit einem einzelnen Pinselstrich gemalt. Er konnte fast die Falten des Umhangs spüren, das Pergament der Bibel, die Traurigkeit und die Ehrfurcht in den Augen des Heiligen. Das Einzige, was er nicht mehr sehen konnte, war der Riss im Holzflügel, der beim Transport des Kunstwerks verursacht worden war. An der Reparatur hatte er monatelang gearbeitet, aber seither war die Beschädigung selbst für das geübteste Auge nicht mehr sichtbar.

Sieber bedauerte es, dass er ihn an diesem unsicheren Ort zurücklassen musste. Aber der Holzflügel war grösser als er und viel zu schwer, um ihn wegzutragen. Er brauchte Hilfe, um ihn in die tiefer gelegenen Kammern hinabzuschaffen, wohin er mit einigen Helfern gestern bereits die kostbarsten Stücke gebracht hatte. Daher wandte er sich wieder dem *Astronom* zu, dem Bild, das Jan Vermeer 1668 gemalt hatte, fast 250 Jahre nachdem der Genter Altar entstanden war, in dem jedoch dieselbe feine Pinselführung und Detailgenauigkeit zu erkennen waren.

Aber damit endeten die Gemeinsamkeiten auch. Der Genter Altar war seit seiner Schöpfung ein anerkanntes, geschätztes Meisterwerk gewesen, das Herzstück der niederländischen Renaissance. Vermeer

dagegen war ein provinzieller Maler aus Delft, der verarmt und weithin unbekannt starb. Erst Ende des 19. Jahrhunderts wurde er wiederentdeckt, 200 Jahre nach seinem Tod. Jetzt zählte er zu den wichtigsten Repräsentanten des Goldenen Zeitalters der holländischen Malerei, wurde als ein grosser Meister des Lichts und als unübertroffener Chronist des häuslichen Lebens gerühmt. Sein *Mädchen mit dem Perlenohrring* galt als die «holländische Mona Lisa»<sup>252</sup>, aber sein Gemälde *Der Astronom* war ebenso machtvoll und unverkennbar. Es zeigte einen Gelehrten in seiner Studierstube, ein aufgeschlagenes Observationsbuch neben sich, der aufmerksam das Objekt seiner Obsession betrachtete: einen Globus.

Der Astronom berührte diesen Globus nur sachte, beinahe schüchtern. Natürliches Licht, das durch das Fenster hereinflie, streifte die Weltkugel und die ausgestreckte Hand des Astronomen. Wollte er nur eine Entfernung abmessen oder hatte er gefunden, wonach er gesucht hatte? Hier war ein Mann, der vollkommen von seiner Arbeit in den Bann geschlagen wurde, von einem Moment, der universal und eigenartig, bedeutsam und belanglos zugleich war.

Aber es war auch unwahr. Es gab keinen reinen Astronomen, keinen völlig unbeteiligten Kunsthandwerker. Der führende Kunstrestaurator in Altaussee wusste das besser als alle anderen. Auch wenn man einen Mann eineinhalb Kilometer tief in einem Berg einsperrte, Hunderte Kilometer von der Zivilisation entfernt, und ihm eine Arbeit auftrug, die für ein ganzes Leben reichte, und ihm all die Mittel zur Verfügung stellte, die er dazu benötigte, war er dennoch weiterhin den Launen der Welt ausgesetzt.

Mit einem Blick auf den Gelehrten – der nun fast ein wenig erschrocken wirkte über seine Entdeckungen, wie es schien – nahm Karl Sieber Hitlers favorisiertes Bild wieder in die Hand. Dann schaute er kurz über die Schulter und verschwand im dunklen Gang. Er ging nach hinten, tiefer in den Berg hinein, zum Schörckmayer-Werk, jenem Bereich im Bergwerk, der, wie er hoffte, auch die heftigste Bombenexplosion überstehen würde.

## PLÄNE

### Mitte Deutschlands, Süddeutschland und Altaussee, Österreich 27./28. April 1945

Am 27. April 1945 stapfte ein junger Hauptmann einer Versorgungseinheit in das Büro des Stabschefs von der Vorhut der 1. US-Armee. Lächelnd legte er einen Metallstab und eine Kugel auf den Schreibtisch. Der diensthabende Offizier betrachtete die beiden Gegenstände eine Weile, dann hob er den Stab hoch und musterte ihn von einem Ende zum anderen. Der kunstvoll gearbeitete, mit Edelsteinen besetzte Stab sah aus wie ein Zepter, das für einen König angefertigt worden war. Und genau das war er. Der Soldat hatte ihm das Krönungszepter und den Reichsapfel des Preussenkönigs Friedrichs des Grossen gebracht.

«Wo haben Sie das gefunden?»

«In einem Munitionslager, Sir.»

«Wo?»

«In einem Loch im Wald irgendwo da draussen, Sir.» «Sind dort noch andere Gegenstände?»

«Sir, Sie werden nicht glauben, was dort alles liegt.»

Knapp einen Tag später, am 28. April 1945, erhielt George Stout einen Anruf von Walker Hancock, dem Monuments Man der 1. US-Armee. Stout hatte gerade ein dringendes Ersuchen an das alliierte Hauptquartier geschickt, in dem er Nachschub angefordert hatte: Lastwagen, Jeeps, Verpackungsmaterial und mindestens 250 Männer zur Bewachung der Kunstdepots.

«Ich bin in der Nähe von Bernterode, einer kleinen Stadt im nördlichen Thüringer Wald», berichtete ihm Hancock. Seine Stimme überschlug sich fast. «George, hier haben wir eine Mine mit 400'000 Tonnen Sprengstoff.<sup>253</sup> Ich kann Ihnen nicht sagen, was sonst noch da unten liegt, nicht am Telefon, aber es ist wichtig, George. Vielleicht wichtiger als Siegen.»

Während Hancock die Mine in Bernterode erkundete, sass Emmerich Pöchmüller, der Generaldirektor von Altaussee, in seinem Büro im Salzbergwerk. In der Hand hielt er eine Anweisung, die er gerade mit der Maschine getippt hatte; darunter stand seine Unterschrift. Seinen eigenen Namen hier zu sehen, das bedrückte ihn.

Es widerstrebte ihm, die Anweisung abzuschicken, aber er sah keine andere Möglichkeit. Nachdem er sich wochenlang darum bemüht hatte, war ihm die Verantwortung für das weitere Schicksal des Salzbergwerks übertragen worden, doch diese Bevollmächtigung war nicht durch Eigruber erfolgt. Sie kam von einem niederen Museumsangestellten, der aufgrund von Informationen aus dritter Hand tätig geworden war, angeblich von Martin Bormanns Assistenten Helmut von Hummel in Berchtesgaden. Es handelte sich bestenfalls um eine Bevollmächtigung nach Hörensagen, vielleicht sogar um eine völlig frei erfundene. Wenn Pöchmüllers Anweisung Eigruber in die Hände fiel, würde der Gauleiter dies als Befehlsverweigerung betrachten, und das würde Pöchmüllers Verhaftung bedeuten – wenn nicht sogar seine sofortige Erschiessung. Doch solange der wahnsinnige Eigruber das Sagen hatte und aus dem abgeschnittenen Berlin keine Instruktionen kamen, war Altaussee verloren. Es musste etwas geschehen. Als Pöchmüller zum Büro von Otto Högler ging, dem Chefingenieur der Saline, konnte er sich des Gedankens nicht erwehren, dass er sein eigenes Todesurteil bei sich trug.

«Neue Anweisungen», sagte Pöchmüller und reichte Högler das Blatt Papier. «Ich fahre nach Bad Ischl. Warten Sie nicht auf meine Rückkehr.»<sup>254</sup>

28. April 1945  
Herrn Bergrat Högler  
Salzberg Altaussee

Betr.: Bergung

Sie werden hiermit angewiesen, im Einvernehmen mit dem Bergungsbeauftragten Dr. Seiberl die in letzter Zeit eingelagerten Kisten mit Marmor aus der Grube zu entfernen und übertags an einem Ihnen zur vorübergehenden Einlagerung geeignet erscheinenden Schupfen zu lagern.

Sie werden ferner angewiesen, die abgesprochenen Lähmungsarbeiten so rasch wie möglich durchzuführen. Der Zeitpunkt der Lähmung wird Ihnen ausschliesslich von mir persönlich überbracht werden.

Der Generaldirektor  
gez. Dr. Pöchmüller

Am selben Tag, dem 28. April 1945, berichtete die amerikanische Soldatenzeitung *Stars and Stripes*, dass die 7. US-Armee Kempten erreicht habe, eine Stadt, die nicht weit von Schloss Neuschwanstein entfernt liegt. Auf eine solche Nachricht hatte James Rorimer seit seiner Abreise aus Paris gewartet. Er bat sofort telefonisch um eine Bestätigung, doch der zuständige Major erklärte ihm, dass die Meldung in der Zeitung nicht korrekt sei. «Aber wenn etwas Wahres dran ist», beharrte Rorimer, «dann müssen unsere Truppen bald in Neuschwanstein sein. In diesem Schloss lagern unschätzbar wertvolle Kisten mit Beutekunst aus Frankreich. Ich bin ihnen seit Monaten auf der Spur. Ich muss so früh wie möglich dort sein. Sie müssen mich schnellstmöglich hinbringen.»<sup>255</sup>

«Wir werden tun, was wir können.»

Wenn sein Drängen etwas verzweifelt wirkte, lag dies daran, dass Rorimer eine Woche nach seiner Abreise aus Heilbronn einen Schnellkurs bezüglich der Arbeit des Kulturgüterschutzes erhalten hatte. Ei-



nerseits hatte er den berühmten Riemenschneider-Altar unversehrt in einem feuchten Lager in Rothenburg ob der Tauber entdeckt, das aufgrund seiner weitgehend erhaltenen mittelalterlichen Altstadt eine der bekanntesten Städte Deutschlands war. Er hatte sogar den Offizier der Militärverwaltung dazu bewegen können, den Altar aus dem feuchtkalten Keller abtransportieren zu lassen. Und hoch zufrieden hatte er der Presse erklärt, dass die Beschädigungen der Stadt stark übertrieben dargestellt worden seien.

Ein paar Tage später hätte ihm das Fehlen einer wichtigen Information zum Verhängnis werden können, als er bei einem Einsatz in einem Kunstdepot des ERR feststellen musste, dass die Brücke über den Kocher in die Luft gesprengt worden war. Das Gebiet befand sich noch teilweise unter deutscher Kontrolle, aber das hielt Rorimer nicht davon ab, nach einer anderen Möglichkeit zur Überquerung des Flusses zu suchen. Leider verfuhr sich sein Fahrer später in den dichten deutschen Wäldern. Als es dunkel wurde, erkannten die beiden Männer, dass sie den Weg zurück zur Hauptstrasse nicht mehr finden würden. Zweimal passierten sie dasselbe in Trümmern liegende Dorf, wo die noch glühende Asche das einzige Licht in der pechschwarzen Nacht darstellte. Gegen Tagesanbruch bemerkten sie zwei alliierte Soldaten, die an der Strasse entlanggingen.

«Meine Güte», sagten die Soldaten, nachdem sie den beiden Männern den Weg zum Lager beschrieben hatten. «Sind Sie die ganze Nacht hier herumgeirrt? In diesen Wäldern stecken überall noch deutsche Soldaten.»

Am späten Vormittag, nach einem kurzen Nickerchen, fanden Rorimer und sein Fahrer, als sie hinter einem Lastwagen der Alliierten herfuhrten, eine seichte Stelle im Fluss. Einige Stunden später erreichten sie schliesslich ihr Ziel: ein kleines Schloss. Es erwies sich, wie Rose Valland versprochen hatte, als ein weiteres Zwischenlager, voll mit wertvollen Kunstwerken aus dem Jeu de Paume.

Aber Rorimer konnte diesen Erfolg nicht wirklich geniessen, denn eine bürokratische Panne hatte verhindert, dass sie einen weite-

ren grossen Fang machten: Im Hauptquartier in Darmstadt hatte er erfahren, dass sich Baron Kurt von Behr, der Schrecken des Jeu de Paume, in seinem Schloss in Lichtenfels aufhielt, in einem Gebiet, das die Amerikaner gerade erst unter ihre Kontrolle gebracht hatten. Da er zu viel zu tun hatte, um selbst nach Lichtenfels zu fahren, schickte Rorimer ein Telegramm an das alliierte Hauptquartier und drängte darauf, unverzüglich diesen Nazi-Führer festzunehmen, der mehr als jeder andere über die Raubzüge des ERR in Frankreich wusste. Einige Tage später stellte er fest, dass sein Telegramm in Heidelberg aufgehalten worden war, weil er nicht angegeben hatte, ob es als «dringend» oder als «gewöhnlich» behandelt werden solle. Als schliesslich amerikanische Soldaten beim Schloss in Lichtenfels erschienen, lebte Oberst von Behr nicht mehr. Er und seine Frau hatten sich in der Bibliothek durch vergifteten Champagner das Leben genommen.

## HITLERS TESTAMENT

### Berlin und Süddeutschland

30. April 1945

Am 30. April 1945 verübte Hitler in seinem Bunker unter der Reichskanzlei Selbstmord.<sup>256</sup> Während der Lagebesprechung am 22. April hatte er einen Nervenzusammenbruch erlitten und in einem Wutanfall gegenüber seinen Militärführern zugegeben, dass Deutschland am Ende war. Die NSDAP zerfiel. Hitlers neues Berlin wurde durch Bomben und Granaten in Schutt und Asche gelegt. Seine Freunde und seine Generäle waren ihm in den Rücken gefallen, das glaubte er zumindest in seinem Verfolgungswahn. Er war noch immer zu fürchterlichen Wutausbrüchen fähig, wenn er jene beschimpfte, die ihn im Stich gelassen hatten, aber er versank in tiefe Grübeleien und war beseelt von Hass und Vernichtungswillen: Er wollte noch so viele Juden wie möglich töten; er wollte seine Armeen, auch alte Männer und junge Knaben, als Kanonenfutter an die Fronten werfen; er wollte, dass kein Stein mehr auf dem anderen blieb, dass die Infrastruktur Deutschlands vollständig zerstört wurde, damit dieses Land, das ihn verraten und sich durch seine Feigheit schwächer als andere gezeigt hatte, in die Steinzeit zurückfallen würde. Er wurde apathisch und verlor das Interesse an allem, doch auch in diesen letzten Tagen, in seinem Führerbunker tief unter der Erde, wo man die Detonationen der sowjetischen Granaten hörte, war ihm etwas geblieben, das sich in seinem verwirrten Geist zu halten vermochte – wahrscheinlich das Einzige, das ihn menschlich und daher auch Furcht einflössend erscheinen liess: seine Liebe zur Kunst.

In den vorhergehenden Monaten hatte er sich stundenlang entweder allein oder im Beisein einiger seiner Gefolgsleute – Gauleiter August Eigruber war ein regelmässiger Besucher – im Keller der Neuen Reichskanzlei mit dem massstabsgetreuen Modell seines Linzer Füh-

ermuseums beschäftigt, mit dessen grossen Arkaden und Seitengängen, mit der hoch aufragenden Kunstkathedrale. Manchmal gestikulierte er energisch und wies auf ein brillantes Gestaltungselement oder eine grundlegende Wahrheit hin. Bisweilen beugte er sich auf seinem Stuhl nach vorn und drückte dabei unabsichtlich den Handschuh über seiner linken Hand fester und fester, und seine Augen traten unter seiner Militärmütze hervor, wenn er schweigend, vielleicht zum letzten Mal, das Symbol all dessen betrachtete, was nach seinem Willen niemals gewesen war oder sein würde.

Jetzt war es vorbei. Während des Abendessens am 28. April, nur wenige Stunden bevor er seine langjährige Geliebte Eva Braun heiratete, sagte Hitler zu seiner Sekretärin Traudl Junge: «Fräulein, ich brauche Sie jetzt sofort. Bringen Sie Ihren Stenografieblock und einen Schreibstift mit. Ich möchte Ihnen meinen Letzten Willen diktieren.»

Mein privates Testament.<sup>257</sup>

Da ich in den Jahren des Kampfes glaubte, es nicht verantworten zu können, eine Ehe zu gründen, habe ich mich nunmehr vor Beendigung dieser irdischen Laufbahn entschlossen, jenes Mädchen zur Frau zu nehmen, das nach langen Jahren treuer Freundschaft aus freiem Willen in die schon fast belagerte Stadt hereinkam, um ihr Schicksal mit dem meinen zu teilen. Sie geht auf ihren Wunsch als meine Gattin mit mir in den Tod. Er wird uns das ersetzen, was meine Arbeit im Dienst meines Volkes uns beiden raubte.

Was ich besitze, gehört – soweit es überhaupt von Wert ist – der Partei. Sollte diese nicht mehr existieren, dem Staat, sollte auch der Staat vernichtet werden, ist eine weitere Entscheidung von mir nicht mehr notwendig.

Ich habe meine Gemälde in den von mir im Laufe der Jahre angekauften Sammlungen niemals für private Zwecke, sondern stets nur für den Ausbau einer Galerie in meiner Heimatstadt Linz a. d. Donau gesammelt.

#### **400 DIE LEERE**

Dass dieses Vermächtnis vollzogen wird, wäre mein herzlichster Wunsch.

Zum Testamentsvollstrecker ernenne ich meinen treuesten Parteigenossen Martin Bormann.

Er ist berechtigt, alle Entscheidungen endgültig und rechtsgültig zu treffen. Es ist ihm gestattet, alles das, was persönlichen Erinnerungswert besitzt, oder zur Erhaltung eines kleinen bürgerlichen Lebens notwendig ist, meinen Geschwistern abzutrennen, ebenso vor allem der Mutter meiner Frau und meinen, ihm genau bekannten treuen Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen, an der Spitze meinen alten Sekretären, Sekretärinnen, Frau Winter, usw., die mich jahrelang durch ihre Arbeit unterstützten.

Ich selbst und meine Gattin wählen, um der Schande des Absetzens oder der Kapitulation zu entgehen, den Tod. Es ist unser Wille, sofort an der Stelle verbrannt zu werden, an der ich den grössten Teil meiner täglichen Arbeit im Laufe eines zwölfjährigen Dienstes an meinem Volke geleistet habe.

Gegeben zu Berlin, den 29. April 1945, 4.00 Uhr  
Adolf Hitler

als Zeugen: als Zeuge:  
Martin Bormann, Nicolaus von Below  
Dr. Goebbels

Dass er seine Angehörigen und seine engsten Mitarbeiter als Erben bedachte, entsprang praktischen Überlegungen. Er wusste, dass die Partei dem Untergang geweiht war. Seine frisch angetraute Gemahlin Eva Braun war schlicht «jenes Mädchen», das sich in wenigen Stunden an seiner Seite durch Gift umbringen würde. Alles, wofür er gearbeitet hatte, war verschwunden, zerstört, aber auch einer der wahnsin-

nigsten politischen Führer des 20. Jahrhunderts sah am Ende seines Lebens noch die Chance, etwas zu hinterlassen: die Fertigstellung eines Museums in Linz, *seines* Museums in Linz, gefüllt auch mit geraubten Kunstschätzen aus allen Teilen Europas.

Am folgenden Tag, ein paar Stunden nach Hitlers Tod, verliessen drei Motorradkurierere den Führerbunker, von denen jeder ein Original von Hitlers Testament bei sich hatte.<sup>258</sup> Sie fuhren in unterschiedliche Richtungen, aber jeder hatte ein Ziel: sicherzustellen, dass der letzte Wille des verstorbenen Führers der NSDAP die vollständige Zerstörung überdauerte, die er seinem Volk, seinem Land und der Welt gewünscht hatte.

Aber dennoch waren in diesem Augenblick Hitlers Getreue – einige aufgrund von Verwirrung und fehlgeleiteter Loyalität, andere aus Eigeninteresse oder aus Angst, einige auch, weil sie fest daran glaubten, dass der Mann, der ihnen befohlen hatte, Millionen Menschen auszulöschen und ganze Städte zu zerstören, nie von ihnen verlangen würde, etwas zu retten, insbesondere etwas so Dekadentes und Bedeutungsloses wie Kunst – damit beschäftigt, seine Wünsche zu durchkreuzen und die Kunstsammlung, die er so hoch schätzte, zu vernichten.

Nirgendwo war dies augenfälliger als im österreichischen Salzkammergut, wo Gauleiter Eigruber «stur wie die Böcke» daran festhielt, die Saline in Altaussee vollständig zu zerstören. Zudem hatte er mittlerweile herausgefunden, dass Pöchmüller seinen Plan zu sabotieren versuchte. Sein Adjutant, Gauinspektor Glinz, hatte mitgehört, wie Bergrat Högler, der Betriebsleiter des Bergwerks, am Telefon davon sprach, dass er den Lastwagen der Saline für den Abtransport der «bewussten Kisten» benötige, der Kisten mit den Bomben des Gauleiters. Die Kisten hätten an Ort und Stelle zu bleiben, sagte Glinz zu Högler und zog seine Waffe. Er sei vollständig im Bilde und wisse, was hier gespielt werde. Wenn er die Kisten auch nur im Geringsten anrühre, würde er ihn rücksichtslos umlegen.<sup>259</sup>

Högler bat Glinz, mit Generaldirektor Pöchmüller zu sprechen, der sich gerade in einer anderen Saline in Bad Ischl aufhielt. In einem hitzigen Telefonat mit Glinz beharrte Pöchmüller darauf, dass Hitlers

Befehl vom 22. April – dass die Kunstgüter vor dem Feind gesichert, aber unter allen Umständen erhalten bleiben sollten – völlig eindeutig sei. Die Kunstwerke dürften nicht angetastet werden.

Der Gauleiter nehme Hitlers letzten Funkspruch nicht zur Kenntnis; der sei überholt, erwiderte Glinz. Zudem habe Bormann ihn unterschrieben, und der sei in den Augen Eigrubers nicht mehr einwandfrei.<sup>260</sup>

Nachdem Hitler tot war, gab es anscheinend keine Möglichkeit mehr, den Gauleiter von einem Vorhaben abzuhalten, aber die Salinenleitung wandte sich ein letztes Mal mit einer dringenden Bitte an Helmut von Hummel. Am 1. Mai informierte von Hummel Karl Sieber, den Konservator in Altaussee, in einem Brief, dass der Führer «in der vergangenen Woche» entschieden habe, dass «die in dem Bergungsort Oberdonau untergebrachten Kunstwerke ... nicht in Feindeshand fallen, aber auch keinesfalls endgültig vernichtet werden [dürfen].»<sup>261</sup>

Das Telegramm blieb wirkungslos. Als Pöchmüller zur Saline zurückkehrte, stellte er fest, dass der Gauleiter sechs weitere schwer bewaffnete Wachposten am Eingang des Bergwerks aufgestellt hatte. Die Bomben befanden sich nach wie vor in der Saline, und jetzt brauchte man nur noch Zünder – und diese waren bereits unterwegs.

Für Robert Posey war Süddeutschland das Schlimmste, was er bisher erlebt hatte: eine Welt, in der es keine Regeln mehr gab. Die gesellschaftlichen Strukturen waren zusammengebrochen und mit ihnen die militärischen Fronten. Die Städte und Dörfer lagen danieder, zerstört entweder durch die Bomben der Alliierten, durch fanatische Nazis, die weiterkämpften bis zum Untergang, oder durch örtliche Gauleiter, die entschlossen waren, Hitlers Nero-Befehl auszuführen. Auf den Flüssen wurden Schiffe versenkt, Fabriken standen in Flammen, Brücken wurden gesprengt. Überall zogen Zivilisten umher auf der Suche nach Feuerholz und einem Unterschlupf. Häufig sah man Gruppen von hundert oder mehr Flüchtlingen, die ziellos umherirrten. Sie kamen aus

den Städten der Region, aber auch aus dem Osten, wo sie vor der anrückenden Roten Armee geflohen waren.

Hatte er die Frontlinie schon überquert? Das liess sich nicht feststellen. In vielen Orten waren deutsche Soldaten in Konvois unterwegs und hofften, sich den Amerikanern ergeben zu können. An den Strassen sah Posey ihre Gesichter hinter Stacheldrahtzäunen, die meisten lächelten, da der Krieg für sie nun vorbei war. Doch in anderen Städten hatten sich deutsche Soldaten in ihren Stellungen eingegraben und kämpften bis zum letzten Mann. In einem verlassenen Dorf konnte plötzlich ein Heckenschütze aus einem dunklen Fenster heraus das Feuer eröffnen. Unsichtbare Maschinengewehrnester konnten eine Strasse unter Beschuss nehmen. Manche amerikanischen Einheiten hatten keine oder nur kleinere Gefechte zu bestehen, andere verloren mehr Männer in dieser Zeit der Leere als im vergangenen halben Jahr. Sowohl die Gewalt als auch der Frieden waren zufällig und chaotisch. Die Landkarten waren nutzlos geworden. Manchmal fragte sich Posey, ob sein Kompass noch immer nach Norden zeigte. Hier gab es keinen Magnetismus, dachte er, keine Kraft, die die Dinge zusammenhielt. Es schien, als seien die Naturgesetze, praktisch alle Gesetze, aufgehoben worden. Die Armeeführung riet den Soldaten, sich möglichst nah bei ihren Einheiten zu halten und sich niemals allein auf den Weg zu machen. Aber was war, wenn man keine Einheit hatte? Wenn die Aufgabe es erforderte, dass man sich nahezu allein durch dieses verbrannte Land bewegte?

Posey dachte häufig an Buchenwald, auch als sich die Zustände um ihn herum noch weiter verschlimmerten. Dort hatte er in einem verlassenen Büro das Foto eines deutschen Offiziers entdeckt. Der Mann stand in Habachtstellung, hatte ein breites Grinsen auf dem Gesicht und hielt seinen wertvollsten Besitz in die Kamera: eine Schlinge, mit der er Gefangene erdrosselte. Posey hatte dieses Bild an sich genommen und betrachtete es oft, bevor er sich abends niederlegte. Das Bild dieses grinsenden Offiziers machte ihn abwechselnd wütend und tieftraurig. In so vielen deutschen Gesichtern sah Posey



nun diesen widerwärtigen Offizier, manchmal sogar in den Gesichtern von Kindern, die ihn früher immer wieder an seinen eigenen Sohn erinnerten hatten. Die Zerstörung berührte ihn nicht mehr, aber er machte sich grosse Sorgen. Eines Tages trafen er und Kirstein auf eine Gruppe von Infanteristen, die weit von ihrem Lager entfernt waren und denen die Essensrationen ausgegangen waren. Sie hatten sich entschlossen, ein Kaninchen zu schlachten und zu braten, das sie in einem Stall hinter einem Bauerngehöft entdeckt hatten. Als sie den Hof betraten, öffnete eine Frau die Tür.

«Bitte», rief sie in gebrochenem Englisch, «dieser Stall gehört meinem Sohn.»

Die Soldaten zeigten sich unbeeindruckt.

«Bitte», wiederholte sie. «Mein Mann war Offizier der SS. Ich weiss, es ist schrecklich, aber er ist gewiss längst tot. Er hat meinem Sohn diesen Kaninchenstall gebaut, bevor er in den Krieg gezogen ist. Mein Sohn ist acht Jahre alt, und dieser Hase ist die einzige Erinnerung an seinen Vater.»

Robert Posey betrachtete die Frau lange. Dann griff er in seine Tasche und zog ein Stück Papier heraus. Es war nicht das Foto aus Buchenwald, sondern eines der «Zutritt verboten»-Schilder, die er schon so oft an geschützten Kulturgütern angebracht hatte. Er schrieb an den unteren Rand: «Auf Befehl von Hauptmann Robert Posey, 3. US-Armee.» Dann befestigte er das Schild am Hasenstall.

«Niemand wird dem Hasen Ihres Jungen etwas antun», sagte er, dann verliess er mit den Infanteristen den Hof.<sup>262</sup>

«Die Geschichte in deinem letzten Brief über den zwei Jahre alten farbigen Jungen», schrieb er einige Tage später an Alice, «erinnert mich irgendwie an die schrecklichsten Dinge, die ich gesehen habe. Es war in einem Konzentrationslager in der Nähe von Weimar, das ich einen Tag nach seiner Befreiung besucht habe. Ich kann noch immer nicht glauben, was ich dort gesehen habe. Es war schlicht unvorstellbar. Nichts von dem, was ich über die sadistische Grausamkeit der Nazis gelesen habe, erscheint mir jetzt übertrieben. Roosevelt ist dafür zu loben, dass er sich fast allein gegen sie gestellt hat, als der Rest der

Welt schon geschlagen war. Die Einwohner von Weimar, das nur sechseinhalb Kilometer entfernt liegt, behaupteten, sie hätten nicht gewusst, was dort vor sich ging, aber Roosevelt wusste es, obwohl er sechseinhalbtausend Kilometer entfernt war. Ich frage mich, ob in unserer Gesellschaft nicht etwas schief läuft, wenn ein kleiner schwarzer Junge von seiner Familie allein zurückgelassen wird. Vielleicht bin ich einfach nur zu weich. Wenn ich für eine Nacht in einem deutschen Haus einquartiert bin, gehe ich hinaus und schaue nach den Hühnern und Kaninchen oder anderen Haustieren und gebe ihnen, wenn möglich Wasser und etwas zu fressen. Die Familien haben die Häuser meist überstürzt verlassen und konnten sich nicht mehr um solche Dinge kümmern. Ich glaube, die Harten und die Grausamen regieren die Welt. Wenn das so ist, will ich mich bemühen, jeden Tag so zu leben, wie es mir mein Gewissen vorschreibt, und werde all jene rühmen, die bereit sind, den Preis dafür zu bezahlen.»<sup>263</sup>

## ENTDECKUNGEN

### Thüringen und Buxheim Mai 1945

George Stout kam am 1. Mai 1945 in Bernterode an. Wie Walker Hancock bereits im Telefongespräch angedeutet hatte, befand sich die Mine in einer ländlichen Gegend, in der man nichts sah als Wald. So gar das nahe gelegene kleine Dorf war von den deutschen Behörden geräumt worden, damit niemand etwas mitbekam von den hektischen Aktivitäten im Bergwerk. Das einzige Anzeichen von Zivilisation, wenn man es so nennen konnte, war ein Internierungslager, in dem hauptsächlich französische, italienische und sowjetische Zwangsarbeiter untergebracht waren. Der Schacht war knapp 550 Meter tief, und die Gänge unter Tage hatten eine Gesamtlänge von 24 Kilometern. Die Zwangsarbeiter waren vor allem zum Be- und Entladen von Munition eingesetzt worden, da Bernterode zu den grössten deutschen Produktionsstätten für Munition zählte. Die Angehörigen einer amerikanischen Versorgungseinheit, welche die Mine erkundet hatten, schätzten, dass sich ungefähr 400'000 Tonnen Sprengstoff darin befanden. «Man wurde ausgepeitscht oder noch schlimmer bestraft, wenn man ein Streichholz in die Mine mitbrachte», erfuhr Walker Hancock von einem der französischen Zwangsarbeiten

«Die Zivilisten sind vor sechs Wochen weggeschickt worden», berichtete er Stout während der langen, langsamen Fahrt im dunklen Aufzug zum Boden des Schachts, «und am nächsten Tag rückten deutsche Soldaten ein. Sie arbeiteten unter völliger Geheimhaltung. Zwei Wochen später wurde das Bergwerk versiegelt. Es war der 2. April, George, der Tag, an dem wir nach Siegen gekommen sind.»

Der Aufzug hielt auf dem Grund des Schachts, und die Männer schalteten ihre Taschenlampen ein. An der Decke gab es elektrische Leuchten, aber das Licht war schwach, und immer wieder fiel der Strom aus. «Hier entlang», sagte Hancock und deutete zum Haupt-

gang. Sie befanden sich mehr als einen halben Kilometer tief in der Erde, und ausser ihren Schritten gab es keine Geräusche. Abzweigende Gänge, gesäumt von herausgemeisselten Felskammern, führten ins Dunkel. Wo immer Stout den Strahl seiner Taschenlampe in eine der Kammern richtete, wurden Stapel von Mörsergranaten und Sprengstoff sichtbar. Ungefähr 200 Meter weiter tauchte eine frisch gemauerte Wand auf. Sie hatte keine Tür – die Nazis hatten nicht damit gerechnet, dass jemand dieses Depot zu betreten versuchen würde –, und daher war in die Mitte der Wand ein Loch geschlagen worden. Auf der anderen Seite des Gangs war eine grosse Menge Dynamit aufgehäuft.

«Nach Ihnen», sagte Hancock.

George Stout zwängte sich durch die Maueröffnung und kam in einen Raum, der, auch nachdem er Merkers und Siegen gesehen hatte, seine Vorstellungskraft bei Weitem übertraf. Es gab einen breiten Mittelweg, der hell erleuchtet und von Holzgestellen und Ablagefächern gesäumt war. Von diesen Fächern hingen 225 Fahnen und Banner herab, allesamt ausgerollt und an den Enden mit dekorativen Elementen versehen. Es handelte sich um deutsche Regimentsfahnen aus der Zeit der frühen preussischen Kriege bis zum Ersten Weltkrieg. In der Nähe des Eingangs der Kammer standen Kartons und Gemälde, und in den Nischen sah Stout sorgfältig arrangierte Tapisserien und andere dekorative Stücke. In einigen Nischen, bemerkte Stout, standen grosse Säрге.<sup>264</sup> Drei waren schmucklos; an einem waren ein Kranz und rote Schleifen angebracht, und es stand ein Name darauf: Adolf Hitler.

«Das ist nicht er», sagte Hancock über die Schulter. «Die Männer von der Versorgungseinheit dachten, Hitler läge hier, aber das stimmt nicht.»

Stout trat an die Nische heran, in der der geschmückte Sarg stand. Über ihm hingen die Fahnen schlaff herab, einige der älteren waren von Netzen umhüllt, um sie zusammenzuhalten. In der Nähe bemerkte Stout stählerne Munitionskisten, und auf den Schleifen befanden sich Hakenkreuze. Hancock hatte recht; das war nicht Hitler. Auf einem

schlichten Etikett, das mit einem Klebeband befestigt war, stand mit roter Kreide geschrieben: «Friedrich Wilhelm I., der Soldatenkönig». Friedrich Wilhelm I. war seit 1740 tot. Mit dem Schmuck, erkannte Stout, hatte Hitler dem Begründer des modernen deutschen Staates seine Referenz erweisen wollen. Er untersuchte die übrigen Säрге, an denen ebenfalls ein mit roter Kreide beschriftetes Etikett klebte. In einem lag Feldmarschall Paul von Hindenburg, der grösste deutsche Kriegsheld des Ersten Weltkriegs, und neben ihm befand sich seine Frau. Der vierte Sarg enthielt die sterblichen Überreste von Friedrich dem Grossen, dem Sohn des Soldatenkönigs.

Woher hatte Hitler diese Säрге?, überlegte Stout. Hatte er sie aus den Gräbern geraubt?

«Das ist eine Krönungskammer», erklärte Hancock. «Sie wollten Hitler zum Kaiser von Europa krönen.»

«Oder der Welt», ergänzte Stout und untersuchte die Fotografien in einer kleinen Metallschachtel. Es waren Fotos und Porträts aller militärischen Führer des preussischen Staates vom Soldatenkönig bis zu Hitler. In drei weiteren Schachteln lagen Herrschaftsinsignien der preussischen Monarchen: das Reichsschwert von Fürst Albrecht, das 1540 geschmiedet worden war; das Zepter, der Reichsapfel und die Krone, die bei der Inthronisierung des Soldatenkönigs 1713 verwendet worden waren. Die Juwelen waren von der Krone entfernt worden, denn auf einem Etikett stand: «Zum Verkauf.»<sup>265</sup> Stout untersuchte den Rest des Raumes. Die stählernen Munitionskisten enthielten Bücher und Fotografien aus der Bibliothek Friedrichs des Grossen. Die 217 Gemälde in der hintersten Nische stammten aus Friedrichs Palästen in Berlin und aus Sanssouci in Potsdam.

«Dies ist kein Krönungsraum», stellte Stout fest. «Es ist ein Reliquiär. Hier wurden die kostbarsten Artefakte des deutschen Militärstaates verwahrt. Der Raum war nicht für Hitler bestimmt; er war für das nächste Reich gedacht, das auf seinem Ruhm aufbauen sollte.»

Hancock lachte. «Und er blieb nicht einmal bis zum Ende dieses Reiches verborgen.»

Rund 400 Kilometer südlich erhielt James Rorimer endlich die Nachricht, auf die er gewartet hatte: Die 7. US-Armee rückte nach Neuschwanstein vor. Er fuhr unverzüglich zum Fahrzeugdepot, wo er feststellen musste, dass keine freien Fahrzeuge verfügbar waren, weil die Kommandoeinheit in Kürze nach Augsburg oder München aufbrechen würde.

Einfallreich und entschlossen wie eh und je, vor allem nachdem er seinem Ziel nun schon so nahegekommen war, verschaffte sich Rorimer über einen Freund beim Roten Kreuz einen Jeep und machte sich auf den Weg. Da Neuschwanstein noch nicht befreit war, nahm er einen Umweg über Buxheim, wo die Nationalsozialisten nach Aussage von Rose Valland schon Anfang 1943 jene Objekte eingelagert hatten, für die auf Neuschwanstein kein Platz mehr gewesen war. Bereitwillig beschrieb ihm ein deutscher Polizist den Weg zu dem Kloster, das einige Kilometer ausserhalb lag und wo, wie allgemein bekannt war, die Kunstwerke untergebracht waren. Doch die amerikanischen Soldaten, die sich dort aufhielten, wussten anscheinend nichts von dem Kunstdepot. In die vorderen Räume des Klosters waren Diebe eingebrochen, und die alliierten Soldaten hatten alle Hände voll zu tun, um die geraubten französischen Trockenwaren vor den hungrigen Flüchtlingen zu schützen. Im hinteren Teil eines der Räume bemerkte Rorimer Kisten mit Plastiken, die mit «D-W.» beschriftet waren, dem persönlichen Emblem von Pierre David-Weill, einem der grossen Kunstsammler dieser Welt. Im Haupttrakt des Klosters waren sogar auf den Gängen geraubte Renaissance-Möbel aufgestellt. Die Räume, in denen ein Priester, 13 Nonnen und 22 Flüchtlingskinder lebten, waren voll mit Töpferwaren, Gemälden und ornamentalen Kunstwerken. Der Fussboden der Kapelle war fast dreissig Zentimeter hoch mit Teppichen und Tapisserien belegt, von denen viele von den Wänden und Fussböden der zahlreichen Rothschild-Güter geraubt worden waren.

Die deutschen Verantwortlichen des Klosters zeigten sich nicht sonderlich hilfsbereit, mehr Glück hatte Rorimer aber bei Martha Klein, Restauratorin aus Köln und Verwalterin der Lagerstätte. Wie

Rorimer von Klein erfuhr, war das Kloster das wichtigste Restaurationsatelier für die vom Einsatzstab Reichsleiter Rosenberg (ERR) in Frankreich geraubten Kunstwerke gewesen. Martha Klein war umgeben von den Instrumenten ihres Gewerbes: von Kameras, Pinseln, Farben, Spachteln, Lampen, Messgeräten und Milch, die zur Unterfütterung von Leinwänden verwendet wurde. Rorimer fiel ein kleines Gemälde auf, das auf einem der Tische lag. Klein erzählte ihm, dass es sich dabei um einen Rembrandt handelte, den die Nazis in einem Banktresor in München entdeckt hatten. Auf Rorimers Bitte hin legte sie ihm eine Liste der Bilder vor, die sie und andere in den vergangenen zwei Jahren in diesen kleinen Räumen restauriert hatten.

«Es gibt nur wenige Kunstmuseen auf der Welt, die sich einer ähnlich wertvollen Sammlung rühmen können, wie wir sie hier [in Buxheim] vorgefunden haben», schrieb Rorimer später. «Man konnte nicht mehr mit den üblichen Begriffen über Kunstwerke sprechen – ein Raum voll, eine Waggonladung, ein ganzes Schloss voll, mit diesen Mengen hatten wir es hier zu tun.»<sup>266</sup>

Und das war nur der Überschuss, die Objekte, die an ihrem eigentlichen Zielort nicht mehr hatten untergebracht werden können. Neuschwanstein aber war noch immer viele Kilometer entfernt.

## **DIE SCHLINGE ZIEHT SICH ZU**

### **Deutschland und Österreich**

**2./3. Mai 1945**

Doch der Krieg wurde nicht nur von den westlichen Alliierten ausgefochten. In Italien kapitulierten die deutschen Truppen am 2. Mai. An der Ostfront war die mehr als zwei Millionen Mann umfassende Rote Armee durch Polen gezogen und stiess nun tief in das deutsche Kernland vor, weshalb deutsche Soldaten und Zivilisten in Scharen nach Westen flohen, um sich in Sicherheit zu bringen. Am 4. Mai verhafteten amerikanische Soldaten Hans Frank, den berüchtigten Generalgouverneur des besetzten Polen, im «Haus Bergfrieden» in Neuhaus am Schliersee, rund 16 Kilometer von der österreichischen Grenze entfernt.

Frank hatte eine grausame und blutige Herrschaft über Polen errichtet. «Wir dürfen nicht zusammensucken, wenn wir hören, dass in Polen 170'000 Menschen erschossen wurden», erklärte er 1943 in einer Rede vor Parteigenossen. «Wir haben jetzt die Pflicht, zusammenzustehen; alle, die wir hier versammelt sind, stehen auf der Kriegsverbrecherliste von Herrn Roosevelt. Ich habe die Ehre, darauf die Nummer eins zu sein.»<sup>267</sup> Als er einmal ein anderes Gebiet besuchte, bemerkte Frank ein Plakat, auf dem es hiess, dass sieben Partisanen hingerichtet worden seien; er würde einen ganzen Wald fällen müssen, brüstete er sich gegenüber seinen Begleitern, wenn er jedes Mal ein Plakat aufhängen wolle, nachdem er sieben Polen getötet habe.

Frank verurteilte schnell andere, aber er war zu schwach, um sich seinen eigenen Verbrechen zu stellen. Machtlos und sich der Ausweglosigkeit seiner Lage bewusst, übergab Frank den Amerikanern seine 43 Bände umfassenden Tagebuchaufzeichnungen. In der ersten Nacht in Gefangenschaft versuchte er sich umzubringen, indem er sich die Pulsadern und die Kehle durchschnitt. Doch der Selbstmordversuch misslang ihm. Als sie sein Haus durchsuchten, fanden die Soldaten



#### 412 DIE LEERE

sechs weltberühmte Gemälde, darunter drei Meisterwerke, die aus dem Czartoryski-Museum in Polen geraubt worden waren: Rembrandts *Landschaft mit dem barmherzigen Samariter* und Leonardo da Vincis *Dame mit dem Hermelin*. Das dritte Bild, *Porträt eines jungen Mannes* von Raffael, galt offiziell als verschollen.

In einer Gefängniszelle in der Nähe von Trier verfiel Hermann Bunjes in Trübsal, als er über sein Leben nachdachte. Die Kulturgüterschutzoffiziere Robert Posey und Lincoln Kirstein waren nicht mehr zurückgekehrt, um sein Hilfsangebot anzunehmen; stattdessen hatte Posey einen Verhörspezialisten der Armee zu dem kleinen Refugium des Gelehrten ausserhalb von Trier geschickt. Kurz darauf war Bunjes von alliierten Soldaten verhaftet worden.<sup>268</sup> Er hatte Göring bei seinen Raubzügen in Frankreich geholfen, hatte Rose Valland im Jeu de Paume schikaniert, und er hatte sämtliche kulturellen, wissenschaftlichen und persönlichen Werte verraten, um sich Macht anzueignen. Vielleicht hatte er gehofft, in dem Durcheinander entwischen zu können, das mit dem Vormarsch der Alliierten verbunden war, oder sich seine Freiheit erkaufen zu können, indem er Posey und Kirstein von Hitlers Schatzkammer in Altaussee erzählte. – Hermann Bunjes hatte im nationalsozialistischen System nach Macht, Wohlstand und Ansehen gestrebt, doch all dies war nur eine grausame Illusion eines törichten Mannes gewesen.

In Bayern war Herman Göring, angetan mit allen Quasten und Insignien seines hohen Ranges (den ihm Hitler vor ein paar Tagen aberkannt hatte), in einem offenen Wagen und mit SS-Männern als Geleitschutz unterwegs. Den Wachmännern war befohlen worden, den Reichsmarschall und seine Familie zu töten, aber auch den SS-Leuten war bewusst, dass in Deutschland nun ein führerloses Vakuum entstanden war, und daher ignorierten sie den Befehl. Das Ziel des Konvois war Mauterdorf, eines von Görings zahlreichen Landgütern; der Reichsmarschall wollte dort warten, bis er eine Audienz bei Eisenhower erhielt. Er war überzeugt, dass der General ihn empfangen und

mit ihm ein Gespräch führen würde wie zwei ebenbürtige Militärführer.

Seine Kunstschatze waren unterdessen unterwegs zur Stadt Unterstein, zehn Kilometer von Berchtesgaden entfernt. In den vergangenen zwei Wochen hatten sie einen gefährlichen Weg über die ausgebombten Bahngleise Deutschlands zurückgelegt. Zuerst waren sie nach Berchtesgaden geschafft worden, wo drei Waggons abgekoppelt wurden, obwohl die Schutzräume feucht waren und sich als zu klein für die gesamte Sammlung erwiesen. Die übrigen Waggons waren nach Unterstein geschickt worden, aber nachdem sie dort angekommen waren, überlegte es sich der Reichsmarschall anders und entschloss sich, die Objekte in den Luftschutzbunkern in der Nähe von Berchtesgaden einzulagern. Die Gemälde wurden zum Schutz mit Tapisserien bedeckt, dann wurden die Türen der Bunker mit 30 Zentimeter dickem Beton zugemauert und mit Holzverkleidungen getarnt, die wie Deckenbalken aussahen. Der Grossteil der Kunstwerke war allerdings noch immer nicht untergebracht, und während die Bomben auf Deutschland fielen, alliierte Soldaten durch den Schutt der einstmals grossen deutschen Städte voranstürmten und fanatische Nazis alle Bahnlinien, Fabriken und Brücken im deutschen Kernland in die Luft zu jagen versuchten, schickte Göring den noch nicht sicher verwahrten Teil seiner enormen Sammlung aus geraubten Gemälden, Plastiken, Tapisserien und anderen Kunstobjekten zurück nach Unterstein. Persönlich führten er und seine Ehefrau nur jene zehn kleinen Meisterwerke mit sich, die sie bei der Räumung von Carinhall mitgenommen hatten und die so wertvoll waren, dass beide bis zum Ende ihrer Tage wie Könige hätten leben können.

Jenseits der österreichischen Grenze, in der sogenannten Alpenfestung, herrschte Verwirrung unter den Verteidigern. Eigruher hatte einen Sprengtrupp geschickt, der die Bomben zur Detonation bringen sollte. Ein verlässlicher Informant – der Ehemann einer Freundin eines Bergmanns – hatte die Männer des Sprengkommandos in einem Tal ein paar Kilometer entfernt gesehen, wo sie auf Gestapo-Leute warte-

ten, die sie begleiten sollten. In den vergangenen Tagen hatten Pöchmüller und Högler erwogen, nach Salzburg zu fahren und die westlichen Alliierten über die Situation zu informieren. Sie waren jedoch zu dem Schluss gelangt, dass dies zu riskant sei. Dass sie gegen die bewaffneten Wachen vorgehen könnten, war eine törichte Vorstellung, vor allem wenn in Kürze die Gestapo mit dem Sprengkommando eintreffen würde. Es war auch keine Zeit mehr, und sie verfügten zudem nicht über die entsprechenden Möglichkeiten, um die schweren Bomben aus der Saline hinauszuschaffen. In diesem entscheidenden Augenblick hatte der Bergmann Alois Raudaschl eine Idee. Dr. Ernst Kaltenbrunner, der Chef des Reichssicherheitshauptamts und die Nummer zwei in der SS, hatte sich aus Hitlers Berliner Führerbunker abgesetzt und war unterwegs nach Altaussee, wo seine Geliebte lebte. Raudaschl gehörte der NSDAP an und wusste, wie man mit Kaltenbrunner Kontakt aufnehmen konnte. Vielleicht würde Kaltenbrunner helfen können?, meinte er.

Es war tatsächlich ein bestechender Gedanke. Als Leiter des Reichssicherheitshauptamtes hatte Kaltenbrunner einen höheren Rang als Eigruber. Er war im Bunker gewesen und wusste, was Hitler dachte. Und er besass viele Charakterzüge, die der Gauleiter zweifellos schätzte. Der gebürtige Österreicher war auch bekannt dafür, dass er ein entschiedener Anhänger von Hitlers grausamsten Herrschaftspraktiken war: der Einrichtung von Konzentrationslagern, der Exekution von Kriegsgefangenen und dem «Verschwindenlassen» Tausender «unerwünschter Personen» in den von den deutschen Truppen besetzten Gebieten. Kurzum, er war ein skrupelloser, kalter und gefühlloser Schweinehund, also genau jene Art von Mann, den Eigruber respektieren würde.

Aber würde sich ein solcher Mann wirklich dazu bereitfinden, Kunstwerke zu retten?

**Berchtesgaden und Neuschwanstein 4. Mai 1945**

Die 3. Infanteriedivision der 7. US-Armee, «der Felsen der Marne», hatte sich von Nordafrika aus über Sizilien, Anzio, Frankreich und Süddeutschland vorangekämpft und nun die bayerischen Alpen erreicht. Sie hatte sich Ende April an der Einnahme Münchens und an der Befreiung des nahe gelegenen Konzentrationslagers Dachau beteiligt. Am 2. Mai 1945 war das 7. Infanterieregiment dieser Armee, das auch «Cottonbaler» (Baumwollballen) genannt wurde, nach Salzburg vorgerückt, dem Einfallstor zum österreichischen Teil der sogenannten Alpenfestung. Die Amerikaner erwarteten, dass es zu Kämpfen kommen würde, aber in den vergangenen Tagen hatte der Widerstand plötzlich nachgelassen, und sie konnten die Stadt einnehmen, ohne einen Schuss abzufeuern. Dadurch gelangte das Regiment in eine ideale Ausgangsposition für den Vorstoss auf das letzte grosse Juwel des Krieges: Hitlers Berghof bei Berchtesgaden, das Herzstück der Alpenfestung.<sup>269</sup>

Am Morgen des 4. April suchte der Befehlshaber der 3. Infanteriedivision, Generalmajor John «Iron Mike» O’Daniel, Oberst John A. Heintges auf, den Kommandeur des 7. Infanterieregiments. «Glauben Sie, wir schaffen es nach Berchtesgaden?», fragte er ihn.

«Ja, Sir», antwortete Heintges. «Ich habe bereits einen Plan ausgearbeitet.» Heintges hatte seinen Pionieren aufgetragen, in Nacharbeit eine örtliche Brücke zu verstärken, sodass die Division sie passieren konnte, wenn der Befehl zum Angriff kam.

Eine Stunde später begannen das 1. und das 3. Bataillon in einer Zangenformation auf Berchtesgaden vorzurücken. Während das 1. Bataillon die Gebirgspässe überquerte, schwenkte das 3. Bataillon weit aus und zog unbehelligt über die Autobahn. Das 1. Bataillon erreichte Berchtesgaden am 3. Mai 1945 um 15.48 Uhr, zwei Minuten später

kam das 3. Bataillon. Als die amerikanischen Truppen in die Stadt einrückten, sahen sie an den Strassen deutsche Offiziere in ihren grauen Armeemänteln, die sie in Habachtstellung erwarteten. Einer von ihnen trat nach vorne, legte seine Pistole und seinen Dolch ab und überreichte sie Oberst Heintgen. Das war Fritz Göring, ein Neffe des Reichsmarschalls. Heintgen akzeptierte die Kapitulation und lud anschliessend den jungen Mann in ein örtliches Gasthaus zu einer Flasche Wein ein. Der Reichsmarschall hatte die Stadt vor Kurzem verlassen, und Fritz war zurückgeblieben, um den Alliierten die Archive der deutschen Luftwaffe zu übergeben.

Während sich Heintgen mit Fritz Göring unterhielt, fuhren andere «Cottonbaler» zu Hitlers Berghof auf den Obersalzberg hinauf. Die Anlage war von der britischen Royal Air Force bombardiert und dann von der SS in Brand gesteckt worden, aber die Vorratskammern waren nach wie vor mit Lebensmitteln gefüllt, und an den Wänden reihten sich Regale mit Spirituosen. Isadore Valentini, ein Sanitäter und ehemaliger Bergmann, setzte sich in Hitlers grosses Wohnzimmer und liess sich zusammen mit einigen Kameraden den Wein des Führers schmecken. Die NS-Fahne, die über dem Berghof wehte, wurde herabgeholt, in Stücke zerschnitten und unter den Offizieren der 3. Infanteriedivision verteilt. In einem benachbarten Haus nahm ein Soldat eine deutsche Luger aus der Hand von Generalleutnant Gustav Kastner-Kirkdorf, der sich damit erschossen hatte. Kurze Zeit später rollten die Männer des 7. Infanterieregiments grosse Käselaike die Strassen entlang und bedienten sich in Görings Privathaus an dessen privater Spirituosenammlung, die ungefähr 16'000 Flaschen umfasste. Wie sich herausstellte, gab es überhaupt keine Alpenfestung, wie Eisenhower und seine Kollegen befürchtet hatten. Die letzte Bastion der Nazis war kampflös gefallen.

Neuschwanstein lag am Ende einer langen Fahrt durch heimtückische Haarnadelkurven am Fusse der Berge an der deutschösterreichischen Grenze, worin sich auf sinnfällige Weise der Weg widerspiegelte, den seine Suche seit seiner Begegnung mit Rose Valland in Paris genom-

men hatte, dachte James Rorimer. Er war in die Stadt der Lichter gekommen in der Hoffnung, deren grossartige Kulturgüter und Bauwerke retten zu können; jetzt fuhr er mit einem Lastwagen vom Roten Kreuz durch deutsche Lande und hoffte, in einem abgelegenen Schloss eine der grössten Sammlungen von Meisterwerken zu finden, die es jemals gegeben hatte. War die Sammlung weggeschafft oder vielleicht sogar vernichtet worden? Befanden sich die Dokumente des ERR, die unverzichtbar waren, um festzustellen, welche Werke geraubt worden waren und wem sie vorher gehört hatten, noch immer dort? War er überhaupt zum richtigen Ort unterwegs?

«Ja, in Neuschwanstein befinden sich Kunstwerke», hatte ihm Martha Klein erklärt, die Restauratorin, die er in Buxheim kennengelernt hatte. «Aber das Salzbergwerk in Altaussee ist bei Weitem das reichhaltigste Kunstdepot.»

Er war unsicher geworden, als er das hörte, aber nur für einen kurzen Augenblick. Die westlichen Alliierten hatten die Gegend um Altaussee noch nicht eingenommen, ein Tal zwischen hohen Bergen, das keinerlei militärische Bedeutung besass, und daher hatte er keine Wahl. Und er träumte seit Monaten von Neuschwanstein. Jetzt konnte er nicht mehr zurück, nachdem er schon so nahe an das Schloss herangekommen war, aber auch aufgrund der Versprechen, die er Rose Valland gegeben hatte. Wenn er etwas Glück hatte, blieb vielleicht noch Zeit, um auch zum österreichischen Salzbergwerk zu fahren.

Alle Zweifel wurden durch den Anblick des Schlosses verdrängt. «Das wie ein Märchenschloss aussehende Neuschwanstein bei Füssen», schrieb Rorimer, «wurde vom bayerischen König Ludwig II., der als etwas verrückt galt, in einem fantasievollen pseudogotischen Stil errichtet. Als wir uns dem Schloss von Norden her durch ein offenes Tal näherten, sah es, wie es zwischen den Bergen ruhte, wie der Inbegriff eines Märchenschlosses aus. Es wirkte wie ein Luftschloss, das durch egozentrische und machthungrige Verrückte zum Leben erweckt worden war; eine pittoreske, romantische und entlegene Kulisse für eine Verbrecherbande, die von hier aus ihre Kunstraubzüge durchführte.»<sup>270</sup>

Die schweren Eisentore wurden von zwei Geschützen auf Panzerlafetten bewacht. Abgesehen davon hatten die Deutschen, die geflüchtet waren, das Schloss ohne jeden Schutz zurückgelassen. Die amerikanische Einheit, die Neuschwanstein eingenommen hatte, hatte von keinerlei Widerstand berichtet, und insgesamt wurden in der Schlossanlage nur ein paar Gewehre entdeckt. Dank der Angaben von Rose Valland und Rorimers Bemühungen waren die Soldaten über die Bedeutung des Schlosses informiert und hatten es unmittelbar nach der Besetzung abgesperrt. Kein Soldat, ungeachtet welchen Ranges, hatte bislang die Schatzkammer betreten.

Mit dem langjährigen Verwalter des Schlosses als Führer – die Nationalsozialisten hatten die Schlossbediensteten aus der Vorkriegszeit übernommen, denn sie vertrauten diesen Leuten mehr als ihren eigenen Männern – betraten James Rorimer, dessen neuer Assistent, Monuments Man John Skilton, und eine kleine Wachmannschaft die Anlage. Im Inneren des Hauptgebäudes gab es ein Labyrinth von Treppen, die nicht von einem Architekten, sondern einem Bühnenbildner entworfen worden waren, den Ludwig besonders geschätzt hatte. Die Treppen waren steil und gefährlich, und an ihrem oberen Ende befand sich jeweils eine Tür, die von einem deutschen Wächter mit einem komisch wirkenden grossen Schlüssel aufgeschlossen und hinter ihnen wieder abgesperrt wurde. Hinter den meisten Türen lagen bedrückend wirkende Räume mit zentimeterdicken Mauern und winzigen Ausguckfenstern. Andere führten zu prunkvollen Korridoren, bisweilen auch zu einem Balkon, von dem aus man einen weiten Blick in die Berge hatte, gefolgt von weiteren engen Treppenhäusern, diesmal an der Aussenmauer des Schlosses. Das Schloss wuchs in schier unglaublichen Dimensionen nach oben, ein atemberaubender Raum folgte auf den anderen, und in jedem sah Rorimer Kartons und Kisten, Regale und Podeste, die Kulturschätze Frankreichs enthielten, die direkt von Paris hierher geschafft worden waren. In einigen Räumen gab es nur Goldschmuck; in anderen waren Gemälde in Regalen aneinandergereiht oder dicht aufeinandergestapelt in Kisten, auf denen die Symbole

der ursprünglichen Pariser Sammler mit den Initialen des ERR überschrieben worden waren. Rorimer bemerkte, dass viele der Kisten noch nie geöffnet worden waren.

Andere Bereiche des Schlosses waren vollgestopft mit Möbeln. Einige Räume enthielten Tapisserien, andere Tafelservices, Kelche, Kerzenleuchter und Haushaltsgüter unterschiedlichster Art. Es gab mehrere Räume mit Büchern, zwischen denen seltene Stiche und Drucke willkürlich aufgeschichtet worden oder hinter Regalen hinabgerutscht waren. Hinter einer Stahltür, die durch zwei Schlösser gesichert war, befanden sich die weltberühmte Rothschildsche Juwelen-sammlung und mehr als tausend silberne Objekte, die Pierre David-Weill gehörten. «Ich ging wie in Trance durch die Räume», schrieb Rorimer, «und hoffte, dass die Deutschen ihrem Ruf gerecht geworden waren und Fotografien, Verzeichnisse und Aufzeichnungen von all diesen Dingen angefertigt hatten. Ohne sie würde es zwanzig Jahre dauern, alle Stücke in dieser riesigen Ansammlung von Beutegut zu identifizieren.»<sup>271</sup>

In der Kemenate, dem Kaminraum des Schlosses, zu der eine separate Tür führte, hatten die Nazis Uniformen und Dokumente verbrannt. Rorimer sah Hitlers Unterschrift, die auf der eingerollten Ecke eines verbrannten Stück Papiers noch sichtbar war, und fürchtete schon, dass die Archive zerstört worden sein könnten. Doch der nächste Raum war voll mit Ablageschränken, die Fotos, Kataloge und Aufzeichnungen enthielten. Es gab ein Verzeichnis sämtlicher Konfiskationen, die der ERR in Frankreich durchgeführt hatte – insgesamt waren mehr als 21'000 Objekte beschlagnahmt worden, verzeichnet waren auch welche, die an andere Unterbringungsorte gegangen waren. Somit gab es Unterlagen über einen Grossteil der von den Nazis in Westeuropa geraubten Kunstgüter; Rose Valland hatte Rorimer darauf hingewiesen, dass es entscheidend wichtig war, die Objekte zu identifizieren, um sie ihren Eigentümern zurückgeben zu können.

«Niemand darf hier herein», sagte Rorimer zum Sergeant der Wachmannschaft, die ihnen bei der Besichtigung folgte. «Nicht einmal Wächter. In dieses Gebäude ist der Zutritt verboten.»



#### **420 DIE LEERE**

Im Boden gab es eine Falltür. Rorimer liess sie zunageln, dann wurde ein Stahlschrank darüberschoben. Die schweren Türen der Kemenate wurden zugezogen und abgesperrt. Dann griff Rorimer in Schauspielermanier nach einem alten Rothschild-Siegel, das er unter dem Beutegut entdeckt hatte – SEMPER FIDELIS («Immer treu») stand darauf – und drückte das Siegelwachs auf den Spalt zwischen den Türen.

**Berlin und Süddeutschland 5./6. Mai 1945**

Am 2. Mai rückte die Rote Armee in den oberen Teil der Spreeinsel in der Mitte von Berlin vor, wo viele bedeutende deutsche Museen angesiedelt waren. Die deutschen Truppen hatten sich einige Stunden vorher aus diesem Gebiet, das auch als Museumsinsel bekannt ist, zurückgezogen, nachdem die für den Pergamonaltar zuständigen Kuratoren sie davon hatten abhalten können, Teile dieses berühmten altgriechischen Altars für eine Barrikade zu verwenden.

Nachdem die Museen der Stadt gesichert waren, wandten sich die Kunstsachverständigen der Roten Armee den riesigen Flaktürmen zu, in denen viele der grossen Gemälde und andere Kunstwerke untergebracht waren, die nicht nach Merkers oder in andere deutsche Kunstdepots hatten gebracht werden können. Der Flakturm am Berliner Zoo, der grösste der drei Türme, war 41 Meter hoch und reichte sechs Stockwerke tief in den Untergrund. Seine Mauern waren 2,40 Meter dick, seine Fenster mit Stahlläden ausgestattet. Er umfasste ein Lazarett, Soldatenunterkünfte, einen Radiosender, Munitionslager und ein Museumsdepot und konnte 30'000 Menschen aufnehmen.<sup>272</sup>

Am 1. Mai hatten sowjetische Truppen den Flakturm am Zoo gestürmt und suchten dort nach Gold, nach Hitlers Leichnam und nach ranghohen NS-Funktionären. Sie fanden allerdings nur verwundete Soldaten und Zivilisten vor, die von verzweifelten Ärzten auf Kisten gelegt worden waren, die geschnitzte Reliefs des Pergamonaltars, die Kunstschätze von Troja (den sogenannten Schatz des Priamos) und mehrere andere bedeutende Werke enthielten. Am 4. Mai wurden die Verwundeten in Lazarette verlegt, und der Flakturm wurde Stalins Trophäenbrigaden übergeben, die den Auftrag hatten, alles, was einen gewissen Wert besass (von Kunstwerken über Nahrungsmittel bis zu

Maschinen) in die Sowjetunion zu schaffen als eine Form von inoffizieller Reparation für die Schäden, die von den deutschen Truppen angerichtet worden waren. Die Trophäenbrigaden begannen unverzüglich damit, die vorgefundenen Gegenstände und Materialien zum Abtransport nach Osten vorzubereiten; innerhalb eines Monats wurde der Turm vollständig ausgeräumt.

Den Flakturm in Friedrichshain, in dem 434 grossformatige und sehr bedeutende Gemälde, Hunderte Plastiken, Porzellanwaren und Antiquitäten (Kunstschätze, die Rave nicht nach Merkers hatte bringen können) deponiert waren, erwartete dagegen ein anderes Schicksal. Zwischen dem 3. und dem 5. Mai inspizierten sowjetische Soldaten den Turm und stellten fest, dass in ihn eingebrochen worden war. In der Stadt zogen 800'000 befreite Zwangsarbeiter aus Osteuropa umher, und eine noch grössere Zahl von verzweifelten Deutschen kämpfte in dieser Zeit des Umbruchs ums Überleben. Plünderungen waren an der Tagesordnung. Die Räuber, die in den Flakturm eingedrungen waren, wollten zu den Lebensmitteln, die im ersten Stock aufgestapelt waren; sie hatten die wertvollen Gemälde nicht angerührt, die gleich daneben gelagert waren. Doch die Kunstschätze waren keinesfalls sicher, denn in der Nacht zum 5. Mai brach im Turm ein Feuer aus. Die verbliebenen Lebensmittel und die Kunstobjekte im ersten Stock wurden vernichtet.

War der Brand von gewöhnlichen Dieben gelegt worden? War er durch brennende Fackeln ausgelöst worden, die viele Menschen in der Stadt mit sich trugen, weil es keinen Strom gab? Oder hatten fanatische Nazis den Nero-Befehl auch auf Kunstobjekte anwenden wollen?

Die Antwort spielte keine Rolle, zumindest nicht für diese sowjetischen Soldaten. Sie weigerten sich, Posten aufzustellen, obwohl im zweiten und dritten Stock noch unversehrte Kunstwerke lagerten. Während die Trophäenbrigaden am Flakturm beim Zoo beschäftigt waren, wurde der in Friedrichshain gewöhnlichen Plünderern und Dieben überlassen. Nach kurzer Zeit brach abermals ein Feuer aus, das noch schlimmer wütete als das erste. Die Objekte, die im Turm einge-

lagert waren – Plastiken, Porzellan, Bücher und die 434 Gemälde, darunter auch eines von Botticelli, eines von van Dyck, drei von Caravaggio, zehn von Rubens und fünf von Hermann Görings Lieblingsmaler Lucas Cranach dem Älteren – wurden vermutlich zerstört, die letzten Opfer des machtpolitischen Vakuums.

In Unterstein stürmten die verzweifelten und hungrigen Stadtbewohner, aufgepeitscht durch Gerüchte, dass die Waggon Schnaps enthielten, Hermann Görings Privatzug. Einige schleppten Brot und Wein heraus – der Reichsmarschall hatte an seinen Zug zusätzliche Waggon mit Verpflegung anhängen lassen, auf die er im Exil zurückgreifen wollte –, während, wie der Monuments Man Bernard Taper berichtete, «jene, die erst später kamen, sich mit Dingen wie einem Gemälde aus der Schule von Rogier van der Weyden, einem Reliquiar aus Limoges aus dem 13. Jahrhundert, vier spätgotischen Holzplastiken und ähnlichen Lappalien begnügen mussten – aber sie nahmen, was sie kriegen konnten. Es war eine regelrechte Plünderung durch den Mob. Drei Frauen zerrten an einem Aubusson-Teppich herum, und es kam zu einem heftigen Gerangel, bis schliesslich ein örtlicher Würdenträger eingriff und zu ihnen sagte: Trauen, benehmt euch wie zivilisierte Menschen und teilt euch den Teppich/ Das taten sie dann. Zwei der Frauen benutzten ihren Teil als Bettvorleger, aber die dritte zerschnitt ihn, um daraus Vorhänge zu schneiden.»<sup>273</sup>

Jeden Abend warfen Robert Posey und Lincoln Kirstein, die beiden Monuments Men der 3. US-Armee, die so gut zusammenpassten, einen Blick auf die grosse Karte, die an der Wand ihrer vorgeschobenen Operationsbasis angebracht war. Die Karte war mit Azetat bezogen, und der Geländegewinn eines jeden Tages wurde mit roter Kreide markiert. Jeden Abend wurden die Linien angepasst, wenn Gerüchte den Tatsachen wichen. Ende April hatten sich die Amerikaner bei Torgau mit den Russen getroffen. Italien hatte kapituliert. Ein Stabsfeldwebel behauptete, er sei, ohne auf Widerstand zu stossen, nach Böhmen und

wieder zurückgefahren. Posey und Kirstein fiel auf, dass es nur eine Konstante gab: Das Gebiet, das sich noch unter deutscher Kontrolle befand, wurde ständig kleiner, aber zu dem Territorium ausserhalb des Zugriffs der westlichen Alliierten gehörte nach wie vor das Salzbergwerk in Altaussee.

Das war das einzige Enttäuschende. Als die alliierten Truppen in die österreichischen Alpen vorrückten, wurde etwas anderes immer offenkundiger: Altaussee würde nicht in das Territorium der 3. Armee fallen, wie Posey und Kirstein immer gehofft und erwartet hatten, sondern in das Gebiet der 7. Armee. James Rorimer würde der für die Saline zuständige *Monuments Man* sein; Posey und Kirstein würden sich mit beschädigten Städten und eher unbedeutenden Schlössern beschäftigen müssen.

Robert Posey ärgerte sich über diese Ungerechtigkeit, doch dabei ging es ihm weniger um sich selbst – wie alle Kulturgüterschutzoffiziere hatte er stets alle Informationen weitergegeben, die er erhalten hatte –, sondern um die 3. US-Armee. Es erschien ihm absurd, dass einer anderen amerikanischen Heeresgruppe die Ehre zufallen sollte, Altaussee zu entdecken, während die 3. Armee im Laufe der vergangenen Monate eine gesamte deutsche Heeresgruppe östlich der Mosel aufgerieben, den Rhein überquert und durch ihre tiefen Vorstöße in das deutsche Kernland den Kampfgeist des Gegners gebrochen hatte. Und hatten nicht er und Lincoln Kirstein, Männer der 3. US-Armee, sowohl die Existenz als auch die Lage von Hitlers Schatzkammer aufgedeckt?

«Ich bedauere, dass es nicht unsere Armee war, die mit den Russen zusammengetroffen ist, nachdem wir so gespannt darauf gewartet hatten», schrieb er mit dem typischen Stolz eines Angehörigen der 3. US-Armee an Alice. «Ich kann dir versichern, dass dies die ruhmreichste aller alliierten Armeen ist, und uns werden immer die schwierigen und die wichtigen Aufgaben übertragen. Wir sind anscheinend so etwas wie der Dreh- und Angelpunkt, vergleichbar einer Football-Mannschaft, die immer gewinnt. Die anderen Armeen gelten ebenfalls als solide, aber nicht als herausragend, und wer sich hinter der Kampfzone aufhält, ist schlicht zu unbedeutend, um besondere Aufmerksamkeit zu erregen.»<sup>274</sup>

Auf Kirstein, der nicht aus vermeintlichen Kränkungen oder der Kameradschaft in der 3. US-Armee seine Motivation bezog, wirkte diese neue Welt deprimierend. «Wenn man zu lange mit den Überresten und Ruinen schöner Gebäude zu tun gehabt hat», schrieb er, «und begriffen hat, mit wie viel Liebe und Sorgfalt sie geschaffen wurden, wie einschneidend ihre Zerstörung ist, wie viel Energie für ihre auch nur annähernde Wiederherstellung benötigt wird – oder man sich sogar fragt, ob es überhaupt möglich ist, sie wiederaufzubauen –, dann verwandelt sich Verwirrung in Bedrückung. Nachdem ich die beeindruckenden Leichname von Mainz und Frankfurt gesehen habe, von Würzburg, Nürnberg und München, ist es für mich immer eine Erleichterung, wenn ich in einen kleinen unversehrten Marktflecken komme.»<sup>275</sup>

Als er einige Tage später noch ein Stück weiter im ländlichen Süddeutschland herumgekommen war, konnten ihn selbst kleine unversehrte Städte nicht mehr trösten. Die deutsche Bevölkerung – vor allem der deutsche Adel – widerte ihn ebenso an wie die Zerstörungen. Am 6. Mai schrieb er:<sup>276</sup>

Hektische Aktivitäten in einem fort. Bei unserer Suche nach Raubkunst bekommen wir es mit Aristokraten in riesigen Schlössern zu tun, die über diese ganze Bilderbuch-Provinz verteilt sind und in denen sich Kisten mit Beständen aller wichtigen Museen befinden, dazu Truhen mit persönlichen Dingen und Büchern, und mit Kunsthändlern, die in diesen Schlössern Unterschlupf gefunden haben, um ihr Leben zu retten vor den vorrückenden russisch-jüdisch-negro-amerikanischen Truppen. Eine liebenswürdige alte Gräfin empfing uns in ihrem Bett. Sie war krank, oh, sehr krank, und ihr Haus war ein Lazarett für (leicht) verwundete Deutsche. Sie hatte nur noch einen einzigen kleinen Raum in diesem schönen alten Landhaus zur Verfügung, und wahrscheinlich hätte sie sich beinahe das Genick gebrochen, als sie ins Bett sprang, während wir in den Hof fuhren. Sie war ein altes Miststück, eine Italienerin, die einen grossen deutschen Namen geheiratet hatte, und sie beherbergte einen ganzen Haufen von Kunsthändlern, jungen «kranken» Grafen und Baronen ... und denen ging es wirklich schlecht. Güti-

ger Himmel, sie wären fast nicht mehr rechtzeitig aus Paris herausgekommen, und mit ihren schwachen Lungen ... Sie hoffe so sehr, dass ihre Söhne, die guten Jungs (sogleich wurden Bilder gebracht) – sie seien ja wirklich sehr stattlich, ihre beiden hinreissenden SS-Offiziere –, dass sie das Glück hätten, sich den Amerikanern zu ergeben, die allesamt so charmant seien (wo habe ich eigentlich mein ganzes bisheriges Leben verbracht?), anders als diese undemokratischen und schmutzigen russisch-jüdischen Polacken, gegen die wir unverzüglich den Kampf aufnehmen MÜSSEN, und ausserdem habe sie nur eine einzige kleine Bitte an uns. Anscheinend hätten einige versprengte russisch-jüdische Polacken-Amerikaner im Tiergehege Rotwild abgeschossen, und es sei ja noch gar keine Jagdsaison und dies bereite dem Oberförster wirklich ALBTRÄUME. ... Sie klapperte mit ihren falschen Zähnen. Ihre Schwester, eine jungfernhafte Prinzessin von ungefähr 58 Jahren, war zumindest aufrichtig in ihrer Boshaftigkeit. Sie meinte, sie würde uns gerne die Hand geben, wenn es erlaubt sei. Ich lachte und sagte, ach, wissen Sie, im Krieg achte ich nicht darauf, wem ich die Hand schüttele. Dennoch war uns die alte Gräfin nützlich, und wir erfuhren, was wir wissen wollten, und dann gab sie uns auf ihrem mit einer Adelskrone versehenen Briefpapier Nachrichten an alle ihre Vettern in all den anderen Schlössern mit, allesamt Nester voll Gift sprühenden Natterngezüchts ... Die [Kunsthändler waren ein weiteres Dreckspack. Sie waren alle im Handumdrehen reich geworden, hatten aber niemals geraubte Güter erworben, die aus beschlagnahmten jüdischen Sammlungen stammten, sondern erst wenn diese Sammlungen gesäubert worden waren, nachdem sie durch die Hände von zwei oder drei Zwischenhändlern gewandert waren, die auch alle damit ihren Schnitt gemacht hatten. Die Amerikaner, so meinten sie, würden sie doch gewiss nicht zwingen, ihr Eigentum herzugeben, das sie in gutem Glauben erworben hatten. Was letztlich mit all diesem Material geschieht, dem feinen Porzellan, den Werken weniger bekannter und uninteressanter Maler, den Briefmarken, Schnupftabakdosen, Möbeln usw. ist mir gleichgültig; ich kümmere mich nicht um die früheren Ei-

gentümer, die höchstwahrscheinlich tot sind, und es ist mir auch egal, ob ihre gegenwärtigen Besitzer, die zweifellos liebenswürdige Menschen sind, die Hunde und Pferde lieben, diese Dinge zurückgeben oder behalten oder ob sie verrotten oder in ihren Kellern kaputtgehen. Ich interessiere mich nur noch für eine Art von Kunst. Wie ich möglichst schnell wieder nach Hause komme.

Es war die endlose Dauer der Operation, die schier unbegrenzten Dimensionen der Raubzüge, die Aufgeblasenheit und die Ausflüchte. All dies entnervte und deprimierte Kirstein, auch als er und Posey in die Alpen unterwegs waren, wo sich der grösste Unterbringungsort der Nazis für geraubte Kunstgegenstände befand. In einem Brief in die Heimat fasste er die Situation zusammen: «Wie ihr euch denken könnt, bessert sich meine Stimmung und die Haare fallen mir aus, während einer dieser namenlosen und nummernlosen Tage nach dem anderen verstreicht. Ich bin so teilnahmslos und gleichgültig geworden wie noch nie, auch wenn alles immer glanzvoller und glanzvoller wird. ... Ich interessiere mich nicht für dieses verdammte Deutschland und seine verdammte Zukunft.»<sup>277</sup>



## DER ÜBERSETZER

München 7. Mai 1945

Während die Monuments Men im Feld zu ihren jeweiligen Einsatzorten unterwegs waren, sass Soldat Harry Ettliger trübsinnig in einer riesigen Kaserne am Rande von München.<sup>278</sup> Es war der 7. Mai, und mittlerweile waren fast vier Monate vergangen, seit er in Belgien von dem Truppentransporter herabgeholt worden war, und in dieser Zeit hatte er praktisch nichts anders getan, als zu essen und zu schlafen. Harrys Gedanken kehrten zurück zu einem Nachmittag vor ein paar Wochen, zu seinem letzten Biwak in der Nähe von Worms, wo er auf einen kleinen Berg gestiegen war. Es war endlich warm geworden, und die Bäume standen in Blüte. Als Schatten über ihn fielen, blickte Harry nach oben und rechnete damit, dass er Flugzeuge sehen würde. Doch es war nur ein Vogelschwarm. Weiter unten auf dem Weg bemerkte er eine einzelne Gestalt. Zwanzig Minuten lang beobachtete er den Mann, wie er näher kam. Als er nur noch wenige Schritte entfernt war, sah Harry, dass er eine Beinprothese trug. Harry streckte ihm eine Hand entgegen, doch der Mann lehnte ab. Es war der Pfarrer aus der Kirche auf der anderen Seite des Berges. Er hatte sein Bein vor mehr als zwei Jahren an der Front in Russland verloren. Sie redeten nicht viel, aber Harry hatte das Gefühl, dass er zum ersten Mal seit Monaten wieder ein richtiges Gespräch mit einem anderen Menschen führte. Dies war bislang sein erster Kontakt mit dem Feind gewesen.

«Ich höre, Sie sprechen Deutsch.» Es kam so unerwartet, dass Harry aufblickte, um zu sehen, ob der Soldat mit ihm sprach.

«Ja, Sir», erwiderte Harry Ettliger und wollte schon fast salutieren, als er bemerkte, dass der Mann auch nur ein einfacher Soldat war.

«Ich übersetze seit zwei Tagen», sagte der Mann. «Es ist eine interessante Arbeit, aber nichts für mich. Ich möchte zur militärischen

Aufklärung. Ein deutsches Mädchen ist von vier amerikanischen Soldaten vergewaltigt worden. Ich möchte diesen Fall untersuchen. Haben Sie Interesse?»

«An der Vergewaltigung?»

«Nein, an dem Übersetzerjob.»

«Ja, Sir», sagte Harry abermals, ohne sich eingehender nach dieser Arbeit zu erkundigen.

Das Büro, zu dem ihn der Soldat führte, lag gegenüber dem Exerzierplatz der Kaserne, die, wie sich herausstellte, das Hauptquartier der 7. US-Armee war. Es war ein kleiner Raum im zweiten Stock, voll mit Schreibtischen und Papierstapeln. Zwei Männer arbeiteten an den Schreibtischen, ein dritter stand in der Mitte und erteilte Anweisungen.

«Sind Sie der neue Übersetzer?», fragte der Mann.

«Ja, Sir, Soldat Ettliger, Sir.»

«Das ist ein deutscher Name, Ettliger.»

«Ich bin Amerikaner, Sir. Aber ein gebürtiger deutscher Jude.

Aus Karlsruhe.»

«Sind Sie einer bestimmten Einheit zugeteilt, Ettliger?»

«Nicht dass ich wüsste, Sir.»

Der Mann reichte ihm einen Stapel Papiere. «Lesen Sie diese Dokumente und sagen Sie uns, was darin steht. Nur das Wesentliche und alles, was irgendwie speziell ist: Namen, Orte, Kunstwerke.»

«Kunstwerke?»

Bevor Harry noch einmal nachfragen konnte, hatte sich der Mann schon abgewandt und ging weg. *Das ist ein Mann, der die Dinge anpackt*, dachte Harry. Er war sich sicher: Wenn er seine Arbeit als Übersetzer gut machte, würde der Mann ihn in seine Division versetzen lassen, wie immer sie hiess, und etwas Besseres konnte er sich nicht vorstellen. Erst später erfuhr Harry Ettliger, dass er, bevor er die Einheit wechselte, dem Übersetzerkorps für die Nürnberger Kriegsverbrecherprozesse zugeteilt gewesen war. Darauf hatte er anscheinend in den vergangenen vier Monaten gewartet.

«Ein Mann, der keine halben Sachen macht, was?», sagte Harry zu einem der Männer im Büro.

«Sie wissen noch gar nichts», erwiderte dieser. «Er versucht, sich die beiden begehrtesten Gebäude in München zu sichern: den Führerbau, wo Hitler sein Büro hatte, und das Braune Haus, den Verwaltungsbau der NSDAP. Patton möchte darin sein regionales Hauptquartier unterbringen, aber so wie ich unseren Leutnant kenne, werden dort bald Sammelstellen der MFAA eingerichtet werden. Wir werden das Gebäude ganz für uns allein haben. Für uns und die Hunderttausende von Dingen, von denen Sie in diesen Dokumenten lesen werden.»

Harry blickte auf das Papier. «Womit werde ich es hier zu tun haben?»

«Willkommen beim Kunstgüterschutz. Ich bin Leutnant Charles Parkhurst, aus Princeton.»

«Harry Ettliger, aus Newark.» Er wartete und hoffte, dass noch weitere Auskünfte kamen. «Und wer war das?», fragte er schliesslich.

«Das war Leutnant James Rorimer. Ihr neuer Vorgesetzter.» Sein neuer Vorgesetzter. Das gefiel Harry. «Wohin will er?» «Nach Salzburg. Er möchte eine bewaffnete Expedition zum Salzbergwerk in Altaussee auf die Beine stellen.»

**Bernterode 7. Mai 1945**

George Stout liess sich Zeit in Bernterode. Mehr als 20 Leute waren ihm zugeteilt worden, um die Kunstschatze aus der Mine zu bergen – darunter auch die Versorgungseinheit, die die Särge entdeckt hatte, eine kleine Gruppe von Pionieren und 14 ehemalige französische Zwangsarbeiter, die in den vergangenen Jahren dort gearbeitet hatten – und alle wollten so schnell wie möglich fertig werden. Im Bergwerk war es dunkel und modrig, Wasser tropfte von den Wänden, und häufig kam es zu stundenlangen Stromausfällen. Sogar Walker Hancock, der bislang die meiste Erfahrung im Umgang mit Kunstgütern in Kriegszonen besass, wollte die Arbeit möglichst rasch zu Ende bringen. Schliesslich vollzog sich diese Operation in unmittelbarer Nähe von 400'000 Tonnen Sprengstoff.

George Stout indes hatte keine Eile. Was in der Aussenwelt passierte, wo Gerüchte über das baldige Ende des Krieges kursierten, hatte keinerlei Auswirkungen darauf, was im Thüringer Wald in 550 Metern Tiefe geschah. Bevor irgendetwas bewegt oder verschoben wurde, musste es erst gründlich untersucht werden. Zum Glück hatte die Versorgungseinheit den Grossteil des 24 Kilometer langen Stollensystems bereits durchsucht. Sie hatte keine weiteren Kunstschatze mehr gefunden, aber mehrere Lager mit militärischer Ausrüstung. Stout liess die Gasschutzstiefel zerschneiden und zu Gummipolstern zusammenbinden, die verhindern sollten, dass die Kunstobjekte aneinander rieben; Gasschutzmäntel eigneten sich ideal dazu, in der feuchten Mine die Gemälde einzuwickeln, vor allem die besonders wichtigen Bilder. Anschliessend wurden die in der Mine gelagerten Objekte inventarisiert und für die Bergung vorbereitet. Eines Nachmittags blickte Walker Hancock auf – er nahm zumindest an, dass es Nachmittag sei, denn er hatte die beiden vorangegangenen Tage in ständi-

ger Dunkelheit verbracht – und bemerkte, dass Stout ihn stirnrundelnd anschaute. Hancock erkannte, dass er an zu Hause gedacht hatte, an Saima und an das Haus, das sie eines Tages gemeinsam kaufen würden, und auch an die Kinder, die sie vielleicht noch bekommen würden, und dass er dabei ein Seil mit jener übertrieben ausschwingenden Bewegung aufgewickelt hatte, die er von den Fischern in Massachusetts kannte, die er daheim so oft bei der Arbeit beobachtet hatte. Stout dagegen wickelte das Seil über die Hand und den Ellbogen in präzisen, wohl abgewogenen Schlaufen auf.

Als sich Stout wieder abgewandt hatte, flüsterte der Mann neben Hancock: «Wie lange glaubt er, dass wir diese Seile noch in exakt 60 Zentimetern langen Abschnitten Zusammenlegen, die alle einen Grad nach Nordosten ausgerichtet sind?»<sup>279</sup>

Der Mann hiess Steve Kovalyak, war Oberleutnant der Infanterie und als Helfer abgestellt worden, nachdem Walker Hancock die Insignien der Preussenkönige an die Militärführung in Frankfurt geschickt hatte. Ein Jeep voll mitjuwelenbesetztem Gold war für Hancock nichts Besonderes, nachdem er schon so viel gesehen hatte, doch für die Leute im Hauptquartier war es staunenswert. Hancock hatte sich einfach Stouts Jeep ausgeliehen, um die Kleinodien zum Hauptquartier in Weimar zu bringen, aber General Hodges wollte keine Risiken eingehen. Er stellte für Hancock und den Kunstschatz eine Eskorte aus zwei Motorrädern, drei Jeeps, zwei gepanzerten Fahrzeugen, einem Waffentransporter und 15 Soldaten zusammen, obwohl es im Raum zwischen Weimar und Frankfurt keine feindlichen Truppen mehr gab und es in diesem Gebiet sicherer war, wie Hancock glaubte, als auf dem Merritt Parkway zu Hause in Connecticut. Er überlegte, was der General wohl zum ersten Teil seiner Reise gesagt hätte, als Hancock die Juwelen allein durch die thüringischen Wälder transportiert hatte, und zwar auf einer Strasse, auf der in der Vorwoche sechs Konvois in einen Hinterhalt geraten waren.

«Machen Sie sich keine Sorgen», sagte Hancock zu dem jungen Leutnant, «George Stout weiss, was er tut.» Er erzählte Kovalyak und einigen in der Nähe stehenden Versorgungsoffizieren von Büsbach,

wo sich Stout die Zeit genommen hatte, alle nötigen Angaben zu einem bestimmten Bild schriftlich festzuhalten, während draussen Granaten einschlugen. «Ich arbeite schon lange mit diesem Mann zusammen», erklärte er, «und ich kann Ihnen eines sagen: Im Vergleich zu George Stout sind wir alle Amateure.»

Einige Stunden später fiel der Strom aus, und in der Mine wurde es dunkel. Wieder einmal. Hancock schaltete seine Taschenlampe ein. Ihr Lichtstrahl huschte über Bücher, Gold, Gemälde und Truhen, und dann tauchte so unvermutet das Gesicht von George Stout auf, dass Hancock zusammenzuckte.

«Ich schicke Kovalyak», sagte Hancock. Bei einem Stromausfall schickte Stout immer Oberleutnant Kovalyak zum örtlichen Bürgermeister, der diesen dazu bewegen sollte, seine Generatoren anzuwerfen, obwohl Kovalyak einer der wenigen hier eingesetzten Offiziere war, die kein einziges Wort Deutsch sprachen. Es war eine mühevoll Tätigkeits, bei der eher Gewandtheit als Durchsetzungsvermögen gefordert war, doch nach seinen vielen Jahren in der Infanterie kannte Kovalyak alle Tricks, die man anwenden konnte, um mit lokalen Machtspielchen, wirklichkeitsfernen Vorschriften und störrischen Behörden zurechtzukommen. Hancock hatte den Eindruck, dass er sich schon öfter am Rande der Legalität bewegt hatte, manchmal, weil es ihm Spass bereitete, meistens aber, um eine Aufgabe korrekt zu erledigen.

Kurze Zeit später war Hancock wieder allein in der Dunkelheit, und wie stets, wenn er niedergeschlagen war, dachte er an zu Hause. Alles erschien ihm jetzt so nahe – das neue Haus, die Rückkehr zu seiner Bildhauerei, Saimas Umarmungen –, zugleich aber war es ihm noch nie entfernter vorgekommen. Er befand sich in einem Loch in der Erde, in einem Wald in Deutschland, im Dunkeln. Sogar das Tageslicht schien weit weg zu sein. Zum Teufel mit dem sparsamen Umgang mit den Batterien. Er schaltete seine Taschenlampe wieder ein, zog eine Kiste in die Mitte des Raumes und schrieb, die Holzrückwand eines 400 Jahre alten Cranach-Gemäldes als Tisch verwendend, einen Brief an Saima.<sup>280</sup>

Meine liebste Saima,

Du kannst dir nicht vorstellen, unter welch abenteuerlichen Bedingungen ich diesen Brief niederschreibe. Ich kann es Dir jetzt nicht mitteilen, aber ich möchte Dir ein paar Zeilen zukommen lassen von einem der unglaublichsten Orte. ... George Stout unterstützt mich hier – und durch den raschen Zusammenbruch der Deutschen haben wir so viel zu tun bekommen, dass an Briefeschreiben nicht mehr zu denken war. ... Mehr kann ich Dir jetzt nicht sagen – ausser dass ich Dich mehr liebe, als ich jemals zum Ausdruck bringen kann –, aber das ist ja nichts Neues. Bald werde ich wieder in einem Raum mit einem Bett und einem Tisch sein, und dann kann ich Dir ausführlicher schreiben.

Dein Dir in Treue ergebener  
Walker

Die Verpackungsarbeiten begannen am 4. Mai, wurden aber gleich wieder durch einen längeren Stromausfall unterbrochen. Kovalyak fuhr zum Bürgermeister der nächstgelegenen deutschen Stadt, und das 305. Combat Engineer Bataillon beförderte einen Notstromgenerator 550 Meter tief in die Erde hinab. Die französischen Arbeiter, die ehemaligen Zwangsarbeiter, stahlen sich indes still und heimlich durch Nebengänge davon, und zwar zunehmend häufiger. Hancock holte seine Taschenlampe heraus, nutzte diesmal Feldmarschall von Hindenburgs Sarg als Tisch und schrieb an Saima, es seien «Tage voller Heimweh», obwohl seine Arbeit sehr aufregend sei.<sup>281</sup> Er liebte die Gesellschaft verwandter Seelen, seien es Soldaten im Feld oder Freunde daheim im Wohnzimmer in Massachusetts, und dass er nun seit Monaten ganz allein war und nicht einmal ein Assistent ihm Gesellschaft leistete, setzte ihm zu. «George Stout ist hier, um mir die dringend benötigte Aufmunterung zu verschaffen», schrieb er. «Er ist wirklich ein Freund in der Not.»<sup>282</sup>

Am 5. Mai wurden die Verpackungsarbeiter in zwei Schichten eingeteilt; die erste arbeitete von 8 Uhr bis 16 Uhr, die zweite von 16

Uhr bis 22 Uhr. Wer hier arbeitete, durfte nicht unter Klaustrophobie leiden, denn durch die Männer und das Verpackungsmaterial wurde es sehr eng im Schacht in den Gängen. Am Ende des nächsten Tages waren die meisten Objekte abgepolstert, eingepackt und wasserdicht gemacht worden, dann wurden sie in den Aufzug geladen, der sie langsam nach oben beförderte, wo sie in einem Schuppen neu aufgestapelt wurden – und wo Steve Kovalyak die sorgfältige Planung und auch seine akkurat zurechtgelegten Seilstücke schätzenlernte.

*Ein weiterer Schüler von George Stout*, dachte Hancock.

Am nächsten Tag kamen die Särge an die Reihe. Frau von Hindenburg, die Leichteste, wurde als Erste nach oben gebracht. Die Entfernung von der Sargkammer zum Grubenschacht betrug 400 Meter. Einige Soldaten bekreuzigten sich, als sich der Sarg in dem klapprigen Aufzug langsam nach oben bewegte. «Tiefer wird sie niemals mehr beerdigt werden», erklärte Stout salbungsvoll.

Als Nächster kam der Soldatenkönig Wilhelm und dann Feldmarschall von Hindenburg mit Walker Hancock auf dem Sargdeckel. Nun befanden sich nur noch die sterblichen Überreste Friedrichs des Grossen und dessen massiver Stahlsarg unter Tage. Die Ingenieure hatten darauf hingewiesen, dass dieser Sarg nicht in den Aufzug passen würde, aber Stout hatte sie daran erinnert, dass der Sarg, wenn man ihn in den Schacht hatte hinabbringen können, auch wieder heraufgeschafft werden konnte. Sie massen noch einmal nach und stellten fest, dass noch ungefähr ein Zentimeter Spielraum blieb, wenn man den Sarg passgenau in den Aufzug schob.

Unglücklicherweise wog der Sarg nach ihrer Schätzung zwischen 550 und 650 Kilogramm. Zuerst musste er etwas zur Seite geschoben werden, damit man Schlingen darunter ziehen konnte. Dann mussten 15 Männer ihn anheben, durch den Eingang der Kammer schieben und ihn dann um die Ecke in den dunklen, unebenen und feuchten Grubenschacht bugsieren. Der Leichenzug bewegte sich langsam, die Sargträger ächzten bei jedem Schritt unter ihren Stricken. Es dauerte eine geschlagene Stunde, bis das grosse stählerne Monstrum zentime-



tergenau in den Aufzug verfrachtet war. Gegen 23 Uhr schliesslich war es geschafft, und der Transport nach oben konnte beginnen. Für die Bergung der vier Särge hatten die Männer einen ganzen Tag gebraucht.

Der Aufzug bewegte sich ein paar Zentimeter nach oben, dann blieb er stehen. George Stout und sechs der Männer kletterten auf das untere Gestänge des Förderwagens, dann setzte sich der Aufzug wieder in Bewegung. Er brauchte 14 Minuten für die 550 Meter, und die Männer hofften nur, dass der alte Aufzug das Gewicht von einer Tonne bewältigen konnte, denn so viel wog seine gesamte Fracht. Als sie hochfuhren, hörten die Männer Musik. Irgendwo über ihnen lief ein Radio, in dem «The Star-Spangled Banner» gespielt wurde. Als der Sarg oben in der dunklen, klaren Nacht ankam, folgte ein weiteres Lied: «God Save the King». Es war der 7. Mai 1945, die Deutschen hatten in Reims bedingungslos kapituliert. Damit war es offiziell: Die Alliierten hatten den Krieg gewonnen.

## AM ENDE DES WEGES

**Altaussee 12. Mai 1945**

Die Nachricht kam unerwartet: Die 3. US-Armee war nach Süden geschwenkt. Sie, und nicht die 7. US-Armee, würde in die Berge und nach Altaussee ziehen. James Rorimer, der eine bewaffnete Expedition zur Saline zu schicken geplant hatte, sollte nun nach Berchtesgaden fahren, wo Gerüchte über Plünderungen durch Flüchtlinge ebenso wie über dort aufgehäufte Schätze die Runde machten. Altaussee lag nun plötzlich wieder im Zuständigkeitsbereich von Robert Posey und Lincoln Kirstein. Unglücklicherweise waren sie jedoch mehr als 300 Kilometer von dort entfernt und noch mit einem anderen Einsatz beschäftigt.

Ausnahmsweise brauchten die Monuments Men diesmal nicht lange, um die erforderlichen Papiere und einen Wagen zu erhalten, obwohl die Informationen aus dem Gebiet nur bruchstückhaft waren und es keine Berichte aus der Saline direkt gab. Dann waren sie schon unterwegs durch die verwüsteten Landschaften Süddeutschlands, wo sogar die Strassen bombardiert und aufgerissen worden waren. Mangels Fahnen hängte die deutsche Zivilbevölkerung als Zeichen der Kapitulation weisse Kopfkissenbezüge in die Fenster ihrer Häuser, aber trotzdem erschienen die Fenster schwarz und unheilvoll. Es gab zahlreiche Berichte über Soldaten, die in scheinbar friedlichen Dörfern beschossen und getötet worden waren; über Angehörige der Hitlerjugend, die sich, getrieben von kindlicher Leidenschaft und Unwissenheit, hinter Fenstern in den oberen Stockwerken von Häusern versteckten und ihre Gewehre auf die schmalste Stelle der darunter vorbeiführenden Strasse richteten. Unter den Flüchtlingen befand sich eine grosse Zahl von Soldaten, vor allem von der Ostfront, die ihre Uniformen ausgezogen hatten, um sich unauffällig unter die Zivilisten mischen zu können. Viele Flüchtlinge waren von Verzweiflung und oft auch von Rachedenken erfüllt. Auf einer ihrer Fahrten war Kir-

stein einmal falsch abgebogen und in eine Kolonne deutscher Soldaten geraten. Es gab keinen Platz, um zu wenden, und so waren er und Posey mehrere Minuten lang vom Feind umgeben und fragten sich, ob sie die Gefangenen waren oder die anderen. Schliesslich aber konnten sie unbehelligt aus der Kolonne ausscheren; die Deutschen zogen einfach weiter.

Als die Monuments Men die Grenze nach Österreich überquerten, schien der Schrecken zu weichen, und sie konnten wieder etwas aufatmen. Anstatt Kopfkissenbezügen hingen nun rotweisse Fahnen in den Fenstern, das Zeichen des österreichischen Widerstands. Die Strasse begann sich in Schleifen den Hang hinaufzuwinden. In der Ferne schimmerten schneebedeckte Berge, und die verstreuten Bergdörfer wirkten mit ihren bunten Hütten und dem geschnitzten Gebälk wie kleine Zuckerbäckerstädtchen.

Auf der anderen Seite von Bad Ischl trafen sie auf die 6. deutsche Armee, die über mehr als eineinhalb Kilometer auseinandergezogen zu sein schien «mit Köhlern, von Pferden gezogenen Sanitätsfahrzeugen und Lastwagen mit Motorschaden. Frauen und Verwundete waren darunter, ungarische Panzereinheiten, Männer zu Fuss, ohne Waffen – Tausende von geschlagenen, heimwärts ziehenden, aber durchaus frohgemuten Soldaten.»<sup>283</sup>

Posey und Kirstein hielten kurz bei einem Wirtshaus in Altaussee, einem kleinen Dorf in den Wäldern in der Nähe eines unberührt wirkenden Bergsees. Vor der Gaststätte boten penibel uniformierte SS-Offiziere den Befreiern ihre Dienste an, denn diese würden, davon waren sie überzeugt, gewiss bald den Krieg gegen die Russen aufnehmen. Nein? Dann wollten sich die SS-Offiziere gerne ergeben, sofern sie ihre Seitenwaffe behalten dürften. Sie fürchteten, ihre eigenen Männer könnten ihnen in den Rücken schiessen.

Drinne feierten die amerikanischen Soldaten. Mit der Hilfe österreichischer Bergsteiger hatten einige Amerikaner in der Nacht nach Ernst Kaltenbrunner gesucht, dem berüchtigten Chef der Sicherheitspolizei und des SD, und ihn schliesslich am Morgen aufgespürt. Der gerissene SS-Funktionär hatte seine Abzeichen in einen See ge-

worfen und sich erfolgreich als Arzt ausgegeben. Doch er war enttarnt worden, als seine Geliebte seinen Namen rief und ihm zuwinkte, als er mit einer Gruppe deutscher Gefangener durch ein nahegelegenes Städtchen zog.

Posey und Kirstein fuhren weiter. Nun mussten sie nur noch eine steile, gewundene Steigung bis zur Saline bewältigen, aber als sie wieder allein auf der Strasse waren, verspürten sie eine gewisse Unsicherheit. Überrascht stellten sie fest, dass in den Gebäuden vor dem Bergwerk – einem unscheinbaren Wachhaus und einem Bürobunker vor hoch aufragenden Bergen – emsige Betriebsamkeit herrschte. Zwei Jeeps und eine Wagenladung von Soldaten der 80. US-Infanteriedivision hatten die paar Gebäude kampflos eingenommen, aber was genau sie erobert hatten, darüber wurde noch diskutiert. Die beteiligten Gruppen – die Bergmänner, die Kunstschützer, die Wachen, die SS-Leute – konnten sich anscheinend nicht darüber verständigen, was geschehen war. Und insbesondere nicht darüber, wer was getan hatte.

Nach einem kurzen Gespräch mit dem kommandierenden Offizier, Major Ralph Pearson, der ihnen versicherte, dass der Hauptschacht frei von Sprengfallen sei, griffen sich Posey und Kirstein Karbidlampen und gingen in die Saline. Der Gang führte direkt in eine Seite des Berges. Instinktiv zogen die beiden Männer die Köpfe ein, obwohl der Eingang 2,10 bis 2,40 Meter hoch war. Das Licht ihrer Lampen bewegte sich von einer Seite zur anderen, als sie den Gang entlanggingen und sich die Dunkelheit vor ihnen öffnete und hinter ihnen wieder schloss. Kirstein berührte die Wand und spürte einen leichten elektrischen Schlag – unter Strom stehende Sprengdrähte, die entweder beschädigt oder durchgeschnitten worden waren. Nach ungefähr 400 oder 500 Metern – das konnte man in der Dunkelheit nicht feststellen – stiessen sie auf Geröll, das über den Boden verteilt war. Die Männer stiegen schnell darüber hinweg. In der Wand bemerkte Kirstein ein Loch, das mit Röhren gefüllt war, und aus seiner kurzen Ausbildung im Feldzeugwesen wusste er, dass es sich dabei um Dynamit handelte. Die Dynamitstangen waren für die Zerstörung zu rechtgelegt, aber nicht angezündet worden. Er stieg über die Felsbro-

#### 440 DIE LEERE

cken und sprang hinab auf den festgetretenen Erdboden, dann folgte er seinem Hauptmann tiefer hinein in den Berg. Ihre Schritte hallten nun wider, sie wurden von dem verstreuten Geröll zurückgeworfen. Ihre Lichter schwangen hin und her. Es war kalt im Tunnel, aber es lag nicht an der Kälte, dass Kirstein fröstelte, als Posey plötzlich stehenblieb und seine Karbidleuchte hochhielt. Vor ihnen befand sich eine feste Mauer aus herabgestürztem Gestein, die im Licht ihrer Lampen matt schimmerte. Die Saline war gesprengt worden.

TEIL V

# DIE NACHWIRKUNGEN

*Wir möchten nicht unnötigerweise etwas zerstören, für dessen Erschaffung die Menschen so viel Zeit, Sorgfalt und Können aufgewandt haben ... denn diese Beispiele von Handwerkskunst erzählen uns so viel über unsere Vorfahren. ... Wenn diese Dinge verloren gehen oder vernichtet werden, verlieren wir einen wertvollen Teil unseres Wissens über unsere Vorfäter. Keine Zeit existiert nur für sich allein, keine Kultur wird nur durch ihre eigenen Leistungen geformt, sondern auch durch das, was ihr aus der Vergangenheit hinterlassen worden ist. Wenn diese Dinge zerstört werden, verlieren wir einen Teil unserer Vergangenheit und werden dadurch alle ärmer.*

Der britische Monuments Man Ronald Balfour im  
Entwurf für eine Rede vor Soldaten, 1944

*All die Kunstwerke, um deren Schicksal wir bangen, werden zu uns zurückkehren und das Licht ihrer Schönheit mitbringen, um wie ehe- dem Pilger aus allen Ländern anzuziehen und das Streben nach Frie- den zu befördern.*

Dr. Cesare Fasola, Bibliothekar der Uffizien,  
«The Florentine Galleries and the War.»<sup>284</sup>

## WAS WIRKLICH IN ALTAUSSEE GESCHAH

### Altaussee

#### 30. März bis 5. Mai 1945

Es wurde lange darüber gerätselt, welche Absichten Hitler mit den Schätzen in Altaussee verfolgte. Aus seinem Testament, dem letzten Dokument, das er wenige Stunden vor seinem Selbstmord unterzeichnete, scheint klar hervorzugehen, dass er niemals beabsichtigte, die Kunstwerke zerstören zu lassen.

Die Bedeutung seines unmissverständlich geäußerten Wunsches – dass die «Bilder», die er für sein grosses Museum in Linz gesammelt hatte, an den deutschen Staat gehen sollten – wurde von den Historikern weitgehend ignoriert. In Anbetracht von Adolf Hitlers Persönlichkeit und seinem lebenslangen Wunsch, als Künstler angesehen zu werden, sollte dieses Testament dahingehend interpretiert werden, dass er die Kunstobjekte nicht hat vernichten wollen. Dies ist ihm freilich nicht zugutezuhalten, denn es ist ebenso klar, dass seine Entscheidungen, so lange er noch an der Macht war, die Zerstörung der Saline in Altaussee nahezu unvermeidlich machten. Durch seine Weigerung, für den Fall der Niederlage zu planen oder zu kapitulieren, als schon alles verloren war, schuf er ein Vakuum, in dem skrupellose Akteure über das Schicksal von Zehntausenden Menschen, Gebäuden und Kunstschatzen verfügen konnten. Und letztlich hat er selbst nicht in aller Unmissverständlichkeit erklärt, dass die Kunstwerke nicht zerstört werden dürften.

Wichtiger aber noch war, dass seine Befehle und Anweisungen im Laufe vieler Jahre – darunter die Bücherverbrennungen, die Vernichtung von «entarteter» Kunst, der Raub privaten Eigentums, die Verhaftung, Einkerkерung und systematische Auslöschung von Millionen Menschen sowie die absichtliche und von Rachsucht getriebene Zerstörung grosser Städte – unzählige Kunstwerke und auch alles andere, worauf die Nazis Zugriff hatten, der Gefahr der Vernichtung aus-



setzten. Der Monuments Man S. Lane Faison Jr. bemerkte einmal: «Hitler hat ein Buch mit dem Titel *Mein Kampf* geschrieben. Wenn die Menschen es sorgfältig gelesen hätten, dann hätten sie erkannt, dass alles, was geschehen ist, darin angekündigt wurde ... Alles, was den Juden widerfahren ist, wird darin klar und deutlich beschrieben.»<sup>285</sup> Dasselbe gilt für die meisten von Hitlers übrigen Handlungen. Sein Nero-Befehl vom 19. März 1945 war schlicht eine Formalisierung all dessen, was er in den vergangenen beiden Jahrzehnten verkündet und getan hatte, und ermächtigte seine Getreuen, die Gewalttätigkeit der Nazi-Herrschaft in vollem Ausmass zu entfesseln. Für einen Mann wie August Eigruber war dies ein lange ersehnter Freibrief.

Aber was geschah genau in diesem abgelegenen österreichischen Hochtal in dem machtpolitischen Vakuum zwischen dem Abtritt Hitlers und der Ankunft der Monuments Men? Wer war letztlich verantwortlich für die Massnahmen, die dort ergriffen wurden? Und wem ist es zuzuschreiben, dass sich die Dinge dort in einer bestimmten Weise entwickelt haben? Im Grossen und Ganzen ist das seit Langem bekannt, aber es dauerte Jahrzehnte, bis der tatsächliche Ablauf der Ereignisse nachvollzogen werden konnte und sich feststellen liess, welche Rolle die Verantwortlichen für die Saline, die Bergleute, die NS-Funktionäre, die Widerstandskämpfer und die Soldaten der westlichen Alliierten spielten. Selbst heute noch ergeben sich neue Aspekte und Erkenntnisse bezüglich eines der grossen (wenn auch weitgehend unbekannt) Wendepunkte in der Geschichte der kulturellen Errungenschaften der Menschheit, wenn man sich mit den deutschen Originaldokumenten beschäftigt. Wie häufig im Leben – und in der Geschichte – ist in erster Linie aber nicht das aufschlussreich, was tatsächlich geschah, sondern das, was hätte geschehen können.

Die grundlegenden Tatsachen sind unumstritten.

Ohne das heldenmütige Eingreifen einzelner Menschen wäre das Kunstdepot in Altaussee durch die Bomben zerstört worden, die August Eigruber in das Salzbergwerk hatte schaffen lassen. Aber es wurde nicht zerstört, und kein einziges der dort eingelagerten Kunstwerke

wurde irreparabel beschädigt. Stattdessen wurden irgendwann zwischen dem 1. und dem 7. Mai (die US-Truppen unter Führung von Major Ralph Pearson trafen am 8. Mai an der Saline ein) die acht schweren Bomben entfernt und am Strassenrand unter einer Gruppe von Fichtenbäumen versteckt. Die Gänge in der Saline wurden mit Sprengdrähten durchzogen. Die folgenden Explosionen – die Verschwörer sprachen von «Lähmung»<sup>286</sup> – brachten die Tunnel zum Einsturz und versiegelten das Bergwerk, wodurch die Kunstobjekte den Zerstörungsplänen Eigrubers entzogen wurden. Die Frage lautete seither: Wer hat diese Lähmungen angeordnet und durchgeführt?

Im Herbst 1945 räumte Lincoln Kirstein in einem Artikel in der Zeitschrift *Town and Country* ein, dass «so viele Zeugen so viel erzählten, dass die Wahrheit sich immer mehr zu verflüchtigen schien, je mehr Informationen wir erhielten.»<sup>287</sup> Dennoch war er überzeugt, dass die österreichischen Bergleute die wahren Helden gewesen seien. Nach Kirsteins Darstellung, die schliesslich auch die inoffizielle Version der MFAA wurde, entdeckten die Bergleute zufällig, dass Eigrubers Kisten Bomben enthielten, und schafften sie nachts heimlich aus den Kammern hinaus. Dann versiegelten sie die Eingänge der Saline, damit weiterer Schaden von ihrer Lebensgrundlage abgewendet werden konnte. In gewisser Weise hat also das Salz die Kunst gerettet. Als Eigruber dahinterkam, befahl er, «alle diese Österreicher erschossen zu lassen, aber es war zu spät; die Amerikaner befanden sich schon auf der anderen Seite des Berges. Es war der 7. Mai.»<sup>288</sup>

Die Bergleute bestätigten seine Darstellung im Jahr 1948, als sie in einem Bericht für die österreichische Regierung, der von den «Freiheitskämpfern von Altaussee» unterzeichnet war, behaupteten, dass sie allein die Saline gerettet hätten.<sup>289</sup> Neben anderen Widersprüchlichkeiten wird in diesem Bericht jedoch nicht erwähnt, dass die Bergmänner gar nicht imstande gewesen wären, die komplizierte Lähmung (durch die kontrollierten Sprengungen) ohne die technische Unterstützung durch Ingenieure wie Högler und Mayerhoffer vorzubereiten. Doch die Regierung stellte diese Behauptung niemals infrage.

Die österreichische Regierung war darüber hinaus die wichtigste Quelle für Falschinformationen über Altaussee. Kirsteins Meinung war zweifellos durch das weit verbreitete Missverständnis beeinflusst worden, dass die Österreicher unschuldige Opfer der Nationalsozialisten gewesen seien und nicht deren willige Helfer. Das entsprach nicht der Wahrheit, wie Filmmaterial und Dokumente aus dieser Zeit belegen. Die österreichische Regierung, der an der Reinwaschung Österreichs gelegen war, griff jedoch diese Unschuldsbeteuerungen bereitwillig auf und veröffentlichte 1946 das *Rot-Weiss-Rot-Buch* (von manchen als «Wiener Maskerade» verspottet), eine Dokumentensammlung, in der die Rolle Österreichs vor dem Anschluss an das Deutsche Reich und die Geschehnisse im Zweiten Weltkrieg dargestellt werden sollten.<sup>290</sup> Darin behauptete die selbst ernannte österreichische Widerstandsbewegung, dass sie von den Kunstschätzen in Altaussee gewusst und Kaltenbrunner mit Waffengewalt gezwungen habe, Hitlers Zerstörungsbefehl zurückzunehmen. Diese Behauptung war absurd. Als die österreichischen Widerstandsgruppen in der Region Altaussee aktiv waren, hatten sie keine Kenntnis von den Kunstobjekten und auch keinen Einfluss auf die Vorgänge in der Saline. Dennoch beanspruchte der Widerstand 1948 mit Rückendeckung der österreichischen Regierung das Hauptverdienst für die Rettung von Altaussee. Spätere Autoren behaupteten sogar, die Bergleute seien Angehörige des Widerstands gewesen; in Wirklichkeit waren viele von ihnen NSDAP-Mitglieder.

Vor diesem Hintergrund eines vorgetäuschten österreichischen Heldenmuts versuchten mehrere Personen, sich selbst das Verdienst für die Vereitelung von Eigrubers Plänen zuzuschreiben. Sepp Plieseis, der tatsächlich in der österreichischen Widerstandsbewegung eine führende Rolle gespielt hatte (anders als die Autoren im *Rot-Weiss-Rot-Buch*), behauptete, seine Gruppe habe die Saline gerettet.<sup>291</sup> Ein Mann namens Albrecht Gaiswinkler erklärte, er sei mit Unterstützung der Briten mit dem Fallschirm über dem Gebiet abgesprungen, um den Widerstand zu organisieren.<sup>292</sup> Er behauptete beispielsweise, er habe Kaltenbrunner gezwungen, Hitlers Vernichtungsbefehl zu wi-

derrufen, habe persönlich veranlasst, dass die Kunstobjekte in sicherere Kammern gebracht worden seien, und habe eines Nachts die Vorbereitung und Durchführung der Lähmungssprengungen überwacht – eine komplizierte Prozedur, die in Wirklichkeit mehrere Wochen in Anspruch nahm. Im Jahr 1946 hatte er darüber hinaus behauptet, Eigruher habe den Befehl erteilt, die Kunstwerke mit Flammenwerfern zu vernichten. Diese Geschichten verhalfen Gaiswinkler dazu, als Abgeordneter in den österreichischen Nationalrat gewählt zu werden. Doch als seine Darstellungen zunehmend unglaubwürdiger zu erscheinen begannen, verlor er an Rückhalt. Zunächst wurde seine Immunität aufgehoben, 1950 wurde er schliesslich aus der Partei ausgeschlossen, die ihn in den Nationalrat entsandt hatte.

Wesentlich wirkungsvoller waren die Bemühungen von Dr. Hermann Michel, dem Leiter der Mineralogischen Abteilung des Naturhistorischen Museums in Wien. Von Michel stammte angeblich die Nachricht, durch die Major Pearson, der die Infanterieeinheit in der Angriffsspitze der 3. US-Armee führte, über die in Altaussee versteckten Kunstschatze informiert wurde, zu denen auch die ungarischen Kronjuwelen gehören sollten (diese Kronjuwelen befanden sich jedoch nicht in der Saline. Sie wurden später in einem Ölfass entdeckt, das in einem Sumpf in der Nähe des bayerischen Dorfes Mattsee versenkt worden war). Obwohl sich Posey und Kirstein nach Kräften bemüht hatten, die am weitesten vorgeschobenen US-Truppen auf Hitlers Schatzhöhle aufmerksam zu machen, erfuhr Pearson erst durch diese Mitteilung von Altaussee. Die Nachricht war tatsächlich geschickt worden, aber es ist unklar, ob Michel wirklich der Absender war.

Als Pearson am 8. Mai mit zwei Jeeps und einer Wagenladung Infanteristen in Altaussee ankam, gehörte Michel zum Empfangskomitee. Er gab sich als Kunstexperte aus, führte den Amerikaner auf dem Gelände herum und erklärte ihm, dass in der eingestürzten Saline Kunstschatze im Wert von einer halben Milliarde Dollar lagerten. Er deutete ferner an – und bekräftigte dies später durch Aussagen von anderen Teilnehmern, die er dazu genötigt hatte –, dass er unmittelbar

an den Plänen zur Entfernung von Eigrubers Bomben beteiligt gewesen sei. Pearson glaubte Michels Darstellung aus einem einfachen Grund: Er war die einzige Person in der Saline, die Englisch sprach. In Wirklichkeit hatte Michel bestenfalls eine Nebenrolle bei den Vorgängen in Altaussee gespielt.

Im Jahr 1938 war Dr. Michel als Leiter des Naturhistorischen Museums in Wien abgesetzt worden, obwohl er grosse Anstrengungen unternommen hatte, um sich bei den NS-Funktionären lieb Kind zu machen.<sup>293</sup> Unter seinem neuen Direktor wurde das Museum zu einem Propagandainstrument der nationalsozialistischen Rassenideologie. Michel, jetzt Leiter der Mineralogischen Abteilung, stellte sich vehement hinter die Ausstellungspolitik des Museums, in der rassische Unterschiede zwischen den Menschen in den Vordergrund gerückt wurden, wie etwa das «rassische und gefühlsmässige» Erscheinungsbild der Juden und das des «idealen» Menschen, der natürlich nordisch geprägt war.<sup>294</sup> In vielen öffentlichen Vorträgen unterstützte er Hitlers Politik, trat dem Rotary-Club bei und schloss sich dort dem von Nationalsozialisten gebildeten Flügel an, «um den jüdischen Einfluss zu schwächen»,<sup>295</sup> und wurde Beauftragter für Öffentlichkeitsarbeit der Wiener Parteiorganisation der NSDAP.

Michel war weniger ein Rassist als vielmehr ein amoralischer Opportunist.<sup>296</sup> Jahrelang hatte er sich den schlimmsten Mördern und Rassisten der Geschichte angebiedert, aber er erkannte früher als die meisten anderen, dass die neuen Mächte die Befreier von Orten wie Altaussee sein würden. Das politische Vakuum von April bis Mai 1945 war eine Zeit, in der man vergangene Taten schnell verstecken oder umdeuten konnte und in der die Lüge von heute zur Wahrheit von morgen werden konnte. Jene, die sich beherzt aus der Deckung wagten, das wusste Michel, konnten nicht nur ihren eigenen Hals retten, sondern sich auch unentbehrlich machen für die alliierten Sieger.

Dergleichen geschah überall in Deutschland und in Österreich, als sich Menschen aus allen Schichten und gesellschaftlichen Bereichen – Parteigänger der Nazis gleichermassen wie tapfere Widerständ-

ler – in der neuen Ordnung die bestmögliche Ausgangsposition zu verschaffen versuchten. Doch George Stout durchschaute sie. «Ich habe alle diese Schwindler satt», schrieb er, «alle diese Kriecher, die sich in eine für sie vorteilhafte Lage zu manövrieren versuchen und aus all dem Leid persönlichen Gewinn oder Ruhm für sich selbst zu ziehen versuchen.»<sup>297</sup> Auch Posey war misstrauisch, da er die meisten der unzweifelhaften Nazis in Altaussee verhaftet hatte, aber dennoch verfiel Michels Geschichte. Bald wurde der Mineraloge in amerikanischen Zeitungen als Held von Altaussee gefeiert.

Aber dann flaute das Interesse ab. Die Geschichte von Altaussee, so bedeutend sie für die Kunstwelt und die Kultur war, wurde durch andere Geschichten mit weit grösserer Tragweite verdrängt – von Auschwitz, der Atombombe und dem sich zunehmend verschlechternden Verhältnis zur Sowjetunion, das die künftige Weltordnung und den bevorstehenden Kalten Krieg bestimmen sollte. Kirstein hatte dies vorausgesehen, als er am 13. Mai 1945 schrieb: «Wenn du diesen Brief erhältst, wirst du [von dem Fund in Altaussee] vielleicht schon in den Zeitungen gelesen haben, aber die meisten Korrespondenten feiern in Paris, und weil das so ungewöhnlich ist, wird darüber vielleicht gar nicht berichtet.»<sup>298</sup> Er fügte jedoch auch seine Zweifel hinzu: Wieso sollte einer der wichtigsten und unglaublichsten Momente in der Kunstgeschichte – und nicht zuletzt auch in der Geschichte des Weltkriegs – zu einer blossen vergessenen Fussnote werden?

Aber genau das geschah. Im Laufe der Jahre wurden einige Artikel und Bücher zu dem Thema veröffentlicht, doch schon bald gerieten die dramatischen Ereignisse in Altaussee in der Kunstwelt in Vergessenheit. Erst in den 1990er-Jahren beschäftigte sich der österreichische Jurist und Historiker Ernst Kubin mit dem Quellenmaterial – mit Briefen, Befehlen, Interviews und Berichten von Augenzeugen –, um herauszufinden, was tatsächlich in Altaussee geschah. Dieses Quellenmaterial, das für das vorliegende Buch abermals gesichtet wurde, liefert eine überraschende Geschichte mit noch überraschenderen Helden.

#### 450 DIE NACHWIRKUNGEN

Es stellt auch eine nahezu perfekte Zusammenfassung der Ereignisse in dieser politischen Übergangsphase dar und zeigt, dass Geschichte nicht selten eine verworrene Verbindung aus Absichten, Mut, Planungen und Gelegenheiten ist.

Wenn Hitlers Befehle den Anstoss zur Zerstörung einiger der bedeutendsten Kunstschatze der Welt darstellten, dann kam von seinem Getreuen Albert Speer der Gegenimpuls, der diese Zerstörung verhinderte. Am 30. März 1945 konnte Speer Hitler dazu bringen, seinen Nero-Befehl einer «vollständigen Zerstörung» nichtindustrieller Anlagen in eine Anordnung zu deren «dauerhafter Lähmung» abzumildern. Anschliessend formulierte Speer einen Durchführungserlass, durch den die Richtlinien des Nero-Befehls teilweise zurückgenommen oder unterlaufen wurden. Diese Anweisungen boten den Verantwortlichen der Saline in Altaussee Rückendeckung und ermöglichten es ihnen, den nötigen Mut aufzubringen, um sich Eigrubers Vorhaben entgegenzustellen.

Sie hatten nicht durch Zufall von diesem Plan erfahren, wie Kirstein glaubte. Sie waren am 13. April 1945 von Dr. Helmut von Hummel darüber informiert worden, der als persönlicher Referent von Martin Bormann im Führerbunker Zugang zu den meisten wichtigen Dokumenten hatte.<sup>299</sup> Von Hummel verfolgte damit die Absicht, Eigrubers Plan zu vereiteln, aber er wollte nicht öffentlich dazu stehen – die letzten Tage des Dritten Reiches waren gefährvoll, und von Hummel war ein typischer NS-Mitläufer –, weshalb er es dem Salinendirektor Emmerich Pöchmüller überliess, sich ohne Unterstützung aus hohen Parteikreisen mit Eigruber anzulegen. Als sich Eigruber weigerte, Pöchmüllers Telefonanruf entgegenzunehmen, fuhr der Bergwerkschef am 17. April nach Linz in der Hoffnung, den Gauleiter persönlich sprechen zu können. Für den Fall, dass er nicht vernünftig mit ihm reden konnte, war er entschlossen, ihn zu überlisten. Mit der Hilfe des technischen Leiters der Saline, Oberbergrat Eberhard Mayerhoffer, hatte Pöchmüller einen Plan entwickelt, der darauf zielte, die Eingangsstollen zur Saline zu sprengen, sodass die darin befindlichen Bomben unerreichbar wurden und Eigruber sie nicht mehr zünden

konnte. Diesen Plan wollten sie dem Gauleiter als eine Möglichkeit verkaufen, die Sprengkraft der Bomben zu verstärken und dadurch die Zerstörung der Saline sicherzustellen.

Der viel beschäftigte Eigruber (man erinnere sich: Sein Büro war voll mit Leuten, die alle etwas von ihm wollten) willigte in das Zusprennen der Stollen ein. Doch seine Erklärung, die Hauptsache sei die Vernichtung der Kunstschatze und hierbei werde er «stur bleiben wie die Böcke»<sup>300</sup>, und seine Drohung, «wenn wir diesen Krieg verlieren, dann werfe ich selbst Handgranaten in die belegten Räume»<sup>301</sup>, machten Pöchmüller den Ernst der Situation klar. Bis zum 19. April arbeitete er mit Betriebsleiter Otto Högler die Einzelheiten des Lähmungsplans aus. Es war eine schwierige und komplizierte Aufgabe, die sorgfältige Berechnungen der Tiefe der Bohrlöcher und der Sprengstoffmenge erforderte, um sicherzustellen, dass die Sprengungen nicht zum unbeabsichtigten Einsturz der Kammern führten, in denen die Kunstgüter eingelagert waren. Am 20. April begannen die Vorbereitungsarbeiten. Högler schätzte, dass sie ungefähr zwölf Tage in Anspruch nehmen würden – bis zum 2. Mai.

Am 28. April unterzeichnete Pöchmüller eine Anweisung, die sein eigenes Todesurteil hätte werden können, als er Högler auftrug, die Bomben aus dem Berg zu entfernen. Die «abgesprochene Lähmung», deren Zeitpunkt «Ihnen ausschliesslich von mir persönlich überbracht werden wird», bezog sich auf die Sprengungen der Eingangsstollen des Bergwerks.<sup>302</sup> Pöchmüller dürfte entsetzt gewesen sein, als zwei Tage später Eigrubers Adjutant, Gauinspektor Johann Glinz, mithörte, wie Högler am Telefon über den Einsatz eines Lastwagens zum Abtransport der Bombenkisten sprach und seine Anweisung dadurch bekannt wurde. Am Abend dieses Tages wurden sechs bewaffnete Wachsoldaten, die auf Eigrubers Befehle hörten, am Salineneingang postiert.

Am 3. Mai war die Lage verzweifelt. Die Amerikaner waren erst in Innsbruck, 240 Kilometer entfernt. Eigrubers Wachen kontrollierten den Eingang zur Saline; die Bomben befanden sich noch im Berg, und ein Sprengkommando war in einem benachbarten Tal gesichtet worden. Aber noch war nicht alles verloren.



Fast alle Sprengladungen für die «Lähmung» waren vorbereitet, und Karl Sieber, der Restaurator und Vertraute Pöchmüllers, hatte zwei von Eigrubers Wachmännern davon überzeugen können, dass der Plan des Gauleiters barbarisch und unverantwortlich sei.<sup>303</sup> Mittlerweile hatte sich unter den Bergleuten herumgesprochen, dass die Kisten Bomben enthielten und nicht die Skulpturen, die in den Beschriftungen genannt waren. Der Bergmann Alois Raudaschl, der Parteimitglied war, wusste, dass Ernst Kaltenbrunner, der aus dieser Region stammte und in die höchsten Ränge der NSDAP aufgestiegen war, nach Altaussee unterwegs war, und schlug vor, mit dem Chef des Reichssicherheitshauptamtes Kontakt aufzunehmen.

Am 3. Mai gegen zwei Uhr nachmittags traf sich Raudaschl im Haus eines gemeinsamen Freundes mit Kaltenbrunner. Raudaschl schilderte Kaltenbrunner die Situation und bat ihn, Högler zu der Besprechung hinzuholen zu dürfen. Kaltenbrunner erklärte, dass die Kunstwerke gerettet werden müssten und auch die Erwerbsgrundlage der Bergleute nicht unnötigerweise vernichtet werden dürfe. Als Högler Kaltenbrunner drängte, ihn zu ermächtigen, die Bomben aus dem Berg zu entfernen, überlegte Kaltenbrunner und sagte schliesslich: «Ja, machen Sie es, ich werde Sie schon decken.»<sup>304</sup>

In dieser Nacht wurden die Bomben von den Bergleuten mit stillschweigender Duldung durch Eigrubers Wachen aus der Saline entfernt. Es dauerte vier Stunden. Die Bergmänner wussten nichts von den drei Wochen währenden Planungen und Bemühungen, die schliesslich diese Aktion ermöglicht hatten; sie dachten, sie würden die Bomben heimlich und aus eigener Initiative aus dem Berg herauschaffen. Diese falsche Einschätzung aus gutem Glauben, die als Tatsache angesehen wurde, verleitete die Amerikaner und die Historiker zu einer völligen Fehlinterpretation der Situation.

Um Mitternacht erschien ein weiterer loyaler Adjutant von Eigruber, Panzerfeldwebel Heider, in Altaussee. Wenn die Bomben aus dem Bergwerk entfernt werden sollten, würde der Gauleiter Högler dafür verantwortlich machen und ihn «rücksichtslos beseitigen.»<sup>305</sup> Die

Bomben hätten unbedingt an Ort und Stelle im Berg zu bleiben. Wenn dies nicht befolgt würde, «käme der Gauleiter in der Früh persönlich nach Altaussee und werde alle aufhängen.»<sup>306</sup> (So entstanden auch später die Gerüchte, dass die Bergleute bedroht worden seien, während sich in Wirklichkeit nur die Verschwörer in Gefahr befanden.) Kaltenbrunner war sich der Gefahr bewusst und konnte Eigruber in der Nacht zum 4. Mai gegen 1.30 Uhr telefonisch erreichen. Nach einem hitzigen Telefongespräch gab Eigruber schliesslich nach.<sup>307</sup> Er verlangte nur, dass die Bomben nicht, wie Högler geplant hatte, in den See gestürzt, sondern an der Salzbergstrasse gelagert werden sollten.

Einen Tag später, am Morgen des 5. Mai, fuhren Emmerich Pöchmüller und Otto Högler, zwei der wahren Helden von Altaussee, in aller Frühe zur Saline. Die Bergleute hatten 20 Stunden durchgearbeitet, um die Bohrstellen zu laden und die Vorbereitungen für die Zusprennung der Eingänge abzuschliessen, wofür nicht nur sechs Tonnen Sprengstoff, sondern auch 386 Zünder und 502 Zeitschaltuhren erforderlich waren. Auf Pöchmüllers Kommando wurden die Schalter umgelegt, und der Berg erzitterte unter dem harten Schlag der Sprengungen. Schuss folgte auf Schuss, insgesamt waren es 76 Schuss am ersten Sprengungsort. Nach der Zusprennung von zwei weiteren Eingängen waren 137 Stollen im Salzbergwerk von Altaussee unzugänglich gemacht geworden.<sup>308</sup>

**Altaussee****Mai bis 10. Juli 1945**

Als die Monuments Men Robert Posey und Lincoln Kirstein am 12. Mai 1945 in Altaussee ankamen, war das kleine Bergarbeiterdorf in der Hand einer Gruppe amerikanischer Infanteristen. Ausserdem erwarteten sie Dutzende Bergleute und mehrere österreichische und deutsche Beamte und fast ebenso viele einander widersprechende Geschichten. Kirstein schrieb: «Wilde Gerüchte kursierten über den Eingang zum Bergwerk; die Saline sei gesprengt worden, wir konnten nichts sehen; es gab keine Möglichkeit, sie zu betreten.»<sup>309</sup> Aber dennoch drangen die Kulturgüterschutzoffiziere in das Bergwerk vor und arbeiteten sich im kalten Stollen an die aufgetürmte Mauer aus Schutt und Gestein heran. Durch die Sprengungen sollte eine zwölf Meter dicke Barriere entstehen, aber niemand konnte mit Sicherheit sagen, ob dies auch geschehen war. Und niemand wusste, was sie auf der anderen Seite erwarten würde.

Die Bergarbeiter schätzten, dass es zwei Wochen dauern würde, einen Durchgang durch das Geröll zu treiben. Als ausgebildeter Architekt war Posey sicher, dass das auch in einer Woche zu schaffen sein würde. Die Bergleute, die nun unter dem Befehl der Amerikaner standen, machten sich mit einfachen Pickeln und Schaufeln ans Werk. Am nächsten Morgen hatten sie am oberen Ende des Gangs einen kleinen Spalt freigeräumt, der gross genug war, dass sich ein Mann hindurchzwängen konnte.

Robert Posey kroch als Erster hindurch, ihm folgte Lincoln Kirstein. Hinter der Mauer erwartete sie eine andere Welt: Es war staubig, dunkel, und es herrschte eine unheimliche Stille. Die altmodischen Karbidfackeln warfen ihr Licht ein paar Meter den Hauptgang hinab, der voll war mit Schutt. Die eisernen Sicherheitstüren, die durch die

Wucht der Detonationen zerborsten waren, hingen schief in ihren Angeln. Die Luft war feucht, was darauf hindeutete, dass einige Schleusen gebrochen und die Kammern überflutet worden waren. Hinter der ersten Tür, der sie sich näherten, befand sich ein Dynamitlager. Hinter der Tür führte ein schmaler Nebenstollen hinein in den Berg. Die zweite Tür war aus massivem Eisen; man brauchte zwei Schlüssel, um sie zu öffnen. Dahinter tauchte van Eycks *Jungfrau Maria* auf, die still in einem Buch las. Neben ihr lagen auf vier leeren Kartons sieben Flügel des Genter Altars. «Die geheimnisvollen Juwelen der bekrönten Jungfrau schienen das Licht unserer flackernden Karbidlampen förmlich anzuziehens schrieb Kirstein später. «Ruhig und schön war der Altar, er lag einfach nur da.»<sup>310</sup>

Die Monuments Men kehrten um und konnten durch halb versteckte, stockdunkle Gänge den gesprengten Bereich umgehen. Ein Führer führte sie tief hinein ins kalte Herz des Berges, vorbei an abzweigenden Nebenstollen in eine hohe, gewölbte Höhle. Das Licht ihrer Lampen, das in der Finsternis tanzte, erhellte Stapel von Holzkristen, in denen einige der bedeutendsten europäischen Kunstwerke verpackt waren, bis es schliesslich auf die milchig-weiße Oberfläche von Michelangelos *Brügger Madonna* fiel. Sie lag auf einer alten, braunweiss gestreiften Matratze, höchstwahrscheinlich jener Matratze, auf die man sie acht Monate vorher geworfen hatte, nur wenige Tage bevor der britische Monuments Man Ronald Balfour in Brügge angekommen war. Der Monuments Man Thomas Carr Howe Jr. (der im Juni nach Europa kam) schrieb später: «Das Licht unserer Lampen umspielte die sanften Falten des Kleides der Madonna, ihre ebenmässigen Gesichtszüge. Ihre ernsten Augen blickten nach unten, sie schien sich des kräftigen Kindes nur halb bewusst zu sein, das sich an sie schmiegte und dessen eine Hand fest in der ihren lag.»<sup>311</sup> Einige Tage später entdeckten die Monuments Men in einer tieferen Höhle die restlichen vier Flügel des Genter Altars und Vermeers *Maler in seinem Atelier* sowie, in einer dunklen Nische der Kammer, den *Astronom*, jenen Vermeer, der sich im Besitz der Familie Rothschild befunden hatte.

## 456 DIE NACHWIRKUNGEN

Am 18. Mai, als die Bedeutung dieses Fundes allmählich bekannt wurde, wurde Lincoln Kirstein zum Hauptquartier zurückgeschickt, um «einen Fachmann zu holen, der sich mit Luft, Feuchtigkeit und der Chemie von Malfarben auskannte, damit wir feststellen konnten, in welchem Zustand sich die Gemälde befanden. Und bei diesem Fachmann», schrieb er, «handelt es sich natürlich um George Stout, einen der wahrscheinlich sympathischsten Menschen der Welt.»<sup>312</sup>

Der unentbehrliche George Stout kam am 21. Mai in Altaussee an. Seine erste Handlung bestand darin, die in der Saline gefundenen Kunstwerke sorgfältig zu erfassen, nachdem bereits der Restaurator Karl Sieber und der Ingenieur Max Eder eine zusammenfassende Bestandsliste erstellt hatten, die Dr. Michel den Amerikanern übergab.<sup>313</sup>

- 6'577 Gemälde
- 230 Zeichnungen und Aquarelle
- 954 Grafiken
- 137 Plastiken
- 128 Nummer-Waffen
- 79 Körbe mit Kunstgewerbe
- 484 Kisten verschiedenen Inhalts
- 78 Möbel
- 122 Tapisserien
- 181 Bücherkisten und Pakete
- 1'200 bis 1700 Bücherkisten und Pakete (geschätzt)
- 283 Verschiedenes

Dann begann er mit den Befragungen der Salinenmitarbeiter und inspizierte die Kammer im Berg. «Es war faszinierend», schrieb Kirstein, «ihm zuzuhören, wenn er Vergleiche anstellte zwischen den amerikanischen Methoden der Ermittlung von absoluter oder relativer oder einer sonstigen Art von Feuchtigkeit und den österreichischen Methoden, die der Professor für Mineralogie der Universität Wien [Dr. Michel] angewendet hatte, der die ganze Zeit in diesem Kunstde-

pot gewesen war und uns seine Referenzen vom österreichischen Widerstand zeigte.»<sup>314</sup> Nach dreitägigen Untersuchungen und Ermittlungen erklärte Stout, dass die Kunstobjekte noch ein weiteres Jahr sicher in der Saline lagern könnten. Nachdem er das Bergwerk wieder in Poseys Obhut gegeben hatte, fuhr er zurück zur 3. US-Armee, wo er sich dafür einsetzte, die Verbrechen zu untersuchen, die in der abgelegenen Saline in den österreichischen Alpen begangen worden waren. Eine solche Untersuchung fand allerdings nie statt.

Am 14. Juni kehrte George Stout mit Leutnant Steve Kovalyak nach Altaussee zurück. Am nächsten Tag waren die Gänge im Bergwerk endlich freigeräumt, und alle «gelähmten» Stollen waren wieder offen. Für diese Arbeit hatten die Bergleute 253 Schichten benötigt, in denen sie insgesamt 879 Ladungen Geröll abtransportierten.

Zehn Tage später, am 25. Juni, erreichten Stout jedoch besorgniserregende Nachrichten. US-Präsident Harry Truman hatte gegenüber Stalin nachgegeben. Die westlichen Alliierten würden nicht das gesamte von ihnen besetzte Gebiet halten, sondern sich auf jene Nachkriegsgrenzen zurückziehen, die von den Grossen Drei (Roosevelt, Churchill und Stalin) im Februar auf der Jalta-Konferenz festgelegt worden waren. Vertreter der amerikanischen Militärverwaltung fürchteten, dass am Ende viele Kunstdepots in der sowjetischen Besatzungszone liegen würden. Alles, was sich in Altaussee befand, erkannte Stout, könnte schliesslich Stalin in die Hände fallen. Den Monuments Men würde nicht ein Jahr Zeit bleiben, um die Schätze aus Altaussee wegzuräumen, wie Stout angenommen hatte. Sie würden nur bis zum 1. Juli Zeit haben. Vier Tage.

Stout drückte aufs Tempo. Karl Sieber und die beiden neuen Assistenten von Stout, die Monuments Men Thomas Carr Howe Jr. und Lamont Moore, wurden in die Saline hinabgeschickt, um die wichtigsten Objekte auszusuchen, die als Erste geborgen werden sollten. Stout hatte die deutschen Schafwollmäntel mitgebracht, die er in Merkers zum Einwickeln der Objekte verwendet hatte; in Altaussee sollten sie demselben Zweck dienen. Nachdem sie umhüllt und verpackt waren,

wurden die Objekte auf die kleinen Förderwagen geladen (auch als «Hunte» bezeichnet), die auf schmalen Bohlen bewegt wurden, die sich durch das gesamte Bergwerk zogen. Draussen wurden die Kunstwerke auf Lastwagen verladen, die sie, eskortiert von zwei Halbkettenfahrzeugen, über die gefährliche Bergstrassen zum Central Collecting Point der MFAA brachten, der Sammelstelle in München, die James Rorimer eingerichtet hatte. Dort wurden die Lastwagen entladen, und die Schafwollmäntel – wie auch alle Kisten und sonstiges verfügbares Verpackungsmaterial – wurden für die nächste Lieferung nach Altaussee zurückgebracht.

Die Bedingungen verschlechterten sich rapide. Da der Zeitplan bereits überschritten war, liess Stout die Männer 16 Stunden am Tag arbeiten, von 4 Uhr früh bis 8 Uhr abends. Es regnete ununterbrochen, was das Beladen der Lastwagen erschwerte und sogar den Gang zur Schlafbaracke beeinträchtigte. In der Saline waren die Beleuchtung und die elektrischen Systeme, die durch Pöchmüllers Sprengungen funktionsunfähig geworden waren, noch nicht wieder instandgesetzt. Es gab nicht genug Platz zum Schlafen, die Verpflegung war knapp, Kommunikation mit der Aussenwelt gab es praktisch nicht. Stout schürfte sich die Knöchel an den salzigen Wänden der Saline auf und zog sich eine Infektion zu; jeden Abend musste er seine Finger stundenlang in einen Helm mit heissem Wasser legen, um sie zum Abschwellen zu bringen. «Meine Hände spüre ich ziemlich», notierte er in seinem Tagebuch in seiner üblichen untertreibenden Art.<sup>315</sup>

Sie schafften es nicht bis zum 1. Juli. Zum Glück war auf der höheren politischen Ebene vereinbart worden, dass dieser Stichtag nur für Deutschland, nicht aber auch für Österreich gelten solle. Die Männer arbeiteten weiter. Am 10. Juli verkündete Stout beim Frühstück: «Heute wollen wir uns mal unsere Prädikatsobjekte vornehmen.»<sup>316</sup> Er hatte sich mehrere Tage zusammen mit Steve Kovalyak damit beschäftigt, die *Brügger Madonna* mit Mänteln, Papier und Stricken zu verpacken, bis sie, wie es Stouts Assistent Thomas Carr Howe Jr. ausdrückte, «aussah wie ein zusammengeschnürtes Stück Schinken».<sup>317</sup> Ein Schinkenstück mit dem Gewicht von einer Tonne allerdings, auf

dem selbst ein winziger Kratzer für immer von der Welt wahrgenommen werden würde. Aber Stout war zuversichtlich. Als die Plastik mithilfe eines Spezialeils und einer Zugvorrichtung auf einen bereitstehenden Förderwagen gehievt worden war, erklärte er: «Ich glaube, so könnten wir sie von einem Alpengipfel zum nächsten hüpfen lassen, bis nach München, ohne sie zu beschädigen.»<sup>318</sup> Dann ging er zum ersten Mal persönlich neben der Hunt und der Statue her, bis sie den Salineneingang erreichten.

Als Nächstes kam der Genter Altar an die Reihe, dessen Flügel schon alle in Kisten verpackt worden waren. Der Lastwagen wurde auf dieselbe Weise vorbereitet wie die Dutzende anderen, die bereits manche wertvollen Kunstobjekte von der Saline abtransportiert hatten. Zunächst wurde die Ladefläche mit wasserdichtem Papier ausgekleidet, das die deutsche Wehrmacht als Schutz vor Gasangriffen hatte einsetzen wollen. Über das Papier wurde eine Filzschicht gelegt, und darauf kamen die «Würste». Dabei handelte es sich um 45 Zentimeter dicke Kissen, die George Stout aus Seiden-Vorhangstoffen hatte herstellen lassen, die im Bergwerk gefunden worden waren. Im Falle des Altars wurden die Kisten dann senkrecht auf die Würste gestellt, dazu wurden an beiden Seiten Kartons aufgestapelt, um die Kisten zu stabilisieren und Stöße abzufedern. Als alle zwölf Flügel in parallelen Reihen auf dem Lastwagen standen, wurden oben ebenfalls wasserdichtes Papier und Filz darauf gelegt, dann wurde die gesamte Ladung an den Seiten befestigt.

Die Verpackung und Verladung der *Brügger Madonna* und des Genter Altars erfolgte mit aussergewöhnlicher Sorgfalt und beanspruchte einen ganzen Tag. Am nächsten Morgen wurden zwei der bedeutendsten europäischen Kunstwerke, mit George Stout im vorausfahrenden Fahrzeug und zwei Halbkettenfahrzeugen im Gefolge, 240 Kilometer weit die steilen Alpenpässe hinunter nach München befördert. Ihre Rückführung nach Hause hatte begonnen.

Knapp einen Monat später, am 6. August 1945, verliess George Stout Europa. Auch er war auf dem Heimweg: Er war jetzt 47 Jahre alt, müde, aber nicht erschöpft. In etwas mehr als 13 Monaten hatte er



#### 460 DIE NACHWIRKUNGEN

Zehntausende Kunstobjekte entdeckt, untersucht und verpacken lassen, darunter alle 80 Lastwagenladungen aus Altaussee. Er hatte die Feldoffiziere der MFAA in der Normandie angeleitet, das Hauptquartier der alliierten Streitkräfte dazu gedrängt, den Kulturgüterschutz stärker zu unterstützen und auszuweiten, die anderen Monuments-Offiziere in Frankreich und Deutschland betreut, viele wichtige Nazi-Größen verhört und die meisten Kunstdepots südlich von Berlin und östlich des Rheins persönlich inspiziert. Es war wohl nicht übertrieben, wenn man schätzte, dass er in seinem alten ramponierten VW-Käfer insgesamt 80'000 Kilometer zurückgelegt und fast alle Kampfgebiete im Bereich der 12. US-Armee besucht hatte. Und während seines Einsatzes auf dem europäischen Kontinent hatte er sich nur ein-einhalb Tage freigenommen.<sup>319</sup>

**Brief von James Rorimer an seine Frau Katherine, 17. Mai 1945**

Du beschwerst dich wahrscheinlich, dass du seit einigen Tagen nichts mehr von mir gehört hast. Noch nie in meinem Leben habe ich an einem aufregenderen Ort gearbeitet und mehr Erfolge erzielt als in den vergangenen zwei bis drei Wochen, in denen ich in unserem gesamten Besatzungsgebiet unterwegs war und jeweils zweimal nach Salzburg und nach Füssen gekommen bin (jene Stadt, die nicht weit von Schloss Neuschwanstein liegt) und ausserdem nach München, Worms, Frankfurt, Darmstadt, Mannheim, Heidelberg und Dutzende kleinerer Orte. Du kannst dir denken, dass es uns mittlerweile erlaubt ist, Namen und auch noch mehr mitzuteilen, was seit meiner Abreise von zu Hause vor mehr als einem Jahr nicht möglich war. Ich bin im Augenblick in Augsburg stationiert, habe aber kaum Gelegenheit, mir die Stadt anzuschauen, weil ich viel unterwegs bin, wenn ich nicht gerade im Hauptquartier etwas zu erledigen habe. Ich habe hochinteressante Informationen und Dokumente über den gross angelegten Kunstraub der Nazis in Europa aufgetan, habe mich mit den grossen Nummern der Nazis befasst, Hinweise und Anhaltspunkte überprüft und so viele Kunstschatze aufgespürt, wie ich nie erwartet hätte. Die Monuments Men Kuhn und Oberstleutnant McDonnell waren gerade hier, um sich einige der Sachen anzuschauen, die ich gefunden habe. Ich habe einige der Hauptverantwortlichen dieser Bauborganisation ausfindig gemacht und Informationen zutage gefördert, die in der Weltpresse Schlagzeilen gemacht haben, wenn ich es richtig mitbekommen habe. Schau in die Zeitungen und überzeuge dich selbst. So komme ich über die Weltpresse mit dir in Kontakt.

Görings Kunstsammlung, sein Privatzug, sein Haus in Berchtesgaden wie auch Hitlers Residenz und das Braune Haus in München, die Schlösser in Füssen (Neuschwanstein) und die Klöster, die zum Verstecken von Kunstwerken benutzt wurden – all das

bildet den Hintergrund meiner Arbeit. Ich bin mit meinen Berichten weit im Rückstand, aber mein Tagebuch ist auf dem aktuellen Stand. Was für aufregende Geschichten werde ich in dem Buch bringen können, das ich schreiben möchte. Ich kann wirklich sagen, dass ich meine Aufgabe im Krieg erfüllt habe. Neulich hatte ich ein angenehmes Gespräch mit Generalmajor Taylor von der 101. Luftlandedivision, der mich zu sich rufen liess. Ich werde ihn am Sonntag erneut treffen. Harry Anderson vom American Institute wird sich sozusagen unter meiner Anleitung um die Göring-Sammlung kümmern. Er ist Hauptmann. Ich hoffe, dass mir in ein paar Tagen noch ein weiterer Offizier zugeteilt wird, der mir helfen soll. [Monuments Man] Calvin Hathaway ist noch hier und eine grosse Hilfe für mich. Auch Skilton ist noch da, und zweifellos werden auch einfache Soldaten als Helfer herangezogen werden – was für ein Leben für einen Oberleutnant. Ich glaube, ich wurde seinerzeit aus Paris abgezogen, weil sich zwei Generäle nicht einigen konnten. Aber ich bin froh, dass ich hier bin. Ständig wird über Züge mit Kunstobjekten berichtet. Ich kann meine Gedanken gar nicht richtig sammeln in diesen Tagen ...

Bislang habe ich noch keine Berichte über meine Arbeit gesehen, in denen auch von den massgeblichen Leuten, den Informationen und den Kunstwerken des Einsatzstabs Rosenberg die Rede war. Das war schon mein persönliches Ziel gewesen, als ich zum Militär ging, als ich in die Abteilung Civil Affairs versetzt wurde, als ich vor der Leitung des American School Center in Shrivenham stand und als ich während meiner acht Monate in Paris mit anderen Aufgaben beschäftigt war. Fast hätte ich es nicht nach Deutschland geschafft. Ich kann dir gar nicht sagen, wie sehr ich mich freue, dass es unsere Armeegruppe war, die alle diese Orte besetzt hat, die bis auf zwei Ausnahmen die allerwichtigsten sind ... Jetzt ist es mein sehnlichster Wunsch, meine militärische Laufbahn so bald wie möglich zu beenden und ins Zivilleben zurückzukehren.

Mach dir nicht die Mühe, mir irgendwelche Sachen zu schicken. ...  
Im Moment brauche ich nichts, da ich alles, was ich benötige, in  
der Kaserne bekomme. Ich weiss noch nicht, wohin ich als Näch-  
stes kommen werde, aber ich bin weiter ständig auf Achse.

Nun muss ich wieder an die Arbeit. Alles Liebe, alles Weitere  
dann, wenn sich die Dinge etwas beruhigt haben.

Jim

## AUF DEM WEG NACH HAUSE

### Heilbronn

#### September bis November 1945

Mit dem Ende der Kämpfe endete die Arbeit der Monuments Men noch lange nicht. Wie die Situation in Altaussee zeigte, war das Aufspüren von Raubkunst nur der erste Schritt in einem langen Prozess. Die Kunstobjekte mussten untersucht und katalogisiert und dann verpackt und aus den Bergwerken, Schlössern, Klöstern und schlichten Erdlöchern abtransportiert werden, wo sie versteckt worden waren. In fast allen Unterbringungsorten gab es NS-Archive, die ebenfalls weggebracht werden mussten, damit die Forscher feststellen konnten, woher die Kunstgüter kamen und wer ihre rechtmässigen Besitzer waren. Die Archive führten zwangsläufig zur Entdeckung weiterer Depots, ebenso wie die Befragungen der NS-Funktionäre, die nach dem Zusammenbruch des Regimes festgesetzt worden waren. Und fast jeden Tag stiessen Soldaten auf unerwartete Schätze, die in Kellern, Zugwaggons, Lebensmittellagern und Ölfässern versteckt waren.

Bis zum 4. Juni, knapp einen Monat nach der deutschen Kapitulation, wurden allein im Zuständigkeitsbereich der 7. US-Armee 175 Kunstdepots aufgefunden. Die MFAA wurde so schnell wie möglich durch weitere Offiziere und Soldaten verstärkt – die grosse Mehrzahl der 350 Männer und Frauen, die in der multinationalen MFAA-Organisation mitwirkten, waren erst nach dem Ende der Feindseligkeiten dazugestossen –, doch bislang waren erst ein paar der betreffenden Bergwerke und Schlösser ausgeräumt worden. Und jedes Objekt, das aus einem Loch geholt wurde, musste irgendwo anders hingebracht werden. Dem emsigen James Rorimer war es gelungen, der MFAA eines der begehrtesten Gebäude in München zu sichern: den Gebäudekomplex, in dem früher die Parteizentrale der NSADP untergebracht gewesen war. Bald wurden aus allen Teilen Süd-

deutschlands und Österreichs Kunstwerke und andere geraubte Kulturgüter zu diesem Gebäude geliefert, das jetzt als Central Collecting Point München bezeichnet wurde. Im Juli waren die verfügbaren Räumlichkeiten schon fast voll, daher sicherte sich Rorimer ein ähnliches Gebäude in Wiesbaden. Einige Wochen später wurde ein Gebäude auf dem Gelände der Marburger Universität für die Unterbringung von Archiven beschlagnahmt. Walker Hancock, dem stets optimistischen Monuments Man der 1. US-Armee, wurde die Leitung dieser Einrichtung übertragen.

James Rorimer hielt es dagegen nicht lange an einem Ort. Nach kurzer Zeit brachte er Harry Ettlinger mit, den deutsch-jüdisch-amerikanischen Soldaten, der am Tag vor der Kapitulation der Deutschen als sein persönlicher Übersetzer in sein Büro gekommen war. Plötzlich wurde Harrys Militärdienst so aufregend und interessant, wie die vorhergehenden vier Monate öde und langweilig gewesen waren.<sup>320</sup>

Mitte Mai nahm Rorimer ihn mit ins Gefängnis zu einem vierstündigen Verhör eines Deutschen. Rorimer hatte sich seit Tagen um den Mann bemüht: Er hatte versucht, sich mit ihm anzufreunden, ihm Zigaretten geschenkt und ihm Mitgefühl vorgespielt. Schliesslich war der Mann aufgetaut, und jetzt brauchte Rorimer Harry, um von ihm Informationen über seine Kunstsammlung zu erlangen. Bei dem Gefangenen handelte es sich um Heinrich Hoffmann, Adolf Hitlers Leibfotografen. Was musste ein verfolgter deutscher Jude empfunden haben, als er unmittelbar vor einem Mann stand, der regelmässig mit Hitler gespeist hatte und mehr als zwanzig Jahre lang sein unerschütterlicher Anhänger und Vertrauter gewesen war? Hoffmann beharrte natürlich darauf, dass er ein Mitläufer gewesen sei. Er habe nur deshalb Propagandafotos von Hitler gemacht, weil er jedes Mal, wenn eines davon abgedruckt wurde, auch auf deutschen Briefmarken, Tantiemen erhielt. Er habe nur deshalb Kunstwerke zweifelhafter Herkunft von «angesehenen» Händlern gekauft, um davon Fotoaufnahmen anzufertigen. Er sei zwar durch den Nationalsozialismus reich geworden, aber

er sei niemals ein überzeugter Nazi gewesen, sondern habe nur die wirtschaftlichen Chancen genutzt. Sei das denn nicht auch die amerikanische Art?

Kurze Zeit später begleitete Harry Rorimer nach Berchtesgaden. Während sich Rorimer mit den Kunstobjekten vor Ort beschäftigte – der Reichsmarschall war nicht der einzige ranghohe NS-Funktionär, der seine Beute in dieser einstigen Nazi-Bastion versteckte –, stieg Harry den Berg zu Hitlers Berghof hinauf. Er stand allein im Wohnzimmer des «Führers» und starrte durch das riesige Fenster (das Glas war schon lange verschwunden), aus dem Adolf Hitler so häufig auf sein Reich geblickt hatte. Das Haus war von Soldaten bereits weitgehend leergeräumt worden, aber Harry konnte noch ein paar Achselklappen und einige Briefbögen mit dem Briefkopf eines hohen SS-Generals ergattern. Er blickte hinaus auf Deutschland, das nun frei war, und dachte einfach nur: «Es ist ein schönes Gefühl.»

Ende Mai nahm Hauptmann Rorimer den Schützen Ettlinger nach Neuschwanstein mit. Neuschwanstein! Nur Altaussee konnte es sowohl im Hinblick auf die Szenerie als auch auf die Qualität der geraubten Kunstwerke damit aufnehmen. Aber Altaussee hatte keine Geschichte. Wie viele deutsche Kinder war auch Harry Ettlinger mit Geschichten über dieses Schloss und seine enormen Reichtümer aufgewachsen; durch seine Tore zu gehen, war wie der Eintritt in ein Märchenland seiner Kindheit. Hier war das legendäre Deutschland mit seinem berühmten goldenen Thronsaal.

Aber es war auch das Deutschland der Gegenwart, Raum für Raum gefüllt mit geraubten Kunstobjekten. Am Eingang hatte Harry gesehen, wie Rorimer einen britischen Zweisternegeneral abgewiesen hatte. Der amerikanische Hauptmann war unnachgiebig: Niemand durfte in das Schloss. Aber hier war Harry Ettlinger, ein ganz gewöhnlicher Schütze, der diese Kunstwerke, das Gold und all die Schätze anstarrte – den Rothschild-Schatz! –, von denen er als Kind in Karlsruhe niemals zu träumen gewagt hätte. Er übersetzte seit Wochen Dokumente, aber das waren nur Worte und Zahlen. Zu sehen, wie diese

Bilder, die Künstler wie Rembrandt gemalt hatten, als Beutegut aufeinandergestapelt waren, das war etwas ganz anderes. «Was ich über den Holocaust weiss», sollte Harry später sagen, «begann damals mit der Erkenntnis, dass Menschen nicht nur das Leben genommen worden war – was ich viel später erfuhr –, sondern auch all ihr Besitz. ... Für mich war Neuschwanstein tatsächlich der Beginn eines Prozesses, in dem sich mir jener Abschnitt der Geschichte erschloss, der niemals in Vergessenheit geraten sollte.»<sup>321</sup>

Im September 1945 schickte Rorimer Harry Ettlinger nach Heilbronn zu jener Saline, deren Überflutung er im April verhindert hatte. Der Lärm des Krieges gehörte nun der Vergangenheit an, doch sein Echo war noch vernehmbar. Das Hotel Kronprinz, in dem Harry zusammen mit zwanzig weiteren Soldaten wohnte, war das einzige Gebäude, das in diesem einst mit soliden Steinhäusern bebauten Viertel noch stand. Auf den Strassen sah man keine Menschen, aber sie waren voll mit Schutt und Geröll, und bislang war noch nichts unternommen worden, um sie frei zu räumen. Im verwüsteten Stadtzentrum gab es nur wenige Anzeichen von Leben. Harrys wichtigster Orientierungspunkt auf seinem Weg zur Saline war die Bahnstation Bockingen, die ebenfalls vollständig zerstört war. Gegenüber dem Bahnhof stand ein grosser Betonblock, der als Luftschutzbunker gedient hatte. Nach den verheerenden alliierten Bombenangriffen vom 4. Dezember 1944 war der Eingang verschlossen worden. Der Luftschutzbunker war auf irgendeine Weise in Brand geraten; im Inneren befanden sich noch die Leichen von 2'000 Einwohnern, die sich hier in Sicherheit zu bringen versucht hatten. Wenn Harry eine persönlichere Erinnerung an die Schrecken des Krieges wünschte, musste er nur Ike anschauen, einen Überlebenden von Auschwitz und Dachau, der nur noch 32 Kilo wog und den seine Einheit gewissermassen «adoptiert» hatte.

Aber dank James Rorimer hatte die Saline in Heilbronn die Produktion wieder aufnehmen können und schien das einzige lebende Wesen zu sein in einem Land, das in tiefem Schlummer lag. Die Pumpen waren repariert worden und pumpten das eindringende Wasser des Neckar aus den unterirdischen Kammern ab. Die Fördergefässe trans-



portierten grosse Mengen salzhaltigen Gesteins nach oben. Dort wurden die Felsbrocken zu einem grossen Schmelzofen gebracht, wo sie bei 650 Grad Celsius verflüssigt wurden, sodass man die Salzkristalle abscheiden konnte. Der Schmelzofen wurde mit Koks befeuert, einem Kohlenprodukt, und da es in der Saline Koks im Überfluss gab, konnte auch eine nahe gelegene Glasfabrik wieder ihren Betrieb aufnehmen. Inmitten all dieser Zerstörung, in der sich die meisten Menschen schwertaten, etwas zu essen oder ein warmes Bett aufzutreiben, produzierte diese Fabrik Tausende Coca-Cola-Flaschen.

In Heilbronn begriff Schütze Ettliger zum ersten Mal, wie anspruchsvoll die Aufgabe der MFAA war. Es gab nur zwei Monuments Men in dieser Stadt, aber von ihnen erwartete man, dass sie buchstäblich Tonnen von Kunstobjekten aus dem Bergwerk nach oben beförderten. Über Tage arbeitete der Monuments Man Leutnant Dale Ford, ein Innenarchitekt, der erst vor Kurzem von der Roberts-Kommission aus einer Tarneinheit in Nordafrika abgezogen worden war. Ford und drei Deutsche – ein Kunsthistoriker, ein Verwaltungsangestellter und ein ehemaliger ERR-Mitarbeiter, der während des Krieges in Paris eingesetzt gewesen war (möglicherweise im Jeu de Paume, was aber nicht geklärt werden konnte) – verbrachten ihre Tage in einem kleinen Büro in der Nähe des Aufzugschachts und durchforsteten die ERR-Archive. Ihre Hauptaufgabe bestand darin, in dem Schutt und Geröll die besonders bedeutenden Kunstwerke ausfindig zu machen.

Harrys Aufgabe war es, sie nach oben zu bringen. Jeden Morgen, nachdem er die Überreste des Luftschutzbunkers und die Coca-Cola-Flaschenfabrik passiert hatte, wurde ihm eine Liste mit Objekten und deren Lage ausgehändigt. Dann fuhr er zusammen mit zwei deutschen Bergmännern 210 Meter tief in die Dunkelheit hinab. Zwei Salinen waren als Kunstdepots benutzt worden (die zweite, Kochendorf, lag nicht weit entfernt), und zusammen verfügten sie über kilometerlange Gänge und Kammern. In diesen Kammern befanden sich mehr als 40'000 Kisten, aus denen Harry jeden Tag einige Dutzend Kunstobjek-

te herausholen sollte. Es war eine beängstigende Aufgabe, aber Harry kam zweierlei zugute. Zum einen waren die ERR-Unterlagen sehr akkurat; bis zur Nummer der Kiste auf dem Regal an der Wand war genau verzeichnet, wo sich die jeweiligen Stücke befanden. Zum anderen hatte der Chefingenieur der Saline Rorimer im April zugesichert, dass die Objekte in mehreren kleineren Kammern auf der oberen Etage des Bergwerks gelagert werden würden. Die grösseren, unteren Kammern, in denen Betriebsausrüstung aufbewahrt wurde, waren während oder kurz nach der Schlacht um Heilbronn überflutet worden.

Noch immer war es im Bergwerk dunkel und kalt. Seitengänge zweigten in alle Richtungen ab, und wenn man einmal den Hauptstollen verlassen hatte, konnte man sich leicht verirren. Hinzu kam, dass sich in jeder Kammer Hunderte von ähnlich aussehenden Kisten befanden, von denen jede Kulturgüter, Goldmünzen, Bomben, Sprengfallen enthalten konnte ... oder auch so gewöhnliche Dinge wie Fotografien. Die Arbeit war unkalkulierbar. Das hatte Harry nach wenigen Wochen gelernt, als er auf eine Kammer stiess, die mit Ziegelsteinen zugemauert war. Niemand wusste, was sich hinter der Mauer befand, daher liess er sie niederreißen. In dem Raum kamen lange Tische zum Vorschein, auf denen Flaschen standen. Jede Flasche enthielt eine dünne Flüssigkeit, die von einem dickeren Gemisch getrennt war. Die Bergleute erkannten sofort, was das war: Nitroglyzerin. Es wurde Alarm gegeben, und alle verliessen fluchtartig die Saline. Dann wurden Fachleute hinabgeschickt, die die Flaschen behutsam nach oben beförderten. Durch die Trennung der Flüssigkeiten, erklärten die Bergleute Harry, wurde die Lösung flüchtig. Noch ein weiterer Monat, dann wäre die dünnere Flüssigkeit explodiert. Niemand bezweifelte, dass dieser «Unfall» von jener Person angestrebt worden war, die die Kammer zugemauert hatte.

Aber trotz aller Gefahren gingen die Bergungsarbeiten weiter. Als sich die Kämpfe dem Ende zuneigten, hatte es Diskussionen darüber gegeben, was man mit den Kunstobjekten tun sollte, die in Deutschland und Österreich entdeckt wurden. Schliesslich wurde ent-

schieden, dass alle Kulturgüter, auch jene, die rechtmässig Deutschland gehörten, an ihr Ursprungsland zurückgegeben werden sollten. Nachdem diese Entscheidung getroffen war, wollten die westlichen Alliierten die Kunstwerke so schnell wie möglich zurückführen. Die Armee hatte dafür jedoch nicht genügend Personal. Zudem hatte es eine Rückführung von Kunstgütern in diesem Ausmass noch nie gegeben, und daher herrschte auf der Welt berechtigter Zweifel. Die westlichen Alliierten hatten das Schicksal ihrer Nationen und eine ganze Generation junger Männer aufs Spiel gesetzt; würden sie daher ihre Siegesbeute wirklich so schnell wieder zurückgeben?

Im Spätsommer beantwortete General Eisenhower diese Frage auf überzeugende Weise. Da ihm bewusst war, wie wichtig die westlichen Verbündeten waren, ordnete er die sofortige Rückgabe der bedeutendsten Kunstwerke an ihr jeweiliges Land an, bevor der systematische Rückführungsprozess begann. Als Erstes wurde der Genter Altar zurückgegeben. Kurz darauf folgten andere Meisterwerke, darunter die berühmten Buntglasfenster der Strassburger Kathedrale, die von den Franzosen als Nationalheiligtum betrachtet wurden. Die Nachricht verbreitete sich in der Kommandokette und erreichte schliesslich auch den Schützen Harry Ettlinger 210 Meter tief im Bergwerk. Die Fenster waren nicht schwer zu finden, aber solche wertvollen Kunstwerke aus einer im Betrieb befindlichen Saline herauszubefördern, war eine anstrengende, nervenaufreibende Arbeit. Dann kam das Verpacken: Insgesamt wurden es 73 Kisten. Mitte Oktober wurden die Fenster katalogisiert, verpackt und transportfertig gemacht. Doch anstatt zu einer MFAA-Sammelstelle wurden die Fenster mit einem Konvoi direkt vom Bergwerk nach Strassburg gebracht. Am 4. November 1945 wurde ihre Rückkehr mit einer aufwendigen Zeremonie gefeiert, bei der James Rorimer in die französische Ehrenlegion aufgenommen wurde. Er war damit der erste *Monuments Man*, der eine solch hohe Auszeichnung erhielt.

Unterdessen war Harry Ettlinger eine neue wichtige Aufgabe übertragen worden. Durch die Plünderungszüge der Nazis waren nicht nur vielen Nationen ihre kostbaren Schätze gestohlen wurden. Die Na-

tionalsozialisten hatten darüber hinaus Familien beraubt: Sie hatten ihnen ihre Lebensgrundlagen genommen, ihre Chancen, ihr Erbe, ihre Erinnerungsstücke und all die Dinge, durch die sie sich identifizierten und als Menschen definierten. Dies wurde Harry Ettlinger durch einen Brief seines Grossvaters bewusst, den er im Oktober 1945 erhielt. Kurz bevor er 1939 aus Deutschland floh, hatte sich Grossvater Oppenheimer gezwungen gesehen, seine geliebte Sammlung von Exlibris und Kunstdrucken im Lagerhaus einer Fabrik in der Nähe von Baden-Baden zu verstecken. Er merkte sich den Namen der Fabrik, die Nummer des Lagerhauses und die Schlösserkombination, und er verliess seine Heimatstadt mit der Hoffnung, dass seine persönlichen Schätze den Krieg überstehen und eines Tages wieder den Weg zurück in seine Hände finden würden. Jetzt, sechs Jahre später, war sein Enkel als Monuments Man, der sich um die Bergung von Kunstschätzen kümmerte, in Deutschland stationiert. Oppenheimer hoffte, dass ihm Harry dazu verhelfen konnte, seine Sammlung zurückzuerhalten – falls es sie noch gab.

Eine Gelegenheit bot sich erst im November, als der Chauffeur des Verwalters der französisch besetzten Zone im Hotel Kronprinz abstieg. Dieser Mann, er hiess Jacques, war Automechaniker und wollte sich das Mercedes-Werk im benachbarten Stuttgart anschauen. Harry fragte ihn, ob er ihm eine Fahrt in die französische Zone nach Baden-Baden ermöglichen könne. Der Chauffeur erklärte sich gerne dazu bereit.

So machten sich an einem sonnigen Tag im November 1945 Jacques, der Schütze Harry Ettlinger und das «adoptierte» Mitglied seiner Einheit, der Holocaust-Überlebende Ike, mit einem Jeep auf, um eine Sammlung von Drucken und Exlibris zu suchen, die die persönlichen Erinnerungsstücke eines gewöhnlichen, anständigen Lebens darstellten. Die Fahrt dauerte mehr als eine Stunde. Sie fanden die Fabrik ohne Schwierigkeiten. Als er das Tor des Lagerhauses aufzog, klopfte Harry Ettlingers Herz fast so laut wie an jenem Tag in Belgien, als der Sergeant ihn aus dem zur Abfahrt an die Front bereitstehenden Lastwa-

genkonvoi herausgeholt hatte. Hier in diesem düsteren und verstaubten Raum befanden sich all die Wunder, die Harry aus seiner Kindheit kannte – Tausende von signierten Original-Exlibris, Hunderte Drucke von deutschen Impressionisten aus der Zeit der Jahrhundertwende und der wunderbare handsignierte Druck einer Radierung des Rembrandts von Karlsruhe. Es war alles noch so, wie Opa Oppenheimer es zurückgelassen hatte.

Der Chauffeur klopfte Harry auf den Rücken und schlug ihm vor, hinauszugehen und zur Feier des Tages etwas zu essen. Er brachte sie zu einem Landgasthof, wo sie frisch gefangene Forellen speisten und sich mit Kirschlikör, einer lokalen Spezialität, zuprosteten. Als sie den Chauffeur schliesslich wieder in Baden-Baden absetzten, waren Harry und Ike bester Stimmung. Vielleicht sogar ein bisschen übermütig. Ike, der dem Likör ausgiebig zugesprochen hatte, verfehlte eine Kurve in der Bergstrasse, und sie landeten im Strassengraben. Zehn Männer wurden benötigt, um den Jeep wieder auf die Strasse zu hieven, wo sie dann entdeckten, dass die Bremsleitung gerissen war. Ike wendete und legte dennoch die viereinhalb gefährlichen Kilometer nach Baden-Baden zurück.

Harry war nun unerlaubt abwesend von der Truppe (wofür er ins Militärgefängnis kommen konnte), da er sich nicht um eine Ausgangserlaubnis für Übernacht bemüht hatte. Schlimmer noch war, dass die beiden Männer keinen Schlafplatz hatten. Sie suchten die einzige Person auf, die sie in der Stadt kannten, nämlich Jacques, den Chauffeur, dessen Freundin im besten Hotel der Stadt arbeitete. Sie empfing die beiden am Hintereingang und lotste sie durch das Treppenhaus in jenen Raum, in dem niemand vom Empfang nachsehen würde: die Penthouse-Suite. In dieser Nacht schliefen ein Holocaust-Überlebender aus Auschwitz und ein einfacher Soldat der US-Armee – ein ehemaliger deutscher Jude, der wegen der Verfolgung durch die Nationalsozialisten sein Heimatland hatte verlassen müssen – in Betten, die ursprünglich für den deutschen Kaiser reserviert gewesen waren. Selbst Adolf Hitler und Eva Braun wurde ein solcher Luxus nie geboten.

Einige Wochen später, als Tausende Strassburger Bürger in die Kathedrale strömten, um die wieder eingesetzten Buntglasfenster zu bestaunen, kam eine weitere Ladung mit wertvollen Kunstobjekten mit einem Lastwagen am Heilbronner Salzbergwerk an. Dort verpackten sie Harry Ettliger und zwei deutsche Bergleute ebenso sorgfältig wie die grossen Fenster der Kathedrale und die Gemälde der alten Meister. Doch diese kostbaren Objekte gingen nicht zurück in ein anderes europäisches Land oder an einen Privatsammler, sondern wurden zu einem alten Haus in der Clinton Avenue Nr. 410 in Newark in New Jersey geschickt. Der Schatz der Familie Oppenheimer-Ettliger war aus dem Krieg wieder nach Hause zurückgekommen.

## HELDEN DER ZIVILISATION

### Deutschland, Grossbritannien, Frankreich, Amerika und die Welt allgemein, damals und heute

Der Wiederaufbau Europas nach dem Zweiten Weltkrieg war eines der schwierigsten und ehrgeizigsten internationalen Projekte der neueren Zeit. Die Identität und die Infrastruktur der europäischen Nationen mussten wiederhergestellt werden, und die Rückführung der geraubten Kunstobjekte war davon ein wichtiger Bestandteil. Zu behaupten, dass der Krieg auf dem Gebiet der Kultur die schwerwiegendsten Turbulenzen der Geschichte nach sich zog, wäre eine Untertreibung. Die westlichen Alliierten entdeckten allein in Süddeutschland mehr als tausend Depots, die Millionen Kunstwerke und andere Kulturschätze enthielten, darunter auch Kirchenglocken, Buntglasfenster, religiöse Gegenstände, Stadtarchive, Handschriften, Bücher, Bibliotheken, Wein, Gold, Diamanten und sogar Insektensammlungen. Die Aufgabe, alle diese Dinge zu verpacken, zu befördern, zu katalogisieren, zu fotografieren, zu archivieren und in ihre Herkunftsländer zurückzuschicken – die jeweiligen Länder waren dann dafür zuständig, sie ihren ursprünglichen Besitzern zurückzugeben –, fiel fast ausschliesslich der MFAA zu. Diese Arbeit sollte sechs lange Jahre in Anspruch nehmen.

Trotz intensiver Bemühungen der Männer und Frauen in der MFAA konnten Hunderttausende von verschollenen Kunstgegenständen, Dokumenten und Büchern nicht ausfindig gemacht werden. Das bekannteste verschollen gebliebene Bild ist vermutlich Raphaels *Porträt eines jungen Mannes*, das aus der Czartoryski-Sammlung in Polen geraubt wurde und sich zuletzt im Besitz des berühmten NS-Generalgouverneurs Hans Frank befand. Zehntausende Kunstwerke wurden zweifellos zerstört. Dazu gehörte auch die Privatsammlung des SS-Führers Heinrich Himmler, die von SS-Leuten verbrannt wurde, bevor britische Soldaten eingreifen konnten. Das berühmte Bernstein-

zimmer von Zar Peter dem Grossen, das aus dem Katharinenpalast bei Sankt Petersburg geraubt wurde, zählt wahrscheinlich ebenfalls zu den kulturellen Opfern des Krieges und wurde mit ziemlicher Sicherheit während eines Artilleriegefechts bei Königsberg zerstört; lediglich ein paar kleine tragbare Mosaiken, von denen eines 1997 in Bremen auftauchte, überstanden den Krieg. Auf Tausende von Gemälden und andere Kunstobjekte wurde nie ein Besitzanspruch erhoben, entweder weil ihre Herkunft nicht genau festgestellt werden konnte oder weil ihre früheren Eigentümer zu den Millionen Opfern von Hitlers militärischen und rassistischen Kreuzzügen zählten. Bedauerlicherweise haben nicht alle Museen, die zeitweilig Hüter einiger dieser Kunstwerke waren, dieselbe Entschlossenheit wie die Monuments Men aufgebracht, ihre rechtmässigen Eigentümer oder deren Erben ausfindig zu machen.

Auch noch mehr als 60 Jahre nach dem Tod Adolf Hitlers leben wir in einer Welt, die von seiner Hinterlassenschaft geprägt und verändert wurde. Sein persönlicher Besitz ist verstreut, wenn auch vieles davon den Weg in öffentliche Museen und Sammlungen gefunden hat. Die meisten Bücher aus seiner Bibliothek befinden sich heute in der Abteilung Rare Book and Special Collections der US Library of Congress, achtzig Werke stehen in der Sammlung für seltene Bücher der John Hay Library an der Brown University. Viele seiner Bilder und Aquarelle werden im National Museum der US-Armee, der Army Art Collection, aufbewahrt. Die ursprünglichen Durchschläge seines privaten und seines politischen Testaments befinden sich in den National Archives in College Park, Maryland, und im Imperial War Museum in London. Sein geliebtes Haus der Deutschen Kunst in München steht noch immer, heisst heute allerdings nur noch Haus der Kunst und beherbergt Ausstellungen zeitgenössischer Künstler. Doch die bleibende Wirkung seiner grausamen Herrschaft lässt sich am besten auf einer eher ephemeren Ebene erfassen: 50 Millionen Menschen, die nicht mehr aus dem Krieg heimkehrten, brillante schöpferische Leistungen, die niemals erbracht wurden, weil Wissenschaftler, Künstler und Er-



finder viel zu früh ihr Leben verloren oder gar nicht geboren wurden, Kulturen, die im Laufe vieler Generationen aufgebaut worden waren und in Schutt und Asche fielen, weil ein einzelner Mensch Gruppen anderer Menschen als weniger wertvoll als sich selbst erachtete.

Die höchsten Repräsentanten des NS-Regimes wurden in den Nürnberger Kriegsverbrecherprozessen, die im Oktober 1945 begannen, wegen Verbrechen gegen die Menschlichkeit angeklagt. Hitlers selbst ernannter Nachfolger und Konkurrent um die Kunstschatze Europas, Reichsmarschall Hermann Göring, wurde am 9. Mai 1945 von amerikanischen Soldaten verhaftet. Angetan mit seiner prunkvollsten Uniform und seinem Marschallstab, hatte er um eine Audienz beim alliierten Oberbefehlshaber Eisenhower nachgesucht. Stattdessen aber wurde er nach Augsburg in eine Gefängniszelle gebracht. Wie die übrigen Parteiführer leugnete auch er zunächst seine Rolle im Holocaust und erklärte: «Ich verehere die Frauen, und ich halte es für unfair, Kinder zu töten. ... Ich persönlich fühle mich frei von jeder Verantwortung für die Massenmorde.»<sup>322</sup> Am Ende jedoch war er einer der wenigen Angeklagten, die eine persönliche Beteiligung an den schlimmsten Verbrechen des Dritten Reiches einräumten.

Göring hob sich seine Rechtfertigungen für die Vorwürfe des Kunstraubs auf. «Von allen Vorwürfen, die mir gemacht wurden», wurde er in den *Nürnberger Interviews* zitiert, «hat mir der Vorwurf der sogenannten Plünderung von Kunstschatzen am meisten zugesetzt.»<sup>323</sup>

In einem anderen Teil der *Nürnberger Interviews* erläuterte er seine Einstellung: «Man versuchte, ein Bild von mir als Plünderer von Kunstschatzen zu zeichnen. Erstens plündert in einem Krieg jeder ein klein wenig. Aber keine meiner sogenannten Plünderungen war illegal. ... Ich habe immer entweder dafür bezahlt oder [die Objekte] wurden mir über offizielle Kanäle durch die Division Hermann Göring geliefert, die mir zusammen mit dem Einsatzstab Rosenberg meine Kunstsammlung beschaffte. Vielleicht ist es eine Schwäche von mir, dass ich mich gern mit Luxus umgebe und eine Künstlernatur habe,

sodass mir Meisterwerke das Gefühl geben, lebendig zu sein und innerlich zu strahlen. Aber es war immer meine Absicht, diese Kunstschätze ... nach meinem Tod oder schon vorher zum grösseren Ruhme der deutschen Kultur einem staatlichen Museum zu übergeben. Von diesem Standpunkt aus betrachtet, kann ich nichts moralisch Verwerfliches darin sehen.»<sup>324</sup>

Den schwersten Schlag erlitt der Reichsmarschall, als er erfuhr, dass es sich bei einem seiner vermeintlich kostbarsten Besitztümer, Jan Vermeers *Christus und die Ehebrecherin*, das er für 150 andere wertvolle Bilder eingetauscht hatte, um eine Fälschung handelte. (Der Fälscher, Han van Meegeren, war in Holland wegen Kollaboration mit den deutschen Besatzern und wegen des Diebstahls niederländischer Kunst verhaftet worden. Als aber bekannt wurde, dass er den verhassten Reichsmarschall hereingelegt hatte, wurde er von manchen Niederländern als Nationalheld gefeiert.) Der Monuments Man Stewart Leonard überbrachte Göring die Nachricht und sagte danach, dass «er aussah, als habe er zum ersten Mal erkannt, dass es das Böse in der Welt gibt».<sup>325</sup> Der Reichsmarschall hatte sich als Renaissance-Mensch verstanden; am Ende wurde er schlicht als ein gieriger Dummkopf entlarvt.

Hermann Göring legte in Nürnberg keine Berufung gegen sein Todesurteil ein. Er bat nur darum, würdig durch ein Erschiessungskommando hingerichtet und nicht wie ein gewöhnlicher Krimineller gehängt zu werden. Sein Antrag wurde abgelehnt. Am 15. Oktober 1946, in der Nacht vor dem angesetzten Exekutionstermin, beging der Reichsmarschall, nun ein gebrochener Mann, durch eine Zyankali-Giftkapsel Selbstmord. Es ist noch heute unklar, wie das Gift in seine Gefängniszelle gelangte.

Alfred Rosenberg, der Führer des ERR und Hitlers einflussreichster Rassentheoretiker, zeigte sich völlig uneinsichtig und bestritt eine Mittäterschaft an jeglichen Vergehen. Er wurde schuldig gesprochen und am 16. Oktober 1946 durch den Strang hingerichtet.

Ernst Kaltenbrunner, der Chef der Sicherheitspolizei und Leiter des Reichssicherheitshauptamtes, wurde in Nürnberg des Massen-

mords an Zivilisten, der Selektion und Vernichtung unerwünschter Personen, der Errichtung von Konzentrationslagern, der Durchführung von Zwangsarbeit und der Hinrichtung von Kriegsgefangenen sowie vieler weiterer verabscheuungswürdiger Verbrechen für schuldig befunden. Auch er wurde am 16. Oktober 1946 gehängt. Dass er dazu beigetragen hatte, die Kunstschätze in Altaussee zu retten, erwies sich als die einzige positive Tat in einem ansonsten abgrundtief verkommenen und armseligen Leben.

Hans Frank, der berüchtigte Generalgouverneur, der gegen Ende des Krieges mit geraubten Bildern gefasst wurde, erneuerte sein Bekenntnis zum katholischen Glauben und äusserte ein gewisses Bedauern über seine Gewaltherrschaft in Polen. Er zeigte sich erleichtert, dass er zusammen mit den übrigen Naziführern gehängt werden sollte, gab aber nie preis, wo sich das verschollene Raphael-Gemälde befand.

Albert Speer, Hitlers Baumeister und persönlicher Freund, der es fast geschafft hätte, sich offen gegen Hitlers Nero-Befehl zu stellen, war der einzige ranghohe NS-Führer, der sich zu seiner Verantwortung für die Nazi-Verbrechen bekannte. Er wurde wegen Kriegsverbrechen und Verbrechen gegen die Menschlichkeit nur mit knapper Mehrheit der vier Richter – die in seinem Fall uneins waren –, zu einer Gefängnisstrafe von 20 Jahren verurteilt. Nach seiner Haftentlassung 1966 wurde er Schriftsteller. Seine drei Monografien über seine Tätigkeit in Hitlers Staat, insbesondere sein erstes Buch *Erinnerungen*, wurden für die Historiker zu wertvollen Quellen. Albert Speer starb 1981 an den Folgen eines Schlaganfalls.

August Eigruber wurde im Mai 1945 verhaftet und im März 1946 im Mauthausen-Hauptprozess angeklagt. Er wurde wegen Kriegsverbrechen im Konzentrationslager Mauthausen, darunter auch der Exekution von Kriegsgefangenen, zum Tod durch den Strang verurteilt. Ein Grossteil der gegen ihn verwendeten Beweismittel stammte aus Archiven, die im Salzbergwerk in Altaussee gefunden wurden, vielleicht ein weiterer Grund dafür, warum er die Saline hatte zerstören wollen. Eigruber zeigte keinerlei Reue und ging am 27. Mai 1947 zum

Galgen. Seine letzten Worte, als sich die Falltür unter ihm öffnete, lauteten: «Heil Hitler!»

Hermann Bunjes, der Kunstgelehrte, der seine Seele in Paris verkauft hatte und sie zurückzukaufen versuchte, indem er die Monuments Men Posey und Kirstein informierte, erhängte sich am 25. Juli 1945 am Fensterkreuz seiner Gefängniszelle. Später wurde von Lincoln Kirstein verbreitet – und in zahlreichen historischen Werken wurde es wiederholt –, dass sich Bunjes nicht nur selbst getötet, sondern auch seine Frau und seine Kinder erschossen habe. Das entspricht nicht der Wahrheit. Er hinterliess seine Familie mittellos, hungrig und verstört in einem verwüsteten Deutschland. Seine Ehefrau Hildegard starb im August 2005. Bis zu ihrem Tod beteuerte sie: «Mein Mann war kein aktiver Nazi; er war ein Idealist.»<sup>326</sup>

Bruno Lohse, Görings Repräsentant im ERR in Paris, wurde am 4. Mai 1945 von James Rorimer verhaftet. Rorimer hatte seinen Namen in einem Registrierungsbuch in Neuschwanstein entdeckt und die Information erhalten, dass sich Lohse in einem Pflegeheim im nahegelegenen Dorf aufhalte. Als Rorimer ihn zur Rede stellte, gab sich Lohse als einfacher Oberstabsgefreiter der Luftwaffe aus (was auch tatsächlich sein Rang war). Doch Rorimer, der von Rose Valland gewarnt worden war, dass Lohse «ein höchst unglaubwürdiger, verschlagener Halunke» sei, liess sich nicht täuschen.<sup>327</sup> Der «Oberstabsgefreite» wurde unter Arrest gestellt.

Lohse gab zu, dass er an den Aktivitäten des ERR im Jeu de Paume beteiligt gewesen war, beharrte aber darauf, dass er sich keiner Vergehen schuldig gemacht habe. Er sei ein Bediensteter Görings gewesen, erklärte er, und seine Handlungen daher legal. Doch er verlor zunehmend seine Illusionen, als ihm die Vernehmenden Görings Geschäfte beschrieben und ihn insbesondere darauf hinwiesen, dass der Reichsmarschall es niemals für angebracht gehalten hatte, seine Schulden beim ERR zu begleichen. Lohse war ein glühender Bewunderer Görings gewesen, und es stimmte ihn zutiefst traurig, dass sein Vorgesetzter nicht einmal die absurd niedrigen Preise bezahlt hatte, die die

eingeschüchterten Gutachter in Paris für die geraubten Kunstgegenstände ermittelt hatten.

Als Gegenleistung für ein mildes Urteil sagte Lohse gegen die übrigen deutschen Kunsträuber aus und half den Franzosen, mehrere Verstecke für Raubkunst zu finden. (Ihm kam zugute, dass seine beiden Mittäter, Kurt von Behr und Hermann Bunjes, Selbstmord begangen hatten.) Lohse wurde 1950 aus dem Gefängnis entlassen und begann kurze Zeit später in München wieder in seinem alten Beruf als Kunsthändler zu arbeiten. Bis in die Mitte der 1950er-Jahre bestritt er öffentlich, dass er irgendwelche Verbrechen begangen habe, und bemühte sich eifrig um die Wiederherstellung seines Rufes. Dies war auch mit wiederholten Einschüchterungsversuchen gegenüber seiner Chefanklägerin Rose Valland verbunden. In einem Brief warnte Valland 1957 James Rorimer, mit dem sie weiterhin gut befreundet war, dass «Lohse, der sich Ihnen gegenüber als Opfer darstellte, in München eine ganz andere Persönlichkeit entwickelt hat, jedenfalls nach den Gesprächen zu urteilen, über die mir berichtet worden ist, und wieder ein Nazi geworden ist, der Rache üben möchte und die Rückführung der Kunstwerke in Misskredit zu bringen sucht. So bedauert er zum Beispiel, dass er von Behrs Befehle nicht befolgt und nicht dafür gesorgt hat, dass ich aus dem Verkehr gezogen wurde (durch Deportation und Hinrichtung), wie von Behr es geplant hatte. Er ist in Deutschland zum Repräsentanten all jener bedauernswerten Menschen geworden, die gezwungen waren, den Befehlen der Nazi-Polizei zu folgen und deren Gefühle wir verletzt haben, indem wir sie für ihre Handlungen zur Rechenschaft zogen.»<sup>328</sup>

Lohse starb im März 2007 im Alter von 95 Jahren, nachdem er die letzten Jahrzehnte seines Lebens unbehelligt und weitgehend zurückgezogen verbracht hatte. Im Mai 2007 wurde in einer Bank in Zürich ein Schliessfach entdeckt, das auf seinen Namen lief. Darin befand sich ein Gemälde von Camille Pissarro, das die Gestapo 1938 geraubt hatte, sowie einige Bilder von Monet und Renoir. Aus den Aufzeichnungen ergab sich, dass mindestens 14 weitere Bilder seit

1983 aus dem Schliessfach entfernt worden waren. Eine daraufhin eingeleitete internationale Untersuchung ist noch im Gange.

Dann gab es am Nebenschauplatz die Menschen von Altaussee, gewöhnliche Frauen und Männer, die höheren Orts, bei den politischen Entscheidungsträgern, nicht bekannt waren. Sie mussten selbst ihren Weg finden durch das Chaos der Nachkriegszeit in Österreich und Deutschland. Diese Aufgabe wurde dadurch erschwert, dass sie ausnahmslos NSDAP-Mitglieder gewesen waren. Doch keiner von ihnen hatte sich aktiv als Parteigenosse hervorgetan. In den 1930er-Jahren hatte man in Österreich und Deutschland der Partei angehören müssen, um eine höhere berufliche Position zu erlangen. Neben Halunken und Verbrechern verloren durch die «Entnazifizierung» in den Nachkriegsjahren auch viele unschuldige, bisweilen sogar heldenhafte Männer ihre Anstellungen.

Zu diesen Männern gehörte Otto Högler, der Betriebsleiter von Altaussee, dessen Kenntnisse und Mitwirkung erst die von Pöchmüller geplante Lähmung des Salzbergwerks ermöglichten. Högler wurde am 9. Mai 1945 verhaftet, einen Tag nach der Ankunft der Amerikaner. Interessanterweise wurde eine Kopie des Verhaftungsprotokolls an Dr. Michel geschickt mit einer Notiz, in der es hiess: «An der Verhaftung haben sich noch weitere drei Hilfspolizisten beteiligt; ich liess aber die Niederschrift nur von jenen unterzeichnen, die Einheimische sind und von denen ich weiss, dass sie zur Sache stehen.» Wurde Högler aus dem Verkehr gezogen, damit Michel das Verdienst für die Rettung Altaussees beanspruchen konnte? Das lässt sich nicht feststellen. Högler verbrachte jedenfalls mehrere Monate in Haft. Im Dezember 1945 kam er frei, wurde aber drei Monate später wieder verhaftet. Nachdem er seine Stelle in der Saline verloren hatte, hielt er sich als Kammerjäger über Wasser.

Im Jahr 1947 wurde er aus dem Internierungslager entlassen und schliesslich nach intensiven Bemühungen 1951 wieder im Salzbergwerk angestellt; er musste sich allerdings verpflichten, sich nie mehr über die Rettung der Kunstobjekte zu äussern. Nach seiner Pensionierung 1963 nahm er sich vor, die Tatsachen zurechtzurücken. Doch dies

gelang ihm nicht. In einem Brief an eine Zeitschrift, die einige Zeit zuvor eine unzutreffende Darstellung der Rettung der Kunstgüter veröffentlicht hatte, fasste er 1971 die Situation zusammen: «Eines in Ihrem Artikel stimmt – die Retter der Kunstschatze erhielten keinen Dank (vielleicht bis auf einen oder zwei Hochstapler), und das ist möglicherweise auch der Grund, warum diese dankenswerte Leistung für Gangsterromane aller Art missbraucht werden konnte.» Im Jahr 1972 unternahm er einen letzten Versuch und erstellte mit Unterstützung mehrerer Bergleute einen Bericht über die tatsächlichen Ereignisse im April und Mai 1945. Dieser Bericht wurde von der österreichischen Regierung höflich entgegengenommen, doch nie überprüft. Otto Högl starb 1973.<sup>329</sup>

Dr. Heribert Seiberl, der österreichische Kunstfunktionär, der schon frühzeitig mit Pöchmüller zusammengearbeitet hatte, verlor seine Stelle und durfte in seinem Beruf nicht mehr arbeiten, weil er der NSDAP angehört hatte. Daraufhin versuchte er sich erfolglos als Produzent von Weihnachtskarten, Maler, Restaurator und Autor. Er starb 1952 im Alter von 48 Jahren und hinterliess eine Frau und vier Kinder. Seine Familie konnte durch Spenden von Oppenheimer und Frau Bondi überleben, deren Kunstsammlungen nach der Beschlagnahme ins Altaussee Bergwerk gebracht worden waren.<sup>330</sup>

Karl Sieber, der Restaurator, arbeitete weiter in der Saline und wurde für die Amerikaner eine wertvolle Informationsquelle. Er sprach zwar nie öffentlich über seine Rolle, aber seine Darstellung der Massnahmen in der Saline wurden von George Stouts Assistenten, dem Monuments-Offizier Thomas Carr Howe Jr., in seinem Buch *Salt Mines and Castles* festgehalten. Auf dieses Buch stützten sich spätere Theorien, die die Rettung der Kunstschatze dem ruhigen Restaurator zuschrieben. Die Amerikaner halfen ihm, nach Deutschland zurückzukehren, und entliessen ihn später aus dem Hausarrest, aber Sieber arbeitete nie mehr in seinem Beruf. Er starb 1953.<sup>331</sup>

Das schlimmste Schicksal war jedoch dem unbekanntem Helden von Altaussee beschieden, Salinendirektor Dr. Emmerich Pöchmüller.

Er wurde am 17. Juni 1945 verhaftet und beschuldigt, er habe versucht, die Kunstschatze in Altaussee in die Luft zu sprengen. Während seines Verhörs wurde er von einem amerikanischen Offizier so schwer misshandelt, dass er sechs Zähne verlor und einen Tag lang nicht mehr stehen konnte. Im November 1945 gelang es seiner Schwester, im österreichischen Unterrichtsministerium vorzusprechen. Sie zeigte dem Beamten, Hofrat Thomasberger, Pöchmüllers Tagebuch, in dem seine Handlungen in der Saline detailliert festgehalten waren. Nach einiger Zeit empfing sie der Hofrat wieder. «Was Ihr Bruder schreibt, stimmt alles. Wir haben es überprüft. Aber», sagte er bedauernd, «seine Entlassung können wir nicht beeinflussen.»<sup>332</sup>

Pöchmüller wurde schliesslich im Juli 1947 aus dem Internierungslager entlassen und nahm sogleich den Kampf um seine Rehabilitation auf. Im Herbst 1947 konfrontierte er Michel mit dessen falschen Behauptungen, die seit zwei Jahren bekannt waren. Am 15. Dezember 1947 schrieb Michel an das österreichische Unterrichtsministerium, in dem er Pöchmüllers wahre Rolle in Altaussee darstellte. (Später widerrief Michel diese Einlassung, die einzige zutreffende Aussage, die er jemals zu Altaussee machte.)<sup>333</sup> Mayerhoffer, der technische Leiter des Bergwerks, mit dem zusammen er die Lähmung plante, bestätigte Pöchmüllers Angaben und erklärte, dass dieser ein Patriot und ein Held sei. Eine polizeiliche Untersuchung ergab keine Hinweise darauf, dass der Direktor der Saline politische Gegner misshandelt oder angezeigt habe; zudem wurde Pöchmüller beschuldigt, sich illegal für die NSDAP betätigt zu haben, was er bestritt. Der Wiener Erzbischof setzte sich für Pöchmüller ein, und in seiner Akte im Ministerium wurde ihm bescheinigt, dass er «einen hervorragenden Anteil an der Bergung der Kunstschatze gehabt» habe.<sup>334</sup> Dennoch wurde Pöchmüllers Gnadengesuch (durch das er politisch entlastet worden wäre) 1949 vom Bundespräsidenten abgelehnt. Es war in allen massgebenden Instanzen, die es zuvor durchlaufen hatte, befürwortet worden, wurde letztlich aber doch abschlägig beschieden. Jene Personen, denen die falschen Darstellungen der Vorgänge in Altaussee ge-



nutzt hatten, hatten hinter den Kulissen auf eine Ablehnung von Pöchmüllers Gnadengesuch hingearbeitet.

Ohne den Gnadentat hatte Pöchmüller nicht die Möglichkeit, wieder in seinem Beruf zu arbeiten. Er war 1932 in die NSDAP eingetreten, und 1939 wurde ihm im Nationalsozialistischen Kraftfahrerkorps (NSKK) die Funktion eines Standartenführers ehrenhalber verliehen, eine Ehrung, mit der auch viele Wirtschaftsführer in ähnlichen Positionen beglückt wurden. Deswegen durfte er in Österreich und in Deutschland nicht mehr in seinem Beruf arbeiten. Doch 1950 entschieden deutsche Gerichte, dass Inhaber des Ehrenranges eines NSKK-Standartenführers nicht als belastet gelten, wodurch Pöchmüller die Möglichkeit erhielt, sich wieder um Arbeit zu bemühen. Doch er blieb gebrandmarkt und konnte keine entsprechende Stelle finden. Er war arbeitslos, wurde geschmäht und steckte in finanziellen Schwierigkeiten, und zudem verschlechterte sich seine Gesundheit.

Schliesslich erklärte sich ein kleiner Verlag bereit, sein Buch *Welt-Kunstschätze in Gefahr* herauszubringen, das er 1948 erfolglos selbst zu publizieren versucht hatte. Karl Sieber studierte das Manuskript und bestätigte, dass «die in diesem Bericht aufgeführten Tatsachen, soweit ich sie selbst miterlebt habe, der Wahrheit entsprechen. Da auch die Ereignisse, an denen ich nicht teilgenommen habe, die mir aber durch Erzählungen der Beteiligten bekannt sind, mit dem oben genannten Bericht übereinstimmen, habe ich den Eindruck, dass Herr Ing. Dr. E. Pöchmüller sich bemüht hat, einen absolut sachlichen, der Wahrheit entsprechenden Tatsachenbericht zu geben.»<sup>335</sup> Doch das interessierte niemanden. Es wurden nur wenige Exemplare des Buches verkauft, und heute ist es nur noch schwer aufzutreiben.

Verzweifelt und verbittert reichte Pöchmüller eine Klage gegen den österreichischen Staat ein, die sich auf die gesetzliche Bestimmung stützte, dass jemand, der die Sache eines anderen vor dem Untergang rettete, vom Eigentümer eine Belohnung von zehn Prozent fordern konnte. Zugleich erklärte er, dass es ihm nicht um das Geld gehe, sondern nur um die öffentliche Anerkennung seiner Rolle bei

der Rettung der Kunstwerke. Dennoch wurde er von einem Teil der Presse und einigen Widersachern – wie Dr. Michel – sogleich als geldgierig und selbstsüchtig abgestempelt.

Im Verlauf der 1950er-Jahre führte Pöchmüller weitere Prozesse, um seinen Ruf wiederherzustellen, denen jedoch nur mässiger Erfolg beschieden war. Im Jahr 1954 wurde er als nur noch «minderbelastet» eingestuft, wodurch das Berufsverbot entfiel. Schliesslich fand er 1955 eine passende Stellung, allerdings nicht in seiner Heimat Österreich, sondern in einer Firma in München. Im Jahr 1959 unternahm er einen letzten Versuch, seinen Namen reinzuwaschen, und reichte eine erneute Klage gegen die Republik Österreich ein. Er verlangte Schadensersatz und schrieb, dass «ich nicht davon abgehe, meinen Einsatz für die Kunstschatze in gebührender Weise offiziell anerkannt zu erhalten und dass meinem Wunsch, aus familiären Gründen in eine entsprechende Wirtschaftsposition zurückkehren zu dürfen, entsprochen wird». Er erhielt keine Antwort.

Dr. Emmerich Pöchmüller starb 1963 an einem Herzinfarkt, ohne jemals die gewünschte Anerkennung für seine Leistung erhalten und von Verdächtigungen freigesprochen worden zu sein. Sein langer Kampf um Gerechtigkeit hatte ihn an Leib und Seele gebrochen.

Auch Dr. Hermann Michel kam nicht ungeschoren davon. Er durfte zwar wieder in seine alte Position als Direktor des Naturhistorischen Museums in Wien zurückkehren, wurde aber weiterhin misstrauisch beobachtet. Im Jahr 1945 hatte er dem Unterrichtsministerium glaubhaft machen können, dass er nur deshalb der NSDAP beigetreten sei, «um meine Tätigkeit für die Widerstandsbewegung im Museum fortsetzen zu können».<sup>336</sup> Das Innenministerium war davon jedoch nicht überzeugt und setzte ihn 1947 auf die Liste der ehemaligen Nationalsozialisten.

Nachdem 1948 Pöchmüllers Bericht erschienen war, wurde Michel vom Unterrichtsministerium aufgefordert, die Vorgänge bei der Bergung der Kunstschatze in Altaussee schriftlich darzustellen. Michel kam der Ministeranweisung zwei Jahre lang nicht nach und reich-

te erst 1950, nachdem er gemahnt worden war, einen Auszug aus einem längeren Manuskript ein. Er begründete sein Verhalten damit, dass Pöchmüller, der eine Prämie fordere, weil er der alleinige Retter der Kunstwerke sei, ihn zu verklagen gedroht habe, wenn er seiner Darstellung widerspreche.

Der vollständige Bericht wurde der Regierung niemals vorgelegt, doch die Anstrengungen, die ihm die Aufrechterhaltung seines Lügengebäudes bereiteten, brachten Michel am Ende zu Fall. Er legte sich mit verschiedenen Leuten an und verklagte sogar einen Abteilungsleiter des Naturhistorischen Museums, dem er vorwarf, Fundgegenstände aus dem Museum entwendet und später wieder auf Staatskosten für das Museum angekauft zu haben. Der Richter sprach den Beschuldigten frei und erklärte: «Was den Zeugen Hofrat Dr. Michel anlangt, so muss klar ausgesprochen werden: Dieser Zeuge hat erwiesenermaßen falsch ausgesagt! Da er versuchte, die Zeugin R. zu beeinflussen, hat er sich der Anstiftung zum Meineid schuldig gemacht.»

Michel wurde im Dezember 1951 vorläufig ausser Dienst gestellt und bis zur Klärung der gegen ihn erhobenen Beschuldigungen beurlaubt. Im Mai 1952 wurde er vorzeitig in den dauernden Ruhestand versetzt. Er starb im Oktober 1965. Obwohl er unter unrühmlichen Umständen aus seinem Amt ausschied, erklärte das Naturhistorische Museum Wien – das bemüht war, sich seiner nationalsozialistischen Vergangenheit zu entledigen – noch 1987, dass «Dr. Michel zusammen mit der Widerstandsbewegung die Vernichtung der Kunstschatze [von Altaussee] verhinderte».<sup>337</sup>

In Frankreich wurde unterdessen Jacques Jaujard wegen seiner Bemühungen zum Schutz der staatlichen Kunstsammlungen vor den Nazis als Nationalheld gefeiert. Er wurde zum Kommandeur der Ehrenlegion ernannt, mit der Widerstandsmedaille ausgezeichnet und zum Generalsekretär für kulturelle Angelegenheiten in der ersten französischen Nachkriegsregierung von André Malraux berufen. Als er 1955 aus der Académie des Beaux-Arts ausschied und in den Ruhestand trat, rühmte ihn sein Vorgänger als einen Verteidiger der Kunst

und erklärte: «Er geht in die Zukunft mit der wunderbaren Erinnerung an all die Meisterwerke, die er gerettet hat.»<sup>338</sup>

Im Unterschied zu den übrigen bekannten Repräsentanten der französischen Museumsszene schrieb Jaujard nie über seine Tätigkeit als Direktor der französischen Nationalmuseen im Zweiten Weltkrieg oder über seine Rolle bei der Bewahrung von Frankreichs kulturellem Erbe. Er hielt unerschütterlich an seiner Überzeugung fest, dass jene, die geschwiegen hatten, wahrscheinlich mehr geleistet hatten als jene, die öffentlich über ihr Verhalten sprachen. Seine einzige bekannte schriftliche Aufzeichnung über den Krieg war eine sieben Seiten umfassende Beschreibung der Leistungen, die Rose Volland während der deutschen Besatzung von Paris erbracht hatte. Es ist unklar, ob dieser Bericht auf ihre Bitte hin verfasst wurde, doch zweifellos betätigte sich Jaujard als Vallands Fürsprecher.

Jacques Jaujard starb 1967 unerwartet an einem Herzinfarkt. Er wurde 72 Jahre alt. Sein Freund, der bekannte Historiker André Chamson, schrieb in seinem Nachruf: «Er erlebte seinen transzendentalen Moment in den Jahren der Besatzung, es war ein unendlicher Moment der Wahrheit, in dem alles auf eine existenzielle Weise von Mut und Klarsichtigkeit abhing. ... [Er] kämpfte wie ein Soldat, mit klarem Verstand, mit geübter Überzeugungskunst im Dienste jener Pflichten, die er den Verantwortlichkeiten seiner Position hinzugefügt hatte, nachdem er bereits Verantwortung trug vor dem befreiten Vaterland der Republik, die neu geboren werden sollte.»<sup>339</sup> Im Jahr 1974 erschien ein Buch über die philosophischen Ansichten von Jacques Jaujard in kleiner Auflage. Eine davon lautete: «Es spielt nur eine geringe Rolle, dass man Angst hat, sofern man es zu verbergen vermag. Dann steht man am Rande des Mutes.» Eine andere besagte: «Es gibt Kämpfe, die man verliert, ohne seine Ehre zu verlieren; seine Ehre verliert man aber dann, wenn man diese Kämpfe nicht führt.»<sup>340</sup> Sein Freund Albert Henraux, der Führer der französischen Résistance, legte Jaujards bescheidenes, zurückhaltendes Lebensmotto allen Angestellten des Louvre ans Herz: *Maintenir*. Bewahren.<sup>341</sup>

Auch Franz Graf Wolff-Metternich, der deutsche Kunstschutzbeamte, der Jaujard dabei geholfen hatte, die Pläne der Deutschen im Jeu de Paume zu durchkreuzen, wurde von den Franzosen als Nationalheld gefeiert. Nach dem Krieg half er den westlichen Alliierten bei der Bergung der deutschen Kunstgüter. Dann arbeitete er im westdeutschen Aussenministerium, wo er für das Aufspüren von Raubkunst zuständig war. Im Jahr 1952 wurde Wolff-Metternich Leiter der angesehenen Hertziana-Bibliothek in Rom, einer deutschen Bibliothek, deren Bestände einst von Hitler beschlagnahmt worden waren. Er starb 1978.

Rose Valland, Jaujards Mitarbeiterin, setzte ihr Engagement für das kulturelle Erbe Frankreichs entschlossen fort, auch nachdem James Rorimer schon lange aus Paris abgereist war. Am 4. Mai 1945, einen knappen Monat nach Rorimers Versetzung zur 7. US-Armee, wurde Valland Mitarbeiterin der 1. französischen Armee. «Entlang der deutschen Strassen», schrieb sie, «sah ich die herzerweichenden Flüchtlingszüge, die vorüberzogen wie fünf Jahre alte Geister [der Evakuierung von Paris 1940]. ... Es war das gleiche Elend. ... Als ich sie sah, verlor ich das klare Feindbild, das mich bis dahin aufrechterhalten hatte. Ich lernte, dass wir nur dann wirklich in der Lage sind, den Sieg zu geniessen, wenn wir die Schrecken des Krieges hinter uns gelassen haben.»<sup>342</sup>

Zwischen dem 14. und dem 16. Mai kam sie in Neuschwanstein an, nur eineinhalb Wochen nach Rorimer. Hier, so schien es, war der Endpunkt ihrer Reise, ein Ort, der ihr während ihrer Jahre im Jeu de Paume so unzugänglich erschienen war, dass er fast etwas Mythisches angenommen hatte, für den sie jedoch unzählige Male ihr Leben aufs Spiel gesetzt hatte. Sie kam bis zum Tor, wo ihr der amerikanische Wachposten, der natürlich nicht wusste, wer sie war, den Zutritt verwehrte. Rorimer hatte verfügt, dass niemand in das Schloss dürfe, ohne Ausnahme. Da der Monuments Man gerade wegen einer anderen Sache unterwegs war, musste sie sich fügen. Rose Valland war am Ort ihrer grössten Leistung abgewiesen worden.

Doch nur für diesen einen Tag. Sie blieb mehrere Jahre in Deutschland und arbeitete als Kulturgüterschutzoffizierin in der 1. französischen Armee. Sie mochte die Gesellschaft von Männern, und es gibt viele Fotos von ihr, die sie in MFAA-Sammelstellen in einer Hauptmannsuniform unter männlichen Offizieren zeigen. Sie hatte gewöhnlich ein Lächeln auf dem Gesicht und eine Zigarette in der Hand.

Rose Valland war alles andere als eine «scheue, schüchterne Kuratorin», wie sie von Historikern dargestellt wurde; vielmehr war sie eine rastlose und beredete Verfechterin der Rückführung gestohlener Kunstwerke. Sie war in der Lage, in den Hintergrund zu treten, wenn es notwendig war, aber nachdem sie Bruno Lohse herausgefordert hatte, als er ihr gedroht hatte, sie «könne für die geringste Indiskretion erschossen werden»<sup>343</sup>, hatte sie keine Angst mehr, jederzeit die Methoden und das Verhalten anderer Menschen in Frage zu stellen. Nachdem sie 1951 aus Deutschland zurückgekehrt war, setzte Valland die Suche nach geraubten, vormals in französischem Besitz befindlichen Kunstobjekten fort. Ihr Erfolg dabei und bei anderen Unternehmungen zeigte, dass sie keine verwelkende Blume war, sondern eine tapfere, willensstarke und intelligente Frau, die von der Leidenschaft getrieben wurde, jene Aufgabe zu erfüllen, die das Schicksal und Jaujard ihr 1940 aufgegeben hatten.

Für ihre Bemühungen wurde sie zum Mitglied der Ehrenlegion ernannt, und die französische Regierung ehrte sie mit der Widerstandsmedaille. In den USA wurde ihr 1948 die Freiheitsmedaille des Präsidenten verliehen, die Bundesrepublik Deutschland zeichnete sie 1972 mit dem Bundesverdienstkreuz Erster Klasse aus. Nachdem sie zwanzig Jahre für französische Kultureinrichtungen gearbeitet hatte, wurde Rose Valland schliesslich 1955 zur Konservatorin der Nationalmuseen ernannt. Ihr Buch *Le Front de l'Art*, das sie 1961 veröffentlichte, lieferte die Vorlage für den 1964 gedrehten Film *Der Zug* mit Burt Lancaster. Der Film erzählte die Geschichte von der Rettung des Kunstzuges; das Jeu de Paume und eine Figur namens «Mile. Villard», die Rose Valland verkörpern sollte, wurden nur am Rande erwähnt.

Trotz ihrer Auszeichnungen und Medaillen wurden Rose Vallands Leistungen in Frankreich nie allgemein bekannt oder gewürdigt. Das kann teilweise ihrem Hintergrund zugeschrieben werden: Sie war eine Frau mit bescheidenen Mitteln, die aus einem kleinen Ort stammte und auf einem Gebiet arbeitete, das von Männern aristokratischer Herkunft dominiert wurde. Die Tatsache, dass «Fräulein Valland», wie Jaujard schrieb, «um Zehntausende Kunstwerke vor dem Krieg zu schützen und anschliessend zu bergen, ein kalkuliertes Risiko auf sich nahm und ihre Informationen direkt an die Amerikaner weiterleitete»<sup>344</sup>, erschien manchen Franzosen als ein Verstoß gegen die Gepflogenheiten, der an unpatriotisches Verhalten grenzte. Viele ihrer Zeitgenossen verübelten ihr auch ihre beharrliche Suche nach Informationen über Nazis und ihre unermüdlichen Bemühungen um die Rückgabe gestohlener Kunstgüter. Es kam eine Zeit, in der viele Menschen nicht mehr an die schrecklichen Ereignisse des Krieges erinnert werden wollten. Vielleicht war Rose Valland, trotz der Unterstützung durch Jaujard, dazu verurteilt, stets eine Aussenseiterin zu bleiben.

Rose Valland verbrachte die beiden letzten Jahrzehnte ihres Lebens relativ einsam und starb am 18. September 1980. Nach einer Totenfeier im Invalidendom wurde sie in ihrem Heimatdorf Saint-Etienne-de-Saint-Geoirs in einem schlichten Grab beigesetzt. Ihre Kuratorenkollegin Madeleine Hours vom Louvre schrieb später:<sup>345</sup>

Sie fand wenig Verständnis bei ihren Kollegen, sie rief Neid und Missgunst hervor, und nur wenige von uns zeigten ihr unsere Bewunderung. Bei ihrer Trauerfeier in Les Invalides waren der Direktor der Verwaltung der Musées de France, der Chefkurator der Abteilung für Zeichnungen und ich praktisch die Einzigen, die ihr den Respekt erwiesen, der ihr gebührte. Diese Frau, die so oft und mit so grosser Beharrlichkeit ihr Leben riskiert hatte, die dem Berufsstand der Kuratoren Ehre eingebracht und das Eigentum so vieler Sammler gerettet hatte, wurde von vielen gleichgültig, wenn nicht gar feindselig behandelt.

Am 27. April 2005, 50 Jahre nach dem Ende des Krieges, wurde schliesslich an der Südmauer des Jeu de Paume eine Tafel angebracht, die an die ausserordentlichen Leistungen von Rose Valland erinnerte sowie an ihren Einsatz dafür, «etwas von der Schönheit der Welt zu retten.»<sup>346</sup>

Von der Geschichte und dem französischen Volk mochte ihr heldenhaftes Wirken nie richtig verstanden und gewürdigt werden, doch ihren Monuments-Men-Kollegen war sehr wohl bewusst, was sie geleistet hatte. In den folgenden Jahren rühmten sie Rose Valland immer wieder als eine Kriegsheldin und als eine jener Personen, die für den Kulturgüterschutz unentbehrlich gewesen waren. Ohne sie, davon waren die Monuments Men überzeugt, wäre es der MFAA wohl kaum gelungen, die Tausende Kunstobjekte aufzuspüren, die in Frankreich geraubt worden waren, und auch die ungemein wichtigen Aufzeichnungen des ERR in ihren Besitz zu bringen.

Wie Valland arbeiteten auch die übrigen Monuments Men nach dem Ende der Kämpfe weiter für den Kunstgüterschutz, doch ihre Einsätze waren grösstenteils nur von kurzer Dauer.

Am 21. August 1945 wurde der Genter Altar von der Münchner Sammelstelle nach Belgien verschickt. Er war das bedeutendste Kunstwerk, das von den Deutschen geraubt worden war, und wurde daher als Erstes zurückgegeben. Für den Transport wurde ein Spezialflugzeug angemietet, in dessen Passagierraum die zwölf Flügel verstaut wurden. Dadurch gab es nur noch Platz für einen einzigen Mitreisenden, und das war der Monuments Man Robert Posey.

Am 22. August gegen zwei Uhr nachts landete das Flugzeug auf einem britischen Militärflugplatz in Belgien. Es hätte eigentlich schon ein paar Stunden früher auf dem Flughafen Brüssel landen sollen, aber ein heftiger Sturm erzwang eine Änderung der Pläne. Statt des geplanten grossen Empfangs durch Vertreter der belgischen Regierung war das Flugfeld leer. Posey telefonierte mit einem amerikanischen Offizier, der auf die Schnelle zwanzig Soldaten aus belgischen Bars zusammentrommelte. Die Flügel wurden in strömendem Regen entladen



und kamen gegen 3.30 Uhr am Königspalast in Brüssel an. Posey reiste ein paar Stunden später wieder ab, mit einer Empfangsbescheinigung in der Tasche. Als er nach einem kurzen Aufenthalt in Paris zum Hauptquartier der 3. US-Armee zurückkehrte, überreichte ihm der kommandierende Offizier seine Belohnung: den Leopold-Orden, eine der höchsten Ehren, die der belgische Staat zu vergeben hat. Die belgische Regierung hatte Posey den Orden eigentlich bei der Empfangszeremonie verleihen wollen, aber dies war nicht möglich gewesen. Später wurde Posey auch in die französische Ehrenlegion aufgenommen.

Damit ging jedoch Poseys militärische Laufbahn zu Ende, denn ihn langweilte die Arbeit, die nach den kriegerischen Auseinandersetzungen zu erledigen war, und zudem geriet er mit den neuen Monuments Men aneinander. Anfang Mai, noch vor dem Ende der Kämpfe, hatte er die Soldaten, die aus dem Kampfgebiet zurückgekehrt waren, als «zu unauffällig» verspottet, «als dass man sich an sie erinnern würde. Wenn sie irgendwo in England leben würden, wären sie schlicht Zivilisten in Uniform.» Nachdem Deutschland jetzt wieder ein «ziviles» Land geworden war, fühlte er sich in gewisser Weise verloren. Er unterstützte die strengen Regeln seines Vorgesetzten, General Patton, der verfügt hatte, dass alle Soldaten der 3. US-Armee, auch die Monuments Men, ihr Frühstück früh am Morgen in einer bestimmten eng begrenzten Zeitspanne einnahmen, wie sie es auch während des Krieges getan hatten. Die neu hinzugekommenen Monuments Men wollten gern lange schlafen. Schlimmer noch war, dass sie eine vollbusige deutsche Sekretärin anheuerteten, obwohl es untersagt war, deutsche Arbeitskräfte zu beschäftigen. Posey entliess die Frau umgehend.

Er verliess Europa im September 1945, einen Monat nach der Rückgabe des Genter Altars und drei Monate, bevor sein Mentor und Idol General Patton den Verletzungen erlag, die er sich bei einem Autounfall im Dezember in der Nähe von Mannheim zuzog. Im Jahr 1946 nahm Posey seine Tätigkeit als Architekt wieder auf und begann seine Karriere in der bekannten Firma Skidmore, Owings & Merrill. Als leitender Mitarbeiter war er mit prestigeträchtigen Projekten wie dem

Union Carbide Building, dem Lever House in New York und dem Sears Tower in Chicago befasst. Er ging 1974 in den Ruhestand und starb 1977.

Sein Partner Lincoln Kirstein, der verzweifelt gehofft hatte, aufhören zu können, «bevor ich meine Rente bekomme»<sup>347</sup>, kehrte im September 1945 aufgrund einer Härtefall-Regelung nach Amerika zurück, nachdem bei seiner Mutter Krebs festgestellt worden war. Im Jahr 1946 gründete er zusammen mit seinem Geschäftspartner, dem Choreografen George Balanchine, eine neue Tanzgruppe, die Ballet Society (die 1948 in New York City Ballet umbenannt wurde), die sich zu einem der bedeutendsten Tanzensembles des 20. Jahrhunderts entwickelte. Kirstein leitete sie bis 1989 als Generaldirektor. Die Gedichte, die er während seiner Armeezeit geschrieben hatte, wurden 1964 unter dem Titel *Rhymes of a PFC* veröffentlicht. Kirstein sprach sonst nur selten über seinen Einsatz in Europa, obwohl er mehrere Jahre mit Posey in Briefverkehr stand und sogar gemeinsam mit ihm ein Buch schrieb. Er ermutigte sogar George Stout, als Co-Autor an einem Buch über die Monuments Men mitzuwirken, indem er ihm versicherte: «Es wird kein Bilderbuch, sondern eine Story».<sup>348</sup> Weit davon entfernt, seine Rolle als besonders ruhmreich zu betrachten, fühlte sich Kirstein in gewisser Weise schuldig, dass er sich nicht mehr Gefahren ausgesetzt hatte. Er war ein Mensch, dem es schwerfiel, Zufriedenheit über seine zahlreichen bemerkenswerten Leistungen zu empfinden.

Am Ende seines Lebens galt Lincoln Kirstein weithin als ein einflussreicher kultureller Repräsentant seiner Generation und als der vermutlich grösste Förderer der Kunst. «Er war eines jener seltenen Talente, die das gesamte künstlerische Leben ihrer Zeit beeinflussen», schrieb der Kritiker Clement Crisp. «Ballett, Film, Literatur, Theater, Malerei, Bildhauerei und Fotografie – für alles interessierte er sich.»<sup>349</sup> Im Jahr 1984 wurde Kirstein von US-Präsident Ronald Reagan die Freiheitsmedaille verliehen. Ausserdem erhielt er die National Medal of Arts (1985) und zusammen mit Balanchine den National Gold Me-

dal of Merit Award von der National Society of Arts and Letters. Lincoln Kirstein starb 1996 im Alter von 88 Jahren.

Walker Hancock verliess Europa Ende 1945, nachdem er den Central Collecting Point Marburg eingerichtet hatte. Er kehrte in die Heimat zurück und baute das Haus, von dem er im Krieg so viele Monate geträumt hatte, und er und seine Frau Saima lebten und arbeiteten für den Rest ihres Lebens in Gloucester in Massachusetts. Er nahm seine Lehrtätigkeit an der Pennsylvania Academy of Fine Arts wieder auf, an der er bis 1967 blieb. Darüber hinaus war er weiterhin ein gefragter Bildhauer; zu seinen Arbeiten gehören auch monumentale Werke wie das Relief der Konföderierten-Generäle am Fuss des Stone Mountain in der Nähe von Atlanta in Georgia. Sein bleibendstes Werk ist wahrscheinlich das Pennsylvania War Memorial vor dem Bahnhof in der 30<sup>th</sup> Street in Philadelphia. Das 1952 fertiggestellte Denkmal soll an die 1'300 Eisenbahnangestellten erinnern, die im Zweiten Weltkrieg starben, und zeigt einen Soldaten, der vom Erzengel Michael, der für die Wiederauferstehung steht, in die Höhe getragen wird. Eines seiner letzten Werke war die offizielle Büste von Präsident George H.W. Bush.

Hancock wurde 1989 die National Medal of Arts verliehen. Seine geliebte Saima starb 1984; Walker Hancock überlebte sie um 14 Jahre und starb 1989 im Alter von 97 Jahren, bis zu seinem letzten Tag von allen, die ihn kannten, geschätzt und geliebt. Er bewahrte sich seine positive Lebenseinstellung bis zum Schluss und schrieb 1997 mit 96 Jahren: «Obwohl ich ein ausserordentlich glückliches Leben hatte und ständig das Glück an meiner Seite hatte, besitze ich auch meinen Anteil an schmerzlichen Erinnerungen – von denen einige durchaus auch tragisch waren. Doch ich habe mir das Recht genommen – das für einen alten Menschen vielleicht sogar eine Notwendigkeit ist –, mich so wenig wie möglich mit solchen Dingen zu beschäftigen.»<sup>350</sup>

James Rorimer blieb bis Anfang 1946 in Europa als Leiter der Western Military District MFAA der 7. US-Armee. Dann kehrte er ins Metropolitan Museum in New York City zurück und wurde 1949 Direktor des Cloisters, wo die Mittelaltersammlung des Met unterge-

bracht ist, bei deren Aufbau er als junger Kurator mitgewirkt hatte. In seinen Briefen, die er während des Krieges nach Hause schrieb, hatte er schon angedeutet, dass er gerne ein Buch schreiben wollte; nach mehreren vergeblichen Anläufen wurde dieses Buch mit dem Titel *Survival*, in dem er seine Erlebnisse in der MFAA schilderte, schliesslich 1950 veröffentlicht. Zu dieser Zeit war das Land schon von einer Vielzahl von Kriegserinnerungen überschwemmt worden, und Rorimers Buch verkaufte sich schlecht. Das war eine der wenigen Enttäuschungen in einem Leben, das durch eine fast ununterbrochene Reihe von Erfolgen gekennzeichnet war. Im Jahr 1955 trat James Rorimer, hartnäckig und arbeitsam wie eh und je, die Nachfolge von Francis Henry Taylor in einer der angesehensten Positionen in der amerikanischen Museumswelt an: Er wurde Direktor des Metropolitan Museum.

In vielfacher Hinsicht war James Rorimer der richtige Mann am richtigen Platz – obwohl dies alles andere als ein Zufall war, da Männer wie James Rorimer, die sich durch Energie, Ehrgeiz und Intelligenz auszeichnen, gewöhnlich immer ihren Platz in der Welt finden. Ende der 1940er- und Anfang der 1950er Jahre wandelten sich die USA von einem kulturell eher rückständigen Land zum Zentrum der Weltkultur und der Kunst. Im Zuge des Zweiten Weltkriegs waren Millionen junger amerikanischer Männer und Frauen mit der Kunst und der Architektur Europas und Asiens in Berührung gekommen und hatten beinahe über Nacht Interesse und Wertschätzung für diese Kulturen und Kunstströmungen entwickelt, die normalerweise nur im Laufe von Generationen wachsen. Die «neue» Nation Amerika hatte erstmals – und ganz plötzlich – ein breites Publikum gefunden, das lernen, mit neuen Sichtweisen konfrontiert und herausgefordert werden und schlicht Gemälde, Musik und Bildhauerei geniessen wollte. Die *Monuments Men*, die durch ihre Erfahrungen in Übersee viele neue Einsichten und Erkenntnisse gewonnen hatten, bemühten sich an vorderster Front, ihren Mitbürgern diese Gelegenheit zu bieten. Mittels der Weitsichtigkeit und der diplomatischen Fähigkeiten, die er

schon im Krieg gezeigt hatte, nutzte James Rorimer die neue Begeisterung im Lande dazu, dem Met weltweites Ansehen zu verschaffen, indem er die Watson Library zu einer der grössten Kunstbibliotheken des Landes ausbaute und für die Sammlung des Museums einige sehr berühmte Gemälde erwarb, wie etwa *Aristoteles betrachtet die Büste Homers* von Rembrandt und die *Verkündigung* (auch als Mérode-Triptychon bekannt) des frühen niederländischen Meisters Robert Campin. Während seiner Amtszeit verzeichnete das Met einen ausserordentlichen Zuwachs der Besucherzahlen von zwei auf sechs Millionen jährlich.

Da er überaus stolz war auf seinen Dienst in der MFAA, trug Rorimer fast täglich seine Kampfstiefel, sogar in der Arbeit und selbst zu Smoking oder Anzug. Es war ein schrecklicher Verlust sowohl für die *Monuments Men* als auch für die Kunstwelt, als er 1966 unerwartet an einem Herzinfarkt starb. Er wurde nur 60 Jahre alt. Der Gedenkgottesdienst für ihn wurde passenderweise in seinem geliebten Cloisters abgehalten; es war die erste Trauerfeier, die dort stattfand. An ihr nahmen tausend Menschen teil, viele seiner Freunde und Bewunderer, denn James Rorimer war in der ganzen Welt bekannt. «Verwoben mit der Geschichte», pries ihn sein Freund und *Monuments*-Kollege Sherman Lee, «kultivierte er die Tugenden der Geduld und der Führungsstärke. Durchdrungen vom Wissen um Qualität und Kunstkennerchaft, schätzte er den Wert des sichtbaren Erbes der Menschheit und entschloss sich inmitten beständigen Wandels, dieses Erbe zu bewahren und zu fördern, damit jeder, der Augen hatte, es sehen konnte.»<sup>351</sup>

Rorimers eigene Worte können sein Leben am besten zusammenfassen. Auf die Frage nach seinem Erfolgsrezept antwortete er einmal: «Ein guter Start, die Bereitschaft, mehr als nur seine Pflicht zu tun, ein Gespür für Fair Play und das Erkennen der Chancen, wenn sie sich bieten. Mit anderen Worten, es ist wichtig, einen Kurs zu finden und an ihm festzuhalten.»<sup>352</sup> Das konnte man auch als eine Beschreibung der MFAA verstehen und der Rolle, die er in ihr gespielt hatte.

Im Sommer 1946 waren nur noch zwei aus der ursprünglichen Gruppe der Monuments Men in Europa: die beiden, die hier gestorben waren.

Walter «Hutch» Huchthausen, der in Westdeutschland getötet worden war, wurde auf dem amerikanischen Soldatenfriedhof Margraten in den Niederlanden beigesetzt. Im Oktober 1945 erhielt seine Alma Mater in Harvard einen Brief von Frieda von Schaik, die sich mit Hutch angefreundet hatte, als dieser bei der 9. US-Armee in Maastricht stationiert gewesen war, und die nun sein Grab pflegte. «Nachdem wir ihn kennengelernt hatten, besuchte er uns mehrmals zu Hause, und wir wurden gute Freunde. ... Die Nachricht von seinem plötzlichen Tod hat uns in tiefe Trauer gestürzt. ... Es würde mich sehr freuen, wenn ich mit seiner Familie in Kontakt treten könnte. Er liegt auf dem grossen amerikanischen Soldatenfriedhof Margraten in Holland begraben (das ist zehn Kilometer von meinem Wohnort entfernt), und ich kümmere mich um sein Grab.... Wenn Sie die Anschrift von Walter Huchthausens Mutter kennen, wäre ich Ihnen sehr verbunden, wenn Sie mir diese zukommen lassen würden.»<sup>353</sup> Einer von Huchthausens Vorgesetzten beim SHAEF schrieb seiner Mutter: «Er war so glücklich mit seiner Arbeit in Maastricht, als ich ihn vergangenen Februar besuchte, und so stolz darauf, was er hier tun konnte. Sie – und wir alle – können stolz sein auf ihn. Es ist ein grosser Verlust für uns.»<sup>354</sup> Walker Hancocks Bemerkung, dass «die wenigen Menschen, die ihn bei seiner Arbeit erlebt haben – Freund wie Feind – seinetwegen zu einer besseren Meinung von der Menschheit kommen müssen», hatte sich als zutreffend erwiesen.<sup>355</sup>

Ronald Balfour wurde auf dem britischen Soldatenfriedhof in der Nähe von Kleve beerdigt. Im Jahr 1954 wurde sein Foto im wiederaufgebauten Gebäude des Stadtarchivs neben einer Tafel angebracht, auf der stand: «Major Ronald E. Balfour, Lektor am King's College der Universität Cambridge, gefallen im März 1945 in der Nähe von Kloster Spyck. Dieser Mann rettete als britischer Kulturgüterschutzoffizier die wertvollen mittelalterlichen Archive und Kunstgüter der Städte am

Niederrhein. Zu seinem ehrenden Angedenken.<sup>356</sup> Als Balfours Mutter ein Jahr später zu seinem zehnten Todestag Kleve besuchte, versicherten ihr die Stadtväter, dass sie «das Andenken an diesen Mann in hohen Ehren» halten würden und versprachen ihr, ihr «Bestes zu tun, damit seine Grabstätte dauerhaft gepflegt wird».<sup>357</sup> Das war für die Mutter zweifellos nur ein geringer Trost für den Verlust ihres Sohnes.

Der letzte der ursprünglichen *Monuments Men*, der während des Krieges in aktivem Einsatz war, war natürlich George Stout. Er kehrte Ende Juli 1945 aus Europa nach Amerika zurück, allerdings nur für eine zweimonatige Pause. Er hatte sich um eine Versetzung in den Pazifik bemüht, die ihm auch bewilligt worden war. Im Oktober 1945 kam er in Japan an, wo er Leiter der Arts and Monuments Division im Hauptquartier des Oberkommandos der Alliierten Streitkräfte in Tokio wurde. Mitte 1946 verliess er Japan wieder. Für seine militärische Dienstzeit wurde Stout der Bronze Star und die Army Commendation Medal verliehen.

Nach seinem Einsatz in Japan kehrte Stout für kurze Zeit ans Fogg Museum in Harvard zurück. Im Jahr 1947 wurde er zum Direktor des Worcester Art Museum in Massachusetts ernannt, das er leitete, bis er schliesslich Direktor des Isabella Stewart Gardner Museum in Boston wurde. Das Gardner Museum, das eine dauerhafte Sammlung besass, war der ideale Job für George Stout.

Als Stout 1970 in den Ruhestand ging, galt er als eine der grossen Koryphäen auf dem Gebiet der Kunsterhaltung und -restauration. Er veröffentlichte 1977 einen Artikel über seine frühen Jahre im Fogg Museum, das damals als «Amerikas erstes Institut für Kunstkonservation» bezeichnet wurde. Im Jahr 1978 wurden er und sein Freund, der Chemiker John Gettens, in den einschlägigen Fachzeitschriften als «die beiden wichtigsten Gründerväter des Fogg» gefeiert, die eine neue Ära der Kunstkonservation eingeläutet hätten.<sup>358</sup> Sein Vermächtnis, verkündete eine andere Zeitschrift, sei die Versöhnung der neuen Technologien mit «der ästhetischen Sensibilität der traditionellen

Kunstrestauration und der historischen Wissenschaft.»<sup>359</sup> Mit anderen Worten, er war ein Erneuerer, der niemals die Bedeutung der Menschen hinter den Maschinen vergass.

Doch sein Einsatz im Zweiten Weltkrieg blieb fast völlig unbekannt. Das lag massgeblich daran, dass Stout nur sehr selten darüber sprach. Als das Smithsonian Institute ihn Anfang 1978 für seine Archives of American Art interviewte, erzählte Stout dem Interviewer in seiner typischen tiefstapelnden Art nur, dass er zur Arbeit im Kulturgüterschutz eingezogen worden sei und wie jeder andere Soldat seine Pflicht getan habe. Er sprach mit keinem Wort davon, dass er mehr als alle anderen die Mission der Monuments Men geschaffen und geformt hatte. Als George Stout im Juli 1978 in Menlo Park in Kalifornien starb, hiess es in einem Nachruf, dass er «international bekannt war als Experte und Autor für Kunstrestauration» und dass er im Zweiten Weltkrieg dazu beigetragen habe, Tarntechniken zu entwickeln und «später in General Dwight D. Eisenhowers Kommando tätig war als Mitglied des Stabes des Generals für Kulturgüter, schöne Künste und Archive».<sup>360</sup>

Doch jene, die ihn kannten, wussten genau, welch grossen Beitrag er zur Arbeit der MFAA und zur Bewahrung der europäischen Kulturgüter geleistet hatte. In einem offiziellen Bericht stellte das Militär fest, dass er «motiviert durch die Dringlichkeit seiner Aufgabe, den Grossteil seiner Zeit im Feld verbrachte unter Verzicht auf jegliche persönliche Annehmlichkeiten».<sup>361</sup> Interessant ist auch die Einschätzung des Monuments Man Craig Hugh Smyth, der mit Stout gegen Ende seines Einsatzes in Europa zusammenarbeitete: «Stout war eine Führungspersönlichkeit – ruhig, selbstlos, bescheiden, aber dennoch sehr stark, sehr nachdenklich und bemerkenswert einfallsreich. Beim Reden wie beim Schreiben ging er sparsam mit seinen Worten um, aber sie waren dennoch präzise und lebendig. Man glaubte, was er sagte, und man war bereit zu tun, was er vorschlug.»

Niemand erfasste Stouts Leistung in ihrer vollen Tragweite und und auch nicht die Wertschätzung, die ihm seine Monuments-Kollegen entgegenbrachten. Ihre Briefe und Erinnerungen waren voll des



## 500 DIE NACHWIRKUNGEN

Lobes über diesen rastlosen, tatkräftigen und sympathischen Offizier, aber Lincoln Kirstein brachte es vermutlich am treffendsten zum Ausdruck: «[George Stout] war der grösste Kriegsheld aller Zeiten – er rettete die Kunstwerke, über die alle Welt sprach.»<sup>362</sup>

Dennoch ist es nicht überraschend, dass George Stouts Beitrag zum Wirken der MFAA niemals richtig gewürdigt wurde, denn in den ersten Nachkriegsjahrzehnten verlor sich die Abteilung MFAA und ihre Tätigkeit im Nebel der Geschichte. Das lag zum Teil an den Umständen. Die *Monuments Men* waren typische Vertreter der «*Greatest Generation*» und neigten dazu, ihre Rolle im Krieg herunterzuspielen. Da sie keine Einheit gebildet hatten, gab es auch keine offizielle historische Darstellung ihrer Tätigkeit. Einige der Männer knüpften enge Bande zueinander und hielten diese auch aufrecht, die meisten aber kannten sich gegenseitig kaum oder gar nicht. Es hatte keine Führungsfigur gegeben, die als repräsentativ angesehen wurde für diese zurückhaltenden Kulturgüterschutzoffiziere, ganz zu schweigen für deren Leistungen.

Aus diesem Grunde gerieten die Bemühungen zum Kulturgüterschutz in der amerikanischen Armee im Laufe der Zeit in Vergessenheit. Im Jahr 1957 meldete sich Robert Posey erneut freiwillig zum Militär, denn er wollte im Koreakrieg als *Monuments Man* zum Einsatz kommen. Es ist nicht überraschend, dass er abgelehnt wurde, denn er war mittlerweile 53 Jahre alt und Reservist. Doch auch wenn er angenommen worden wäre, hätte es für ihn keinen adäquaten Platz gegeben. Es gab im Koreakrieg keine Einheit, die der MFAA vergleichbar gewesen wäre, und seither auch nicht mehr.

Das Vermächtnis der Abteilung *Monuments, Fine Arts and Archives (MFAA)* wurde durch die Kulturgüterschutzoffizierin Edith Standen unsterblich, die erklärte, dass «es nicht genügt, tugendhaft zu sein, wir müssen es auch durch unser Auftreten vermitteln».<sup>363</sup> Standen hatte begriffen, wie vor ihr auch Präsident Roosevelt und General Eisenhower, dass der erste Eindruck von dauerhafter Bedeutung ist. Alle Länder ignorieren heute das Vermächtnis der *Monuments Men*.

So habe ich mich beispielsweise vor einigen Jahren mit einem Offizier unterhalten, der dafür zuständig war, einige der rund 15'000 Kunstobjekte aufzuspüren, die 2003 während der von den USA angeführten Invasion aus dem irakischen Nationalmuseum in Bagdad geraubt worden waren. Er räumte ein, dass er noch nie etwas von den Monuments Men gehört habe.

Mittlerweile haben sich engagierte Offiziere und Soldaten von Civil Affairs zusammen mit zivilen Experten, wie Oberst Matthew Bogdanos (pensioniert), Major Corine Wegener (pensioniert) und Professor John Russell, aufrichtig und unermüdlich bemüht, zumindest einen Teil des Schadens wiedergutzumachen, der diesem grossen Museum zugefügt wurde, und konnten bislang etwa die Hälfte der verschwundenen Objekte wieder zurückführen. Darüber hinaus haben sie Ausbildungskurse für Soldaten durchgeführt, die im Stab Civil Affairs dienen. Doch trotz ihrer Bemühungen hat sich in der internationalen Öffentlichkeit ein unauslöschlicher Eindruck vom Verhalten der USA im Gefolge der Plünderungen des Bagdader Nationalmuseums eingeprägt.

Bemerkenswerter noch ist, dass auch die Kunstgemeinde jahrzehntelang die Leistungen dieser aussergewöhnlichen Männer und Frauen kaum zur Kenntnis genommen hat. Nach dem Krieg kehrten die Monuments Men in ihre Heimatländer zurück und erlangten leitende Positionen in bedeutenden Kulturinstitutionen. In den USA gehörten dazu unter anderem das Metropolitan Museum, das Museum of Modern Art, die National Gallery of Art, das Toledo Museum of Art, das Cleveland Museum of Art, die Frick Collection, das Fogg Art Museum, das Brooklyn Museum, das Nelson-Atkins Museum of Art, das Isabella Stewart Gardner Museum, das Legion of Honor Museum in San Francisco, die Yale University Art Gallery, das Worcester Art Museum, das Baltimore Museum of Art, das Philadelphia Museum of Art, das Dallas Museum of Art, das Amon Carter Museum und die Library of Congress. Die Monuments Men und ihre Berater im Krieg waren massgeblich beteiligt an der Schaffung von zweien der bedeu-

## 502 DIE NACHWIRKUNGEN

tendsten kulturellen Organisationen des Landes: der National Endowment for the Humanities und der National Endowment for the Arts. Auf den Listen der Leiter der grossen amerikanischen Kulturorganisationen der 1950er- und 1960er-Jahre findet man überall den Namen zumindest eines der Mitglieder der Abteilung MFAA der US-Armee. Aber nur in wenigen dieser Organisationen ist heute noch bekannt, dass einer ihrer früheren Direktoren dazu beigetragen hat, im Zweiten Weltkrieg und der unmittelbaren Nachkriegszeit das kulturelle Erbe der Welt zu bewahren.

Selbst als Anfang der 1990er Jahre die Suche nach Nazi-Raubkunst und die Bemühungen um ihre Rückführung wieder aufgenommen wurden, erinnerte sich kaum noch jemand an die *Monuments Men* und *Women* und ihre unglaublichen Leistungen. Gelegentlich wurde einer von ihnen gebeten, an einer Konferenz teilzunehmen, aber nur, wenn ihre speziellen Fachkenntnisse gefragt waren. Einer der einflussreichsten Teilnehmer dieser Konferenzen meinte denn auch, dass selbst seine engagiertesten und sachkundigsten Kollegen die Schätze vor ihren Augen nicht bemerkten: nicht die Milliarden von Dollar, welche die noch nicht zurückgeführten Kunstwerke wert waren, und auch nicht die nach wie vor verschollenen Objekte, sondern die ungefähr 350 mittlerweile gebeugten Veteranen der MFAA. Auch heute noch wird in Berichten über die Bergung oder Rückführung bedeutender Kunstwerke fast ausnahmslos deren materieller Wert in den Vordergrund gestellt und lapidar darauf verwiesen, dass sie «nach dem Krieg von den alliierten Streitkräften zurückgeführt» wurden. In Wirklichkeit war es das Werk der *Monuments Men*, die in unzähligen Fällen die Rückführung ermöglichten.

Erst im Jahr 2007 wurde ihnen schliesslich ein wenig von jener Anerkennung zuteil, die sie verdienen. Am 6. Juni 2007, dem 63. Jahrestag der Landung der westlichen Alliierten in der Normandie, wurde in Resolutionen von beiden Häusern des US-amerikanischen Kongresses zum ersten Mal die Leistung der *Monuments Men* (und Frauen), die aus 13 Nationen stammten, offiziell gewürdigt. Diese Resolutio-

nen, die sowohl von konservativen wie liberalen Mitgliedern des Repräsentantenhauses und des Senats eingebracht worden waren, wurden einstimmig angenommen.

Kurze Zeit später, ebenfalls noch 2007, wurde den Monuments Men und ihrem wichtigsten Repräsentanten, der Monuments Men Foundation for the Preservation of Art, die National Humanities Medal verliehen, die nach Ansicht mancher das amerikanische Äquivalent zum «Ritterschlag» darstellt. Vier der damals zwölf noch lebenden Monuments Men waren noch in der Lage, nach Washington DC zu reisen, um an der Zeremonie teilzunehmen, darunter auch der immer noch agile, 81 Jahre alte Harry Ettlinger. Als einfacher Schütze, der gerade von der Highschool gekommen war, war Harry rund zwanzig Jahre jünger als die meisten übrigen Monuments Men, die in den Kampfgebieten Dienst taten.

Im Unterschied zu allen anderen Monuments Men schlug Harry Ettlinger nach dem Krieg keine berufliche Laufbahn im Kulturbereich ein. Er wurde im August 1946 entlassen und besuchte nach seiner Rückkehr nach New Jersey das College, was ihm durch Leistungen nach der G. I. Bill of Rights ermöglicht wurde, eines Gesetzes, das die Wiedereingliederung von Soldaten in das Berufsleben fördern sollte; Er erwarb einen Bachelor-Abschluss in Maschinenbau und beschäftigte sich anschliessend mit Flug-Indikatoren, tragbaren Radarsystemen und der Produktion von Leitsystemen für die von U-Booten abgeschossenen Trident-Raketen.

Darüber hinaus engagierte er sich in Veteranengruppen und für jüdische Anliegen. Von Mitgliedern der Jewish War Veterans of the USA erfuhr Harry Ettlinger vom Wirken Raoul Wallenbergs, des wohlhabenden schwedischen Diplomaten lutheranischen Glaubens. Wallenberg hatte 1944 andere Menschen dazu inspiriert, ihm zu helfen, das Leben von 100'000 ungarischen Juden zu retten. Im Januar 1945 wurde er zusammen mit seinem Chauffeur von den Sowjets verhaftet und blieb anschliessend verschollen. Nachdem er 1992 in den Ruhestand gegangen war, leitete Harry Ettlinger zusammen mit ande-

ren ein Komitee, das Geld für eine Skulptur zu Ehren Wallenbergs sammelte, und war später Mitbegründer der Wallenberg Foundation of New Jersey, die Studenten unterstützt, die Wallenberg nacheifern wollen und dadurch Anteilnahme und Mitgefühl in der Welt fördern. Durch diese Tätigkeit erfuhr Harry auch eine weitere Geschichte über die Bergwerke in Heilbronn und Kochendorf.

Die untere Ebene der Saline, so viel wusste Harry, war als Fabrik genutzt worden. Die 18 auf 12 Meter grossen Kammern waren mit Betonböden und Stromleitungen für den Betrieb der Maschinen versehen. Im Bergwerk Kochendorf sollte in einer oder zwei Kammern eine geheime Fabrikationsstätte für die Massenproduktion einer revolutionären deutschen Erfindung eingerichtet werden: des Düsentriebwerks. Wenn es den NS-Behörden gelungen wäre, die Fabrik in Heilbronn in Betrieb zu nehmen – bei der Ankunft der Amerikaner waren sie angeblich nur noch wenige Wochen vom Produktionsbeginn entfernt –, hätte der Kriegsverlauf eine dramatische Wendung nehmen können. Dies war wohl der Grund für den erbitterten Widerstand der Wehrmacht auf den Bergen um Heilbronn.

Im Jahr 2001 erfuhr Harry von zwei der wenigen Überlebenden aus dieser schrecklichen Zeit, was sich in der Saline bei Kochendorf ereignet hatte. Die körperlichen Arbeiten im Bergwerk, wie etwa das Ausschachten der unterirdischen Kammern, waren von 1'500 jüdischen Zwangsarbeitern durchgeführt worden, die von Auschwitz nach Deutschland gebracht worden waren. Im September 1944 legten britische Bomber Heilbronn in Schutt und Asche, zerstörten das Elektrizitätswerk und stürzten die gesamte Region in Stille und Dunkelheit. Als der Lärm der Flugzeuge abflaute, stieg aus dem schwarzen Bauch der Saline ein Gesang empor. Zuerst war er kaum hörbar. Dann wurde er lauter wiederholt und dann noch einmal lauter, und jetzt war er in der Welt oberhalb der Saline deutlich zu hören. Es war der Feiertag Jom Kippur, der Versöhnungstag, und die ungarischen Juden sangen das Gebet Kol Nidre. Für fast alle von ihnen war es das letzte Mal. Im März 1945, knapp einen Monat vor der Ankunft der Amerikaner, wur-

den diese Zwangsarbeiter in ein Konzentrationslager gebracht. Die meisten erfroren während der fünftägigen Reise. Die übrigen wurden in die Gaskammer geschickt.

Heute lebt der Monuments Man Harry Ettlinger in einer Eigentumswohnung im Nordwesten von New Jersey. Er beteiligt sich nach wie vor an den Aktivitäten der Wallenberg Foundation, der Veteranenorganisationen auf lokaler, bundesstaatlicher und nationaler Ebene und beschäftigt sich mit den Anliegen von Holocaust-Opfern und anderen jüdischen Belangen. Die geliebte Kunstsammlung seines Grossvaters ist unter seinen Nachkommen verstreut, aber Harry besitzt selbst noch den grössten Teil. Das meiste davon verwahrt er in seinem Schrank. Auch der Rembrandt-Druck ist an einer unauffälligen Stelle aufgehängt, aber wenn es gewünscht wird, hängt er ihn auch gerne an den Ehrenplatz über dem Sofa um.

Die einzige sichtbare Erinnerung an Harrys Kriegsjahre ist ein kleines Foto, das auf einem Beistelltischen steht. Es wurde Anfang 1946 im Bergwerk Heilbronn aufgenommen und zeigt den Monuments-Offizier Leutnant Dale Ford und den (kurz vorher beförderten) Sergeant Harry Ettlinger, die ein Selbstbildnis von Rembrandt betrachten. Das Gemälde steht auf einem Förderwagen, die Felswände und die Stahlschienen sind deutlich zu sehen. Dieses Foto wurde 1946 von der Armee zu Werbezwecken genutzt und auf der ganzen Welt nachgedruckt. Die Bildunterschrift lautet schlicht: «Amerikanische Soldaten mit einem Rembrandt.» Niemand schien sich dafür zu interessieren, dass dieses Bild der Rembrandt aus Karlsruhe war und dass der 19-jährige Soldat, der daneben stand, ein deutscher Jude war, der nur drei Häuserblocks von diesem Museum entfernt aufgewachsen war und durch Zufall 210 Meter tief in einen Bergwerksschacht hinab fuhr und dort zum ersten Mal ein Gemälde betrachtete, von dem er schon so oft gehört hatte, das er aber noch nie sehen hatte dürfen.

## DIE HANDELNDEN PERSONEN

### Nebenfiguren

**John Edward Dixon-Spain:** Veteran des Ersten Weltkriegs; britischer Monuments Man in der 1. US-Armee zusammen mit George Stout.

**S. Lane Faison Jr.:** Mitarbeiter im Office of Strategie Services (OSS), dem Vorläufer der CIA; befragte zahlreiche NS-Funktionäre, die an Kunstraubaktivitäten beteiligt gewesen waren.

**Dale V. Ford:** Innenarchitekt; Monuments Man in der 7. US-Armee nach dem Ende der Kämpfe; arbeitete mit Harry Ettlinger im Heilbronner Bergwerk.

**Ralph Hammett:** Architekt; Monuments Man in der Communications Zone.

**Mason Hammond:** Altphilologe; Berater für bildende Künste und Kulturgüter auf Sizilien und inoffiziell der erste Monuments Man.

**Albert Henraux:** Präsident der französischen Commission de Récupération Artistique.

**Thomas Carr Howe Jr.:** Direktor des California Palace of the Legion of Honor in San Francisco; war als Monuments Man in Altaussee im Einsatz.

**Sheldon Keck:** Konservator; Assistent von Monuments-Offizier Walter «Hutch» Huchthausen in der 9. US-Armee.

**Stephen Kovalyak:** Sporttrainer; Monuments-Offizier, der bei der Räumung verschiedener Kunstdepots zum Einsatz kam.

**Bancel LaFarge:** Architekt; Kulturgüterschutzoffizier in der britischen Armee und erster Monuments Man, der in der Normandie an Land ging; wurde Anfang Februar 1945 zum SHAEF (Supreme Headquarters Allied Expeditionary Force) versetzt.

**Everett «Bill» Lesley:** Professor; Monuments Man in der 1. US-Armee zusammen mit Walter Hancock und später in der 15. US-Armee.

**Lord Methuen:** Britischer Monuments Man in der Comm Zone.

**Lamont Moore:** Curator of Education in der National Gallery of Art, Washington, D.C.; assistierender Monuments-Offizier in der 12. US-Heeresgruppe, der 1. US-Armee und der 9. US-Armee.

**Paul Sachs:** Gründer des «Museum Course» an Harvard und George Stouts Vorgesetzter am Fogg Museum; Leiter der Harvard Group, die Karten von Kulturgütern und Handbücher erstellte, die im Krieg verwendet werden sollten; als Mitglied der Roberts-Kommission massgeblich an der Rekrutierung der wichtigsten Monuments-Offiziere in Nordwesteuropa beteiligt.

**Francis Henry Taylor:** Direktor des Metropolitan Museum of Art; Präsident der American Association of Museum Directors; prominentes Mitglied der Roberts-Kommission.

**John Bryant Ward-Perkins:** Archäologe; britischer Artillerieoffizier in Nordafrika, der bei Erhaltungsmaßnahmen mitarbeitete; später stellvertretender Leiter der MFAA in Italien.

**Geoffrey Webb:** Architekturhistoriker; britischer MFAA-Berater im SHAEF und leitender MFAA-Offizier in Nordwesteuropa.

**Sir Eric Mortimer Wheeler:** Britischer Artillerie-Offizier und Archäologe am London Museum; seine Bemühungen zur Erhaltung römischer und griechischer Ruinen in Nordafrika 1942 waren die ersten Kulturgüterschutzmaßnahmen der westlichen Alliierten.

**Sir Charles Leonard Woolley:** Britischer Archäologe, Berater des Kriegsministeriums und ziviler Leiter der MFAA; stellte seine Tätigkeit unter das Motto: «Wir lieben die Kunst und wahren dabei das Mass», was ihr häufig nicht unbedingt zum Vorteil gereichte.



## Deutsche

**Oberst Baron Kurt von Behr:** Leiter der Dienststelle Westen im Einsatzstab Reichsleiter Rosenberg (ERR); hatte die Aufsicht über die Kunstraub-Aktivitäten im französischen ERR-Hauptquartier im Jeu de Paume.

**Martin Bormann:** Reichsminister, Privatsekretär Hitlers.

**Dr. Hermann Bunjes:** ehemaliger Mitarbeiter des Kunstschutzes in Frankreich, der zu einer Schlüsselfigur des ERR in Paris wurde; loyal gegenüber Oberst von Behr und Reichsmarschall Göring.

**August Eigruher:** Gauleiter von Oberdonau und Landeshauptmann von Oberösterreich, wo auch Hitlers Heimatstadt Linz und das Salzbergerwerk Altaussee liegen.

**Dr. Hans Frank:** Reichsminister ohne Geschäftsbereich; Generalgouverneur des besetzten Polen.

**Hermann Giesler:** Architekt, mit der Neugestaltung von Linz beauftragt.

**Hermann Göring:** Reichsmarschall; Oberbefehlshaber der Luftwaffe; zweiter Mann im nationalsozialistischen Staat und designierter Nachfolger Hitlers.

**Heinrich Himmler:** Reichsführer-SS, Reichsinnenminister und Chef der Deutschen Polizei.

**Adolf Hitler:** Führer des Grossdeutschen Reiches; «Reiniger» Deutschlands, der die moderne Kunst zerstörte; «Verherrlicher» Deutschlands, der die Auffassung vertrat, dass Deutschland die Kulturschätze Europas zustünden, die zum grossen Teil im geplanten «Führermuseum» in Linz ausgestellt werden sollten.

**Walter Andreas Hofer:** Kunsthändler; Verwalter von Görings Kunstsammlung und Schlüsselfigur der Kunstraub-Aktivitäten im Jeu de Paume.

**Dr. Helmut von Hummel:** Persönlicher Referent von Martin Bormann und in der Endphase des Dritten Reiches wichtigster Kanal für Informationen nach und aus Berlin.

**Ernst Kaltenbrunner:** Ranghoher NS-Funktionär aus Österreich; Chef der Sicherheitspolizei und des SD sowie Leiter des Reichssicherheitshauptamtes (RSHA).

**Prof. Dr. Otto Kümmel:** Kunsthistoriker; Generaldirektor der staatlichen Museen in Berlin; erstellte eine Liste aller «germanischen» Kunstobjekte in Europa und rechtfertigte deren Rückführung ins Deutsche Reich.

**Dr. Bruno Lohse:** Kunsthändler; als Kunstagent für Hermann Göring und stellvertretender Direktor des ERR am Kunstraub der deutschen Besatzer in Frankreich beteiligt.

**Dr. Hans Posse:** ursprünglich als Leiter des «Führermuseums» in Linz («Sonderauftrag Linz») vorgesehen; starb 1943 an Krebs.

**Alfred Rosenberg:** Leiter des Einsatzstabes Reichsleiter Rosenberg (ERR), der Rauborganisation der NSDAP für Kulturgüter in den besetzten Ländern.

**Prof. Dr. Albert Speer:** führender Architekt im Nationalsozialismus und enger Vertrauter Hitlers; Reichsminister für Bewaffnung und Munition und Leiter der Kriegswirtschaft bis zum Kriegsende.

**Prof. Dr. Franz Graf Wolff-Metternich:** Kunsthistoriker; Reichsbeauftragter für den Kunstschutz in den besetzten Gebieten.

## **Schlüsselfiguren in Altaussee**

**Max Eder:** Ingenieur.

**Johann Glinz:** Gauinspektor, Adjutant Eigrubers.

**Otto Högler:** Ingenieur, Bergrat

Eberhard Mayerhoffer: Ingenieur, Oberbergrat, technischer Leiter der Saline.

**Prof. Dr. Hermann Michel:** Ehemaliger Direktor des Naturhistorischen Museums Wien und Leiter der Mineralogischen Abteilung des Museums.

**Ralph E. Pearson:** Oberst der 318. amerikanischen Infanteriedivision; leitete die «Task Force Pearson» im Salzbergwerk Altaussee.

**Alois Raudaschl:** Bergwerksarbeiter und Mitglied der NSDAP.

**Dr. Heribert Seiberl:** Beamter, Leiter des Instituts für Denkmalpflege in Wien.

**Karl Sieber:** Restaurator aus Berlin, der in der Saline arbeitete.

## BIBLIOGRAFIE

### Bücher

- Akinsha**, Konstantin und Grigorii Kozlov, *Beautiful Loot: The Soviet Plunder of Europe's Art Treasures*, New York 1995.
- Aksenov**, Vitali, *Favorite Museum of the Führer, Stolen Discoveries*, St. Petersburg 2003.
- Ambrose**, Stephen, *Citizen Soldiers: The U.S. Army from the Normandy Beaches to the Bulge to the Surrender of Germany, June 7, 1944, to May 7, 1945*. New York 1997.
- *D-Day: June 6, 1944; The Battle for the Normandy Beaches*, London 2002.
  - *Eisenhower: Soldier, General of the Army, President-Elect 1890-1952*. Norwalk, CT.
- Armbruster**, Thomas, *Rückerstattung der Nazi-Beute*, Berlin 2008.
- Bouchoux**, Corinne, *Rose Valland: La Résistance au Musée*, Frankreich 2006.
- Bradley**, Omar N. und Clay Blair, *A General's Life: An Autobiography by General of the Army Omar N. Bradley*. New York 1983.
- Bull**, George, *Michelangelo: A Biography*, New York 1995.
- Busterud**, John A., *Below the Salt: How the Fighting 90th Division Struck Gold and Art Treasure in a Salt Mine*, USA 2001.
- Butcher**, Capt. Harry C., *My Three Years with Eisenhower: The Personal Diary of Captain Harry C. Butcher, USNR, Naval Aide to General Eisenhower, 1942-1945*. New York 1946.
- Che cosa hanno fatto gli Inglesi in Cirenaica*. Rom 1941.
- Davidson**, Eugene, *The Trial of the Germans: An Account of the Twenty-two Defendants Before the International Military Tribunal at Nuremberg*, New York 1996.

- D'Este**, Carlo, *Patton: A Genius for War*, New York 1995.  
- *Eisenhower: A Soldier's Life*, New York 2002.
- Duberman**, Martin, *The Worlds of Lincoln Kirstein*, New York 2007.
- Dulles**, Allen W., *Secret Surrender: The Classic Insider's Account of the Secret Plot to Surrender Northern Italy During WWII*, Guilford 2006.
- Edsel**, Robert M., *Rescuing Da Vinci: Hitler and the Nazis Stole Europe's Great Art, America and Her Allies Recovered It*, Dallas 2006.
- Eisenhower**, David, *Eisenhower at War, 1943-1945*, New York 1986.
- Eisenhower**, Dwight D., *At Ease: Stories I Tell to Friends*, New York 1988.
- Esterow**, Milton, *The Art Stealers*, New York 1966.
- Fasola**, Cesare, *The Florence Galleries and the War*, Florenz 1945.
- Feliciano**, Hector, *The Lost Museum: The Nazi Conspiracy to Steal the World's Greatest Works of Art*, New York 1995.
- Fest**, Joachim, *Der Untergang. Hitler und das Ende des Dritten Reiches; eine historische Skizze*, Berlin 2002.
- Flanner**, Janet, *Men and Monuments*, New York 1957.
- Friemuth**, Cay, *Die geraubte Kunst*, Berlin 1989.
- Goldensohn**, Leon, *Nuremberg Interviews*, New York 2004  
[deutsche Ausgabe: *Die Nürnberger Interviews. Gespräche mit Angeklagten und Zeugen*, Düsseldorf 2005].
- Hammer**, Katharina, *Glanz im Dunkel: Die Bergung von Kunstschätzen im Salzkammergut am Ende des 2. Weltkrieges*, Wien 1986.
- Hancock**, Walker, mit Edward Connery Lathem, *A Sculptor's Fortunes*, Gloucester 1997.
- Hapgood**, David und David Richardson, *Monte Cassino: The Story of the Most Controversial Battle of World War II*, Cambridge, MA 2002.
- Hastings**, Max, *Victory in Europe: D-Day to VE Day in Full Color*, Boston 1985.
- Hirshon**, Stanley P., *General Patton: A Soldier's Life*, New York 2003.
- Hitler**, Adolf. *Mein Kampf* München 1930.

- Hobbs**, Joseph, *Dear General: Eisenhower's Wartime Letters to Marshall*, Baltimore 1999.
- Howe**, Thomas Carr, Jr., *Salt Mines and Castles*, New York 1946.
- Hughes**, Anthony, *Michelangelo*, London 1997.
- Joachimsthaler**, Anton, *Hitlers Ende. Legenden und Dokumente*, München 1995.
- Kirstein**, Lincoln, *The Poems of Lincoln Kirstein*, New York 1987.
- Kubin**, Dr. Ernst, *Sonderauftrag Linz. Die Kunstsammlung Adolf Hitler, Aufbau, Vernichtungsplan, Rettung. Ein Thriller der Kulturgeschichte*, Wien 1989.
- Kurtz**, Michael J., *America and the Return of Nazi Contraband: The Recovery of Europe's Cultural Treasures*. Cambridge 2006.
- Linklater**, Eric, *The Art of Adventure*, London 1947.
- Löhr**, Hanns Christian, *Das Braune Haus der Kunst. Hitler und der «Sonderauftrag Linz»*, Berlin 2005.
- Majdalany**, Fred, *Cassino: Portrait of a Battle*, London 1999.
- Methuen**, Lord, *Normandy Diary: Being a Record of Survivals and Losses of Historical Monuments in North-Western France, Together with Those in the Island of Walcheren and in That part of Belgium Traversed by 21 st Army Group in 1944-45*, London 1952. *Nazi Conspiracy and Aggression*, Bd. III, Washington, DC 1946.
- Nicholas**, Lynn, *The Rape of Europa*, New York 1995.
- Petropoulos**, Jonathan, *Art as Politics in the Third Reich*, Chapel Hill 1996.  
- *The Faustian Bargain: The Art World in Nazi Germany*, Oxford 2000.
- Pina**, Leslie A., *Louis Rorimer: A Man of Style*, Kent, OH 1990.
- Pöchmüller**, Dr. Ing. Emmerich, *Welt-Kunst schätze in Gefahr*, Salzburg 1948.
- Puyvelde**, Leo van, *Van Eyck: The Holy Lamb*, London 1947.
- Rayssac**, Michel, *L'Exode des Musées: Histoire des Oeuvres d'Art Sous l'Occupation*, Paris 2007.  
*Report of the American Commission for the Protection and Salvage of Artistic and Historic Monuments in War Areas*, Washington, DC 1946.

- Riedl-Dorn**, Christa, *Das Haus der Wunder: Zur Geschichte des Naturhistorischen Museums in Wien*, Wien 1998.
- Rorimer**, James J., *Survival: The Salvage and Protection of Art in War*, New York 1950.
- Roxan**, David und Ken Wanstall, *The Rape of Art*, New York 1964.
- Sasser**, Charles W., *Patton's Panthers: The African-American 761<sup>st</sup> Tank Battalion in World War II*, New York 2005.
- Schrenk**, Christhard, *Schatzkammer Salzbergwerk. Kulturgüter überdauern in Heilbronn und Kochendorf den Zweiten Weltkrieg*, Heilbronn (Stadtarchiv) 1997.
- Schwarz**, Birgit, *Hitlers Museum. Die Fotoalben-Gemäldegalerie Linz*, Wien 2004.
- Sereny**, Gitta, *Albert Speer: His Battle with Truth*, New York 1995.
- Shirer**, William L., *Berlin Diary: The Journal of a Foreign Correspondent: 1934-1941*, Norwalk, CT 1991.  
- *The Rise and Fall of the Third Reich: A History of Nazi Germany*, Bde. I und II, Norwalk, CT 1991.
- Sigmund**, Anna Maria, *Die Frauen der Nazis*, München 2000.
- Simon**, Matila, *The Battle of the Louvre: The Struggle to Save French Art in World War II*, New York 1971.
- Simpson**, Elizabeth (Hg.), *Spoils of War*, New York 1997.
- Skilton**, John D., Jr., *Defense de l'art Européen: Souvenirs d'un officier américain «Spécialiste des Monuments»*, Paris 1948.
- Smyth**, Craig Hugh, *Repatriation of Art from the Collecting Point in Munich after World War II*, New Jersey 1988.
- Speer**, Albert, *Erinnerungen*, Frankfurt am Main/Berlin 1969.
- Spotts**, Frederic, *Hitler and the Power of Aesthetics*, Woodstock und New York 2002.  
*Trial of the Major War Criminals before the International Military Tribunal: Nuremberg 14 November 1945 – 1 October 1946*. Nürnberger Prozess gegen die Hauptkriegsverbrecher 1947, Dokumente einsehbar unter: <http://www.scribd.com/doc/6740330i/NT-Vol-25>.
- Tutaev**, David, *The Consul of Florence*, London 1966.
- Valland**, Rose, *Le Front de l'Art: 1939-1945*, Paris 1961.

- Vasari**, Giorgio, *Lives of the Artists: Volume i*, London 1987.
- Wheelock**, Arthur K. (Hg.), *Johannes Vermeer*, The Hague: Royal Cabinet of Paintings, Mauritshuis and the Board of Trustees, National Gallery of Art, Washington 1995. Veröffentlicht in Verbindung mit der Ausstellung «Johannes Vermeer» in der National Gallery of Art, Washington, und der Königlichen Gemäldegalerie Mauritshuis, Den Haag.
- Whiting**, Charles, *Bloody Aachen*, New York 1976.
- Woolley**, Lt. Col. Sir Leonard, *The Protection of the Treasures of Art and History in War Areas*, London 1947.
- Yeide**, Nancy, *Beyond the Dreams of Avarice: The Hermann Goering Collection*. Dallas 2009.

### Zeitungs- und Zeitschriftenartikel

- «A l'Institut: Gaston Palewski fait l'éloge d'un grand défenseur des Beaux-Arts Jacques Jaujard», *Le Figaro*, 21. November 1968.
- Bradsher**, Greg, «Nazi Gold: The Merkers Mine Treasure», *Prologue Magazine* 31, Nr. 1 (Frühjahr 1999).
- Canady**, John, «James Rorimer Left Cloisters to Excel in a Bigger Job», *New York Times*, 12. Mai 1966.
- Chamson**, Andre, «In Memoriam, Jacques Jaujard», *Musées et Collections Publiques* (1967), S. 151-153.
- Cohn**, Marjorie B., «George Stout's Legacy», *Journal of the American Institute for Conservation* 18, Nr. 1 (1978).
- Esterow**, Milton, «Europe is Still Hunting its Plundered Art», *New York Times*, 16. November 1964.
- Gibson**, Michael, «How a Timid Curator with a Deadpan Expression Outwitted the Nazis», *ARTnews* 80 (Sommer 1981), S. 105-m.
- Hammett**, Ralph, «Comzone and the Protection of Monuments in North-West Europe», *College Art Journal* 5, Nr. 2, Jan. 1946, S. 123-126.
- Hammond**, Mason, «The War and Art Treasures in Germany», *College Art Journal* 5, Nr. 3 (März 1946), S. 205-218.



- Hancock**, Walker, «Experiences of a Monuments Officer in Germany», *College Art Journal* 5, Nr. 4 (Mai 1946), S. 271-311.
- Houghton**, Arthur A., Jr., «James J. Rorimer», *The Metropolitan Museum of Art Bulletin* (Sommer 1966, Teil Zwei).
- Kirstein**, Lincoln, «Quest for the Golden Lamb», *Town and Country* 100, Nr. 428 (Sept. 1945), S. 115.
- McGregor**, Neil, «How Titian Helped the War Effort», *The Times* (London), 5. Juni 2004.
- McManus**, John C., «The Last Great Prize», *World War II Magazine* (Mai 2005), S. 51-56.
- Norris**, Christopher, «The Disaster at Flakturm Friedrichshain; A Chronicle and List of Paintings», *The Burlington Magazine* 94, Nr. 597 (Dez. 1952), S. 337-347-  
«1,000 Pay Tribute at Rorimer Rites», *New York Times*, 17. Mai 1966.
- Plant**, James S., «Loot for the Master Race», *Atlantic Monthly* 178, Nr. 3 (Sept. 1946), S. 57-63.  
- «Hitler's Capital», *Atlantic Monthly* 178, Nr. 4 (Okt. 1946), S. 73-78.
- Posey**, Robert, «Protection of Cultural Monuments During Combat», *College Art Journal* 5, Nr. 2 Qan. 1946), S. 127-131.
- Raysac**, Michel, «Extrait de Historail: Janvier 2008», <http://www.rosevalland.eu/hist-train.htm>.
- Standen**, Edith, «Report on Germany», *College Art Journal* 7, Nr. 3 (Frühjahr 1948), S. 209-215.
- Stoner**, Joyce Hill, «Changing Approaches in Art Conservation: 1925 to the Present», *Scientific Examination of Art: Modern Techniques in Conservation und Analysis*, Washington, DC 2003.
- Stout**, George, «Our Early Years at the Fogg», *Art Dealer & Framer* (Juni 1977), S. 10-13,16, 92-93, 96-97.
- Taylor**, Francis Henry, «The Rape of Europa», *Atlantic Monthly* 175 (Jan. 1945), S. 52.
- Von Choltitz**, Dietrich, «Pourquoi en 1944 je n'ai pas détruit Paris-IX: Hitler: Vous réduirez Paris en un tas de décombres», *Le Figaro*, 12. Oktober 1949.

### **Unveröffentlichtes Material**

**Duncan**, Sally Anne, «Paul J. Sachs and the Institutionalization of Museum Culture Between the World Wars», Dissertation, Tufts University, 2001.

**Harry Ettlinger**, «Ein Amerikaner: A Collection of Anecdotes in the Life of Harry Ettlinger», New Jersey 2002.

**Jerry R. Hobbs**, «A Michelangelo in Belgium? The Bruges Madonna», Menlo Park 2004.

### **Filme**

**Berge**, Richard und Bonni Cohen, *The Rape of Europa Collector's Edition*, Agon Arts & Entertainment, Dallas 2008.

**Bricken**, Jules und John Frankenheimer, *The Train*, MGM Home Entertainment, Santa Monica 1964.

**Eichinger**, Bernd und Oliver Hirschbiegel, *Der Untergang*, Constantin Film, München 2005.

**Heller**, André und Othmar Schmiederer, *Blindspot: Hitler's Secretary*, Sony Pictures Classics Release DOR Film, Culver City 2002. (deutsch: Im toten Winkel – Hitlers Sekretärin)

### **Öffentliche Sammlungen**

**Archives des Musées Nationaux**, Frankreich: Rose Valland

**Akten**

Archiv der Stadt Linz, Österreich: Nachlass Dr. Ernst Kubin

**Högler, Otto**, Akte, Sch 0018

**Michel**, Prof. Dr. Hermann, Akten, Sch 0008, Sch 0011,  
Sch 0042-0046

**Plieseis, Sepp**, Akte, Sch 0042-0046

**Pöchmüller, Dr. Ing. Emmerich**, Akte, Sch 0016, Sch 0032

Archiv und Wissenschaftsgeschichte des  
Naturhistorischen Museums Wien, Österreich:

**Annalen**, 56. Band, 1948

Dokumentationsarchiv des Österreichischen Widerstandes,  
Wien, Österreich:

**Eder, Max**, Akte, DÖW 10610

**Michel**, Prof. Dr. Hermann, Akte, DÖW 8378

**Seiberl, Dr. Heribert**, Akte, DÖW 3296a 1-2, DÖW 3296b

**Sieber, Karl**, Akten, DÖW 3296a 1-2, DÖW 3296b

King's College Archive Centre, Cambridge:

**The Papers of Ronald Edmond Balfour**, Mise. 5

Metropolitan Museum of Art, New York City, The Cloisters Archives:

**James L. Rorimer Papers**

National Gallery of Art, Washington, DC:

Gallery Central Files

**Walter Farmer Papers**

**James J. Rorimer Papers**

**Edith Standen Papers**

National Archives and Records Administration,  
Washington, DC:

**RG 165**, 238, 239 und 331

**OSS Art Looting Investigation Unit Reports**, 1945-46 M1782

New York Public Library for the Performing Arts, Jerome Robbins Dance Division, Archives:

**Lincoln Kirstein Papers**, ca. 1913-1994 MGZMD 123

**Lincoln Kirstein Papers**, ca. 1914-1991 MGZMD 97

(Die Texte von Lincoln Kirstein sind urheberrechtlich geschützt [© 2009 der New York Public Library – Astor, Lenox und Tilden Foundations] und dürfen nur mit Genehmigung vervielfältigt werden.)

Smithsonian Archives of American Art, Washington, DC:

**W. G. Constable Papers**

**James J. Rorimer Papers**

**George Stout Papers**

Smithsonian Archives of American Art,

Oral History Interviews:

**George Stout**

### **Private Sammlungen**

**Dale V. Ford Papers**, East Grand Rapids, **MI Walker Hancock Papers**, Gloucester, MA

**Robert Posey Papers**, Scarsdale, NY **James J. Rorimer Papers**, New York City, NY

**Interviews und Gespräche  
des Autors**

Horace Apgar Daniel Altshu-  
ler Richard Barancik Anne  
Olivier Bell Corinne  
Bouchoux Dr. Bruce Cole Jill  
Croft-Murray Harry Ettliger  
S. Lane Faison Jr.  
Betsy Ford  
Dorothy Ford  
Deanie Hancock French  
Thomas Hoving William Kel-  
ler  
Kenneth Lindsay Jim Mullen  
Lynn Nicholas Alessandro Ol-  
schki Charles Parkhurst

Dr. Edmund Pillsbury Emma-  
nuelle Polack Col. Seymour  
Pomrenze Dennis Posey Robert  
Posey Alain Prévét  
Hedy Reeds James Reeds  
Agnes Risom Anne Rorimer  
Louis Rorimer Salvatore Scar-  
pitta Craig Hugh Smyth Ri-  
chard Sonnenfeld  
Mark Sponenberg Thomas  
Stout  
Bernard Taper Nancy Yeide

**Interviews aus Filmen**

Harry Ettliger S. Lane Faison  
Jr. Kenneth Lindsay Charles  
Parkhurst Seymour Pomrenze  
Craig Hugh Smyth Bernard  
Taper

**Interviews aus Smithsonian  
Archives of American Art,  
Oral History**

William Constable  
S. Lane Faison Jr. Walker  
Hancock Thomas Carr Howe  
Jr. Charles Parkhurst James  
Plant  
George Stout

## DANKSAGUNG

Dreizehn Jahre sich mit einem Thema beschäftigen und Neugier dafür aufbringen, neun Jahre Zeit investieren und fünf Jahre konzentriert forschen: Wer noch nie ein Projekt dieser Grössenordnung durchgeführt hat, versteht wahrscheinlich nur schwer, wie wichtig die Danksagungen in einem Buch sind. Welch grosse Opfer man auch persönlich bringen mag, solche Leistungen sind gewöhnlich nicht das Werk eines Einzelnen. Viele Menschen haben es mir ermöglicht, diese Geschichte zu erzählen.

Kein Mensch hat mehr persönliche Opfer gebracht, um mir zu helfen, als Christy Fox. Ihr Glauben an die Geschichte, ihre Liebe zu den Monuments Men und ihre unerschütterliche Unterstützung und Ermutigung auf diesem langen Weg sind auf jeder Seite spürbar. Die ruhige Gelassenheit und die Erfahrung meines Anwalts und Beraters, Michael Friedman, zeigen, warum die Tätigkeit eines «Beraters» manchmal wertvoller ist als die eines «Anwalts». Peter McGuigan und sein Team bei Foundry Library & Media, wozu auch Stéphanie Abou und Hannah Brown Gordon gehören, teilten meine Auffassung von der Wichtigkeit dieser Geschichte. Er hat mich geschickt und umsichtig in der Verlagswelt vertreten. Er hat mich auch mit Bret Witter bekannt gemacht, dessen Professionalität und Arbeitsethos nur übertroffen werden durch seine uneigennützigere Bereitschaft, eine grosse Geschichte allein mit Worten zu erzählen. Unsere Zusammenarbeit war sehr angenehm. Michelle Rapkin, meiner Lektorin, gefiel die Geschichte von den Monuments Men vom ersten Augenblick an. Ihre Unterstützung und ihre Hilfestellung waren beispielhaft, insbesondere in Anbetracht der Tatsache, dass sie in dieser Zeit ihren geliebten Ehemann Bob durch einen plötzlichen Schicksalsschlag verlor. Ihr Team bei Center Street hat sich in jeder Phase für dieses Projekt engagiert.

Anerkennung verdienen insbesondere Pamela Clements, Preston Cannon und Jana Burson im Center Street Marketing and Publicity Team; Chris Barba, Chris Murphy, Gina Wynn, Karen Torres und die gesamte Hachette-Vertriebsmannschaft sowie Jody Waldrup. Rolf Zettersten und Harry Helm waren von Beginn an begeistert von diesem Buchprojekt, und dafür danke ich ihnen beiden.

Wenn man sich mit dem Thema Zweiter Weltkrieg beschäftigt, bekommt man es mit einer enormen Fülle von Dokumenten, Fotos und Filmmaterial zu tun. Müssen viele dieser Quellen auch noch aus anderen Sprachen übersetzt werden, wie in diesem Fall aus dem Französischen, Deutschen und Italienischen, sind die Herausforderungen bisweilen kaum zu bewältigen. Zum Glück hatte ich zwei herausragende Rechercheure an meiner Seite. Elizabeth Ivy Hudson hatte bereits bei meinem ersten Buch, *Rescuing Da Vinci*, Erfahrungen gesammelt und war meine Hauptrechercheurin bei diesem neuen Buch. Im letzten Recherchejahr stiess Dorothee Schneider zum Team und leistete unschätzbar wertvolle Hilfe, nicht zuletzt dadurch, dass sie Deutsch fließend beherrscht und überallhin reiste, wo wir sie brauchten. Ich bin sehr stolz auf sie beide. James Early, Karen Evans, Jamie Lewis, Tom Rupreth und Anne Edsel Jones haben mir ebenfalls geholfen. Zeitaufwendige Reisen zu Archiven und zu Interviewpartnern sind eine anspruchsvolle Aufgabe, die meine Assistentin Michele Brown mit Geduld und einem Lächeln bewältigt hat. Bei den Übersetzungen standen uns Arlette Quervel und ihr Ehemann Yves sowie Carol Brick-Stock zur Seite.

Die verschiedenen Archive, die wir aufgesucht haben, und deren Mitarbeiter waren ausnahmslos sehr kenntnisreich und hilfsbereit. Die National Archives and Records Administration (NARA) in College Park, Maryland, ist eine wunderbare Einrichtung. Ich bin Dr. Greg Bradsher und Michael Kurtz sowie den zahlreichen Mitarbeitern in der NARA zu Dank verpflichtet. In der National Gallery in Washington DC möchte ich Maygene Daniels und ihrer Assistentin Jean Henry danken. Auch Charles Perrier in der New York Public Library war eine ausserordentlich grosse Hilfe. Im Louvre in Paris hatten wir das

Glück, dass uns Alain Prévét engagiert zur Seite stand, der auswendig wusste, wo die meisten Dokumente zu finden waren. Dank auch an Catherine Granger, Nicholas Jenkins, Laura Moore, Gene Fielden, Corinne Bouchaux und Desiree Wöhler.

Dr. Bruce Cole, Dr. Edmund Pillsbury, Jim Mullen, Claire Barry und Emmanuelle Polack unterstützten mich auf unterschiedliche Weise, aber sie hatten alle etwas gemeinsam: einen direkten Bezug zu den Monuments Men. Keine Verbindungen jedoch waren wichtiger als jene zu den Monuments Men selbst und ihren Familienangehörigen. Einige hatten ihre Briefe und Familiendokumente wohlgeordnet und konnten sie umgehend zur Verfügung stellen; andere mussten beträchtliche Zeit und Mühe aufwenden, um sie zusammenzusuchen. Briefe derart persönlicher Natur anderen zugänglich zu machen, setzt völliges Vertrauen voraus, und dafür sind wir den Angehörigen für immer zu Dank verpflichtet. Besonders danken möchte ich Deanie Hancock French, Anne Rorimer, Tom Stout, Robert und Dennis Posey sowie Dorothy und Elizabeth Ford.

Im Laufe meiner Arbeit habe ich ein freundschaftliches Verhältnis zu fünfzehn Monuments Men und deren Familien entwickelt. Als ich diese Danksagungen schreibe, weilen neun von ihnen noch unter uns. Jenen, die von uns gegangen sind – Lane, Craig, Salvatore, Charles, Sherman und Ken – und jenen, die noch leben – Seymour, Bernie, Anne, Horace, Richard, Mark, Robert und Harry – und ihren Familien danke ich dafür, dass sie an mich geglaubt und darauf vertraut haben, dass ich ihr bemerkenswertes Vermächtnis bewahren und verantwortungsvoll damit umgehen werde.

Besondere Anerkennung verdient auch Lynn Nicholas, deren wissenschaftliche Arbeit auf dem Gebiet der Nazi-Raubzüge im Zweiten Weltkrieg nach wie vor unverzichtbares Quellenmaterial für jeden darstellt, der sich mit diesem Thema beschäftigt.

Neun wichtige Personen haben Risiken auf sich genommen, um die Monuments Men sichtbar zu machen. Ihre Unterstützung war von entscheidender Bedeutung, auf jeweils unterschiedliche Weise. Ich möchte der Kongressabgeordneten Kay Granger, Steve Glauber, Char-



lie Rose, Randy Kennedy, Melik Kaylan, Eric Gibson, Susan Eisenhower, Dick Bass und dem verstorbenen William F. Buckley Jr. meinen Dank aussprechen.

Mehrere gute Freunde haben dazu beigetragen, meinen Durchhaltewillen zu stärken. Ich möchte George und Fern Wachter, Leslie Tcheyan, June Terry, Mike Madigan, Allen Cullum und Rod Laver danken. Die Musik von Keith Jarrett hat oft meine aufgewühlte Seele wieder beruhigt.

Schliesslich möchte ich noch ein besonderes Wort des Dankes an Kathleen Kennedy-Marshall richten, deren präzise und hartnäckige Fragen mich Vorjahren auf eine Idee gebracht haben, wie ich diese Geschichte aufziehen könnte.

## ANMERKUNGEN

1. Franklin D. Roosevelt, «Remarks made at the dedication ceremony of the National Gallery of Art, March 17, 1941», Gallery Archives, NGA.
2. Zitiert in: Robert Edwin Herzstein, World War II: The Nazis, Alexandria 1980, S. 107.
3. Eisenhower, At Ease, S. 254.
4. Stout, «Our Early Years at the Fogg», S. 13.
5. Stout an Margie, 16. Juni 1944, Rolle 1421, Stout Papers.
6. Ettliger, «Ein Amerikaner», S. 18.
7. Ebenda, S. 19.
8. Spotts, Hitler and the Power of Aesthetics, S. 323.
9. Tutaev, The Consul of Florence, S. 11.
10. Dieses Dokument wurde reproduziert aus Aksenov, Favourite Museum of the Führer, Foto S. 3.
11. Brief von Godwin an Finley, 5. Dezember 1940, RG 7, Karton 77, Museum Correspondence, Conservation of Cultural Resources, Defense, Gallery Archives, NGA.
12. «Minutes of a Special Meeting of the Association of Museums Directors on the Problems of Protection and Defense held at the Metropolitan Museum of Art», S. 134f., RG 7, Karton 77, Publications, Metropolitan Museum, Conservation of Cultural Resources, Defense, Gallery Archives, NGA.
13. Stout an Taylor und Constable, «General Museum Conservation», 31. Dezember 1942, Section 6a, W. G. Constable Papers, Smithsonian AAA.
14. Stout, Protection of Monuments: A Proposal for Consideration During War and Rehabilitation, 6a, Constable Papers.
15. Befehl von Keitel,  
[http://www.lootedart.com/docs/ERR\\_complete\\_report.pdf](http://www.lootedart.com/docs/ERR_complete_report.pdf).
16. Stout, «Our Early Years at the Fogg», S. 11.

528 ANMERKUNGEN

17. Ebenda, S. 13.
18. Hancock, «Experiences of a Monuments Officer in Germany», S. 279.
19. Stout an Warner, 4. Oktober 1944, Rolle 1421, Stout Papers.
20. Nicholas, The Rape of Europa, S. 214.
21. Stout an Margie, 20. März 1943, Rolle 1420, Stout Papers.
22. Stout an Margie, 16. März 1943, Rolle 1420, Stout Papers.
23. Constable an Stout, 1. Juni 1943, 6a, Constable Papers.
24. Stout an Constable, 3. April 1943, 6a, Constable Papers.
25. Stout an Constable, 28. März 1943, 6a, Constable Papers.
26. Stout an Margie, 12. Juli 1943, Rolle 1420, Stout Papers.
27. Befehl von Göring,  
[http://www.lootedart.com/docs/ERR\\_complete\\_report.pdf](http://www.lootedart.com/docs/ERR_complete_report.pdf).
28. Die Sammlung des ehemaligen London Museum ist heute im Museum of London untergebracht.
29. Woolley, The Protection of the Treasures of Art and History in War Areas, S. 14.
30. Ebenda, S. 18.
31. Brief von Hammond an Reber, 24. Juli 1943, RG 165, NM 84, Eintrag 463, NARA.
32. Smyth, Repatriation of Art from the Collecting Point in Munich after World War II, S. 77.
33. Stout, Brief an Sachs, 13. September 1943, RG 239, M1944, Rolle 57, Frame 180, NARA.
34. Brief von Rosenberg an Hitler vom 20. März 1941, Nürnberger Prozessakten, <http://www.ess.uwe.ac.uk/genocide/Rosenberg10/htm>.
35. Report of the American Commission for the Protection and Salvage of Artistic and Historic Monuments in War Action, S. 68.
36. Ebenda, S. 48.
37. Majdalany, Cassino, S. 122.
38. Ebenda, S. 121f.
39. Hapgood und Richardson, Monte Cassino, S. 227.
40. Brief von Alfred Rosenberg an Hitler vom 16. April 1943, Nürnberger Prozessakten,  
<http://www.ess.uwe.ac.uk/genocide/Rosenberg11.htm>.

41. Ambrose, Eisenhower, S. 177.
42. Stout an Margie, 31. Oktober 1943, Rolle 1420, Stout Papers.
43. Stout an Margie, 17. Januar 1944, Rolle 1421, Stout Papers.
44. Pina, Louis Rorimer, S. 123.
45. Woolley, The Protection of Treasures, S. 6.
46. Report of the American Commission, S. 102.
47. Ambrose, Eisenhower, S. 301.
48. Der Brief auf S. 101 stammt aus den James J. Rorimer Papers, New York.
49. D'Este, Eisenhower, S. 534.
50. Ambrose, Citizen Soldiers, S. 43.
51. Rorimer, Survival, S. 3-4.
52. Skilton, Defense de L'art Européen, S. 19.
53. Rorimer, Survival, S. 2.
54. Brief von Rorimer, 4. Februar 1944, Rorimer Papers.
55. Brief von Rorimer, 10. März 1944, Rorimer Papers.
56. Brief von Rorimer, 6. Juni 1944, Rorimer Papers.
57. Brief von Rorimer, 30. April 1944, Rorimer Papers.
58. Ebenda.
59. Ebenda.
60. Brief von Rorimer, 7. Mai 1944, Rorimer Papers.
61. Brief von Rorimer, 6. April 1944, Rorimer Papers.
62. Rorimer, Survival, S. 4.
63. Ebenda, S. 8.
64. Ebenda, S. 14.
65. Der Brief auf S. 117 stammt aus Rolle 1421, Stout Papers.
66. Ambrose, Citizen Soldiers, S. 75.
67. Rorimer, Survival, S. 15.
68. «The Capital of the Ruins» lautete die Überschrift einer kurzen Reportage von Samuel Beckett, 1946.
69. Brief von Rorimer, undatiert, Rorimer Papers.
70. Ebenda.
71. Smyth, Repatriation of Art, S. 16.
72. Rorimer, Survival, S. 19
73. Ebenda, S. 37.
74. Ebenda.

75. Ebenda, S. 39.
76. Der Brief auf S. 130f. stammt aus Rolle 1421, Stout Papers.
77. Die Einzelheiten dieses Kapitels sind entnommen aus «Removal of Works of Art from the Church of Notre-Dame at Bruges», 24. September 1944, King's College Archive Centre, Cambridge.  
The Papers of Ronald Edmund Balfour, Mise. 5
78. Hancock an Saima, 20. September 1944, Walker Hancock Papers, Gloucester.
79. Rorimer, Survival, S. 47.
80. Hancock an Saima, 30. Oktober 1943.
81. Hancock, A Sculptor's Fortunes, S. 129.
82. Hancock an Saima, 30. Oktober 1943, Hancock Papers.
83. Hancock an Saima, 28. Januar 1944, Hancock Papers.
84. Hancock an Saima, 11. April 1944, Hancock Papers.
85. Ambrose, Citizen Soldiers, S. 110.
86. Hancock an Saima, 6. Oktober 1944, Hancock Papers.
87. Interview mit Bernard Taper.
88. Hancock, A Sculptor's Fortunes, S. 136.
89. Hancock an Saima, 6. Oktober 1944, Hancock Papers.
90. Hancock an Saimä, 19. Oktober 1944, Hancock Papers.
91. Interview mit Robert Posey.
92. Posey an Alice, 23. September 1944, Robert Posey Papers, Scarsdale.
93. Brief von Rorimer, 8. September 1944, Rorimer Papers.
94. Ebenda.
95. Taylor, «The Rape of Europa», S. 52.
96. Tagebuch von Rorimer, 27. September 1944, Eintrag 28MFAA-J:1-1, James J. Rorimer Papers, Gallery Archives, National Gallery of Art, Washington DO.
97. Simon, The Battle of the Louvre, S. 26.
98. Chamson, «In Memoriam, Jacques Jaujard», S. 151.
99. Franz Graf Wolff-Metternich, «Concerning My Activities as Advisor on the Protection of Works of Art to O.K.H. from 1940-1942» (Kunstschutz), S. 3, RG 239, M1944, Rolle 89, Kartons 352-372, NARA.
100. Ebenda.

101. Ebenda, S. 12.
102. Ebenda, Anhang «Re: Professor Dr. Graf Franz Wo lff-Metternich, born 31.12.99 in Felkingen, Catholic, married, Provinzialkonservator for the Rhine, living in Bonn, Blücherstrasse 2».
103. Rayssac, L'Exode des Musées, S. 853.
104. Ebenda, S. 706.
105. Von Choltitz, «Pourquoi en 1944 je n'ai pas détruit Paris».
106. Der Brief auf S. 180 stammt aus den Rorimer Papers.
107. Hancock an Saima, 25. Oktober 1944, Hancock Papers.
108. Foto Nr. 00060179, Ullstein Bild.
109. Hancock an Saima, 25. Oktober 1944, Hancock Papers.
110. Hancock, «Experiences of a Monuments Officer in Germany», S. 273.
111. Hancock, A Sculptor's Fortunes, S. 139.
112. Ebenda, S. 140.
113. Ebenda.
114. Tagebuch von Hancock, Hancock Papers.
115. Hancock, «Experiences of a Monuments Officer in Germany», S. 277.
116. Ebenda.
117. Ebenda, S. 279.
118. Ebenda.
119. Die Aufzeichnungen über die Analyse stammen aus Hancocks Tagebuch, 18. November 1944, Hancock Papers.
120. Der Brief auf S. 199f. stammt aus Rolle 1421, Stout Papers.
121. Canady, «James Rorimer Left Cloisters to Excel in a Bigger Job».
122. Rayssac, L'Exode des Musées, S. 695.
123. Rorimer, Survival, S. 93.
124. Ebenda.
125. Sasser, Patton's Panthers, S. 127.
126. D'Este, Patton, S. 685.
127. Posey an Alice, 9. Juli 1944, Posey Papers.
128. Posey an Dennis, 1. März 1945, Posey Papers.
129. Nicholas, The Rape of Europa, S. 224.
130. Der Brief auf S. 220f. stammt aus den Posey Papers.
131. Der Brief auf S. 224 stammt aus den, Hancock Papers.

532 ANMERKUNGEN

132. Befehl von Keitel, [http://www.lootedart.com/docs/ERR\\_comptete\\_report.pdf](http://www.lootedart.com/docs/ERR_comptete_report.pdf).
133. Aufzeichnungen von Rose Valland, 28. Juli 1944, R32-1, Archives des Musées Nationaux.
134. Aufzeichnungen von Rose Valland, 16. August 1944, R32-1, Archives des Musées Nationaux.
135. Aufzeichnungen von Rose Valland, Februar 1944, R32-1, Archives des Musées Nationaux.
136. Aufzeichnungen von Rose Valland, 20. August 1944, R32-1, Archives des Musées Nationaux.
137. Michel Rayssac, Historail, Januar 2008.
138. Rorimer, Survival, S. 112.
139. Valland, Le Front de l'Art, S. 218.
140. Brief von Rorimer, 23. April 1944, Rorimer Papers.
141. Brief von Rorimer, 22. Oktober 1944, Rorimer Papers.
142. Brief von Rorimer, 6. Juni 1944, Rorimer Papers.
143. Brief von Rose Valland, 21. Oktober 1944, Archives des Musées Nationaux.
144. Manuskript von Rorimer, 28MFAAS-J:3-14, Rorimer Papers, NGA.
145. Posey an Alice, 16. Dezember 1944, Posey Papers.
146. Ebenda.
147. Stout an Margie, 10. Januar 1945, Rolle 1421, Stout Papers.
148. Interview des Autors mit Robert Posey.
149. Die Einzelheiten über den Einzug der Deutschen ins Jeu de Paume sind Vallands Buch Le Front de l'Art, Kapitel 7 entnommen.
150. Ebenda, S. 67.
151. Ebenda, S. 68.
152. Ebenda, S. 59.
153. Die Einzelheiten der Befreiung von Paris stammen aus Vallands Buch Le Front de l'Art, Kapitel 23.
154. Brief von Valland, 27. Oktober 1944, Archives des Musées Nationaux.
155. Das Material in diesem Kapitel stammt aus einem Interview des Autors mit Harry Ettlinger, das 2008 stattfand, sowie aus Ettlinger, «Ein Amerikaner».
156. Hancock, «Experiences of a Monuments Officer in Germany», S. 285.

157. Ebenda.
158. Ebenda.
159. Ebenda.
160. Duberman, *The Worlds of Lincoln Kirstein*, S. 373.
161. Ebenda, S 387.
162. Ebenda.
163. Brief von Rorimer, 27. Juni 1944, Rorimer Papers.
164. Brief von Kirstein an Cairns, 13. Oktober 1944, Karton 13-202, MGZMD, 97. Kirstein Papers, ca. 1944-1991, New York Public Library for the Performing Arts, Jerome Robbins Dance Division, Archives.
165. Hitler, *Mein Kampf*, S. 203.
166. Stout an Margie, undatierter Brief, 30. Januar – 8. Februar 1945, Rolle 1421, Stout Papers.
167. Tagebucheintrag, 29. Januar 1945, Rolle 1378, Stout Papers.
168. Stout an Margie, 6. März 1945, Rolle 1421, Stout Papers.
169. Stout an Margie, 6. April 1945, Rolle 1421, Stout Papers.
170. Stout an Margie, 6. März 1945, Rolle 1421, Stout Papers.
171. Yeide, *Beyond the Dreams of Avarice*, S. 17.
172. Sigmund, *Die Frauen der Nazis*, S. 65.
173. Hobbs, «A Michelangelo in Belgium?»
174. Die Einzelheiten zum Tod von Ronald Balfour stammen aus «Translation of Article in Rheinpost 12 September 1985, Hachmann, *The Sexton, Eyewitness of Major Ronald Balfour's Death*», King's College Archive Centre, Cambridge. *The Papers of Ronald Balfour*, Mise. 5.
175. Brief von Rorimer, 18. Februar 1945, Rorimer Papers.
176. Aus Rorimers Aufzeichnungen, ERR 20, Karton 3-9, Rorimer Papers.
177. Die Angaben zur Verbrennung von Gemälden durch die Nationalsozialisten stammen aus den Aufzeichnungen von Rose Valland und Jaqueline Bouchot-Saupique und beruhen auf dem Augenzeugenbericht von Rose Valland, 20. Juli 1943 und 23. Juli 1943, Archives des Musées Nationaux. Diese Darstellung wurde von einigen Historikern angsszweifelt, etwa von Matila Simon in *The Battle of the Louvre*.
178. Rorimer, *Survival*, S. 114.



534 ANMERKUNGEN

179. Speer, Erinnerungen, S. 582.
180. Ebenda, S. 583.
181. Hancock an Saima, 12. März 1945, Hancock Papers.
182. Ebenda.
183. Stout an Margie, 19. März 1945, Rolle 1421, Stout Papers.
184. Posey an Alice, 18. März 1945, Posey Papers.
185. Kirstein an Groozle, 24. März 1945, Karton 2-25, MGZMD 97, Kirstein Papers. Kirstein verwendete mehrere Kosenamen für die Menschen in seinem engeren Umfeld, die meist eine Variante von «Goosie» darstellten; aus diesem Grund lässt sich nur schwer feststellen, an wen dieser Brief genau adressiert war.
186. «St. Lo to Altaussee», Posey Papers.
187. Kirstein an Groozle, 24. März 1945, Karton 2-25, MGZMD 97, Kirstein Papers.
188. Ebenda.
189. Posey an Dennis, 23. März 1945, Posey Papers.
190. Posey, «Protection of Cultural Monuments During Combat», S. 130.
191. Kirstein, «Arts and Monuments», The Poems of Lincoln Kirstein, S. 264.
192. Kirstein, «Quest for the Golden Lamb», S. 183.
193. Kirstein, «Arts and Monuments», S. 265.
194. Brief von Bunjes, vorgelegt beim Nürnberger Prozess, Nuremberg Trials, Volume 9, 547-549.
195. Kirstein, «Quest for the Golden Lamb», S. 183.
196. Brief von Rorimer, undatiert, Rorimer Papers.
197. Speer, Erinnerungen, S. 458f.
198. Ebenda, S. 459.
199. Ebenda, S. 459f. ,
200. Ebenda, S. 460.
201. Der Brief auf S. 333f. stammt aus den Hancock Papers.
202. Der Brief auf S. 335ff. stammt aus den Stout Papers.
203. Hancock an Saima, 4. April 1945, Hancock Papers.
204. Nicholas, The Rape of Europa, S. 332.
205. Hancock an Saima, 25. November 1945, Hancock Papers.
206. Kirstein, «The Mine at Merkers», Karton 13-206, MGZMD 97, Kirstein Papers.
207. Bradsher, «Nazi Gold: The Merkers Mine Treasure», S. 8.

208. Posey an Alice, 9. April 1945, Posey Papers.
209. Kirstein, «The Mine at Merkers».
210. Kirstein, «Hymn», The Poems of Lincoln Kirstein, S. 274.
211. Stout-Tagebuch, 11. April 1945, Rolle 1378, Stout Papers.
212. Bradshen «Nazi-Gold: The Merkers Mine Treasure», S. 8
213. D'Este, Eisenhower, S. 686.
214. David Eisenhower, Eisenhower at War, S. 763.
215. Bradley, A General's Life, S. 428.
216. D'Este, Eisenhower, S. 720.
217. Ebenda.
218. Kirstein, «The Mine at Merkers».
219. Kirstein an Ma und Goosie, 13. April 1945, Karton 2-24, MGZMD, Kirstein Papers.
220. Tagebuch von Stout, 13. April 1945, Rolle 1378, Stout Papers.
221. Ebenda.
222. Tagebuch von Stout, 15. April 1945, Rolle 1378, Stout Papers.
223. Tagebuch von Stout, 16. April 1945, Rolle 1378, Stout Papers.
224. Ebenda.
225. Tagebuch von Stout, 17. April 1945, Rolle 1378, Stout Papers.
226. Kirstein, «The Mine at Merkers».
227. Stout an Margie, 19. April 1945, Rolle 1421, Stout Papers.
228. Posey an Alice, 20. April 1945, Posey Papers.
229. Fotografie, Posey Papers.
230. Ambrose, Eisenhower, S. 192.
231. Ebenda, S. 391.
232. Hobbs, Dear General, S. 223.
233. Ambrose, Eisenhower, S. 400.
234. Hirshon, General Patton, S. 628.
235. Hancock an Saima, 9. April 1945, Hancock Papers.
236. Hancock an Saima, 12. April 1945, Hancock Papers.
237. Hancock, A Sculptor's Fortunes, S. 157.
238. Ebenda, S. 158.
239. Hancock an Saima, 20. April 1945, Hancock Papers.
240. Hancock an Saima, 15. April 1945, Hancock Papers.
241. Kirstein an Goosie, 20. April 1945, Karton 2-24, MGZMD 97, Kirstein Papers.

242. Ebenda.
243. Kirstein an Miss Marshall, 24. April 1945, Karton 8-90, MGZMD 123, Kirstein Papers.
244. Pöchmüller, Welt-Kunstschätze in Gefahr, S. 57
245. Kubin, Sonderauftrag Linz, S. 100.
246. Pöchmüller, Welt-Kunstschätze in Gefahr, S. 58.
247. Die Einzelheiten der Begebenheiten in Heilbronn stammen aus Rorimer, Survival, S. 135-143.
248. Rorimer, Survival, S. 137.
249. Brief von Rorimer, 25. April 1945, Rorimer Papers.
250. Joachimsthaler, The Last Days of Hitler, S. 105f.
251. Speer, Erinnerungen, S. 478.
252. Wheelock (Hg.), Johannes Vermeer, S. 168.
253. Tagebuch von Stout, 1. Mai 1945, Stout Papers.
254. Pöchmüller, Welt-Kunstschätze in Gefahr, S. 68.
255. Rorimer, Survival, S. 160f.
256. Die Einzelheiten über Hitlers Testament, seine Heirat und seinen Selbstmord stammen aus Joachimsthaler, The Last Days of Hitler, S. 128ff.
257. <http://www.nationalsozialismus.de/dokumente/texte/adolf-hitler-privates-testament-vom-29-04-1945.html>
258. Hitler diktierte am 29. April ein «politisches» und ein «privates» Testament. Am folgenden Tag nahm er sich das Leben. Mindestens drei, wahrscheinlich aber sogar vier Ausfertigungen wurden im Beisein von Zeugen unterzeichnet. Drei Exemplare wurden nach Hitlers Tod durch Kuriere aus der Reichskanzlei gebracht; die erste sollte an Grossadmiral Dönitz gehen (Kurier Zandler), eine zweite (ohne das «Privattestament») an Feldmarschall Schörner (Kurier Johannmayer) und die dritte an das Archiv der NSDAP in München (Kurier Lorenz). Keiner der drei Kuriere erreichte sein Ziel, und die Testamente wurden später in unterschiedlichen Verstecken entdeckt. Die Ausfertigung für Dönitz befindet sich jetzt in den National Archives in College Park, Maryland, die übrigen werden im Imperial War Museum in London aufbewahrt. Möglicherweise trug Bormann die dritte Kopie des «Privattestaments» bei sich, als er am Abend des 1. Mai 1945 den Bunker verliess. Anscheinend wurde eine vierte Ausferti-

gung während der erfolglosen Waffenstillstandsverhandlungen von General Hans Krebs am 1. Mai dem sowjetischen Generalleutnant Wassili Iwanowitsch Tschuikow übergeben. Es ist unwahrscheinlich, dass Hitler die Absicht hegte, eine vierte Kopie den Russen zukommen zu lassen. Dies war höchstwahrscheinlich ein Manöver, das am Abend des 30. April von Goebbels und Bormann eingefädelt wurde. Sofern Hitlers Unterschrift auf der vierten Kopie als Fälschung eingestuft werden kann, wusste er entweder nichts von diesem vierten Exemplar (es waren noch alle Zeugen im Bunker, um ihre Unterschrift zu leisten, und Bormann oder Goebbels könnten dafür gesorgt haben, dass die Sekretärin einen vierten Durchschlag in die Schreibmaschine einspannte) oder die vierte Kopie könnte für Generalfeldmarschall Kesselring bestimmt gewesen sein, der am 29. April in Italien eigenmächtig die Kapitulation gegenüber den Alliierten erklärt hatte, aber dennoch weiter Hitlers Vertrauen genoss. Es gibt jedenfalls keine Hinweise, dass Hitler, als er seinen letzten Willen diktierte, Kesselring sein Vertrauen entzogen hatte. Daher ist es nicht unwahrscheinlich, dass Kesselring der Adressat eines vierten Durchschlags von Hitlers «politischem Testament» gewesen sein könnte.

- 259. Kubin, Sonderauftrag Linz, S. 111.
- 260. Ebenda, S. 111f.
- 261. Ebenda, S. 115.
- 262. Interview mit Robert Posey, 2008.
- 263. Posey an Alice, 18. April 1945, Posey Papers.
- 264. Die Einzelheiten zu den Särgen in Bernterode stammen aus Hancock, *A Sculptor's Fortunes*, S. 159f.
- 265. Ebenda, S. 160.
- 266. Rorimer, *Survival*, S. 181f.
- 267. Davidson, *The Trial of the Germans*, S. 439.
- 268. Rayssac, *L'Exode des Musées*, S. 758ff., 803.
- 269. Die Details der Einnahme von Berchtesgaden stammen aus McManus, «The Last Great Prize», S. 51-56.
- 270. Rorimer, *Survival*, S. 183.
- 271. Ebenda, S. 185.
- 272. Die Angaben zu den Berliner Flaktürmen sind entnommen aus Akinsha und Kozlov, *Beautiful Loot*, S. 52-95.

538 ANMERKUNGEN

273. Bernard Taper, «Investigating Art Looting for the MFAA», in: Simpson (Hg.), *Spoils of War*, S. 137.
274. Posey an Alice, 2. Mai 1945, Posey Papers.
275. Kirstein, «Quest for the Golden Lamb», S. 183.
276. Kirstein an Grooslie, 6. Mai 1945, Karton 2-25, MGZMD 97, Kirstein Papers.
277. Ebenda.
278. Das Material zu diesem Kapitel stammt aus einem Interview mit Harry Ettlinger im Jahr 2008 und aus Ettlinger, «Ein Amerikaner».
279. Hancock, «Experiences of a Monuments Officer in Germany», S. 299.
280. Hancock an Saima, 4. Mai 1945, Hancock Papers.
281. Hancock an Saima, undatierter Brief #151, Hancock Papers.
282. Hancock an Saima, undatierter Brief #150, Hancock Papers.
283. Kirstein, «Quest for the Golden Lamb», S. 184.
284. Die diesem Teil vorangestellten Zitate stammen aus Balfour, «Draft Lecture» 9, Balfour Papers, und Fiola, *The Florentine Galleries and the War*, S. 75.
285. Interview mit S. Laine Faison Jr., mit freundlicher Genehmigung von Actual Films.
286. Pöchmüller, *Welt-Kunstschätze in Gefahr*, S. 57ff.
287. Kirstein, «Quest for the Golden Lamb», S. 184.
288. Ebenda, S. 185.
289. Freiheitskämpfer von Altaussee, Bericht über die Aktion zur Rettung und Sicherstellung der im Salzbergwerk verlagerten Wert- und Kunstgegenstände Europas in den April- und ersten Maitagen des Jahres 1945, Februar 1948, Archiv Linz, Sch 0042-0046, Akte Michel.
290. Kubin, Sonderauftrag Linz, S. 231-238.
291. Plieseis, Brief an den Herausgeber der Zeitschrift *Neuer Mahnruf*, 27. Oktober 1960, Nachlass von Ernst Kubin, Archiv Linz.
292. Kubin, Sonderauftrag Linz, S. 211-225.
293. Michel, *Bergungsmassnahmen und Widerstandsbewegung, Annalen des Naturhistorischen Museums in Wien*, 56. Band, 1948, AuW, NHM, S. 3-6.
294. Riedl-Dorn, *Das Haus der Wunder*, S. 220.
295. Kubin, Sonderauftrag Linz, S. 196.

296. Michel, Bericht über die ereignisreiche und denkwürdige Bewahrung unschätzbbarer Kunstwerke in den Salzbergwerk-Anlagen in Altaussee vor nazistischer Zerstörung durch die Eigruber-Bande, undatiert, Archiv Linz, Sch 0042-0046, Akte Michel.
297. Rolle 1421, Stout Papers.
298. Kirstein an Goosie, 13. Mai 1945, Karton 13-206, MGZMD 97, Kirstein Papers.
299. Kubin, Sonderauftrag Linz, S. 99.
300. Pöchmüller, Welt-Kunstschätze in Gefahr, S. 58.
301. Ebenda, S. 51.
302. Ebenda, S. 68.
303. Sieber, Bericht über die Verlagerung von Gemälden innerhalb des Salzberges, Altaussee, 12. Mai 1945, DÖW 3296a/b.
304. Högler, Bericht über die Verhinderung der von Gauleiter Eigruber geplanten Vernichtung der Kunstschätze im Salzbergwerk Altaussee, Archiv Linz, Sch 0018, Akte Högler, S. 11.
305. Ebenda, S. 12.
306. Pöchmüller, Welt-Kunstschätze in Gefahr, S. 82f.
307. Kubin, Sonderauftrag Linz, S. 128.
308. Ebenda, S. 85.
309. Kirstein, «Quest for the Golden Lamb», S. 184.
310. Ebenda, S. 186.
311. Howe, Salt Mines and Castles, S. 183.
312. Kirstein an Grooslie, 22. Mai 1945, Karton 13-206, MGZMD, Kirstein Papers.
313. Eder, Zusammenfassung der mir bekannten Einlagerungen im Salzbergwerk Altaussee, DÖW 10610, 4.
314. Kirstein, «Quest for the Golden Lamb», S. 190.
315. Stout-Tagebuch, 3. Juli 1945, Stout Papers.
316. Howe, Salt Mines and Castles, S. 159.
317. Ebenda.
318. Ebenda.
319. Nicholas, The Rape of Europa, S. 373.
320. Die Einzelheiten über Harry Ettlinger und Heilbronn stammen aus einem Interview des Autors mit Harry Ettlinger (2008) sowie aus Ettlinger, «Ein Amerikaner».

321. Interview mit Harry Ettlinger, mit freundlicher Genehmigung von Actual Films.
322. Goldensohn, Die Nürnberger Interviews, S. 194.
323. Ebenda, S. 191.
324. Ebenda, S. 190.
325. Bernard Taper, «Investigating Art Looting for the MFAA», in: Simpson (Hg.), Spoils of War, S. 138.
326. Rayssac, L'Exode des Musées, S. 955.
327. Rorimer, Survival, S. 187.
328. Valland an Rorimer, 25. Juni 1957, Rorimer Papers, NGA.,
329. Kubin, Sonderauftrag Linz, S. 189ff.
330. Ebenda, S. 191f.
331. Ebenda, S. 193f.
332. Ebenda, S. 172-189.
333. Michel, Brief an das Unterrichtsministerium, 1947, Archiv Linz, Sch 0042-0046, Akte Michel.
334. Kubin, Sonderauftrag Linz, S. 174.
335. Ebenda, S. 194.
336. Michel, Bergungsmassnahmen und Widerstandsbewegung, Annalen des Naturhistorischen Museums in Wien, 56. Band, AuW, NHM, 3-6.
337. Kubin, Sonderauftrag Linz, S. 195-204.
338. Rayssac, L'Exode des Musées, S. 874.
339. Chamson, «In Memoriam, Jacques Jaujard», S. 152.
340. «A l'Institut: Gaston Palewski fait l'éloge d'un grand défenseur des Beaux-Arts Jacques Jaujard», Le Figaro, 21. November 1968.
341. «Albert Henraux (1881-1953)», S. XXII, Archives des Musées Nationaux.
342. Valland, Le Front de l'Art, S. 221.
343. Notiz von Rose Valland, Februar 1944, R32-1, Archives des Musées Nationaux.
344. Jacques Jaujard, «Acitivités dans la Résistance de Mademoiselle Rose Valland Conservateur des Musées Nationaux», R 32-1, Archives des Musées Nationaux.
345. Rayssac, L'Exode des Musées, S. 850.
346. Ebenda.

347. Kirstein an Goosie, 20. April 1956, Karton 2-24, MGZMD 97, Kirstein Papers.
348. Brief von Kirstein an Stout, 16. März 1947, Stout Papers.
349. Siehe [wikipedia.org/wiki/Kirstein](https://wikipedia.org/wiki/Kirstein).
350. Hancock, A Sculptor's Fortunes, S. vii.
351. «1,000 Pay Tribute at Rorimer Rites», New York Times, 17. Mai 1966.
352. Houghton, «James J. Rorimer», S. 39.
353. Brief an Harvard von Friedavon Schaik, November 1945, Huchthausen Papers, Harvard University.
354. Brief von Marvin Ross, Huchthausen Papers.
355. Hancock an Saima, 25. November 1945, Hancock Papers.
356. Brief an Mr. Kenneth Balfour, 1. Oktober 1954, Balfour Papers.
357. Brief an Mr. und Mrs. Balfour, 17. November 1955, Balfour Papers.
358. Stoner, «Changing Approaches in Art Conservation», S. 41.
359. Cohn, «George Stout's Legacy», S. 8.
360. «George L. Stout, at 80; Expert on Restauration of Works of Art», New York Times, 3. Juli 1978.
361. «Report on Lieutenant George L. Stout, USNR, by Damon M. Gunn», 19. November 1944, Rolle 1420, Stout Papers.
362. Duberman, The Worlds of Lincoln Kirstein, S. 403.
363. Standen, «Report on Germany», S. 213.



## REGISTER

- Aachen, Deutschland 20,  
39, 183-193, 222, 266,  
284, 286 ff, 307, 309,  
327, 333, 335, 338 f.,  
343 f.
- Aachener Dom 39., 184,  
193f., 338 f.
- Abetz, Otto 168, 225
- Agostini, J.A. 126
- Agrigento, Italien 68, 218
- Ägypten 611
- Algerien 61, 66
- Allied Control Commission  
(ACC) 82
- Allied Military Government  
for Occupied Territories  
(AMGOT) 80
- «Alpenfestung» 371, 389,  
413, 415f.
- Altaussee, Österreich 16,  
324, 362, 365-368, 372,  
379, 390, 392 ff, 4011,  
412, 414, 417, 424, 430,  
437 f., 443-450, 452 ff,  
456 ff, 460, 464, 466,  
478, 481-486
- Amblève-Tal 266, 284
- Ambrose, Stephen 118
- American Ballet  
Company 273
- American Commission for  
the Protection and Sal-  
vage of Artistic and His-  
toric Monuments 70
- Anbetung des Lamms* (van  
Eyck) 324
- Antisemitismus 31, 38, 88
- Apokalypse* (Dürer) 350
- Ardennen 214, 223, 241
- Ardennenoffensive 239 f.,  
264, 266, 278 ff, 283 f.,  
291, 318, 327
- Aubervilliers, Frankreich  
230 f.
- Auburn University 21, 89,  
217
- Aubusson, Frankreich 423
- Augustus, Kaiser von Rom  
190, 315, 340
- Auschwitz (Konzentrations-  
lager) 356, 449, 467,  
472, 504
- Bad Aussee, Österreich  
365

- Bad Ischl, Deutschland 367  
f, 394, 401, 438
- Baden, Hilda von 30
- Baden-Baden, Deutschland  
34, 471 f.
- Balanchine, George 273,  
293
- Balfour, Ronald Edmund  
19, 85 f., 89-94, 138 ff.,  
156, 184, 240, 257, 285,  
296, 298 f, 311f., 345,  
442, 455, 497
- Ballet Society (New York  
City Ballet) 21,493
- Barr, Alfred 45, 273
- Bauer, Hans 385
- Bayeux, Teppich von 175,  
177, 201-211
- Beckett, Samuel 120
- Beethoven, Ludwig van  
310, 340
- Behr, Kurt von 225 f, 228 f,  
244 ff, 250 f, 253, 301,  
397, 480
- Benedikt von Nursia (heili-  
ger Benedikt) 75
- Berchtesgaden, Deutsch-  
land 282, 370, 389 f, 394,  
413, 415, 437, 461,466
- Berghof 282, 415 f, 466
- Berlin, Deutschland 37 ff,  
52, 73, 97, 146, 156,  
158f, 171, 176, 191, 221,  
235, 248, 273, 293, 302,  
304 f, 324 f., 330, 332,  
343, 350, 353, 355, 357  
f., 369 ff, 380 f, 388, 390,  
394, 398, 400, 408, 414,  
421,460
- Bernsteinzimmer 474
- Bernterode, Deutschland  
393f, 406, 431
- Bogdanos, Matthew 501
- Bonn, Deutschland 169,  
287 f., 307, 309 ff, 340
- Borchers, Dr. 226
- Bormann, Martin 330, 379,  
394, 400, 402, 450
- Bossuet, Jacques-Bénigne  
203
- Boucher, François 245,  
294
- Bouchot-Saupique,  
Jacqueline 175, 252
- Bradley, Omar 196, 354,  
356, 370 f.
- Braun, Eva 399 f, 472
- Braunfels (Schloss) 351
- Breidenbach, Deutschland  
327
- Breughel, Pieter (der Älte-  
re) 194, 197, 222
- Brown University (Provi-  
dence) 475
- Brügger Madonna* (Michel-  
angelo) 137 ff,

- 151, 156, 285, 296, 298,  
369, 455, 458 f.
- Buchenwald (Konzentrationslager) 373 f.,  
376, 378, 403 f.
- Buchner, Ernst 160
- Bundesverdienstkreuz 489
- Bunjes, Hermann 227 f.,  
244, 246 f., 250 f., 323,  
412, 479 f.
- Bunjes, Hildegard 323
- Büsbach, Deutschland  
191, 433
- Butler, Frederick 77 f.
- Buxheim, Deutschland  
303, 406, 409 f., 417
- Cabaret* (Film) 273
- Campin, Robert 496  
*Verkündigung* 496
- Canby, Oberstleutnant 382  
f.
- Canterbury, Kathedrale  
von 46
- Carentan, Frankreich 111,  
113
- Carinhall (bei Berlin),  
Deutschland 282, 293  
ff., 299, 324, 413
- Casablanca, Marokko 66
- Cassino, Italien 78, 95
- Chartres, Kathedrale von  
145f., 154, 188, 192
- Château de Sourches 167
- Choltitz, Dietrich von 176,  
381
- Christus und die Ehebrecherin* (Vermeer) 294,  
477
- Christus-König-Kirche  
(Kleve) 296, 299
- Churchill, Winston 66, 96,  
155f., 358, 369, 457
- Civil Affairs 63f» 80ff., 88,  
92, 95, 106, 108f., 163,  
275, 351 f., 464, 501
- Clark, Kenneth 57
- Cloisters (New York  
City) 21, 88, 108 f., 180,  
183, 494, 496
- Cocq, Frans Banning 150  
Commission de Récupération Artistique (Kommission zur Wiederbeschaffung von Kunstwerken) 205, 233
- Compiègne, Frankreich  
159
- Comptoir National d'Es-compte (Paris) 141
- Constable, WG. 57 f.
- Courtney, Richard 327 f.
- Cranach, Lucas (der Ältere) 294, 339, 350, 423,  
433

- Crisp, Clement 493  
 Cummings, E.E. 273  
 Cwiakala, Casimir 262  
 Cyrenaika, Lybien 62 ff.  
 Czartoryski-Sammlung  
 107f, 474
- Dachau (Konzentrationslager) 36, 378, 415, 467  
*Dame mit dem Hermelin*  
 (da Vinci) 107, 412  
 Dampierre, Frankreich 203  
*Das Floss der Medusa*  
 (Géricault) 167  
*Das Goldene Zeitalter*  
 (Ingres) 157  
 David-Weill (Sammlung)  
 72, 204, 245, 409, 419  
 D-Day (6. Juni 1944) 102-  
 117, 286  
*Der Astronom* (Vermeer)  
 150, 302, 330, 391 f.,  
 456  
*Der Maler in seinem Atelier*  
 (Vermeer) 457  
 Deutsch-Französischer  
 Krieg 213  
 DeWald, Ernest 78 f.  
 Dietlas-Schacht 360  
 Dixon-Spain, John  
 Edward 84, 289, 291  
 Driant (Feste) 213
- Dünkirchen, Frankreich 157  
 Dürer, Albrecht 314, 350,  
 358, 388  
*Apokalypse* 350
- Eaker, Ira 77  
 Ecole des Beaux-Arts  
 (Paris) 243  
 Ecole du Louvre (Paris)  
 243  
 Eddy, Manton 354  
 Eder, Max 456  
 Edouard-Vaillant-Brücke  
 (Paris) 236  
 Eiffelturm (Paris) 141, 321  
 Eigruher, August 369, 372,  
 379 ff., 394, 399, 401 f,  
 413 f, 444-448, 450 ff,  
 478  
 Einsatzstab Reichsleiter  
 Rosenberg (ERR) 59,  
 72, 79, 173, 225, 247,  
 410, 462, 476  
 Eisenhower, Dwight D.  
 «Ike» 76, 95 f, 115, 128,  
 154, 196, 201 f, 352, 354  
 ff, 358, 369 ff, 412, 416,  
 470, 476, 499 f.  
 Eisenhower, Mamie  
 Geneva 371  
 El Escorial, Spanien 55  
 «entartete» Kunst 40,  
 302, 381, 443  
 Eremitage, russisches

- Staatsmuseum (St. Petersburg) 47
- Erinnerungen*  
(Speer) 478  
ERR *siehe* Einsatzstab
- Reichsleiter Rosenberg
- Erster Weltkrieg 17, 22, 27,31,33, 53, 57,65, 82, 85, 87, 123, 142, 159, 169,213,216, 281,407f» 446, 449, 475
- Esplanade des Invalides (Paris) 164
- Ettlinger, Gebrüder 29ff., 35
- Ettlinger, Harry 19, 34, 36f., 53, 261 ff., 265, 328, 428 ff., 465 ff., 470 f., 473, 503 ff.
- Ettlinger, Max 30, 33
- Ettlinger, Suse  
Oppenheimer 33
- Ewing, Edward 280ff.
- Eyck, Jan van 153-160, 282, 297, 324, 455
- Anbetung des Lamms*  
(*Genter Altar*) 324
- Faison, S. Lane, Jr. 16, 44
- Fasola, Cesare 442
- Finley, David 44f.
- Flakturm am Berliner Zoo  
(Berlin) 353,422
- Flakturm in Friedrichshain  
(Berlin) 353, 421 f.
- Florenz, Italien 37 ff., 47, 381
- Foch, Ferdinand 159
- Fogg Art Museum  
(Boston) 45, 53, 56, 109, 501
- Ford, Dale V. 468,505
- Fort Belvoir  
(Virginia) 274
- Fort Wheeler  
(Georgia) 108
- Frank, Hans 411,474, 478
- Französische  
Ehrenlegion 470,486, 489, 492
- Französischer Widerstand  
*siehe* Résistance
- Freiheitsmedaille des  
Präsidenten (US) 489, 493
- Frick Collection (New York City) 45,501
- Friedrich der Grosse, König  
von Preussen 393, 408, 435
- Friedrich II von Baden 30
- Friedrich Wilhelm I von  
Preussen 408
- Friedrich, Caspar  
David 349
- Führermuseum (Linz) 16, 40 ff., 79, 160, 398
- Gaiswinkler,  
Albrecht 446 f.

- Galerie nationale du Jeu de  
 Paume *siehe* Jeu de  
 Paume (Paris)
- Gardner Museum (Boston)  
 498, 501
- Geneen, Monsieur 223,  
 309
- Genter Altar* (van Eyck)  
 156 ff., 160, 172f, 262,  
 297,324, 368, 391,455,  
 459, 470, 491 f.
- Géricault, Théodore 167  
*Floss der Medusa* 167
- Gettens, John 26, 54,  
 498
- Giesler, Hermann 41  
 Givet, Belgien 261, 263f.
- Glinz, Johann 401 f, 451
- Goebbels, Joseph 158, 170  
 ff., 400
- Göring, Carin 295
- Göring, Fritz 416
- Göring, Hermann 11, 41,  
 60, 72, 172f, 176, 227,  
 248-253, 282, 283-295,  
 297, 301 f., 322 ff, 326,  
 389 f, 412f., 416, 423,  
 461, 476 f, 479
- Goyen, Jan van 294
- Grand Palais (Paris) 161
- Gustav-Linie 75
- Haager Landkriegsordnung  
 169, 322
- Hamilton, Oberleutnant  
 163, 329
- Hammett, Ralph 85f, 121,  
 123, 226
- Hammond, Mason 67 ff, 82
- Hancock, Saima Natti 19,  
 142
- Hancock, Walker 19, 86-  
 89, 140-149, 151 f, 183-  
 198, 222 ff., 240, 257,  
 266-272, 284, 286f, 289  
 f, 307-312, 332 ff, 338-  
 342, 345, 362, 373-376,  
 383, 393 f, 406 ff, 431-  
 435, 465, 494, 496
- Hannibal 218
- Harald II, König von  
 England 175
- Hartt, Frederick 15
- Harvard Society for Con-  
 temporary Art 45, 56,  
 273
- Harvard University  
 (Cambridge) 53
- Haus der Deutschen Kunst  
 (München) 40, 475
- Heilbronn, Deutschland  
 303, 383-387, 395, 464-  
 469, 473, 504f.
- Heiliger Rock (Trierer Dom)  
 317

- Heinrich VIII, König von England 298
- Heintges, John A. 415
- Henraux, Albert 172, 205, 209, 232 f., 487
- Hertziana-Bibliothek (Rom) 488
- Himmler, Heinrich 40, 173, 474
- Hindenburg, Paul von 408, 434 f.
- Hitlerjugend 189, 380, 437
- Hodges, Courtney 432
- Hofer, Walter Andreas 250, 253, 293 f, 301, 389 f.
- Hoffman, Heinrich 465
- Högler, Otto 394 f, 401,414, 445, 451 ff., 481 f.
- Holbein, Hans 358
- Hotel de Ville (Saint-Lô) 119
- Hotel Kronprinz (Heilbronn) 467, 471
- Hound and Horn* (Zeitschrift) 273, 276
- Hours, Magdeleine 490
- Howe, Thomas Carr, Jr. 455, 457 f» 482
- Howie, Tom 119
- Huchthausen, Walter «Hutch» 19, 272, 286, 312, 342 f, 446, 497
- Hummel, Helmut von 379, 394, 402, 450
- Hungen, Deutschland 351
- Hürtgenwald 212
- I Am a Camera* (Isherwood) 273
- Imperial War Museum (London) 475
- Invalidentom (Paris) 490
- Irakisches Nationalmuseum (Bagdad) 501
- Isabella Stewart Gardner Museum (Boston) 498, 501
- Isherwood, Christopher 273
- I Am a Camera* 273
- Jardin des Tuileries (Paris) 164, 203, 254
- Jardin du Luxembourg (Paris) 161
- Jaujard, Jacques 173
- Jeu de Paume (Paris) 23, 178f» 205 ff., 210, 225 f, 228, 230, 233, 236, 243 ff, 249-252, 254 f, 295, 301 ff, 326, 396 f, 412, 468, 479, 488 f, 491
- Jom Kippur 504
- Junge, Traudl 399

- Kaiser-Friedrich Museum  
(Berlin) 355
- Kaltenbrunner, Ernst 414,  
438, 446, 452 f., 477
- Kann (Sammlung) 72, 204
- Karl der Grosse 39, 184,  
190, 193, 215, 340
- Karl III. Wilhelm, Markgraf  
von Baden Durlach 29f,  
32
- Karlsruhe, Deutschland 17,  
29-36, 53, 261, 429, 466,  
472, 505
- Kastner-Kirkdorf, Gustav  
416
- Katharinenpalast (St. Pe-  
tersburg) 475
- Keck, Sheldon 272, 277,  
343 f.
- Keitel, Wilhelm 52
- Keller, Deane 15
- Kemenate (Schloss Neu-  
schwanstein) 419
- Kempten, Deutschland 395
- Kieselbach, Deutschland  
346
- Kippenberger, Howard 77
- Kirstein, Lincoln 20, 272-  
282, 286, 314, 316-321,  
323-326, 346-351, 355,  
357, 359 ff., 371, 376 f.,  
404, 412, 423 ff., 427,  
437 ff, 445 ff, 449 f,  
454 ff, 479, 493 f, 500
- Klein, Martha 409 f, 417
- Kleve, Anna von 298
- Kleve, Deutschland 296,  
298f, 311, 497f.
- Kochendorf (Bad Fried-  
richshall), Deutschland  
468, 504
- Kocher (Fluss) 396
- Köln, Deutschland 287,  
290, 307 ff, 340 f, 409
- Kölner Dom 341
- Konferenz von Jalta 358,  
457
- Konzentrationslager 36,  
374, 376, 404, 414, 478,  
505
- Auschwitz 356, 449, 467,  
472, 504
- Buchenwald 373 f, 376,  
378, 403 f.
- Dachau 36, 378, 415, 467
- Mauthausen-Gusen 380,  
478
- Kornelimünster, Deutsch-  
land 191
- Kovalyak, Stephen 432-  
435, 457 f.
- «Kristallnacht» 35
- Kubin, Ernst 449
- Kuhn, Charles 461
- Kümmel, Otto 158
- Kümmel-Bericht 158



- Kunsthistorisches Institut  
(Paris) 251
- Kunstschutz 56, 136, 169,  
173, 227, 244, 251, 287,  
309, 377, 439
- Kunstzug 210, 230ff., 236  
ff., 242, 255, 489
- Kurfürst (Luftschutzbunker)  
294
- La Gleize, Belgien 222 f.,  
266 f., 270 f., 309
- LaFarge, Bancel 85 f., 105,  
121, 126, 129
- La-Haye-du-Puits, Frank-  
reich 113
- Lancaster, Burt 489
- Landschaft mit dem barm-  
herzigen Samariter*  
(Rembrandt) 412
- Laval, Pierre 154, 160
- Lawrence, Thomas  
Edward (Lawrence von  
Arabien) 65
- Le Bourget, Frankreich 231
- Le Figaro* (Zeitung) 162,  
255
- Le Front de L'Art* (Valland)  
489
- Leclerc de Hauteclouque,  
Philippe 231, 233, 254 f.
- Lee, Sherman 496
- Leningrader Blockade 44
- Leonard, Stewart 145, 477
- Leopold-Orden 492
- Leptis Magna,
- Lybien 62-68
- Lesley, Everett «Bill» 144,  
147, 266, 285, 290, 345
- Libyen 61,65
- Lichtenfels (Schloss) 397
- Liebfrauenkirche (Brügge)  
134
- Life* (Zeitschrift) 275
- Linz, Österreich 38 ff., 160,  
330, 368, 370, 379, 398  
f., 401, 443, 450
- Liri-Tal, Italien 75
- Lohse, Bruno 226 ff., 246,  
251, 253, 300 f., 479 f.,  
489
- Lothar II, König von Lotha-  
ringien 190
- Louvre (Paris) 23, 47, 59,  
73, 161-179, 180, 201-  
205, 210, 232, 234, 236,  
243f., 252, 254, 300,  
487, 490
- Lucius Septimius Severus  
61 ff.
- Ludendorff-Brücke *siehe*  
Remagen
- Ludwig II, König von  
Bayern 303, 417
- Luftschlacht um England  
249

- Lunéville, Deutschland 382  
 Lüttich, Belgien 240, 267,  
 328
- MacLeish, Archibald 273 f.  
 Macmillan-Kommission 83  
*Mädchen mit dem Perlohr-  
 ring* (Verheer) 392
- Madonna von La Gleize  
 222 ff.
- Malraux, André 486
- Manod, Wales 44, 46, 289
- Marburger Universität 465
- Marshall, George C. 144
- Mauterndorf (Schloss) 294,  
 412
- Mauthausen-Gusen  
 (Konzentrationslager)  
 380, 478
- Maxse, F.H.J. 70
- Mayerhoffer, Eberhard 445,  
 450, 483
- McDonnell, A.J.L. 208, 461
- Meegeren, Han van 477  
*Mein Kampf* (Hitler) 444
- Memling, Hans 293, 297
- Menzengraben-Schacht  
 357
- Merkers, Deutschland 346,  
 349, 351 ff., 357-362,  
 371, 376, 376, 382, 407,  
 421 f.
- Mérode-Triptychon *siehe*  
*Verkündigung* (Campin)
- Methuen, Lord Paul 85,  
 126
- Metropolitan Museum of Art  
 (New York City) 45, 49,  
 55, 71, 88, 104, 108f.,  
 115, 161, 177, 275, 494  
 f., 501
- Metz, Frankreich 31, 184,  
 212ff, 279ff., 284, 286 ff.,  
 317, 340
- MFAA *siehe* Monuments,  
 Fine Arts, and Archives
- Michel, Hermann 447, 485
- Michelangelo 47, 134-139,  
 285, 288 f, 297 f., 369,  
 456
- Brügger Madonna* 137 ff.,  
 151, 156, 285, 296, 298,  
 369, 455, 458f.
- Mona Lisa* (da Vinci) 158,  
 167, 174
- Monet, Claude 236, 480
- Mont Saint-Michel 120,  
 128ff, 154, 161
- Monte Cassino 74-80, 82
- Montgomery, Bernard 183,  
 212

- Monuments Men Foundation for the Preservation of Art 503
- Monuments, Fine Arts, and Archives (MFAA) 80-94, 180, 275, 500
- Moore, Lamont 272, 277, 457
- Mosel (Fluss) 213, 286, 314, 325, 424
- Mouscron (Kaufleute) 297
- München, Deutschland 40, 72, 366, 368, 371, 387, 409 f, 415, 425, 428, 430, 458 f., 461, 464f., 475, 480, 485
- Museo del Prado (Madrid) 55, 166
- Museum of Fine Arts, Boston 44, 57
- Museum of Modern Art (New York City) 45, 273, 501
- Museum von Kyrene 62  
Mussolini, Benito 37, 62
- Nancy, Frankreich 214f., 279, 317
- National Archives (College Park, Maryland) 475
- National Gallery (Washington, D.C.) 44 f., 49, 57, 272, 275, 501
- National Humanities Medal 503
- National Museum der US-Armee (Fort Belvoir, Virginia) 475
- Nationalgalerie (London) 46, 353
- Nationalsozialistische Kraftfahrerkorps (NSKK) 484
- Naturhistorisches Museum (Wien) 447 f., 485 f.
- Neapel, Italien 74, 82
- Neckar (Fluss) 383, 385 f., 467
- Nero-Befehl 330f., 369, 380, 402, 422, 444, 450, 478
- Neuhaus, Deutschland 411
- Neuschwanstein (Schloss) 419f.
- New York City Ballet 273, 493
- New York City, USA 35, 43, 45, 47, 68, 121, 141, 143, 164, 194, 218, 272 f, 278, 285, 493 f.
- New Yorker* (Zeitschrift) 278
- Nike von Samothrake* 166
- Normandie, Frankreich 96, 102, 105 ff., 110, 113,

- 118, 120f., 125, 127,  
129 f., 134, 144, 153,  
176f, 183 f., 220, 226,  
263, 275, 285, 308,  
315, 318, 327, 384,  
460, 502
- Nürnberg, Deutschland  
31, 107, 371, 388, 425,  
477
- Nürnberger Interviews 476
- Nürnberger Prozesse 429,  
476
- O'Daniel, John «Iron  
Mike» 415
- Ohrdruf (Arbeitslager)  
356, 370 f.
- Operation Overlord 96
- Oppenheimer, Grossvater  
36, 471, 505
- Österreichischer National-  
rat 474
- Österreichischer Wider-  
stand 438, 446, 457
- Palais de Justice (Rouen,  
Frankreich) 140
- Palermo, Italien 69f.
- Pantin, Frankreich 232,  
236
- Paris, Frankreich 43f., 47,  
52, 60, 72, 88, 131,  
134, 140ff., 147, 150,  
154, 161-164, 168, 172,  
176 ff, 180, 196, 201,  
203-206, 208, 210, 225-  
228, 230-233, 235, 237,  
240, 242 f, 246, 249, 251  
f, 253 f, 256 f, 276, 287 f,  
293, 295, 298 ff, 309, 321  
ff, 325, 328 f., 381, 384,  
395, 417 ff, 426, 449,  
462, 468, 479 f, 487 f,  
294
- Parkhurst, Charles 430
- Patton, George S. 70, 120f»  
129, 153f, 156, 163, 184,  
212f» 218, 277, 286, 314,  
346, 352-358, 371,430,  
492
- Patuxent River Naval Air  
Station 57
- Pau, Frankreich 157, 160,  
172
- Paulus im Gefängnis*  
(Rembrandt) 386
- Pearl Harbor, Angriff auf  
(7. Dezember, 1941) 43f.
- Pearson, Ralph E. 439,  
445, 447 f.
- Pennsylvania Academy of  
Fine Arts (Philadelphia)  
87, 494
- Pennsylvania War Memorial  
(Philadelphia) 494
- Perera, Major 350
- Pergamonaltar 421
- Philippstal (Schacht) 357
- Pissarro, Camille 480

- Place de la Concorde  
(Paris) 163
- Plieseis, Sepp 446
- Pöchmüller, Emmerich 379  
ff., 394 f., 401 f., 414, 450  
ff., 480-486
- Pointe du Hoc, Frankreich  
103
- Polen 107, 158, 293, 324,  
388, 411 f., 474, 478
- Polo, Marco 366
- Porter, Arthur  
Kingsley 322
- Porträt eines jungen Man-  
nes* (Raphael) 412, 474
- Posey, Alice 21, 154, 156,  
215, 217, 219, 239, 314,  
351, 362, 404, 424
- Posey, Carnot 216
- Posey, Dennis «Woogie»  
21, 155, 216, 219 f., 317  
f., 321
- Posey, Frances 215
- Posey, Hezekiah 216
- Posey, John Wesley 216
- Posey, Joseph  
Harrison 216
- Posey, Robert 21,85, 89,  
121, 123, 129, 153ff.,  
160f., 214ff., 218ff., 222,  
239 ff., 257, 277-280,  
286, 290, 312, 314, 316-  
326, 346, 348 ff., 371,  
376, 402 ff., 412, 423 f.,  
427, 437-440, 447, 449,  
454, 457 479, 491 ff.,  
500
- Posse, Hans 42
- Pötschenpass 365
- Prado Museum (Madrid)  
55, 166
- Priamos, Schatz des 421
- Protection of Monuments*  
(Flugschrift) 50
- Punischer Krieg 218
- Ransbach Schacht 357 f.,  
360
- Raphael 107, 288, 474,  
478
- Porträt eines jungen Man-  
nes* 412, 474
- Raudaschl, Alois 414, 452
- Rave, Paul Ortwin 353 f.,  
357 f., 422
- Reagan, Ronald 493
- Reichskanzlei (Berlin) 160,  
176, 330, 388, 398
- Remagen, Brücke in 304
- Rembrandt 34, 36, 47, 107,  
150, 152, 245, 288, 339,  
386, 410, 412, 467, 472,  
496, 505

- Landschaft mit dem barmherzigen Samariter* 412
- Paulus im Gefängnis* 386
- Renoir, Pierre-Auguste  
232, 245, 339, 480
- Rescuing Da Vinci* (Edsel)  
17
- Résistance 135, 161, 172,  
175f, 205, 210, 226,  
231, 237, 253, 487
- Rhymes of a PFC* (Kirstein)  
493
- Riemenschneider-Altar 396
- Rijksmuseum (Amsterdam)  
46, 149
- Roberts, Owen 71,82 ff.
- Roberts-Kommission 71,  
82 ff., 126, 162, 275,  
277, 468
- Rockefeller, John D., Jr.  
109, 180
- Rogers, Pleas B. 141, 202,  
204, 329
- Rommel, Erwin 62
- Roosevelt, Eleanor 261
- Roosevelt, Franklin D. 56,  
66, 84, 144, 273, 357 f.,  
405, 411, 457, 500
- Rorimer, James 21,85, 88f,  
101, 104-116, 119-131,  
141, 160-180, 201-211,  
232-238, 240, 242, 251 f,  
256 ff., 275 f., 299-303,  
328 f., 382-387, 395 ff.,  
409 f., 417 ff., 424, 430,  
437, 458, 461,464-470,  
479 f., 488, 494 ff.
- Rosemann, Dr. 136,151
- Rosenberg, Alfred 41,52,  
60, 72, 79, 173, 204,  
225, 247, 250, 300, 302,  
322, 351,410, 462, 476 f.
- Ross, Marvin 86
- Rote Armee 61,290, 293 f.,  
369, 388,411, 421
- Rotes Kreuz 30, 128, 130,  
135, 137, 229, 327, 409,  
417
- Rothschild (Sammlung) 52,  
72, 419, 455
- Rot-Weiss-Rot-Buch* («Wiener Maskerade») 446
- Ruisdael, Jacob van 294
- Russell, John 501
- Saar (Fluss) 314f.
- Sachs, Paul 45-49, 53, 67  
f., 70 f, 82 f., 85, 89 f.,  
109
- Sacrifice* (Hancock) 86, 142
- Sainte-Croix (Kirche, Saint-Lô) 118f.

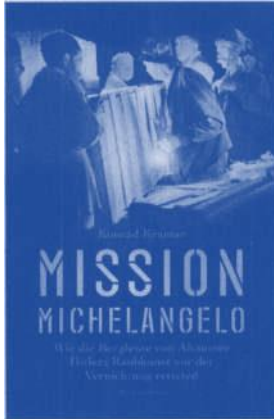
- Saint-Lô, Frankreich 118  
ff., 124f., 129, 316, 384
- Saint-Malo, Kirche von  
(Valognes) 112
- Saint-Sauveur-le-Vicomte,  
Abtei von 114, 116
- Salerno, Italien 71,74
- Salt Mines and Castles*  
(Howe) 482
- Salzbergwerke 324, 361,  
367, 379, 382, 384 f.,  
387, 391,394,417, 424,  
430, 444, 453, 478, 481
- Sammelstelle in München  
458, 491
- Sammelstelle in Wiesba-  
den 470
- Sarrebouurg, Deutschland  
382
- Sawyer, Charles 45
- Schaik, Frieda van 497
- Schawe, Dr. 353, 358
- Schlacht am Hürtgenwald  
212
- Schlacht der Ausbuchtung  
(Battle of the Bulge) 240
- Schlacht von El Alamein  
61
- Schlacht von Hastings 175
- Schloss des Comte de  
Germigny 114, 116
- School of American Ballet  
(New York City) 273
- Schorfheide 293
- Seiberl, Herbert 395, 482
- Septimius Severus, Lucius  
61 ff.
- Shiman Manufacturing 263
- Shoemaker, James 57
- Shrivenham, England 80f.,  
85, 88, 108, 121', 138,  
275, 285 f., 462
- Sieber, Karl 390 ff., 402,  
452, 456 f., 482, 484
- Siegen, Deutschland 193,  
282, 288, 313, 332, 338  
f., 351,383, 406 f.
- «Siegessfahräder» 261
- «Siegessäden» 261
- Siegfried-Linie 183, 186,  
286
- Signal Corps 274
- Simeonstrasse (Trier) 316
- Sizilien-Feldzug 66
- Skidmore, Owings & Merrill  
492
- Skilton, John 106, 277,  
418, 462
- Smyth, Craig Hugh 124,  
499
- Sorbonne (Paris) 243
- Sowjetische Besatzungs-  
zone 358, 457
- Sowjetunion 43, 61, 422,  
449

- Speer, Albert 37, 41, 304,  
 330 ff., 379 f., 389, 450,  
 478  
 St. Heribert (Deutz) 340  
 St. Maria im Kapitol  
 (Köln) 341  
 St. Mihiel, Frankreich 216  
 St. Paulinus (Trier) 317  
 St. Pietersberg Depot (bei  
 Maastricht) 151  
 St.-Bavo-Kathedrale (Gent)  
 156  
 Stalin, Joseph 44, 66, 358  
 f., 421, 457  
 Standen, Edith 500  
*Stars and Stripes* (Solda-  
 tenzeitung) 117, 352,  
 395  
 Ste. Madeleine Kapelle  
 (Ste-Enimie) 104  
 Steare, Robert 386  
 Steinberg-Mine 366  
 Stone Mountain (bei Atlan-  
 ta) 494  
 Stout, George 22-26, 46,  
 49 ff., 53-59, 65, 67, 70  
 f., 80-94, 97, 109, 123-  
 132, 138, 145, 147-151,  
 183, 191, 193-198, 224,  
 240, 257, 272, 277, 280-  
 292, 307-312, 332 f, 335,  
 338-341, 351-361, 383,  
 393, 406 ff., 431-436,  
 449, 456-459, 482, 493,  
 498 ff.  
 Stout, Margie 117  
 Stout, Tom 124  
 Strassburger Kathedrale  
 386, 470  
 Sudetenland 33  
 Suermondt-Museum  
 (Aachen) 192f., 286 f.  
*Survival* (Rorimer) 495  
 Synagoge an der Kronen-  
 strasse (Karlsruhe) 32,  
 34, 36  
 Taper, Bernard 146, 423  
 Tate Gallery (London) 46  
 Tate, Alan 273  
 Taylor, Francis Henry 45,  
 50, 58, 67, 162, 462, 495  
 Taylor, George A. 102  
*Technical Issues* (Zeit-  
 schrift) 49  
 Thüringen, Deutschland  
 406  
 Timbuktu 366  
 Todd, O.K. 202  
 Toledo Museum of Art 44,  
 501  
 Torgau, Deutschland 423  
*Town and Country* (Zeit-  
 schrift) 445  
 Trier, Deutschland 314-322,  
 412  
 Trierer Dom 317



- Tripolis, Libyen 61  
 Trophäenbrigade 359,  
 421 f.  
 Truman, Harry 457  
  
 Uffizien (Florenz) 37, 39,  
 442  
 Unterstein, Deutschland  
 389, 413, 423  
 US Library of Congress  
 475  
  
 Valentiner, William 45  
 Valentini, Isadore 416  
 Valland, Rose 23, 177 ff.,  
 205, 207-210, 225-238,  
 242-257, 299-303, 328 f.,  
 362, 396, 409, 412, 417  
 ff., 497 f., 487-491  
 Valognes, Frankreich 113  
 Vasari, Giorgio 297  
 Veit-Stoss-Altar 107  
 Veldenstein (Schloss) 294,  
 324, 389  
 Verdun, Frankreich 216,  
 283 f., 351  
*Verkündigung* (Campin)  
 496  
 Vermeer, Jan 150, 245,  
 288, 294, 302, 330, 391  
 f., 455, 477  
*Christus und die Ehebre-  
 cherin* 294, 477  
  
*Der Astronom* 150, 302,  
 330, 392, 456  
*Der Maler in seinem Atelier*  
 457  
*Mädchen mit dem Perlen-  
 ohrring* 392  
 Versailler Vertrag 159 f.  
 Versailles (Schloss) 201  
 f., 321  
 Verviers, Belgien 147, 183,  
 195  
 Vinci, Leonardo da 107,  
 412  
*Dame mit dem Hermelin*  
 107, 412  
*Mona Lisa* 158, 167, 174  
 Vlissingen,  
 Niederlande 298  
  
 Waimes, Frankreich 240  
 Walker, John 45  
 Wallenberg Foundation  
 504 f.  
 Wallenberg, Raoul 503 f.  
 Walters Gallery (Baltimore)  
 45  
 War Art Project 274 f.  
 Ward-Perkins, John Bryan  
 64 ff., 68  
 Warner, Langdon 199  
 Webb, Geoffrey 85 ff., 109,  
 351 ff.  
 Wegener, Corine 501  
 Weimar, Deutschland 360,  
 373, 404f., 432

- Welt-Kunstschätze in Gefahr* (Pöchmüller) 484
- Weyden, Rogier van der  
293, 423
- Weyland, Otto 354
- Wheeler, Eric Mortimer  
61, 66, 68, 108
- Whistler's Mother*  
(Whistler) 246  
Wiener Kunstakademie  
38, 40
- Wildenstein (Sammlung)  
72, 204, 245
- Wilhelm der Eroberer 119,  
154, 175
- Wolff-Metternich, Franz von  
169, 173, 225, 227, 244,  
251, 287, 309, 311 f.,  
488
- Woolley, Charles Leonard  
64 f., 68, 90 f., 96, 109
- Worcester Art  
Museum 498, 501
- Worms, Deutschland 382,  
428, 461
- Zug, Der* (Film) 489



**Konrad Kramar**

## **Mission Michelangelo**

Wie die Bergleute von  
Altaussee Hitlers Raubkunst  
vor der Vernichtung retteten

### **Der grösste Kunstgeschichte-Thriller des Zweiten Weltkriegs.**

Die Alliierten hatten gewonnen, Hitler war tot, doch sein fanatischer Gauleiter war entschlossen, den grössten Kunstschatz, der in Europa je zusammengetragen worden war, zu vernichten. Tonnen von Sprengstoff hatte er in die Stollen des Bergwerks Altaussee schaffen lassen, wo die für das geplante «Führermuseum» geraubte Kunst seit 1943 gehortet wurde. Nun drohten Werke von Michelangelo, Rembrandt, Rubens, Vermeer, Leonardo da Vinci für immer zerstört zu werden. Gerettet wurden sie durch den Einsatz einer Handvoll Männer aus dem Salzkammergut – und einiger Komplizen.

«Mission Michelangelo» erzählt ihre Geschichte und bringt Licht in eine der geheimnisvollsten Episoden der letzten Kriegstage.

184 Seiten mit zahlreichen Abbildungen  
Hardcover mit Schutzumschlag  
ISBN 978 3 7017 3315 6

**residenzverlag.at**